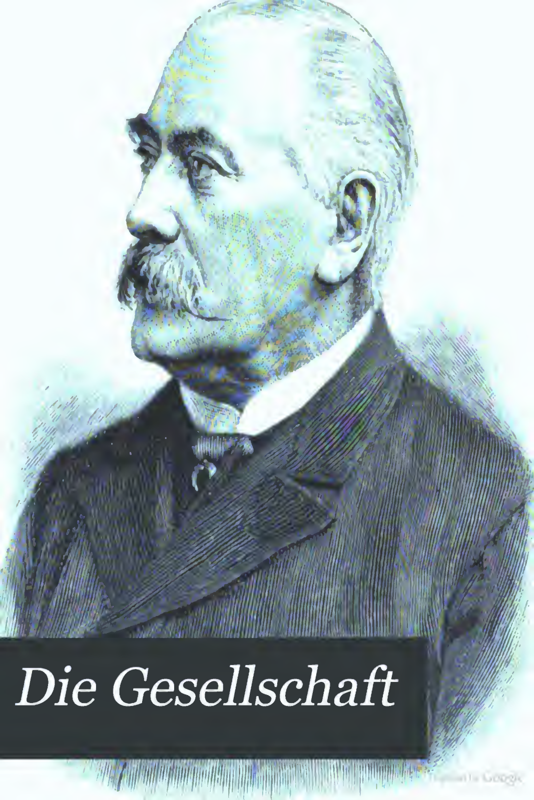

Die Gesellschaft







Monatsschrift

für

Litteratur und Kunst.

Begründet von Dr. M. G. Conrad.

Herausgegeben von

M. G. Conrad und **Karl Bleibtreu.**

Jahrgang 1890. Drittes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. R. Hofbuchhändler.



Inhaltsverzeichnis.

Inhaltsverzeichnis.

Bildnisse:





H Brugsch





Pfingst-Wunder.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Fantasio, mein Hausgeist, erzählt seiner Pumpanella im feierlichsten Bibelton:

... Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, saßen sie alle einmütig beieinander, so da genannt sind „Die Ungespundeten", in einem großen Bierkeller auf der Waldhöhe des rechten Isarufers. Die uralten Kastanien standen wieder in junger Blüte und hüllten den Keller in grünen, wohligen Schatten. Die frommen Männer, aus allerlei gelehrtem Stand, von guter, ungespundeter Gesinnung allesamt, nippten nicht mehr an der ersten Maß, obwohl es noch nicht spät am Tage war.

Plötzlich verdunkelt sich der Himmel, und es geschah schnell ein Brausen als eines gewaltigen Windes und erfüllte den Garten, da sie saßen, und schüttelte die Kronen der Bäume mit dem mächtigen Geäst, daß die weißen Blüten rieselten auf die Tische und den Erdboden. Und ein Blitzen und Donnern hob an und ein immer grelleres Leuchten, und man sah an ihnen Flammen gleich Zungen verteilet auf den Köpfen, als wären sie feurig.

Und von den Straßen her und den Plätzen und den Feldwegen strömte allerlei Volk herein, Schutz zu suchen und Unterkunft, denn der Regen drang nicht durch das grüne Kastaniendach und die leichten Anbauten, die gleich Arkaden den Bierkeller umschlossen.

Es war ein großes Getümmel. Unter den neuen Scharen waren auch solche, die kein sonntäglich Kleid anhatten und nichts vom Tage der Pfingsten halten mochten, dem lieblichen Feste, denn ihr Kopf war schwer von Arbeit

und ihr Gemüt dumpf von Sorge und ihre Glieder hatten nichts von leichtem, lustigem Gehaben, denn sie hatten gefrohndet die ganze Woche im sauren Dienste des allmächtigen Kapitals, und der Versuch, durch Ausstand ihr Los zu verbessern, war vergeblich gewesen.

Aber als das Wetter mit seinen Blitzen und Donnerschlägen verbraust war und die schäumenden Maßkrüge auf den Tischen standen, da kam frischer Mut in die Seelen, und weß' Volksstammes sie auch waren, sie fühlten sich voll des einigen deutschen Geistes und etliche fingen an gar laut zu reden und zu zeugen, je nachdem die Empfindung ihnen gab auszusprechen. Einer entzündete sich am andern und jeglicher deutete in seiner Sprache die Meinungen und Gewißheiten und Hoffnungen des andern. Die Schlichtesten unter ihnen waren nicht am wenigsten beredt, und die am mühseligsten und beladensten erschienen, waren nicht die letzten, die die stärksten Gedanken und Laute fanden.

Da nahm einer von den „Ungespundeten", die seit einer Weile still beobachtend gesessen auf ihren reservierten Sitzen, das Wort zu längerer Bemerkung:

„Sind diese alle, die da ihre bescheidene Maß trinken und gute Gespräche führen, nicht Leute von geringem und bedrücktem Stande, ohne Sorgfalt der Erziehung und Schulung — wie vernehmen wir denn aus ihren Worten und Mienen die Offenbarungen des nämlichen Geistes, der uns erfüllt, die wir doch vornehmer geboren und erzogen zu sein uns immer bedünken? Und sind die kritischen Glossen, die sie zu dem Leben des Alltags und den politischen Dingen und den sozialen Erscheinungen machen, weniger zutreffend und wertvoll als die unseren, die wir alles mit Gelahrtheit und historischen Vergleichen zu verbrämen und zu beweisen thöricht stolz bemüht sind? Weil sie ohne Latein und Griechisch und ohne großen Besitz sind, sind sie deswegen weniger Geist vom Geiste unseres Volkes, diese Vertreter des vierten Standes, weniger Fleisch vom Fleische unserer aller Mutter, der Natur, weil ihre Leiber weniger gepflegt sind und in weniger kostbaren Kleidern stecken, als die unsern?"

Und die Hörer waren bestürzt und schüttelten die Köpfe: „Wie kommst Du, geliebter Mitungespundeter, auf so triviale Gedanken am Festtage des heiligen Geistes und predigest Weisheit in Fragen, die alle Spatzen von den Dächern pfeifen, so einig ist die Welt in der Antwort. Wahrlich, ein Pfingst-Wunder, Du entdeckst die Gleichheit aller Menschen, einen christlichen Grundsatz, der seit achtzehn Jahrhunderten ohne Unterlaß gepredigt wird, als hättest Du keine Ahnung davon, wie in dem allgemeinen Stimmrecht längst die erste große politische Anerkennung eben dieses christlichen Grund-

satzes ausgedrückt und geübt wird! Ob man zu der Gemeinde der Heiligen des großen Besitzes und des großen Kapitales gehört oder zu den Ketzern der Armut und des Kampfes um die tägliche Notdurft — vor Gott, vor dem Deutschen Reich und vor den Ungespundeten sind alle Menschen gleich. Du sprichst wahrhaftig wie Einer, der da wohnet, wie es in der Apostelgeschichte heißt, bei Parthern und Medern und Elamitern, in Mesopotamien und Judäa, in Kappadozien, Pontus und Asien, in Phrygien und Pamphylien, in Egypten und an den Enden der Lybien bei Kyrena, unter Ausländern von Rom, Juden nnd Judengenossen, Kretern und Arabern, — aber nicht wie Einer, der da wohnet im Reich der — —"

„Furcht und Sitte, der Sozialreform und Militärvorlagen, der Wohlfahrt Aller und der Steuerbedrückungen und Vexationen der Einzelnen, des gesegneten Friedens und der allen Segen verzehrenden Kriegsrüstungen, der Freiheit und der Knechtung, bis die Schwarten krachen, der neuen Wissenschaft und der neuesten vierten Dimension des ewig sich häutenden und ewig sich gleichbleibenden Bonzentums, bis einem so blümerant wird, daß man den Maßkrug für eine egyptische Pyramide und die furchtbarste Kanone, die mit jedem Übungsschuß ein kleines Bauerngut rauchlos verpulvert, für eine wohlthätige Klystierspritze hält, ohne deren fleißigen Gebrauch das Deutsche Reich und die übrige Menschheit an Verstopfung stürbe — —"

So fielen ihm die Anderen in die Rede und höhnten ihn mit grimmigen Worten.

Er aber ließ sich nicht das Konzept verrücken, sondern setzte forsch ein, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan:

„Laßt mich bei der Stange bleiben und Euch verkündigen, was unser glorreicher Liberalismus in der Kölnischen Zeitung für Gedanken spinnt, das allgemeine Wahlrecht eines sanften Todes verscheiden zu lassen durch Einführung eines Bildungszensus, wornach der Besitz eines Einjährig-Freiwilligen-Scheins fortan zehn, der Besitz eines Gymnasialreifezeugnisses zwanzig Stimmen gelten solle. Wer also keinen solchen Schein und kein solches Zeugnis besitzt, wiegt in Zukunft nicht mehr als voller, sondern bloß als Zehntel- oder Zwanzigstel-Bürger — und in einem Dorfe, wo drei Studierte die Welt beglücken, ein Pfarrer, ein Doktor-Medizinmann und ein Oberförster, können diese drei mit ihren sechzig Stimmen mit einem Schwuppdich sechzig Bauern, Handwerker oder Lohnarbeiter in den Sand werfen."

„Ist ja alles Unsinn, was von der Kölnerin stammt. Das Reptilienfutter verdirbt die Denkkraft und schwächt die Mannbarkeit. Alte Geschichte, alt und verschollen wie die Bismarcksche Aera," rief der Eine und stieß mit dem Steinkrug auf, daß der Tisch schütterte.

Ein Andrer wischte sich den Schnauzbart: „Unter uns, geliebte Brüder, wir, die summa cum laude durch das kaudinische Joch der offiziellen Prüfungen gekrochen, wissen, was ein herrlich Ding, Gott und den Menschen ein Wohlgefallen, diese verbriefte und besiegelte Bildung ist. Das Experiment wäre ein guter Spaß, das gesamte politische Leben eines großen Reiches an die Schulkenntnisse der jungen Leute von 16 bis 18 Jahren zu ketten. Gierig, wie ich bin, nach neuen Erweisen menschlicher Dummheit und Gemeinheit, ist dieser Vorschlag der Kölnerin mir wahrlich ein schöner Fall."

Da bekräftigte der Erste: „Und dies sind die eigenen Worte des Kölnischen Weltblattes: Wir besitzen in anbetracht der bestehenden Bildungs- und Besitzverhältnisse in Deutschland so ziemlich das ungerechteste und wahnwitzigste Wahlrecht, das ein menschlich Gehirn überhaupt zu ersinnen vermag."

Ein Dritter: „Schulbubenweisheit, die noch nicht hinter den Ohren trocken, oder Greisenblödsinn, der wieder triefäugig und trieföhrig geworden — monumental, wie der Kölner Dom."

„Eine Politik zudem, durchsichtig und hohl wie diese Schaumblase am Krugdeckel. Weil der deutsche Volksgeist sich weigert, die unterthänigste Bedientenrolle gegen den großen Besitz zu spielen, darum wird er von dem Liberalismus der Besitzenden und Üppigen in Acht und Bann gelegt. Selbiger Liberalismus hat je und überall seine eigenen Kinder gehaßt und aufgefressen, sobald sie sich erkühnt, nicht sklavisch seinen Interessen zu dienen, sondern nach eigenem Geiste die Welt zu erfassen und zu lenken. So ist Liberalismus nur noch ein zartes Parteikosewort für das ekelige Ungeheuer Bildungs- und Besitz-Kannibalismus. Einen Verdammungsschluck, meine Brüder, Pereat!"

„Auf, Bibelhusar," riefen Alle, als Einer säumte, den Stein zu lupfen, „thu Bescheid und sag' hernach Deinen Spruch!"

„Ich sinne nach. Also steht geschrieben: Und es soll geschehen in den letzten Tagen des Reiches, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Volk, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen und eure Greise sollen Träume haben, und auf meine Knechte und Mägde will ich in denselbigen Tagen von meinem Geist ausgießen und auch sie sollen weissagen, und ich will Wunder thun oben im Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf, die Sonne soll sich verkehren in Finsternis und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Gerichts kommt — —"

„Wie geschrieben steht in der Apostelgeschichte! Ach, halt ein mit deinem neutestamentlichen Renner, das ist ein alter gotischer Wappengaul, der nichts mehr umwirft und niederreißt, seit Bismarcken, dem Gottesfürch-

tigen, ein zufriedener Millionär wichtiger und lieber ist, als tausend arbeitende Menschen, die ihr Recht fordern und auch dieses Wort des abgewirtschafteten Staatsmannes vom christlichen und jüdischen, klerikalen und heidnischen Deutschland bejubelt wird als unergründliche Weisheit. Oder steht auch dies in der orthodoxen Bibel und im mosaischen Schöpfungsbericht: Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, die Bankiers und Kapitalisten waren am herrlichsten geraten und auch die Offiziere und das Kriegsvolk waren sehr gut und kenntlich an ihrer Uniform und dem göttlichen Ebenbild. aber das übrige Menschenpack dünkte ihm übel, kaum genügend, für die Anderen Nahrung zu schaffen und Unterhalt und irdische Herrlichkeit und eigentlich wert, vertilgt zu werden durch Feuer und Schwefel, Sündflut und Schießprügel. Sofern auch dies darin steht, sei sie anerkannt als die heilige Schrift der alten und der neuen Zeit, als die Offenbarung, die unsere moderne Ordnung gegründet. Amen Selah."

Da aber der eifrige Erste wieder anhob: „Ihr lieben Männer der Ungespundetheit, laßt mich frei reden zu Euch von den Erzvätern des Reiches, von den römischen Jüngern im deutschen Parlament und von den Feldobristen und den Schriftgelehrten des Sozialismus und den jungfräulichen Berichterstattern — —" da machten die Anderen „Pst! Pst!", denn von den Nachbartischen, wo durstige Männer der Arbeit mit glühenden Köpfen schwadronierten, sauste manch ein starkes Wort herüber, das sie sich nicht mochten entschlüpfen lassen.

Der Reihe nach erhaschten sie folgende Sprüche:

„Wir werden abgekragelt mit der neuen Militärvorlage, abgekragelt werden wir, merkt's Euch."

„Red' deutsch: der Kragen wird uns umgedreht. Militarismus bleibt Trumpf und dreijährige Dienstzeit und neue Steuern und auf die Sozialreform am grünen Tisch kann sich da jeder seinen Vers machen."

„Wo nichts mehr ist, hat der Kaiser das Recht verloren, heißt's im Sprüchwort. Da ist bald nimmer weit hin."

„Es giebt ein Recht, das über alle Rechte steht, für den Höchsten wie für den Gemeinsten — und das heißt Selbsterhaltung."

„Daß man drei Jahre, partout drei Jahre brauchen soll, um einen Soldaten abzurichten! Daß man sich so bockbeinig gegen die Verkürzung der Dienstzeit wehrt!"

„In drei Jahren studiert sogar ein Jurist aus und ein Geistlicher — und zum Totschießenlernen soll ein Soldat gerade so viel Zeit brauchen? Es ist unfaßlich!"

„Larifari. Ganz im Gegenteil, sehr faßlich. Warum drei Jahre und

nicht zwei oder eins? Weil man einen Menschen in drei Jahren sicherer mürbe macht, als in zwei oder einem. Manneszucht heißt der technische Ausdruck beim Militärorden. Beim Jesuitenorden heißt's blinder Gehorsam. Merkt Ihr den Unterschied?"

„Das ist immer meine Meinung gewesen. Der natürliche Wille soll dem jungen Menschen gebrochen und ausgetrieben werden, daß nichts übrig bleibt als ein gefügiges Rädchen in der großen Kriegsmaschine. Seine ganze Persönlichkeit und Kraft soll darin aufgehen: Rädchen zu sein, Maschinenteil, stumm, zuverlässig, opferbereit bis in den Tod. Weiter nichts. Darauf läuft das ganze System hinaus. In der Hauptsache wenigstens."

„Donnerwetter ja, und da renommiert man mit der Erziehung zur Menschenwürde und Selbständigkeit des Charakters und zur Heiligkeit der Grundsätze — und sperrt uns drei Jahre in die Kaserne."

Da kam ein Mann heran und rückte sachte auf die Bank zu den kühnen Sprechern. Ein merkwürdiger Mann in seinem Äußeren und seinen Gebärden, ein Gemisch von Mönch und Soldat, Pfaff und Mephisto, Gelehrter und Possenreißer, und in allem etwas Abgedanktes, nur noch heimlich unter der Hülle Lebendes. Die Leute schienen ihn zu kennen. Sie machten ihm Platz, ohne zu grüßen oder die Ellbogen vom Tische zu nehmen.

„Ihr seid aufgeregt, Kinder, und unwirsch," hob er an in einem Tone, wie wenn eine Schlange über ein Cello kröche oder ein Adler die Flöte spielte, aber es ist unbeschreiblich und unvergleichlich, so seltsam klang's und so überaus selbstverständlich zugleich . . . „Ist das Bier nicht gut? Ist es nicht billig? Billiger als in drei, vier Jahren, wo es das Doppelte kosten wird. Das ist so sicher und gefahrlos, wie die neuen Militärvorlagen, die genehmigt werden, mit oder ohne Zugeständnisse an die Volksvertretung. Das Militär ist schön, es ist auch kostspielig wie alles Schöne, vor allem aber ist's notwendig. Was streitet Ihr um des Kaisers Bart?" (Hier schielte er nach rechts und links, nahm dann den Krug zur Rechten und that hastig einen vollen Zug.) „Ich wische mir den Mund und streite nicht. Man muß Gott für Alles danken, sagte jener fromme Mann, dem sein keusches Weib täglich einen frischen Kopfschmuck aufsetzte. Ja, das muß man. Eine ideale Form des menschlichen Lebens ist das Militärwesen nicht, aber warum muß die Form gerade eine ideale sein? Thut's eine andere nicht auch? Man kann schweigen und stillsitzen und den Feind erwarten, wenn man bis an die Zähne gerüstet ist. Man kann auch unter Waffen verdauen, wenn man etwas Gesundes oder überhaupt etwas im Leibe hat." (Hier nahm er den Krug zur Rechten und hernach vom Nachbar zur Linken eine Zigarre, die dieser gerade angezündet, aber kaum ein wenig zwischen

den Lippen gehalten hatte.) „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge vollbracht, als die Nächstenliebe. Tapfer sein ist gut. Fragt die hübschen, kleinen, schlanken, gelüstigen Mädchen, was sie von den Soldaten denken, was sie für eine Ansicht vom Militarismus haben! Sie lassen sich's schmecken und lachen Euch aus: das ist ihre Antwort. Eine geistreiche Antwort. Und was thut Ihr? Ihr lehnt Euch auf. Auflehnung ist Sklavenart — und Ihr seid doch keine Sklaven, wie ich sehe. Ihr seid Bürger eines großen Reichs, eines mächtigen Staates, eines stolzen Vaterlandes. Alle Menschen müssen sterben; Ihr sterbt für das Reich, den Staat, das Vaterland. Ist das Mord oder Selbstmord? Geht mir, keiner bleibt übrig auf Erden. Wo der Staat aufhört, verliert sich der Einzelne und ist ratlos. Wo . . ."

Er konnte den Satz nicht vollenden. Ein Maßkrug kam geflogen und schlug ihn mitten auf den Mund. Woher kam das Geschoß? Vom Tisch der Ungespundeten? Oder vom Tische der Andern?

So groß war Jubel und Trubel im Garten, daß die wenigsten den Zwischenfall merkten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Pumpanella erhebt sinnend den Kopf:

„Ich habe nicht die Hälfte von dem vernommen, was mein Fantasio mir vorgepredigt. Spätling, der du bist, heute noch pfingstlich zu schwärmen. Zehn Tage nach Pfingsten war Frouleichnam und nach der Prozession geistliche Herrentafel, da wurden neunzig Würdenträger der Kirche ausgespeist in der Residenz, und ich bin still hinter dem Anrichttisch gestanden und habe große Augen gemacht. Und auch die Nasenlöcher habe ich weit aufgethan. Mit prachtvollen Blumensträußen war die Tafel geschmückt, und ihr Duft konzertierte mit dem Geruche der Heiligkeit meiner Gäste und dem wonnigen Brodem der Speisen, daß die Luft balsamisch vibrierte in dem prunkvollen Saal. Wie wäre dieser Anblick erbaulich gewesen für das gläubige Volk, wie befriedigend für die Aufgeregten, die überall nur Streit und Hader und Notstand und soziale Reformen wittern . . . Und also lautete der Speisezettel, vermelde ihn Deinen keller- und küchengelehrten Ungespundeten:

Kardinalsuppe — Elbelachs mit holländischer Tunke — Ochsenlenden gedämpft auf Flämisch — Junge Kapaunen nach Périgord-Art — Gänseleberpastete — Rehbraten mit Salat — Spargeln — Kalter Pudding nach Carême — Gefrorenes: Ananas — Weine: Sherry, Château Léoville, Geisenheimer 76er, Champagner, Cypern.

Und wie die neunzig lieben geistlichen Herren die Hände erhoben zum

lecker bereiteten Mahle und salbungsvoll die Weinkelche schwangen, da dachte ich nicht an Pfingsten und nicht an die Ausgießung des heiligen Geistes, nicht an die Kirchenverfolgung, nicht einmal an die unausbleibliche Indigestion weniger leistungsfähiger geistlicher Mägen ... Ich that viel Besseres ..."

Fantasio: Sag: das Beste — Du dachtest an gar nichts. Wie ich Dich kenne und verstehe, kluge Pumpanella!



Vom Stamme der Helena.

Die Geschichte einer Künstlerliebe.

Von Arthur Zapp.

(Berlin.)

Willibald Harden rückte unruhig auf dem unbequemen Holzstuhl hin und her, mit nervös zitternder Hand fuhr er über die feuchte Stirne, sein Herz pochte in lebhaften Schlägen.

Welch ein berückend schönes Weib! Immer glutvoller leuchteten ihre Augen auf, immer lebhafter wurde ihr Mienenspiel.

Seit einem Monat saß der junge Mann fast tagtäglich der schönen Frau gegenüber, die in Begleitung eines ungefähr zwanzig Jahre älteren Herrn, oft auch, wie heute, mit einem kleinen, etwa sechsjährigen Knaben, an milden Abenden eine oder auch zwei Stunden in dem prächtigen, großen Garten der Viktoria-Brauerei zubrachte.

Anfangs hatte Willibald Harden die auffallende Erscheinung lediglich mit dem bewundernden Auge des für alles Schöne sich begeisternden Künstlers betrachtet; ihre klassisch reine Gesichtsbildung, die wunderbar fein geformte Nase, die breite, gewölbte Stirne, die großen, tiefdunklen Augen, das rabenschwarze Haar hatten das künstlerisch geschulte Auge des Malers entzückt. Immer wieder hatte es ihn des Abends nach dem Garten des großen Vergnügungslokals in der Lützowstraße hingezogen, immer wieder hatte er in der Nähe ihres Tisches Platz genommen, um sich mit ganzer Seele in den Anblick des anziehenden Frauenbildes zu versenken.

Dann, eines Abends, hatte auch er die Aufmerksamkeit seines vis-à-vis erregt. Er bemerkte, wie sie ihre Blicke über ihn hingleiten ließ, anfangs

zufällig, absichtslos, wie es dann in plötzlich erwachendem Interesse in ihren Augen aufflammte und in ihren Mienen immer deutlicher ihr Wohlgefallen hervortrat. Offenbar machten seine interessanten, durchgeistigten Züge, sein üppiges, gelocktes, goldblondes Haar und seine schwärmerisch leuchtenden blauen Augen Eindruck auf sie. Ihre Blicke hafteten eine Sekunde lang und mehr fest in den seinen und heiß stieg ihm das Blut in die sich rötenden Wangen.

Von da ab bildete sich eine Art stillen Verkehrs zwischen den Beiden. Sie grüßten einander mit den Augen beim Kommen, er trank ihr gelegentlich aus seinem Glase zu, indem er es mit einer diskreten, kaum merklichen Neigung gegen sie erhob. Wenn sie sich zum Gehen anschickte, so traf ihn zu einem „Lebewohl" ihr letzter Blick, während er das Taschentuch an die Augen führte, zum Zeichen, daß ihn ihr Scheiden betrübe.

Die Blicke, welche man mit einander wechselte, wurden von Tag zu Tag glühender und ausdrucksvoller, immer leidenschaftlicher rollte es in des Malers heißblütigem jungen Herzen auf und immer ungestümer regte sich in ihm der Wunsch, der schönen Unbekannten näher zu treten. Noch niemals hatte dieses Begehren so heftig von ihm Besitz genommen, wie heute. Noch nie hatten ihre Blicke eine so gährende Unruhe in ihm erzeugt, wie an diesem Abend. War es die Wirkung des Bieres, von dem er heute in hastigeren Zügen trank als sonst, oder war es der Einfluß ihrer Augen, die sich erst tief in die seinen bohrten und sich dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zu den Bäumen, zu den blauen, mit unzähligen funkelnden Lichtern besäeten Firmament aufschlugen, als wollten sie ihm sagen: „Ich liebe Dich schwärmerisch! Ich liebe Dich unendlich!" Es kam wie ein Rausch über ihn und in der ihn plötzlich ungestüm erfassenden Aufwallung riß er ein Portefeuille aus der Tasche, entnahm demselben einen Bleistift und eine Visitenkarte und schrieb nach kurzem Nachdenken mit zitternder Hand folgende Zeilen:

„Meine Gnädigste! Verzeihen Sie einem Wahnsinnigen, einem von Ihrer Schönheit Berauschten, der Ihnen die Bitte vorträgt, ihn mit einem fünf Minuten langen Gehör zu begnaden. Wann? Morgen Nachmittag vier Uhr. Wo? Conditorei, Ecke der Potsdamer- und Steglitzerstraße. Bitte! bitte!"

Durch ein paar unter den gesenkten Augenlidern hervorspähende Blicke überzeugte er sich, daß sie sein Thun beobachtete. Verwunderungsvolles Staunen las er in ihren Mienen, aber auch erwartungsvolles Interesse. Es war ihm, als liefe ein freudiges Zucken über ihr Gesicht.

Jetzt faltete er die Karte, heftete den Blick bittend auf sie und ließ dann die Augen langsam in den Garten, zu dem breiten Kieswege hinüberschweifen.

Sie verstand ihn offenbar — aber ablehnend bewegte sie leise, ganz leise, nur für ihn bemerkbar und verständlich, das Haupt.

Er erschrak. Sie weigerte es ihm? Sie nahm ihm seine Kühnheit übel?

Glühender, dringender, flehender blickte er hinüber. Und nun — wie ein Feuerstrom schoß ihm das Blut zum Kopfe empor — nun sah er, wie sie lächelte, gewährend lächelte und wie sie ihrem Begleiter etwas zuflüsterte, worauf dieser mit einem stummen Neigen des Kopfes antwortete.

Sie stand auf, faßte den Knaben, der neben ihr gesessen, an der Hand und schritt langsam, promenierend, anscheinend mit vollem Interesse nach den Tischen rechts und links blickend, den Weg hinab, der in verschiedenen Windungen durch den Garten führte.

Alle seine Selbstbeherrschung mußte der leidenschaftlich erregte junge Mann aufbieten, um nicht sogleich aufzuspringen und ihr nachzueilen. Volle fünf Minuten noch hielt er sich auf seinem Stuhl zurück, während jeder Nerv in ihm bebte, jede Muskel in ihm zuckte. Endlich erhob auch er sich, nachdem er zuvor einen beobachtenden Blick zu dem einsamen Herrn an dem anderen Tisch hinübergeworfen. Eine Zeitung vor sich, saß dieser, offenbar ohne die geringste Ahnung der um ihn sich abspielenden Vorgänge; er hatte zweifellos mehr Verständnis für das Intriguenspiel der Politik, als für das der Liebe.

Sich mühsam zu einem langsamen, schlendernden Schritt zwingend, ging Willibald Harden denselben Weg hinab, auf dem seine interessante Nachbarin ihm vorausgeschritten. Er sah, wie sie Kehrt machte und ihm entgegenkam. Das Herz schlug ihm zum Zerspringen. Eine Anwandlung von Zaghaftigkeit nahm plötzlich von ihm Besitz. Sollte er es wirklich wagen? War sein Vorhaben nicht doch gar zu waghalsig-kühn, zu außergewöhnlich keck?

Näher und näher kam sie ihm. Sie schien ihn noch garnicht bemerkt zu haben, denn noch immer wanderten ihre Blicke beobachtend zwischen den Tischen längs des Weges hin und her. Seine Erregung erreichte einen qualvollen Grad. Das heftige Hämmern des Herzens beengte ihm den Atem, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Nein, nein, er that es nicht, er konnte es nicht!

Schon wollte er das Papierröllchen, das er in der krampfhaft geschlossenen Rechten hielt, zu Boden fallen lassen, als er gewahrte, daß sie ihre am Körper hinabhängende linke Hand mit der inneren Fläche nach außen drehte und leicht krümmte. Auch ihren Kopf wandte sie jetzt zu ihm herum und den Blick heftete sie fest und mit einem nicht mißzuverstehenden Ausdruck auf ihn.

Und unter der Einwirkung dieses Blickes packte ihn eine krampfhafte

Entschlossenheit. Gerade jetzt befanden sie sich auf gleicher Höhe; dicht an ihr vorübergehend, näherte er seine Hand der ihren. Er fühlte, wie sie die ihr dargebotene Karte erfaßte, er fühlte einen hastigen, lebhaften Druck ihrer Finger und erleichtert atmete er auf.

Gott sei Dank! Es war geschehen — gelungen und niemand von den Hunderten von trinkenden, lachenden Gästen schien es bemerkt zu haben. —

Die nächsten Wochen verlebte der Maler wie im Rausche. Seine Bewunderung der schönen Frau hatte sich zu einer tiefen Leidenschaft gesteigert, die ihn ganz beherrschte, die all' seinem Denken und Sinnen die Richtung gab. Unzählige Male hatte er sie porträtiert: mit dem Bleistift, mit Kreide, in Aquarell, und auch auf einem neuerdings begonnenen Ölbilde waren ihre lieblichen Züge, ihre reizvolle, schlanke Gestalt mit den üppig gerundeten Formen vertreten. Aber es schien, als ob ihm diese eine Kunst nicht genügte, die Geliebte zu verherrlichen, denn auch auf das Gebiet der Schwesterkunst Poesie hatte er sich hinüber gewagt und in schwungvollen, glühenden Versen die heißen Empfindungen seines Herzens ausgeströmt.

Es war die erste große Leidenschaft seines Lebens und mit aller Glut seines heißblütigen, überschäumenden Künstler-Naturells gab er sich diesem Gefühl hin, das ihn die Zukunft in rosigem Licht erblicken ließ und das seinem Leben Glanz und Sonnenschein verlieh. Entbehrungsvoll und freudlos waren die Tage seiner Kindheit und ersten Jugend verlaufen. Not und Sorge waren ihm vorzeitig genaht und der Kampf ums Dasein hatte ihn früh ernst gemacht. Mit desto stärkerem Ungestüm machten sich jetzt die Forderungen des Herzens, die bis dahin die Arbeit und die Sorge zurückgedämpft, geltend und alles, was an Poesie und Begeisterungsfähigkeit die Natur in seine Brust gelegt, blühte und loderte unter dem Einfluß dieser Liebe auf.

Einen Schatten in sein junges Liebesglück warf der Umstand, daß die Geliebte in unwürdigen Banden schmachtete. Sie war die Gattin jenes älteren Herrn, den er an ihrer Seite im Garten der Victoria-Brauerei erblickt und ihren kurzen Andeutungen und Bemerkungen mußte er entnehmen, daß sie von ihren armen, egoistischen Eltern gezwungen worden, dem wohlhabenden Wittwer nnd Vater eines Knaben aus erster Ehe ihre Hand zu reichen.

Seine Leidenschaft machte den jungen Künstler nicht träg in der Ausübung seiner Kunst. Im Gegenteil, mit Feuereifer arbeitete er an einem großen Gemälde, das er schon seit Monaten auf der Staffel hatte, denn auf ihm basierten alle seine Zukunftspläne. Ein wonnevolles Vergnügen gewährte es ihm, in verlockenden Zukunftsträumen zu schwelgen. Mit dem

Honorar, das ihm sein Bild eintragen werde, wollte er ihr und sich das Paradies gewinnen. Weit, weit weg würden sie miteinander gehen, in wärmere, von der Natur begnadetere Gegenden. Welch' ein Götterleben das werden würde! Niemand würde mehr zwischen ihnen stehen, nie mehr brauchten sie sich zu trennen. Jede Stunde, jede Minute würde er sie in seiner Nähe haben, in ihre bestrickenden Augen blicken, den süßen Klang ihrer Stimme hören können.

So oft er mit dem stereotypen Satze begann: „Wenn ich erst mein Gemälde verkauft haben werde —", der alle seine begeisterten Schilderungen des erträumten Edens einleitete, lehnte sie sich, ein Lächeln auf den schwellenden, roten Lippen, in ihren Sessel zurück und hörte ihm schweigend zu. Nur wenn seine Phantasie einen gar zu kühnen Flug nahm, unterbrach sie ihn mit einem lauten Auflachen und mit dem ernüchternden Ausruf: „Du bist doch ein rechter Phantast!"

Wohl fuhr er dann unwillig auf: ob sie seiner Kraft nicht vertraue, oder nicht an die Beständigkeit seiner Liebe glaube — aber sie wußte ein nie versagendes Mittel, seinen Ärger im Keim zu ersticken. Sie fuhr ihm mit ihrer schmeichelnden kleinen Hand über die unmutig gefurchte Stirne und verschloß ihm den scheltenden Mund mit versöhnenden Küssen.

Eines Tages, als sie zu der verabredeten Stunde sein Atelier betrat, stürzte er ihr wie ein Berauschter, mit hochrotem Gesicht, strahlenden Augen und wirrem Haar entgegen.

„Hurra! Victoria! Es ist erreicht!" rief er ihr jubelnd zu und erfaßte sie mit beiden Händen, hob sie wie ein Kind hoch in die Höhe und trug sie wie im Triumphe durch den weiten Raum. Vergebens schalt und bat sie, wies auf ihre neue Robe hin, die er unbarmherzig zerknitterte, er gab sie nicht eher frei, als bis er sich ganz außer Atem gelaufen und geschrieen hatte.

Ärgerlich warf sie sich auf einen Sessel und zeigte eine schmollende Miene. Er aber achtete in seiner Ekstase nicht darauf; vor ihr in die Kniee stürzend und das von Liebe und Glück lodernde Gesicht zu ihr emporhebend, rief er: „Freue Dich, Geliebte, Königin meines Herzens, Ideal meiner Seele! Hier zu Deinen Füßen lege ich ihn nieder den Schatz, der Dir die Freiheit verbürgt und mir das Glück!"

Er zog eine Ledertasche hervor und warf sie mit frohlockender Gebärde auf das Kissen hin, auf das sie ihre Füßchen gesetzt hatte.

Ärger und Verdruß schwanden mit einem Male aus ihrer Miene und lebhaft interessiert beugte sie sich nieder, um die gefüllte Tasche aufzuheben.

„Du hast Dein Bild verkauft?" fragte sie und nachdem er lächelnd,

strahlend, mit einer stolzen Bewegung seines Hauptes bejaht, fügte sie neugierig hinzu: „Wieviel ist es?"

„Sieh selbst zu!" forderte er auf und heftete den Blick triumphierend, siegesgewiß auf sie.

Hastig öffnete sie, ein ziemlich dickes Paket Banknoten fiel ihr in die Hände. Sie entfaltete es: „Hundertmarkscheine!"

Es war ein Ausdruck von Enttäuschung, der bei dem Anblick der blauen Kassenscheine blitzschnell über ihr Gesicht huschte. Doch eilends begann sie zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf . . . dreißig! Dreitausend Mark! Und das ist alles?"

Sie sagte das in einem so merklichen Ton der Geringschätzung, daß er verletzt emporsprang.

„Dreitausend Mark — ist das nicht ein Vermögen?" rief er. „Nie habe ich soviel Geld beisammen gesehen! Jubelt denn nicht Dein Herz auf, bei dem Anblick dieses Schatzes, der mich in den Stand setzt, Deine Fesseln zu brechen, Dich fortzuführen in die Freiheit, zum Glück?"

Und mit dem frohen Eifer des sich an Luftschlössern ergötzenden Kindes fuhr er fort: „Morgen, spätestens übermorgen reisen wir. Nur das Notwendigste von Deinen Sachen raffe zusammen! Nach Italien führe ich Dich, nach dem schönen Lande meiner Träume, wo ein paradiesisches Leben unsrer wartet."

Wieder leuchtete sein Antlitz, als husche ein Sonnenstrahl darüber hin und seine Augen ruhten verzückt auf ihr.

Sie blickte ihn eine Weile schweigend und kopfschüttelnd an. Dann sagte sie, während sie sich erhob und einen Arm kosend um seine Schulter wand: „Du bist und bleibst ein rechtes Kind — ein Phantast, ein Schwärmer! Aber wie gut Dir das steht! Entzückend! Wie lieb Du aussiehst, wenn Du so in Feuer und Begeisterung gerätst! Mein heißblütiger Rafaël!"

Sie beugte sich vor, legte auch den anderen Arm um seine Schulter und näherte ihre Lippen den seinen. Er aber löste heftig ihre Arme von seinen Achseln und glühend vor Aufregung stieß er heraus: „Du glaubst doch nicht, daß ich scherze? Lange genug habe ich mich gesehnt nach dem Augenblick, den unwürdigen Verhältnissen, unter denen wir Beide schmachteten, ein Ende zu machen. Wie furchtbar, jeden Tag Dich fortgehen zu sehen — in sein Haus, zu ihm! Keine Macht der Erde soll mich jetzt zurückhalten, Dich ihm zu entreißen, dem Tyrannen, der Dich mit seinem Gelde gekauft, der —"

„Hu-hu-hu!" Sie unterbrach ihn, indem sie ihm mit ihrer Hand den Mund verschloß. „Nur nicht gleich wieder Feuer und Flamme!"

Sie setzte sich und zog ihn an der Hand auf einen neben dem ihrigen stehenden Sessel nieder. „Nun sei einmal vernünftig und laß uns ein ruhiges Wort mit einander sprechen! Wie lange werden Deine dreitausend Mark reichen? Drei, höchstens fünf oder sechs Monate und dann?“

Sie blickte ihm fest in das Gesicht, in der Erwartung, er werde nun kleinmütig die Augen senken, aber sie täuschte sich ganz und gar.

„Dann werde ich ein neues Bild fertig haben und es verkaufen, wie dieses,“ antwortete er mit dem Optimismus seines Liebes-Enthusiasmus.

„Und wenn Du keinen Käufer findest?“

Auch diesmal hielt er ihren forschenden Blick aus, während er begeistert ausrief: „Dann werden wir uns töten. Tausendmal besser zu sterben, vereint zu sterben, als so weiterzuleben wie bisher!“

Wieder warf er sich, von seinem leidenschaftlichen Gefühl hingerissen, ihr zu Füßen. „Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, laß die kleinlichen Bedenken! Meine Liebe wird Dich reich entschädigen für das, was Du an äußerem Glück um meinetwillen aufgiebst. Drängt Dich denn nicht jeder Schlag Deines Herzens, jede Regung Deiner Seele fort von ihm? Betrachtest Du denn die Trennung von ihm nicht wie eine Erlösung?“

Sie fuhr ihm mit der Hand über die Stirne, die in der furchtbaren Erregung, die sich seiner bemächtigt, feucht geworden war und strich die ihm wirr ins Gesicht hängenden Locken zurück.

„Aber warum denn?“ sprach sie in ruhigem, unbewegtem Ton, der einen schneidenden Kontrast zu seiner Leidenschaftlichkeit bildete: „Mein Mann ist gut gegen mich, er erfüllt mir jeden Wunsch. Warum also eine unnötige Änderung herbeiführen? Warum mir Not und Entbehrungen auferlegen?“

Er sprang empor, als wären ihre Worte Schläge gewesen, die ihn ins Gesicht getroffen.

„Lucie — Weib!“ rief er, während er sich exaltiert mit beiden Händen in die Haare fuhr. „Mache mich nicht wahnsinnig! Du kannst das nicht im Ernst gemeint haben. Du kannst Dich nicht wohl fühlen in diesem Sumpf von Lüge und Verstellung. Entweder Du liebst mich — und dann wirst Du mir mit Freuden, mit Entzücken folgen — oder Du liebst mich nicht und dann begreife ich nicht, warum Du überhaupt — —“

Er brach jäh ab, schlug die Hände vor sein in tiefster Bewegung zuckendes Gesicht, und dem heftigen Auf- und Niederwogen seiner Brust konnte man ansehen, wie es in seiner Seele gährte und stürmte.

Sie umspannte schmeichlerisch seine Handgelenke und versuchte, sein Gesicht zu enthüllen, während sie beschwichtigenden Tones sagte: „Nimm doch Vernunft an, Willy! Ob ich Dich liebe! Wie kannst Du daran zweifeln?

Aber mich macht die Leidenschaft nicht blind. Warum nicht alles belassen, wie es ist? So sei doch klug und füge Dich!"

Mit einer ungestümen Bewegung machte er sich los von ihr, sodaß sie ein paar Schritte zurücktaumelte.

„Halt! Kein Wort weiter!" schrie er im heftigsten Zorn, während er am ganzen Körper erbebte. „Deine Zumutung ist eine schimpfliche Beleidigung für mich. Begreifst Du denn nicht, daß sich jede Regung meines Innern empört gegen die schändliche Rolle, welche Du mir zuteilst? Entweder Du entschließest Dich, mir anzugehören, mir ganz allein, mit mir Glück und Unglück zu teilen, wie es die Pflicht der Frau ist, die liebt — oder —"

„Oder?" Sie rief es höhnend und trat ihm einige Schritte näher, ihm fest ins Auge sehend. Die Szene fing an, sie zu langweilen, seine Heftigkeit hatte ihren Unmut erregt.

Er atmete tief auf, bevor er fortfuhr: „Oder ich muß annehmen, daß Du mich überhaupt nicht liebst, daß Du mich nie geliebt hast, daß" — der Zorn packte ihn so gewaltig, daß er laut mit den Zähnen knirschte — „daß ich nicht's gewesen bin, als Dein Spielzeug, Dein —"

Er blickte auf sie, die in ihrer sinnverwirrenden Schönheit dicht vor ihm stand, die dämonisch funkelnden Augen verführerisch auf ihn gerichtet. Und heiß flammte noch einmal die Leidenschaft in ihm auf, der Schmerz, sie zu verlieren, die er liebte mit aller Inbrunst, mit aller Kraft seines starken Naturells, in der sich alle Süßigkeit, alle Wonne des Lebens für ihn verkörperte, besänftigte noch einmal seine zornige Erregung, stimmte weich und mild: „Nein, es kann ja nicht sein, es ist nicht möglich, daß Du ein frivoles Spiel mit mir getrieben. Lucie, ich flehe Dich an, ich beschwöre Dich, komme zu Dir, besinne Dich! Wenn Du mich liebst, ehrlich aufrichtigen Herzens, wie ich Dich liebe, so kannst Du nicht einen Augenblick Bedenken tragen, mit mir zu gehen. Ich müßte sonst denken —"

Wieder brach er jäh ab, als würde es ihm zu schwer, den gräßlichen Gedanken auszusprechen.

Sie zuckte mit den Schultern, drehte sich auf dem Absatz herum und machte ein paar Schritte nach der Thür zu. „Denke, was Du willst," sagte sie sehr kühl und sehr ruhig. „Du bist ein Träumer! Mit Dir ist nicht zu reden, wenigstens heute nicht. Vielleicht hast Du Dich bis morgen ernüchtert — adieu!"

Mit einem Satze war er an ihrer Seite und hielt sie an ihren Armen zurück.

„Halt! Wir wollen heute zu Ende kommen — so oder so!" Seine Augen hatten sich unnatürlich weit geöffnet und flammende Blitze schossen ihr

daraus entgegen. Sie aber ließ sich nicht einschüchtern, keine Muskel zuckte in ihrem Gesicht; nur ihre Arme bewegte sie heftig, um sich von dem Griff seiner Hände zu befreien.

„Du weigerst Dich also," stieß er zischend zwischen den aufeinandergepreßten Zähnen hervor — „mir zu folgen? Sprich: ja oder nein!"

„Ja — ja — ja! Jetzt weißt Du es und nun laß mich los, Du wilder Mensch, Du thust mir weh!"

Er konnte nun nicht länger an der Frivolität ihrer Natur zweifeln, nicht daran, daß er seine große, heiße Liebe an ein vollkommen unwürdiges Geschöpf verschwendet, das gar nicht imstande war, die Tiefe seines Gefühls zu verstehen und zu erwidern.

Er stieß sie so heftig von sich, daß sie taumelnd gegen die Thür schlug.

„So geh', Dirne!"

Sie blickte sich mit einem Ausdruck von Haß und Furcht nach ihm um und verließ, ein Schimpfwort murmelnd, hastig, fliehend das Atelier.

Der aufs tiefste empörte Mann fuhr wie ein Rasender durch das Zimmer, schleuderte einen Sessel, der ihm im Wege stand, mit dem Fuße von sich, ergriff einen Malstock, der an einer Staffelei lehnte und brach ihn in zwei Stücke, die er heftig zu Boden warf. Die Enttäuschung war eine zu starke, zu jähe gewesen. Alles Selbstgefühl bäumte sich in ihm auf. Das Bewußtsein, getäuscht, genarrt zu sein, die Empfindung, einem herzlosen Weibe zum Spielball ihrer frivolen Laune gedient zu haben, entfachte eine grenzenlose Wut in ihm. Er hätte sie zermalmen, zerbrechen können, wie er jetzt alles, was ihm in die Hände geriet, zerbrach, vernichtete.

„Genugthuung! Rache!" schrie es in der gefolterten Brust auf.

* * *

Es war am Vormittag des nächsten Tages. Der Rentier, Herr Schröder, saß, Zeitung lesend, in dem Salon seiner prunkvoll eingerichteten Wohnung, als ihm der Maler, Herr Harden, gemeldet wurde. Neugierig blickte er dem Eintretenden entgegen, dessen Name ihm völlig unbekannt war.

Der junge Maler sah blaß und abgespannt aus. Ein nervöses Zucken überflog von Zeit zu Zeit sein düster gefurchtes Gesicht.

„Ich habe Ihnen eine Eröffnung sehr eigentümlicher und peinlicher Art zu machen," nahm er das Wort, „die Sie überraschen, ja, im ersten Augenblick in hohem Grade befremden wird. Aber nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Ansicht gekommen, daß das der beste Weg ist, Ihnen und mir Genugthuung zu verschaffen."

Der Sprechende atmete ein paarmal tief auf, und nachdem er sich

auf dem ihm angebotenen Sessel niedergelassen, fuhr er unter der gespannten Aufmerksamkeit des Anderen fort:

„Noch vor Kurzem, mein Herr, haßte ich Sie, da ich glaubte, daß Sie Lucie, Ihre Frau, unter Anwendung unwürdiger Mittel gezwungen, die Ihre zu werden und in diesem Glauben wehrte ich der heftigen Liebe, die mich zu dem dämonisch-schönen Weibe hinzog, nicht. Ich hielt es für mein Recht, sie Ihnen zu nehmen, sie fortzuführen und aus der Ferne mich mit Ihnen auseinander zu setzen. Es war meine Absicht, meine Beziehungen zu Lucie nachträglich zu legitimieren. Nun aber muß ich sehen, daß ich belogen und, nicht minder wie Sie, schändlich betrogen bin, daß ich, wie Sie, das Opfer eines herzlosen und gewissenlosen Weibes bin. Wie ein Spielzeug, dessen man überdrüssig geworden, stößt sie mich von sich — die Elende!"

Herr Schröder war schon bei den ersten Worten seines Besuchs von seinem Sitze aufgefahren; in seinen Blicken mischten sich Schrecken und Bestürzung, Zweifel und Zorn. Aber mit gewaltiger Willensanstrengung zwang er die in ihm gährende Erregung nieder, nur sein Gesicht war furchtbar bleich geworden, seine Mienen zeigten einen kalten, unbewegten Ausdruck. Nachdem er ein paarmal nachdenklich auf und abgeschritten, trat er wieder vor den Maler hin.

„Und das alles, was Sie mir da mitteilen, ist Wahrheit? Sie leiden nicht, ich will sagen, an Hallucinationen?"

„Mein Herr!" brauste der Angeredete auf und erhob sich hastig. „Ich —"

Der Andere aber schnitt ihm das Wort ab: „Und das Motiv Ihres sehr, ich will sagen, außergewöhnlichen Schrittes —?"

„Das Motiv meiner Handlungsweise ist die Empörung des Mannes über den frivolen, gewissenlosen Sinn des Weibes, das mit Männerleben spielt als wären es Kiesel. Wieviel stolze, schaffensstarke Manneskraft hat das Weib in der Blüte geknickt von Helena an bis herab zu diesem Weibe! Aber ich will sie hindern, noch Anderen das zu thun, was sie uns gethan. Ich will mir die Genugthuung bereiten, eine Dirne, die sich in den Schein der Wohlanständigkeit hüllt, zu entlarven, einer Schlange den Kopf zu zertreten. Deshalb, mein Herr, bin ich zu Ihnen gekommen, deshalb habe ich offen und ohne Scheu zu Ihnen gesprochen."

Der Ältere hatte den Jüngeren schweigend und, leise den Kopf bewegend, angehört. Wieder stiegen Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Mannes in ihm auf, der ihm so Unerhörtes in so unerhörter Weise mitteilte. Es drängte ihn, sich Gewißheit zu verschaffen. Mit hastigen Schritten ging er zur Thür des Nebenzimmers, öffnete und rief den Namen seiner Frau hinein. Nach wenigen Minuten erschien die Gerufene, ahnungslos trat sie

über die Schwelle. Kaum aber hatte sie den Maler erblickt, der sie mit seinen glühenden Blicken durchbohrte, als sie in heftigem Schreck zurückprallte und jäh die Farbe wechselte.

Schon dieser Vorgang überzeugte den aufmerksam beobachtenden Gatten von der Schuld seiner Frau, auch ihr Verhalten, als er sich jetzt fragend an sie wandte, war geeignet, sie zu belasten.

„Du kennst diesen Herrn?"

„Nein — das heißt, ich erinnere mich, ihn einige Male gesehen zu haben im Garten der Victoria-Brauerei."

„Und im übrigen stehst oder standest Du in keinerlei Beziehungen zu ihm?"

„Nein!" Sie rief es heftig und blickte voll geheimer Unruhe abwechselnd auf den Maler, dessen Miene eine unendliche Verachtung ausdrückte, und auf ihren Gatten. „Behauptet er das?" fügte sie lauernd hinzu, und dicht an den älteren Mann herantretend, schlang sie schmeichlerisch beide Arme um seinen Hals: „Glaube ihm nicht — alles ist erlogen, was er sagt, alles!"

Der betrogene Gatte wehrte die Heuchelnde rauh von sich ab, ergriff sie an den Händen und führte sie wieder dem anderen Zimmer zu. Zurück kommend sank er, wie darniedergestreckt von dem, was er erfahren, auf einen Sessel hin.

Schweigend betrachtete ihn der Maler eine Weile, um dann in seiner erregten Weise hervorzusprudeln: „Was werden Sie thun? Töten — nicht wahr? Was mich betrifft, so bin ich bereit, Ihnen jede Genugthuung zu geben."

Der Angeredete lächelte schmerzlich, während er entgegnete: „Sie irren, junger Mann. Ich bin keine heißblütige, extravagante Künstlernatur. Meine Handlungen bewegen sich immer innerhalb der gesetzlichen, herkömmlichen Bahnen. Das ungetreue Weib wird noch heute mein Haus verlassen, ich ziehe meine Hand von ihr ab. Die Notwendigkeit zu arbeiten und zu darben, wird ihre Strafe sein. Außerdem werde ich die gerichtliche Scheidung beantragen und auch in meinem Verfahren gegen Sie, mein Herr, werde ich von dem durch das Gesetz vorgezeichneten Wege nicht abweichen."

Der Maler starrte den Sprechenden überrascht an, aufs tiefste befremdet, verwirrt, unfähig zu irgend einer Erwiderung und die Überzeugung bemächtigte sich seiner, daß eine unüberbrückbare Kluft lag zwischen seinen Empfindungen und Anschauungen und denen des ihm äußerlich ruhig und gefaßt gegenüberstehenden Mannes. Nie würden sie sich miteinander verständigen können.

* * *

Während der nächsten Wochen lebte Willibald Harden in einer an Wahnsinn grenzenden Erregung. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die von ihrem Gatten Vertriebene in der Wohnung einer Verwandten, einer jungen Wittwe, die sich kärglich durch Weißnäherei ernährte, Zuflucht gesucht und gefunden. Wie ein schleichendes Fieber gährte es in den Adern des Ruhelosen. Trotz aller Verachtung, trotz des glühenden Hasses, den er dem leichtsinnigen, schönen Weibe gegenüber empfand, wurde er von einer unüberwindlichen Eifersucht hin und hergetrieben. Seine krankhaft erregte Phantasie malte ihm allerlei marternde Bilder, die ihn nicht zur Ruhe, nicht zur Arbeit kommen ließen. Er sah Lucie hungernd und notleidend, er sah, wie die Versuchung an sie herantrat und schaudernd, mit qualvoll pochendem Herzen, den kalten Schweiß auf der Stirne, sprang er auf, um auf die Straße zu eilen. Stundenlang irrte er vor ihrem Hause auf und ab. Ging sie aus, so folgte er ihr, um auszukundschaften, was sie that, wie sie lebte.

Nur selten verließ sie ihre Wohnung, nur um in das Geschäft zu gehen und die Arbeit abzuliefern, mit der sie ihre zarten, weißen Finger verdarb.

Von Tag zu Tag wuchs des Unglücklichen Rastlosigkeit, seine folternden Träume kehrten immer häufiger wieder und tief und tiefer fraß sich der Gedanke in seine Seele: Lieber sie töten, als zugeben, daß sie noch tiefer sank.

Eines Tages beobachtete er, wie sie in Begleitung ihrer Cousine ausging, nicht wie sonst, in bescheidener Kleidung, ihre Arbeit in der an ihrem Arm hängenden Tasche, schnell durch die Straßen huschend, den unzufriedenen, freudlosen Blick der Erde zugekehrt, sondern in prunkvoller Toilette, mit Geschmeide behangen, das Haupt kokett erhoben, in jeder ihrer strahlenden Mienen frohe Erwartung, die Gier nach Freude und Lust.

Er folgte ihnen, sah, wie sie an der nächsten Straßenecke eine Droschke bestiegen und sprang in einen der anderen Wagen, um ihre Spur nicht zu verlieren. Die Fahrt ging nach dem Tiergarten, nach dem Krollschen Theateretablissement. Wenige Minuten nach ihnen betrat er den glänzend erleuchteten, mit einem eleganten Publikum gefüllten Garten.

Mit gespannter Aufmerksamkeit, quälenden Argwohn im Herzen, beobachtete er jeden Schritt, jede Miene der ahnungslos durch den Garten promenierenden Frauen. Er sah, wie sie, ein herausforderndes Lächeln auf den Lippen, kokett um sich blickend, durch die Menge schritten, hie und da die Aufmerksamkeit vorübergehender Herren erregend. Als das elektrische Geläut zur Vorstellung rief, folgte er ihnen in den Theaterraum; er bemerkte, wie sie auch hier, anstatt den Vorgängen auf der Bühne ihr Interesse zu widmen, ihr kokettes Spiel betrieben. Besonders waren es zwei in der

einen der beiden Prosceniumslogen sitzenden Herren, die sie zum Zielpunkt ihrer Operngläser gewählt zu haben schienen, mit denen sie Blicke und vielsagendes Lächeln tauschten. Ein heftiger Zorn packte den Beobachtenden, heiß drängte sich ihm das Blut zum Kopfe und seine Pulse klopften wie im Fieber.

Während der nächsten Zwischenaktspause nahm die Komödie ihren Fortgang. Vor dem Beginn des letzten Aufzugs bemerkte der Maler, wie ein Logenschließer des Theaters an die Damen herantrat, ihnen zwei Visitenkarten einhändigte und sich eines Auftrages entledigte, der von Beiden mit freundlichem Kopfnicken erwidert wurde. Diesmal kehrte Harden nicht in den Theaterraum zurück; es wäre ihm unmöglich gewesen, ruhig an seinem Platze zu verharren, während ein furchtbarer Sturm in seiner Seele erbrauste, während jeder Nerv in ihm sich spannte, jede Fiber seiner Seele vor heftigster Erregung erzitterte.

Er verließ den Garten, trat auf die Straße hinaus und schritt mit nervös-hastigen Schritten, die Zähne fest aufeinander beißend, vor dem Portal auf und ab.

Endlich war die Vorstellung zu Ende. Zahlreiche Menschen strömten an dem Wartenden vorüber, der sich jetzt im dunklen Hintergrunde hielt. Da plötzlich fuhr es wie ein Schlag durch seinen Körper, seine Augen drängten sich unnatürlich weit aus ihren Höhlen hervor, seine Rechte griff hastig, heftig in die Brusttasche seines offenen Rockes.

Die beiden Frauen, eskortiert von zwei Herren, passierten eben das Portal. Er hörte das Lachen Lucies, sah, wie ihr Begleiter seine Hand auf ihren Arm legte, und wie ein Anfall von Raserei kam es über ihn. In seinen Schläfen hämmerte es so gewaltig, daß er die Fähigkeit zu denken, verlor; blutrote Kreise tanzten vor seinen Augen.

Eine elegante Equipage fuhr vor. Der Begleiter von Lucies Cousine half dieser in den Wagen und schon wollte Lucie folgen, als Harden plötzlich mit einem Sprunge an ihrer Seite war und sie heftig zurückriß. Zwei-, dreimal funkelte es blitzend vor den Augen der tötlich Erschrockenen auf und ebenso oft fühlte sie, wie es sich scharf und schneidend in ihre Brust grub.

So schnell hatte sich dieser Vorgang abgespielt, daß, als man sich endlich auf den Rasenden warf und ihn bändigte, sein Opfer bereits röchelnd und blutüberströmt am Boden lag.

* * *

Sechs Monate später fand in dem großen Schwurgerichtssaale des Justizpalastes die Schlußverhandlung gegen den des Mordes angeklagten

Maler Willibald Harden statt. Der Verteidiger, einer der bekanntesten, renommiertesten Berliner Rechtsanwälte, hielt eine ergreifende, zündende Rede, in der er nicht seinen Klienten, sondern das ihrem verdienten Geschick erlegene Weib als den schuldigen Teil proklamierte. Manch schönes Auge richtete sich aus dem mit einem dichtgedrängten, vornehmen Publikum besetzten Zuschauerraum voll Teilnahme und lebhaftem Interesse auf den Angeklagten. Und als das die Schuldfrage bejahende Verdikt der Geschworenen und der auf lebenslängliche Zuchthausstrafe lautende Urteilsspruch verkündet wurde, da malte sich in mancher Miene starke Enttäuschung und aufrichtiges Bedauern.



Die ältesten Litteraten.

Von Heinrich Brugsch.

(Berlin.)

Langjährige und gründliche Untersuchungen und Forschungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft haben die Beweise geliefert, daß kein Gebot und keine Macht der Welt im Stande ist, der entwickelten Sprache ein neues Urwort oder Wurzelelement hinzuzufügen. Die Sprachen wachsen, d. h. sie nehmen in der geschichtlichen Entwicklung ihres Bestehens an Formenreichtum und Formenschönheit zu, aber neue Wurzeln in ihren Boden zu senken erscheint ebenso unmöglich, als den Elementen, aus welchen die materielle Welt zusammengesetzt ist, ein vorher unbekanntes, neues zuzuführen.

Der Litterat, der gebildete Schriftsteller im besten Sinne des Wortes, ist der Pfleger der Sprache. Er tritt aus dem beschränkten Kreise der Sprache des ungebildeten Volkes heraus und veredelt dieselbe in der schriftlichen Darstellung seiner Gedanken, mögen dieselben die gegebene Wirklichkeit oder eine nur eingebildete phantastische berühren. Die Formenvollendung und der schwunghafte Ausdruck seiner Sprache bis zum rhythmischen Wohlklang hin wird sich in dem Maße steigern, als die dichterische Stimmung ihn gleichsam zu den Sternen erhebt.

Auch nach einer anderen Richtung hin wird die zunehmende Kultur in Verbindung mit der wissenschaftlichen Erkenntnis im Laufe der vorwärtsschreitenden Zeit eine Art von Umbildung der Sprache schaffen, durch welche

einer großen Zahl ihrer Wörter neben ihrer ursprünglichen eine neue, abgeleitete Bedeutung verliehen wird. Dem späteren Forscher auf dem Gebiete der modernen Sprachwissenschaft ruft daher das Studium des Wortes, von seiner Grundbedeutung an, die ältesten Zustände und die einfachsten Erfahrungen und Kenntnisse einer längst vergangenen Vorzeit in das Gedächtnis zurück. Die Elle, die Hand, der Finger, der Fuß, die Spanne, bekannte Maßbezeichnungen in der Sprache der Metrologen, gehen auf die entsprechenden Teile des menschlichen Körpers zurück, nach welchen der Mensch Längenausdehnungen zu messen gewohnt war. Es entwickelte sich aus den einfachen, erfahrungsmäßig gewonnenen Kenntnissen der ältesten Schifffahrt zur See die Wissenschaft der Astronomie, aus der Gartenpflege die Botanik u. s. w., wobei das begriffliche Wachstum der alten Sprache des Handwerks gleichen Schritt mit der vorwärtsschreitenden, wissenschaftlich begründeten Erkenntnis hielt. Selbst die einer fremden Sprache entlehnten wissenschaftlichen Kunstausdrücke führen im letzten Grunde zu einfachen Urwörtern und Urbegriffen zurück.

Auch der Pfleger des Schrifttums, der Litterat, kann sich ähnlichen Voraussetzungen nicht entziehen und dem Jüngsten unserer Zeit muß, wie ein Urvater in nebelhafter Ferne, der älteste Litterat gegenüberstehen. Bevor ich ihn zu finden versuche, wird einem Jeden die Wahrscheinlichkeit einleuchten, daß man bei der Beurteilung seiner Leistungen in formaler Beziehung nicht den modernen Maßstab anlegen darf, denn die Entwickelung des Schrifttums ist abhängig von der zeitlichen, kulturgeschichtlichen und nationalen Stellung des Schriftstellers und sein Gedankenkreis durch seine nächste Umgebung und seine Erziehung und Bildung bedingt. Allein von diesem Standpunkte aus darf sein hinterlassenes Werk dem modernen Urteil unterzogen werden, ohne ein Hindernis zu bieten, die Schärfe des menschlichen Gedankens mit dem heutigen Maßstabe zu messen. Unter allen litterarisch gebildeten Völkern und zu allen Zeiten der Kulturgeschichte ist der Geist des Menschen derselbe geblieben, nur abhängig, wie gesagt, von geschichtlichen Epochen und der sprachlichen Entwickelung innerhalb derselben. Die erste Offenbarung seines Daseins für die Zeitgenossen und die Nachlebenden ist die Schrift.

Ein berühmter Gelehrter, R. Lepsius, hat der wissenschaftlichen Einleitung zu einem größeren Werke über die Chronologie der alten Ägypter einen eigenen Abschnitt über das Alter der Geschichte dieses Volkes gewidmet, das seiner wohl erwogenen und durch Beweise verteidigten Meinung nach die Anfänge der Geschichte aller übrigen Kulturvölker der Welt bei weitem überragt und durch gleichzeitige, bis auf den heutigen Tag erhaltene

inschriftliche Überlieferungen gestützt wird. Die Erfindung der Buchstabenschrift und die Bearbeitung der massenhaft im alten Nilthale wachsenden Papyruspflanze zu einem passenden Schreibmaterial, auf welches sich leichter und schneller als auf Stein und Holz die Schriftzüge hinwerfen lassen, forderten schon frühzeitig die ägyptischen Schriftkundigen zu litterarischen Leistungen auf, wie sie uns in der Gegenwart in überkommenen zahlreichen Beispielen aus der vergangenen Zeit vorliegen. Man wird beinahe versucht, wenn auch in einem anderen Sinne, den lebenden Soldaten des Schrifttums die bekannten Worte Napoleon Bonapartes zuzurufen: „Soldaten von der Feder, sechs Jahrtausende schauen von der Spitze der Pyramide der Litteratur auf Euch nieder.“ Wer also nach dem ältesten Litteraten aussucht, kann ihn zunächst nur an den Ufern des heiligen Nilstroms finden und damit glaube ich den einzig sichern und rechten Boden für meine Betrachtung gewonnen zu haben.

Kein Volk der Erde war so schreiblustig und schreibselig, als das ägyptische; der Besuch eines jeden ägyptischen Museums liefert dafür die vollgiltigsten Zeugnisse. Ob Stein, ob Holz, ob Leinewand oder Papyrus, Alles ist mit Schriftzügen bedeckt, die uns bald die Hieroglyphe, bald eine für die Schnellschrift hergestellte Kursivschrift vor Augen führen. Der letzteren oder der sogenannten hieratischen Schrift bedienten sich die ältesten Litteraten zur Abfassung ihrer Werke auf Papyrus. Ein Schreibrohr, eine Art von Palette aus Holz mit eingeschnittenen runden Farbennäpfen und ein kleines Wassergefäß vertraten die Stelle von Tinte und Feder. Alle drei Instrumente mit einander verbunden bildeten, nebst einer Schreibtafel aus Holz oder der Papyrusrolle mit ihrem Bandstreifen, die Attribute eines schriftkundigen Mannes, nicht weniger auch des Gottes Thot, des ägyptischen Hermes, des Erfinders der Schrift und des gesamten Schriftentums, wie es in den „Häusern der Bücherrollen“ oder den Büchereien der Tempel in einer größeren oder kleineren Auswahl niedergelegt war. Es ist bekannt, daß die Inschrift an der königlichen Bibliothek zu Berlin „Nutrimentum spiritus“ von Friedrich dem Großen, wenn auch nach einer schlechten französischen Übersetzung ihrer griechischen Fassung, der Aufschrift einer altägyptischen Tempelbücherei entlehnt ist, welche Ramses II. auf der Westseite Thebens, der ehemaligen Residenzstadt der Ramessiden, im Jahre 1318 v. Chr. gestiftet hatte, wofern man der Überlieferung des griechischen Schriftstellers Diodor guten Glauben schenken darf.

Der altägyptische Litterat führte die gewöhnlichste Bezeichnung eines „Schreibers“, scriptor, oder schriftkundigen Mannes, und empfing seinen ersten Unterricht in den Tempelschulen des Landes. Seine weitere Aus-

bildung in den verschiedenen Fächern des gelehrten Schrifttums steuerte zunächst der heiligen Wissenschaft oder den „göttlichen Dingen“ zu, ohne daß man darüber das Irdische verloren hätte. Denn die 42 sogenannten hermetischen Bücher, welche nach der Versicherung des Bischofs Clemens von Alexandrien den Inbegriff des höheren Wissens bei den Ägyptern noch in seiner Zeit bildeten, behandelten neben den göttlichen Dingen auch die Gesetzkunde, die Kosmographie, die Geographie, die Topographie, die Astronomie, die Kunst und die Musik.

Wenn noch bis zum heutigen Tage bei den Bekennern des Islams im Morgenlande das gesamte Schrifttum in den Händen priesterlicher Personen ruht und die Bildung, von der Volksschule an, sich auf theologischem Boden aufbaut, so wird dennoch, wie bei den alten Ägyptern, in der geistigen Entwicklung des Einzelnen die Pflege der Wissenschaft und der Litteratur mit dem religiösen Wissen als vereinbar betrachtet. Denn nach den großen Lehrern, der Anhänger des Propheten Mohammed, sind die Kenntnisse, welche der Mensch zu erwerben vermag, aus zwei Quellen abzuleiten: aus dem Verstande und aus dem Glauben, mit anderen Worten, aus dem weltlichen Wissen und aus der Religion. Selbst Mohammed, dessen Gefährten und Schüler in seiner unmittelbaren Umgebung nur aus litterarisch gebildeten Arabern bestanden (der erste Khalif Muawija war sein Schreiber gewesen) that den Ausspruch: „Suchet die Wissenschaft zu erlernen und wenn ihr sie in China finden solltet,“ und empfahl Jedem unter den Gläubigen: „Arbeite auf Erden, um Wissenschaft und irdische Güter zu erwerben, als wenn du ewig leben solltest, richte aber deine Handlungen im Hinblick auf das zukünftige Leben ein, als wenn du morgen sterben müßtest.“ Seinen Schwiegersohn Ali, welcher besondere Verdienste um die litterarisch-grammatische Entwicklung der arabischen Sprache erworben hatte, ehrte er durch die Worte: „Das Wissen ist eine Stadt, deren Thor Ali ist.“

In ganz ähnlicher Weise finden wir bei den alten Ägyptern den mythologischen Glauben mit der Erkenntnis durch die Vernunft verbunden und die litterarische Leistung nur insofern durch den Glauben beeinflußt, als das Walten des Göttlichen in den Vordergrund des Schicksals des Menschen tritt. Das Gute findet seinen Lohn, das Böse seine Strafe. Das ist der allgemeinste Grundgedanke.

Die litterarische Ausbildung der Söhne aus den besseren Ständen in der priesterlichen Schule nahm mit der Schrift ihren Anfang. Die Arbeit war nicht leicht, denn mehr als 1500 Zeichen mußten in ihrem Bilde und nach ihrer kursiven Form erlernt werden, damit ihre Buchstaben- und Silbenwerte und ihre Rolle als stumme Deutzeichen im Gedächtnisse haften blieben.

Im Grunde genommen mußte eigentlich die übliche Schreibweise eines jeden einzelnen Wortes bis zu den grammatischen Formen hin dem Schüler geläufig sein. Die Schriftstücke hervorragender Litteraten dienten beim praktischen Unterricht als Muster für die Schrift und den Stil und diktierte Texte stellten die erworbenen Kenntnisse auf die Probe. Der Lehrer verbesserte auf dem oberen Rande die vorhandenen Fehler, die meistens schlechte Schrift und falsche Zeichen betrafen. Selbst das Verhören eines Wortes bei unaufmerksamen Schülern läßt sich noch heutigen Tages nachweisen, da die Museen Europas eine nicht geringe Zahl derartiger Schülerarbeiten auf Papyrus aus der Zeit des vierzehnten und der unmittelbar nachfolgenden Jahrhunderte v. Chr. enthalten.

Der angehende Litterat, welcher sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit auszeichnete, ward gelobt, der faule getadelt, oder mit dem Stock gezüchtigt, denn, wie es in einem der Schriftstücke wörtlich gesagt wird: „die Ohren des Knaben sitzen auf seinem Rücken". Die Schule selbst hieß deshalb „das Haus der Züchtigung" und „züchtigen" fiel mit der Vorstellung des Lehrens zusammen.

Der Tadel richtete sich nicht nur gegen den Schüler, sondern traf auch den erwachsenen Litteraten, der allzu selbständig seinem eigenen Kopfe folgte und die Weisungen seiner Oberen in den Wind schlug. Der Inhalt eines Briefes, den ich zum Muster nehme, mag als Beweisstück für meine Behauptung gelten.

„Diese briefliche Korrespondenz ist an Dich gerichtet und folgenden „Inhaltes: Sei nicht unvernünftig, wie jemand, der ohne Bildung ist. Man „schlief nicht, um Dir Unterricht zu erteilen und man wachte, um Dich aus„zubilden, ohne daß Du den guten Lehren Gehör schenkst. Störrischen „Sinnes folgst Du Deiner Eingebung. Das Kamel hört aufs Wort und „wird aus Äthiopien her geführt. Man bändigt den Löwen und man zähmt „das Roß. Nur Du machst eine Ausnahme. Einen wie Du kennt man „selbst nicht mitten im Bauernvolke. Weißt Du es nun?"

Nach wiederholten Stellen in einem uralten Schriftstück aus dem sogenannten Mittleren Reiche (um 2500 vor Chr.) erkannte man in dem „Hören" oder dem Gehorsam die höchste Tugend des lernenden Knaben. In einem anderen Papyrus, ungefähr aus derselben Epoche herrührend, legt ein besorgter Vater seinem Sohne den fleißigen Besuch der Schule an das Herz und erinnert ihn an den Vorzug des litterarisch gebildeten Mannes, indem er in drastischen Beispielen und Schilderungen an die mannigfachen Plackereien und Beschwerden des Handwerks und sonstigen Beschäftigungen des

gewöhnlichen Lebens in eindringlicher Sprache hinweist. Er leitet sein Sendschreiben mit den Worten ein:

„Ich habe den Druck vor Augen gehabt,
„Ich habe den Druck vor Augen gehabt. —
„Richte Deinen Sinn auf die Litteratur! —
„Ich habe gesehen, wie man um seiner Abgaben halber hergenommen wird. —
„Nichts geht über die litterarische Beschäftigung, —
„Denn das heißt Oberwasser haben. —
„Lies den Schluß eines uralten Werkes, —
„Darin wirst Du wörtlich diesen Satz finden: —
„‚Wer ein Litterat ist, findet überall seine Stelle in der Residenz. —
„Hier leidet er keine Not, —
„Und wenn er es thut, so sättigt ihn ein anderer, —
„Ohne daß er aus dem Hause geht, denn er sitzt in Ruhe da. —‘
„Ich habe mein Auge auf die verschiedenen Berufsarten geworfen, —
„Und habe wörtlich diesen Satz bestätigt gefunden. —
„Darum ist es meine Absicht, daß Du die litterarische Beschäftigung wie Deine Mutter lieb habest. —
„Ich lasse ihre Vorzüge vor Dein Angesicht treten —
„Denn höher steht sie als jeder Berufszweig. —
„Nichts gilt in dieser Welt das Wort: ‚Er hat angefangen, sich zu entwickeln.‘ —
„Noch jung, soll er schon seinen Rat erteilen —
„Und man wird ihn in Geschäften entsenden. —
„Erreicht er sein Ziel nicht, zieht er das Bettelkleid an. —
„Einen Metallarbeiter habe ich in (amtlicher) Arbeit nicht gesehen, —
„Noch einen Goldschmied, der eine Botschaft ausgeführt hätte. —
„Aber wohl habe ich den Kupferschmied bei seinem Werke gesehen, —
„Vor dem Ofenloche seiner Esse. —
„Seine Finger sind krokodilartig —
„Und riechen übler als Fischlaich."

Ein Litterat, welcher in der kriegerischen Epoche Ramses II., um 1300 vor Chr. lebte und zu seinem Bedauern die Neigung des jüngeren Nachwuchses für den Soldatenstand und den Ackerbau wahrnahm, erinnert in einem noch erhaltenen Papyrusbriefe an die Leiden eines ägyptischen Leutnants während eines Feldzuges in Syrien und an die unvermeidlichen Verluste des Landmannes infolge von ungünstigem Wetter, Viehsterben, Diebstählen und gewaltsamen Bedrückungen durch die Steuerbeamten Pharaos.

Wie ganz anders, so schließt er, steht es mit dem Litteraten! Er hat Freude an seiner Arbeit, sie bringt ihm Ruhm und Ehre ein und — wie um einen Trumpf auf die ausgespielten Karten zu setzen — er braucht keine Abgaben zu leisten. Zu gleicher Zeit verfehlt er nicht, die jungen Litteraten vor dem Besuch der Bierhäuser, zumal mit Mädchenbedienung und Musikantengesellschaft zu warnen.

Oder bedeutet es etwas anderes, wenn man die nachfolgenden Worte eines Papyrusbriefes durchliest?

„Mir ist gesagt worden, daß Du die litterarische Beschäftigung auf„giebst und Dich dem Vergnügen in die Arme wirfst, daß Du von einer „Gasse in die andere gehest, wobei der Biergeruch jedesmal Dein Führer ist. „Das Bier entfremdet den Menschen und Deine Seele wirft es auf die „Dreschtenne. Du bist gleichwie ein wackliges Steuerruder am Schiff, das „nach keiner Seite hin gehorcht, gleichwie eine Kapelle ohne ihren Gott, — „gleichwie ein Haus ohne Nahrung, dessen Mauer wankt und dessen Balken„werk geborsten ist. Die Leute ergreifen die Flucht vor Dir, denn Du be„wirfst sie mit Speichel und schreist Sie an. Lerne doch des Weins zu „entbehren, entsage dem Most, denke nicht immer an die Bierkrüge und „lebe ohne den Schnaps. Du läßt Dich im Flötenspiel unterrichten, singst „nach der Schalmei, begleitest im Diskant die Töne der Harfe und spielst „auf der Zither. Du hockst in der Kneipe, umgeben von alten Vetteln oder „stehst da, um das Genick zu verrenken. Du sitzt bei dem Mädel, mit „Pomade gesalbt, mit Blumenkränzen behängt und mit Myosotis-Guirlanden „um den Hals. Du paukst auf Deinen Bauch und schwankst hin und her. „Platt fällst Du auf den Erdboden hin und besudelst Dich mit Schmutz."

Die übergroße Schreiberzunft, welche in allen Zeiten der ägyptischen Geschichte ihre besonderen Dienste der Tempelverwaltung, der Person des Nomarchen oder des Gaugrafen und dem königlichen Hofe leistete, besaß litterarisch mehr oder weniger gebildete Vertreter, welche als solche besondere Beinamen und ehrenvolle Bezeichnungen empfingen. Man nannte sie „Schreiber, welche die Sache kennen", d. h. sachkundige Litteraten, oder „Schreiber, welche die Schwierigkeiten der Erkenntnis des Himmels, der Erde und der Tiefe beherrschen", auch wohl „Litteraten von elegantem Stil". Man rühmt die „Süßigkeit", das heißt die Anmut ihrer Sprache im schriftlichen Ausdruck, und findet es nicht zu stark, diese Süßigkeit mit dem Honigseim zu vergleichen. Andererseits entging die Mittelmäßigkeit litterarischer Leistungen dem Tadel in keiner Weise, wenn er auch nach einem vorhandenen Beispiel aus dem vierzehnten Jahrhundert vor Chr. in höflicher Form ausgedrückt ward. Ein hervorragender Litterat leitet seine Antwort auf die schriftliche

Mitteilung eines Kollegen mit der kurzen Kritik ein: „Dein Schriftstück ist allzu zusammengestoppelt. Es ist ein Ballast hochtrabender Redensarten, deren Deutung der Lohn derer sein mag, die danach suchen; ein Ballast, welchen Du nach Deinem Belieben aufgeladen hast," und er schließt mit den Worten: „Sehr unbedeutend ist es, was über Deine Zunge läuft und ganz verwirrt sind Deine Sätze. Du kommst zu mir in einer Hülle von Verdrehungen und mit einem Ballast von Fehlern. Du zerreißt die Sätze, wie es Dir in den Sinn kommt, und Du bemühst Dich nicht, ihre Kraft bei Dir selber heraus zu finden. Eile stürmisch dahin und Du wirst nicht ankommen u. s. w." Wie zur Beruhigung fügt er hinzu: „Besänftige Dein Herz, Dein Herz sei wohlgemut und lasse Dir den Appetit nicht vergehen." Immer noch nicht zuende mit seiner Kritik, wiederholt er später aufs neue: „Was Deine Worte enthalten, das ist alles zusammen auf meiner Zunge und ist sitzen geblieben auf meiner Lippe. Ein Durcheinander ist es, wenn sie hört. Ein Ungebildeter vermag sie nicht zu deuten. Sie sind wie die Sprache eines Unterägypters mit einem Bewohner von Elephantine." Er bittet ihn zum Schluß, seine kritischen Bemerkungen nicht mißdeuten zu wollen und nicht die Behauptung aufzustellen: „Du hast vor allen anderen Menschen meinen Namen stinkend gemacht."

Bereits in der Mitte des dritten Jahrtausends fand man es der Mühe wert, die Urheber litterarischer Leistungen gegenüberzustellen und nicht nur ihre Aussprüche und ihre Werke miteinander zu vergleichen, sondern auch goldene Regeln für ihre näheren Beziehungen im Umgang in angemessener Weise und gleichsam von Fall zu Fall aufzustellen. In einem hochberühmten Papyrus (Pap. Prisse) aus der erwähnten Zeit, dessen Abfassung nach dem Wortlaut des ihn betreffenden Textes einem Prinzen von Geblüt aus der frühen Epoche der sechsten Dynastie zugeschrieben wird, finden sich nach der angedeuteten Richtung hin Verhaltungsmaßregeln vorgezeichnet, welche an Durchsichtigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen.

„Sei nicht hochmütig wegen Deiner Kenntnisse," — so leitet der genannte Verfasser seine Belehrung ein — „sondern unterhalte Dich mit dem „Ungebildeten wie mit dem Gebildeten."

„Findest Du seiner Zeit einen Meister des Ausdrucks, so beherrsche „Dich, wenn er hervorragender ist als wie Du es bist. Senke Deine „Arme vor ihm nieder und beuge Deinen Rücken und Dein Herz erhebe „sich nicht gegen ihn . . ."

„Findest Du seiner Zeit einen Meister des Ausdrucks, welchem Du „ebenbürtig bist und der an Deine Armeslänge reicht, so schaffe, daß Du ihn „überragst und schweige nicht, wenn er sich eines schlechten Stiles bedient.

„Groß wird Dein Lob bei den Hörern sein und Dein guter Name wird „zur Kenntnis der besten Gesellschaft gelangen.“

„Findest Du seiner Zeit einen Meister des Ausdrucks als einen „Schwächeren, also daß er Dir nicht gleich kommt, so sei Dein Herz nicht „ergrimmt ob seiner Ohnmacht. Laß ihn gehen. Er schädigt sich selber . . .“

Wie man sieht, liegen diesen Lehren gesunde Anschauungen zugrunde, deren Wert mehr als vier Jahrtausende nicht haben verwischen können.

In der geschichtlich wichtigen Epoche, welche gleichzeitig mit der Lebensgeschichte des jüdischen Gesetzgebers Moses dasteht, wandten sich die litterarischen Bestrebungen der damals lebenden Schriftsteller mit Vorliebe auf die Eleganz des Briefstiles, wie eine Menge noch erhaltene Muster auf Papyrus es beweisen. Zu dieser Eleganz gehörte es nebenbei, daß man sich semitischer Lehnwörter und Schreibweisen bediente und die echt ägyptischen Ausdrücke dafür beiseite schob. Die Jahrhunderte hindurch fortgesponnenen Kriege der Ägypter gegen die semitischen Völker Vorderasiens, der anwachsende Handelsverkehr und die Niederlassung semitischer Familien im Nilthale, deren Mitglieder nicht selten vornehme Ämter am Hofe Pharaos bekleideten, hatten eine wahre Sucht nach dem Fremdwort erzeugt, welcher, dreitausend Jahre nach der ägyptischen Ramessidenzeit, die Neigung unserer deutschen Sprache zu französischen Einmengseln ebenbürtig zur Seite steht. Wie gesagt, beschönigten die ägyptischen Musterschriftsteller der damaligen Zeit diese Verunstaltung der eigenen Muttersprache in der auffälligsten Weise und fanden geradezu Geschmack an den eingeführten fremden Wörtern, deren Anwendung dem gebildeten Litteraten unerläßlich schien, bis zum Briefstil hin, wie er uns in vielen Proben mit dem Namen der Schriftsteller vorliegt.

Anders verhielt es sich mit denjenigen Leistungen der ägyptischen Litteratur, die wir unter dem Namen der schönen Litteratur zusammenfassen. An der Spitze derselben stand das Märchen und der Roman, deren Dasein bereits die Überlieferungen griechischer Schriftsteller vermuten ließen und deren Wirklichkeit die aufgefundenen Papyrustexte beweisen. Die Erzählung Strabos von der rotwangigen Rhodopis, welcher beim Baden ein Adler den niedlichsten aller Schuhe raubt und in den Schoß des in Memphis zufällig im Freien sitzenden und Recht sprechenden Königs warf, der von dem Schuh entzückt, die Trägerin desselben allenthalben suchen ließ und sie endlich in der Stadt Naukratis entdeckt und zu seiner Gemahlin erkoren habe, ist dem altägyptischen Märchenschatz entlehnt und erinnert außerdem Zug um Zug an unser deutsches Aschenbrödel. Die Geschichten von Rampsinit und seinem Baumeister, von der Königin Nitokris, der Rächerin ihres Gemahles an seinen Mördern, vom König Cheops, dem Pyramidenerbauer, und seiner all

zu liebenswürdigen Tochter und manche andere Überlieferung aus griechischer Feder bildeten den Hauptinhalt alter Romane, die noch in den letzten Jahrhunderten vor Chr. im Munde der Ägypter fortlebten und neben der Tierfabel zur Unterhaltung gelesen wurden. Man hatte das Zeitalter der uralten Könige längst vergessen, aber auch das schon ein ganzes Jahrtausend früher, und die geschichtlichen Lücken durch romanhafte Erzählungen und Märchen ausgefüllt, deren Ursprung in die Ramessidenepoche oder ein wenig vorher fällt.

Die Erzeugnisse der schönen Litteratur wurden von den Ägyptern in der Moseszeit mit besonderer Vorliebe gelesen und bildeten die Papyrus-Schätze der Bücherei einer jeden gebildeten Familie. Selbst in dem wie eine zweite Wohnung nach dem Hinscheiden ausgestatteten Grabgemach dieses und jenes vornehmen Ägypters fehlten keineswegs Abschriften litterarischer Meisterwerke und wenn man sie auch nicht vom Anfang bis zum Schluß auf dem teuren Papyrus niederschreiben ließ, so sollte wenigstens der auf ein rohes, ungeglättetes Kalksteinstück aufgetragene Anfang des Werkes an die gute Absicht der Hinterbliebenen erinnern, ihrem teuren Toten die Gelegenheit der litterarischen Unterhaltung in seiner einsamen zweiten Wohnung zu bieten.

Das altägyptische Märchen zeigt alle Merkmale, welche unsere moderne Litteratur an den Begriff desselben knüpft. Es erzählt eine Begebenheit, in welcher das Wunderbare vorherrscht und die dichterische Phantasie sich ihre eigene Welt schafft. Dem Volksgeiste entsprungen, ist seine Sprache einfach und ungekünstelt und sein Verfasser unbekannt. Könige und Prinzen, Zauberer und treulose Weiber spielen wie bei uns, so auch in dem ägyptischen Märchen eine Hauptrolle. Zu den ältesten gehört bis jetzt das Märchen vom König Chufu, dem Cheops der Griechen und dem Erbauer der schönsten und größten Pyramide in ganz Ägypten. Genannter Pharao, so meldet der Papyrus, welcher zu den wertvollsten Schätzen des Berliner Museums gehört (S. Erman „Ägypten" S. 498. f.), ließ sich einstmals von seinen Söhnen Wundergeschichten erzählen, die unter seinem Vorgänger stattgefunden hatten.

Der eine Prinz unterhielt ihn mit dieser, der andere mit jener Geschichte, bis die Reihe an den Prinzen Hardadaf kam. Dieser berichtete von einem noch lebenden Zauberer namens Dede, der 110 Jahre alt war, täglich 500 Brote zu einer ganzen Rinderkeule aß und seine 100 Krüge Bier trank. Er war imstande, durch Zauberei einen abgeschnittenen Kopf wieder aufzusetzen und die Löwen der Wüste zu seinem Gefolge zu zwingen. Auch wußte er den Ort, an welchem der Litteratengott Thot gewisse ge-

heimnisvolle Dinge verborgen hatte, nach deren Besitz König Chufu schon lange Verlangen trug.

Der Prinz vollzieht den Befehl seines Vaters und bringt den Zauberer aus seinem Dorfe zu Hof. Der Wundermann weigert sich den Wunsch, des Königs zu erfüllen, vor seinen Augen einen Gefangenen zu enthaupten und den Kopf wieder aufzusetzen. „Da brachte man eine Gans und schnitt ihr den Kopf ab; die Gans ward dann in die westliche Ecke der Halle gelegt und ihr Kopf in die östliche Ecke der Halle und Dede sagte seinen Zauberspruch her. Da stand die Gans da und trippelte und der Kopf that desgleichen. Als nun ein Stück zum andern gekommen war, stand die Gans da und gackerte." Auch an einer Ente (?) und einem Stier vollbrachte er dasselbe Stücklein, so daß König Chufu von der Wunderthätigkeit des Mannes überzeugt war und mit der Bitte herausrückte, ihm den Versteck der geheimnisvollen Dinge anzuzeigen. Dede weigert sich dies selber zu thun, verheißt ihm aber, daß der älteste von den drei Söhnen, welche Reddedt, die Tochter eines Sonnenpriesters, gebären würde und deren Vater der Sonnengott selber sei, sie ihm bringen würde. Die Andeutung, daß jene drei Söhne der Reihe nach seine Nachfolger sein würden, versetzt den König Chufu in eine düstere Stimmung.

Unter dem helfenden Beistand von fünf Gottheiten kommen die drei Kinder auf die Welt. Die Gottheiten werden dafür von dem Gemahl der Reddedt mit einer Ladung Korn beschenkt, in das sie eine Königskrone verstecken, um es durch einen Sturmwind nach dem Speicher der Reddedt zurücktragen zu lassen. Als eine Dienerin des Hauses die Scheuer betrat, um etwas Getreide zu holen, kam sie entsetzt zur Herrin zurück mit der Meldung, den Klang von Gesang, Musik und Tanz gehört zu haben, wie man sie einem König feiert. Als aber dieselbe Dienerin einmal von Frau Reddedt wegen eines begangenen Fehlers gezüchtigt wurde, sagte sie zu den Leuten: „Soll sie das gegen mich thun und sie hat doch drei Könige geboren? Ich werde gehen und es dem König Chufu sagen."

In der That verließ sie das Haus, um sich an den Hof zu begeben. Leider fehlt der Schluß des Schriftstückes, so daß wir den Ausgang der Fabel nur ahnen können.

Ein anderes Märchen, auf Papyrus, beginnt mit der bekannten Einleitung: „Es war einmal ein König" und knüpft daran die Erzählung, daß ihm kein Sohn geboren war, daß aber die Götter seine Bitte erfüllten und ihn mit einem Prinzen beschenkten, dessen frühen Tod durch ein Krokodil, eine Schlange oder einen Hund die Schicksalsgöttinnen vorher verkündigten. Der darob in Trauer versetzte Vater ließ sofort einen Turm mitten im

Gebirge erbauen, der in königlicher Weise bis zu der Bedienung hin ausgestattet wurde und welchen das hineingesetzte Kind nicht verlassen durfte.

Als der herangewachsene Knabe sich einstmals auf der Zinne des Turmes befand, sah er einen Windhund, der auf der Straße hinter einem Manne herlief. Sein Begehr nach dem Besitz des ihm unbekannten Tieres sollte unerfüllt bleiben, doch ließ sich der Vater bewegen, auf die Meldung von dem Vorgefallenen ihm einen Windhund zu schenken. Zum Jüngling gereift, hält es ihn nicht länger in der einsamen Burg, er hegt den Wunsch hinauszuziehen in die weite Welt, da er ja doch seinem Schicksale selbst in der Burg nicht entrinnen könne. Auch diesmal willfahrt der König seiner Bitte und läßt ihn ziehen. Von seinem Hunde begleitet erreicht er das fern liegende „Stromland", am Oberlaufe des Euphrat, woselbst der regierende Fürst für sein einziges Kind, eine Prinzessin, ein Haus erbaut hatte, dessen Fenster 70 Ellen über dem Erdboden gelegen waren. Alle Prinzen aus den „Hinterländern", längs der Ostküste des Mittelmeeres, waren eingeladen, als Freier um die Tochter zu werben. Sie sollte demjenigen zugesprochen werden, welcher zum Fenster der Prinzessin hinaufzuklimmen im Stande wäre.

Der angekommene ägyptische Königssohn fand bei den versammelten fürstlichen Freiern die beste Aufnahme. Er hatte ihnen seinen Stand verschwiegen und sich auf Befragen als Sohn eines ägyptischen Offiziers vorgestellt, welcher vor dem Haß seiner bösen Stiefmutter die Flucht ergriffen hätte. Er erfuhr sehr bald den Zweck der fortgesetzten Kletterübungen an dem Hause der Königstochter, deren Augen inzwischen auf ihm mit Wohlgefallen geruht hatte, nahm Teil an den Übungen und erreichte glücklich das Fenster, um von der schönen Prinzessin umarmt und zärtlich geküßt zu werden; weniger günstig war der Empfang bei seinem künftigen Schwiegervater, dem er gleichfalls seinen Stand verschwiegen hatte. Da jedoch die Tochter geschworen hatte, lieber den Hungertod zu sterben, als seiner zu entsagen, so wurde auch diese letzte Schwierigkeit überwunden, und der König gab ihm die Tochter zur Frau. Nach der Vermählung offenbart der junge Gatte seiner Gemahlin sein drohendes Schicksal. Sie bat ihn deshalb inständigst, seinen Hund töten zu lassen, ohne ihn dazu bewegen zu können. Umsomehr fürchtete sie für sein Leben und begleitete ihn deshalb stets auf seinen Ausgängen.

Das Folgende ist nur bruchstückweise erhalten und der Schluß des Papyrus fehlt gänzlich. So viel läßt sich durchblicken, daß er seiner Frau die Rettung seines Lebens bei den Angriffen durch ein Krokodil und eine Schlange zu danken hatte, und, wie wir ergänzen müssen, dennoch durch

seinen Hund dem geweissagten Tode anheimfiel. Sein Schicksal hatte sich erfüllt.

Ein anderes Märchen, das von den beiden Brüdern, gewinnt durch seine Ausführlichkeit und seine vollständige Erhaltung einen besonderen Wert. „Es waren einmal," so beginnt auch dieses, „zwei Brüder von einem Vater und von einer Mutter. Anepu hieß der Ältere und Bata hieß der Jüngere. Anepu hatte ein Hauswesen und war beweibt und sein jüngerer Bruder galt ihm als Sohn." Nach diesen Worten wird erzählt, wie beide Brüder die ländlichen Arbeiten verrichteten, wobei Bata sich als ein vorzüglicher Gehilfe erwies. Eines Tages wurde der jüngere Bruder von dem älteren nach Hause geschickt, um Aussaat für das Feld zu holen; er fand die Frau des Anepu allein, welche ihm, ganz nach dem Vorbild der Frau des Potiphar dem keuschen Josef gegenüber, einen bösen Antrag macht. Er verläßt empört das Haus und kehrt zum Bruder zurück, ohne diesem auch nur mit einem Worte das Vorgefallene zu melden.

Den Zorn ihres Mannes fürchtend erzählt die Frau dem heimkehrenden Gatten eine erlogene Geschichte, wodurch im Gegenteil ihr junger Schwager auf das Ärgste bloß gestellt erscheint. Entrüstet ergreift Anepu ein Messer, versteckt sich hinter der Thür des Viehstalles, um die Rückkehr seines Bruders abzuwarten und ihn zu töten. Dieser erreicht gegen Abend das Gehöft und wird von den beiden zuerst den Stall betretenden Kühen gewarnt. Nachdem er richtig die Füße seines Bruders hinter der Thüre erkannt hat, ergreift er schleunigst die Flucht, von dem Messer seines Bruders bedroht. Da in der höchsten Not läßt der Sonnengott zwischen beiden ein großes Gewässer voller Krokodile entstehen und von dem einen Ufer nach dem andern ertönt die Klage des jungen Bata, um den Verrat der Schwägerin und sein zukünftiges Schicksal dem älteren Bruder kund zu thun. Tiefbetrübt kehrt Anepu heim und tötet sein falsches Weib.

Dieser erste Teil, der in seiner Ausführung als ein Muster der naiven Darstellung gelten kann, bildet gleichsam das Vorspiel zu dem folgenden dramatisch gehaltenen Märchen. Bata hatte seinem Bruder mitgeteilt, er würde nach dem „Cedernthale" gehen und sein Herz in der Blüte einer Ceder verbergen. Sollte eines Tages das Bier in seinem Kruge aufschäumen, so möge er dies als ein Zeichen betrachten und sich aufmachen, um ihn oder vielmehr sein Herz zu suchen.

Bata baut sich eine Hütte im Cedernthale unter dem Cedernbaum, in dessen Blüte er sein Herz niederlegt. Um den Verlassenen zu trösten, bilden ihm die Götter ein schönes Weib zur Genossin in seiner Einsamkeit. Eine Locke ihres duftenden Haares, welche vom Wasser davon getragen ist, kommt

in den Besitz des Königs, der sofort Boten entsendet, um das Götterweib aufzusuchen. Sie läßt sich willig entführen, nachdem sie vorher den Rat gegeben hatte, die Ceder niederzuschlagen. In demselben Augenblicke ist Bata dem Tode verfallen. Da schäumt das Bier im Kruge Anepus und er versteht das Zeichen, von dem ihm Bata gesprochen hat.

Er wandert nach dem Cedernthale und erst nach sieben Jahre langem Suchen findet er das Herz seines Bruders. Da erwacht Bata aus seinem Todesschlafe, verwandelt sich in einen heiligen Stier und wird von seinem Bruder zum König geführt. Mit vernehmbarer Stimme erklärt er der Königin, wer er sei. Sie überredet sofort den königlichen Gemahl, den Stier töden zu lassen. Da sprossen aus zwei Blutstropfen auf dem Boden zwei Perseabäume empor. Auch diese werden auf Veranlassung der Königin gefällt und aus dem Holze springt ein Splitter in ihren Mund. Infolge dessen genas sie eines Sohnes, es war Bata in verjüngter Gestalt.

Zum Vizekönig von Äthiopien und später zum Range eines Kronprinzen erhoben, besteigt er nach dem Tode des Königs den Thron Ägyptens. Nach vollendeter dreißigjähriger Regierung folgt ihm sein Bruder in dieser Würde nach. Was mit dem Weibe geschah, läßt sich unschwer erraten. Es ward nach der Thronbesteigung Batas vor die königlichen Richter gestellt und der Spruch über sie gefällt, mit andern Worten, es wurde zum Tode verurteilt.

Mindestens um tausend Jahre älter ist ein anderes Märchen, das außer seiner litterarischen Bedeutung einen eigenen Wert in Bezug auf die Ausdehnung der ältesten Seefahrten nach dem Süden Arabiens und der gegenüberliegenden Somaliküste erhält. Der erste Übersetzer dieses Märchens, Herr Golenischeff in Petersburg, hat mit Recht auf die auffallende Ähnlichkeit desselben mit der Fahrt des Helden Odysseus zur Insel der Phäaken und mit den abenteuerlichen Seereisen Sindbads in dem goldenen Buche Tausend und eine Nacht in einer gelehrten Abhandlung hingewiesen.

Das in Rede stehende Märchen macht uns mit einem Bediensteten am Hofe Pharaos bekannt, der einem Vorgesetzten die wunderbare Geschichte seiner Seereise erzählt. Auf einem Schiffe von 150 Ellen Länge und 40 Ellen Breite, mit einer Bemannung von 150 auserlesenen Matrosen, war man auf dem Roten Meere dem Süden zugesteuert. Von einem Orkan überrascht, war es ihm allein gelungen, sich mit Hilfe eines erfaßten Holzstückes ans Land zu retten. Es war eine paradiesische Insel. Im Gebüsch versteckt sorgte er zunächst für die leibliche Nahrung. Wie donnerndes Wogengeschwall schlug es plötzlich an sein Ohr, die Bäume knackten und der Erdboden erzitterte. Eine gold- und blaufarbige Schlange von 30 Ellen

Länge richtete sich vor ihm auf, fing an mit menschlicher Stimme zu dem Schiffbrüchigen zu reden und trug ihn unversehrt in ihrem Maule nach ihrem Lager hin.

Der erschrockene Ägypter erzählt die Geschichte seines Schiffbruches bis zu seiner Ankunft auf der Insel, empfängt die beruhigende Versicherung, daß ihm nichts geschehen, sondern daß nach viermonatlichem Aufenthalte ein ägyptisches Schiff an der Insel landen würde, um ihn nach seiner Heimat zurückzuführen. Die Schlange, der König des wunderbaren Eilandes, erzählt ihm ihre Familiengeschichte, worin eine Jungfrau, ihre Tochter, eine Hauptrolle spielt. Wie sie vorausgesagt hatte, traf wirklich ein ägyptisches Schiff nach Verlauf von vier Monaten an der Küste ein und der Schlangenkönig wünscht dem Abreisenden eine glückliche Heimkehr, für welche er die Zeit von zwei Monaten voraussagt. Eine Auswahl von Landeserzeugnissen, welche er dem Abreisenden als Gastgeschenke übergiebt: Weihrauch, kostbare Hölzer, Antimon, Schminke, Elephantenzähne, Windhunde, Affen und Pantherfelle, versetzen den Schauplatz nach der heutigen Somaliküste.

Um dieselben Zeiten, d. h. im dritten Jahrtausend, bereicherten die ältesten Schriftsteller die schöne Litteratur durch die Behandlung des Reiseromans, der wie eine wirkliche Geschichte die eingebildete Wanderung eines Ägypters nach dem Auslande zum Vorwurf hat. Als Muster dafür darf die Erzählung vom vornehmen Hofbeamten Sinuhe gelten, der während eines Feldzuges gegen ein libysches Volk bei der plötzlich eingetroffenen Nachricht von dem in Ägypten erfolgten Tode seines königlichen Herrn und von der Thronerhebung des Kronprinzen die Flucht ergreift, unter allen möglichen Fährlichkeiten und gewöhnlich in nächtlicher Zeit seinen Weg nach der Wüste des heutigen Isthmus von Sues nimmt, die ägyptische Grenzmauer oder „den Königswall“ überschreitet und bei den dortweilenden Beduinen eine Unterkunft findet. Von Stamm zu Stamm weiter ziehend, wird ihm bei einem Fürsten die gastfreundschaftlichste Aufnahme zu Teil, er erhält dessen Tochter zur Frau, wird ein beduinisch begüterter Mann, aber das zunehmende Alter erweckt die Sehnsucht nach der Heimat in seiner Seele und er sendet eine Bittschrift an den regierenden Pharao, um die Erlaubnis der Rückkehr zu erflehen. Die Antwort lautet günstig und er wird am Hofe Pharaos in Gnaden wieder aufgenommen.

So einfach der Gegenstand des Romans seiner Anlage nach erscheint, so tief menschlich sind die Empfindungen und so altertümlich die Redeweisen, welche das ganze Schriftstück durchziehen. Es ist die Sprache der Vorzeit, welche der unbekannte Verfasser aus dem Leben geschöpft hat und die zum Herzen redet, weil sie aus dem Herzen kommt. Sie malt zugleich mit

sicheren Umrissen die Kulturzustände der damaligen Zeit und ihr Geist weht uns wie mit biblischem Hauche an. Selbst die Längen und Wiederholungen können nicht ermüden, denn sie dienen dazu, das Bild des ältesten Gefühlslebens zu vervollständigen. Noch tausend Jahre später galten solche Schriftstücke der ältesten Litteratur als Muster der Sprache und des ägyptisch-klassischen Ausdrucks, um die junge Litteraturwelt, die Zeitgenossenschaft eines Moses, von der modernen Richtung abzulenken und an den Musterstil der Vorfahren zu erinnern.

Es verrät einen hohen Grad geistiger Kulturentwicklung, daß man in derselben fern entlegenen Epoche aller menschlichen Geschichte, auch der didaktischen Litteratur die vollste Aufmerksamkeit zuwandte und Lebensregeln dem Papyrus anvertraute, welche selbst in unserer durch Anmut der Sitten verfeinerten modernen Welt ihre volle Wahrheit behalten. Nach dieser oben erwähnten Richtung hin ist der Papyrus Prisse als ein kostbares Schatzkästlein zu bezeichnen, wenn es bis jetzt auch noch nicht gelungen ist, sämtliche Schwierigkeiten seines philologischen Verständnisses zu überwinden. Der wiederum unbekannte Verfasser desselben legt seine Lebensweisheit einem Königssohn in den Mund, der an der Wende des vierten Jahrtausends unter dem König Assa sich seines Daseins erfreut hatte. Fast jeder Satz des langen Schriftstückes ist eine goldene Regel, die in den Augen der Ägypter ihres alten prinzlichen Urhebers halber eine doppelt wertvolle Bedeutung gewinnen mußte. Die guten und bösen Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Tugenden und Laster der Gebildeten und Ungebildeten werden der Reihe nach gegen einander abgewogen und das Ergebnis der Prüfung wird wie ein Lehrsatz zur Unterweisung an die Spitze der einzelnen Paragraphen gestellt. Handle recht und du wirst das hohe Alter von 110 Jahren erreichen und schön begraben werden, könnte man als Motto dem Ganzen an die Stirn setzen. Demselben Ideenkreise gehört eine ganze Reihe ausgewählter Sprichwörter an, die ein anderer Papyrus in sich schließt und deren Inhalt gleichfalls eine gesunde Lebensanschauung verrät.

Zum Schluß ein Wort über altägyptische Dichtung und Dichter. Wie noch unter den heute lebenden Ägyptern das Singen des Schiffers, Pflügers oder eines sonstigen Arbeiters dazu dient, die mechanische Handarbeit gleichsam im rechten Takt zu erhalten, so läßt sich bereits bei den alten Ägyptern die Sitte beobachten, durch die Begleitung der menschlichen Stimme der Bewegung von Arm und Bein ein gleichmäßiges Tempo zu verleihen. Das bezeugen uralte Volkslieder, wie sie z. B. beim Dreschen, d. h. beim Austreten der Kornähren auf der Tenne durch Rinder, von den Treibern

gesungen wurden und in mehreren Redaktionen, auf den Steinwänden der Gräber, vorliegen, wie z. B.:

„Ihr drescht für euch,
Ihr drescht für euch,
Ihr Rinder!
Ihr drescht für euch
Das Stroh zum Fraß,
Das Korn für eure Herren.
Und seid nicht matt,
Denn heute ist es kühl."

Die Wiederholung desselben Wortes oder desselben Satzes, wie in diesem Beispiel, war eine ebenso natürliche als beliebte Form des Volksliedes, das allmählich zum rhythmischen Aufbau mit Hilfe der betonten Silbe führte und andere Kunstformen hervorrief, wie sie der altebräischen Poesie in so hervorragender Weise eigen sind. Jedes Volksglied wurde in der mit schwarzer Tinte niedergeschriebenen und ohne Trennung fortlaufenden Wörtern einer gewählten Sprache durch rote Punkte von dem folgenden geschieden und der Inhalt des ersten Gliedes durch einen parallelen Gedanken oder durch seinen Gegensatz im zweiten Gliede hervorgehoben. Es war auch der dichterischen Freiheit gestattet, diesen sogenannten Parallelismus der Glieder in der Anordnung 1. 3. 5. 7 ꝛc. und 2. 4. 6. 8. ꝛc. walten zu lassen. Zu den Schönheiten der Dichtungen scheinen außerdem die ältesten Litteraten die Anwendung von alliterierenden Wörtern, von Wortspielen und von sonstigen Künsteleien gerechnet zu haben, die dem Geschmacke unserer heutigen Zeit vollständig widerstreben. Daß auch das Ritornell, wie Erman es zuerst gesehen, bei den altägyptischen Meistern der Sprache seine Anwendung fand, mag als ein Kuriosum zum Schlusse erwähnt sein.

Die den Gottheiten, an ihrer Spitze der Sonnen- und Nilgott, gewidmeten Hymnen tragen sämtlich den Stempel der dichterischen Begeisterung an sich, dem eine stark entwickelte Neigung zu dem Naturleben zu Grunde liegt, wie sie in der altebräischen Dichtung nur in sehr seltenen Fällen beobachtet werden kann. Trotz der einfachen Bilder, welche die umgebende Natur den Bewohnern des Nilthales darbietet, oder vielleicht gerade deswegen, war der Sinn für die Beobachtung geschärft und die Litteraten haben, so viel als es das poetische Genre gestatten wollte, ihre Wahrnehmungen in dichterischer Weise verwertet und den religiösen Hymnus davon nicht ausgeschlossen. Die wundervollen Wirkungen des Lichtes, die noch heute den Reisenden in Ägypten entzücken, erklären es vor Allem, daß sich die Lobgesänge hauptsächlich mit dem göttlichen Lichtstrahl beschäftigen bis zu den „Flügeln" der Morgen- und Abendröte hin, welche an dem Leibe der Göttin

Isis und ihrer Schwester Nephthys schweben und die auf- und niedersteigende Sonnenkugel am Ost- und Westpunkt ihres täglichen Laufes zu tragen scheinen.

Eine tief empfundene Stimmung für die Erhabenheit und Größe des göttlichen Wesens, das vor dem Lichte und vor aller Kreatur in Einsamkeit im finsteren Chaos war und durch seinen Willen und sein Wort die wohl geordnete sichtbare Welt ins Dasein rief, beherrschte die unbekannten priesterlichen Verfasser jener Lobgesänge, eine Stimmung, die durch den stets wiederkehrenden Hinweis auf die Unsterblichkeit des eigenen Ich und auf das Fortleben nach dem irdischen Tode in einem himmlischen Ägypten ihre höchste Weihe erhielt.

In einem seltsamen Gegensatz zu diesen Anschauungen steht eine Reihe dichterischer Erzeugnisse, die vielleicht nur in einer für sich abgeschlossenen, wenn auch sehr alten Epoche der geistigen Entwickelung der Ägypter entstanden sein mögen und in dem Sänger zur Harfe zugleich den Verfasser vermuten lassen. Nach dem Inhalt dieser Lieder gehörten die Ägypter durchaus nicht zu denjenigen, welche den Spruch von dem, welcher Wein, Weib und Gesang liebt, verachteten. Die Grabdarstellungen lassen, auch ohne daß man die beigeschriebenen Texte liest, die höchste Lebenslust im hellsten Lichte erscheinen. Wenn der Harfenspieler in der Todenkammer in die Saiten greift, um mit ihren Tönen seinen Gesang zu begleiten, so gilt sein Lied der Freude am Dasein in der Gegenwart und das Schreckbild des Todes tritt nur wie eine Mahnung zum erhöhten Genuß in den Vordergrund. Die Sonne geht auf und nieder, Menschen werden geboren und sterben, Geschlechter kommen und schwinden dahin, Niemand bringt Kunde zurück von jenen, welche in den Hafen des Landes, welches das Schweigen liebt, eingezogen sind. Die Häuser und Paläste der Vorfahren stürzen ein und ihre ehemaligen Bewohner sind, als ob sie niemals dagewesen wären. Darum sei fröhlich und wohlgemut, so lange du auf Erden wandelst, salbe dein Haupt mit Öl, laß deine Nase die Wohlgerüche Arabiens einziehen, bekränze dich mit Lotosblumen, sitze an der Seite der Geliebten und laß Spiel und Sang erklingen. Iß und trink, wirf alle Sorgen hinter dich und sei guter Dinge, bis daß jener Tag, dies illa, erschienen ist, an welchem du für immer von dannen ziehst, ohne jemals wiederzukehren. Das ist in Kürze der Inhalt des Liedes, das zu den Schätzen der älteren ägyptischen Litteratur gehört, in mehreren Redaktionen auf Papyrus und auf Gräberwänden und Leichensteinen vorliegt und bereits von den klassischen Griechen unter dem Namen des Maneros-Sanges gekannt war. Man wird sich leicht vorstellen, wie sein Inhalt die dichterischen Freidenker von damals reizen mußte, den Gegenstand in poetischer Weise zu behandeln.

Auch den Liebesliedern sei hier eine Stelle angewiesen, um so mehr, als erst vor wenigen Jahren die gelehrte Forschung auf das Vorhandensein derselben aufmerksam gemacht hat. Sie enthalten alle Vorzüge, welche dieser Dichtungsgattung im Altertum eigen zu sein pflegen. Die Gedanken bewegen sich in der Sehnsucht nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes und dem bekannten Hangen und Bangen in schwebender Pein. Die altertümliche Form und der naive Ausdruck verleiht diesen Schöpfungen der ältesten Litteraten einen hochpoetischen Wert, und die Ausführung erinnert unwillkürlich an die Worte der Sehnsucht, welche die Liebenden im Hohenliede Salomonis mit einander austauschen. In der Sprache des ägyptischen Litteraten, wie in der Sprache des heutigen Morgenlandes wird der Liebende zu einem „Bruder", die Geliebte zu einer „Schwester". Der blumenreiche Garten mit seinem Teiche und seiner Kühle oder das freie Feld, auf welchem das Mädchen die Fallen für die Vögel aufstellt, bildet die Szenerie. Die Hand der „Schwester" zittert vor Bangigkeit um den abwesenden „Bruder", sie vermag die Falle nicht zu öffnen und kehrt ohne Beute traurig nach dem Hause der zürnenden Mutter zurück. Sie möchte Hand in Hand, Arm in Arm mit dem Geliebten dahinwandeln und lieber tod im Grabe ruhen, als seine Gegenwart entbehren. Girrt die Taube am frühen Morgen: „Merke es, der Morgen ist da!" so findet die Schwester den Bruder und hochbeglückt weilt sie in der Nähe des Geliebten. Sendet dieser einen Boten, um seine Abwesenheit zu beschönigen, so ruft sie ihm zu: „Sage nur, Dich hat eine andere gefunden". Der Jüngling, vor Liebeskummer erkrankt, weiß nur die Geliebte im Besitz des ärztlichen Heilmittels oder wünscht sich der Pförtner vor ihrem Hause zu sein, nur um ihre Stimme zu hören, selbst wenn sie voll Zorn aus dem Innern des Hauses tritt, um an den Thürhüter scheltende Worte zu richten.

Daß die ältesten Litteraten es nicht unterlassen haben werden, die Thaten und Handlungen der Könige ihres Landes mit dichterischen Worten zu verherrlichen, kann man sich von vornherein vorstellen und wird durch aufgefundene Texte auf Stein und Papyrus thatsächlich bewiesen. Die Stimmung des Dichters steigert sich zur offiziellsten Begeisterung und die Wahl und Stellung der Worte verrät den überkünstlichen Aufbau der einzelnen Versglieder. Das bekannte in mehreren Redaktionen vorliegende Heldengedicht auf Ramses den Großen, entstanden in der Epoche des vierzehnten Jahrhunderts vor Chr., giebt ein treues Bild der epischen Gattung, wie sie sich zwei Jahrhunderte vor Homer im Nilthale zuerst zur Geltung gebracht hatte. Der Verfasser dieser Dichtung ist namenlos geblieben. Der

in einem Papyrus als solcher genannte Pentaur dürfte nach neuester Auffassung nur ein Abschreiber gewesen sein.

Die pedantischen Vorbedingungen, welche die neuere Schule an die Entstehung und Entwickelung des Dramas knüpft, ich meine die Voraussetzung der bereits ausgebildeten epischen und lyrischen Dichtungsgattung, treffen für das altägyptische Drama nicht zu. Sein Ursprung geht auf die mythologische Sage und Göttergeschichte zurück, nicht ohne den versöhnenden Abschluß vermissen zu lassen. Die poetische Dialektik in unserer modernen dramatischen Handlung wird durch den einfachen Dialog ersetzt, dessen dichterische Wirkung nur in der naiven Anschauung und in der Altertümlichkeit der Sprache liegt.

Gerade diese Form des Zwiegesprächs bildet überhaupt den Gesamtcharakter der ägyptischen Denkmälerwelt in Bild und Wort. Die buntfarbigen Darstellungen lebender Personen, welche in Gemeinschaft tierköpfiger Gottheiten oft dutzendweise die Tempel- und Gräberwandflächen bedecken, sind durchweg von Inschriften begleitet, an deren Spitzen in stetiger Wiederkehr die Bemerkung zu lesen ist: „Text. Dieser oder jener spricht", worauf die den Personen in den Mund gelegten Worte eines Dialogs folgen. Selbst die dekorative Ausstattung: eine Kapelle, ein Schloßthor, ein Saal, eine Treppe, ein Tisch und ein Stuhl, ein Schiff oder ein sonstiger toder Gegenstand, eine Thür oder eine Mehrzahl davon, ein Baum oder eine Blume u. s. w. erinnert bis zur Umrahmung der ganzen Szenerie an den Schauplatz der Bühne. In die lebendige Wirklichkeit umgesetzt, gewinnt das tode Bild die Bewegung der Handlung und das altägyptische religiöse Drama steht vor Augen. Seine Ähnlichkeit mit den im Mittelalter beliebten Mysterien (richtiger Misterien als Verkürzung von Ministerien!) und den modernen Vorstellungen im bayerischen Ammergau, ist unverkennbar. In abgeschlossenen Räumen des Tempels aufgeführt, bildeten Göttergeschichten, vor allem die Leiden, der Tod und die Wiederbelebung des „guten Königs" Osiris, den Vorwurf der dramatischen Handlung, welche ebenso aufregend auf die eingeweihten Ägypter wirken mußte, als noch in unseren Tagen die alljährlich in Stadt und Dorf aufgeführten Tasiehs oder Passionsspiele zur Erinnerung an die Ermordung der Kinder Alis, Hassan und Hussein, auf die Gemütsstimmung der Perser es zu thun pflegen.

In den Mysterienspielen der Ägypter war es jedoch nicht die moderne Sprache der Zeit, welche den handelnden Personen im Stücke in den Mund gelegt wurde, sondern jene altertümliche und oft schwer verständliche, in welcher die religiösen und darum meist hieroglyphisch niedergeschriebenen Bücher abgefaßt waren, deren Ursprung man auf den Erfinder und den



Schutzpatron der gesamten Litteratur, den ibisschnäbligen Gott Thot zurückführte. Der dramatischen Handlung, wie es aus einzelnen erhaltenen Bruchstücken erhellt, war wie in dem Märchen das Wunder und das Phantastische, in diesem Falle auf den Boden der Welt des Jenseits, nicht fremd, wenn es auch auf uns einen fast spukhaften Eindruck hervorruft, z. B. die einzelnen baulichen Teile des unterirdischen Gerichtssaales, welchen jeder Verstorbene vor seiner Seligsprechung zu betreten hatte, bis zur Thürschwelle hin mit menschlicher Stimme reden zu hören.

Im vollsten Gegensatz dazu verschmähten die Träger und Pfleger der schönen Litteratur unter den alten Ägyptern das Altertümliche im sprachlichen Ausdruck und schrieben in der formenreichen Sprache ihrer Zeit, um wie in der brieflichen Mitteilung, so auch in ihren der Unterhaltung gewidmeten Werken sich den Zeitgenossen verständlich zu machen, etwa wie ein italienischer Schriftsteller es zurückweisen wird, sich in einem Romane der lateinischen Sprache zu bedienen, sondern im modernsten und besten Italienisch seine Gedanken zum Ausdruck bringt. Bei dem konservativen Charakter des ägyptischen Nationalgeistes kann es nicht verwundern, daß in den Epochen des Sprachverfalles, wie er z. B. unter den ägyptischen Zeitgenossen des Moses eingerissen war, die Schriftsteller auf die Meisterwerke ihrer Vorgänger als Muster im Stil zurückgriffen, wie noch in unseren Tagen die gebildeten Araber und Perser es zu thun für eine litterarische Pflicht halten.

Die ältesten Litteraten, nur die Briefschreiber davon ausgeschlossen, haben das Schicksal des ägyptischen Künstlers geteilt; selbst ihren größten Meisterwerken haftet kein Name an. Das Werk lobt sich selbst und der Ruhm seines Urhebers ist spurlos in der Kulturgeschichte der Zeitepoche vorübergezogen. Nur äußerst selten bieten Inschriften auf Stein und Texte auf Papyrus die Gelegenheit, die Namen berühmter Autoren zu erfahren. Noch in der Spätzeit der Ptolemäer, in den letzten Jahrhunderten unmittelbar vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung, genoß ein gewisser Amenhotpe (die Griechen umschrieben diesen Namen korrekt durch Amenothes) den Ruf eines vollendeten Litteraten und sein Andenken wurde durch Weihinschriften und Opferstiftungen gefeiert. Ein glücklicher Zufall hat die Wissenschaft in den Stand gesetzt, die Lebensspuren des Mannes zu verfolgen. Beinahe vierzehn Jahrhunderte vor den Ptolemäern hatte er am Hofe eines gleichnamigen Königs, des dritten Amenhotpe, gewirkt und nicht nur durch seine auserlesenen litterarischen Werke, sondern auch durch seine Dienste als Justizminister, Chef des Generalstabes und Minister der öffentlichen Bauten bei seinen Zeitgenossen und den Nachlebenden den Ruhm der Unsterblichkeit erworben. Die weltbekannten, noch heutigen Tags an Ort und Stelle auf-

recht stehenden Memnoskolosse wurden auf seinen Befehl und nach seinen Gedanken zu Ehren Pharao ausgeführt. Wer hätte ahnen sollen, daß ein altägyptischer Litterat zu so großen Dingen berufen werden konnte?

Wenn ich den Mut aus mir selber geschöpft habe, längst vergangener Zeiten zu gedenken und von den ältesten Vertretern der schönen Litteratur zu reden, so fühle ich zum Schlusse am Besten, wie wenig es mir gelungen sein wird, ein klares, deutliches und farbenreiches Bild zu liefern. Im besten Falle wird es ein Schattenriß sein, den ich aus halbzerbröckelten, uralten Überlieferungen auf Stein und Papyrus zurecht geschnitten habe. Dem milden Beurteiler wird er vielleicht genügen, um ahnen zu lassen, was ich zu beweisen wünschte, daß nämlich von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart hin das menschliche Fühlen und Denken unverändert dasselbe geblieben ist, daß der älteste Litterat sich derselben Mittel bediente, welche in gewählter Form der heutige Schriftsteller zum Ausdruck seiner Empfindungen verwendet, und daß der Weg durch das Dunkel der Vorzeit zu einem allerältesten Litteraten führt, der zu einem Gotte verkörpert bei den Ägyptern den Namen Thot trug und in Hunderten von Inschriften unter dem wundervollen Titel: „Herz, Zunge und Mund, d. h. Gedanke, Sprache und Wort des Sonnenlichtgottes" begriffen und allgemein geehrt ward. Und die Sonne war das Göttliche in seiner sichtbaren höchsten Potenz.

Was die heidnischen Alten als die größte aller Wahrheiten ahnungsvoll empfanden, hat der Lieblingsjünger Jesu in dem ersten Verse seines Evangeliums als eine bestätigende Offenbarung des göttlichen Geistes ausgesprochen. „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort." Vergessen wir darum nie, daß Gedanke und Wort göttlichen Ursprungs sind, und daß der Lichtstrahl vom Himmel her vor allem dem Litteraten, dem ältesten wie dem jüngsten, als ein Erbteil übergeben war, ist und sein wird, das den höchsten Maßstab für die Entwickelung des menschlichen Geistes bildet.



Indianer-Trinkspruch.

Gehalten von dem Medizinmann Rocky Bear in der Anthropologischen Gesellschaft zu München.*)

Es thut meinem Herzen wohl, so viele Blaßgesichter hier versammelt zu sehen und zu wissen, daß dieselben Freunde sind. Als unser langhaariger weißer Häuptling mich zuerst ersuchte, mit ihm das Meer zu durchkreuzen und mit ihm zu ziehen, da zauderte ich; aber er sagte mir, daß ich große und mächtige Menschen sehen würde, die mir freundlich gesinnt seien; ich folgte ihm, und so bin ich unter Euch gekommen.

Wenn ich die vielen grauen Häupter unter Euch erblicke, so erinnert mich das an meinen Vater und ich werde mir bewußt, daß auch ich zu einem Greise heranaltere. Ich ergreife die Hand jedes Einzelnen unter Euch allen und begrüße ihn in meinem Namen und im Namen des Stammes, dessen Häuptling ich bin. Es gab eine Zeit, in der die Weißen und die Indianer Feinde waren. Ich selbst bin ein Feind der Weißen gewesen. Aber ich mußte einer sein. Ich konnte mich nicht bezwingen; etwas in meiner Brust, der große Geist, drängte mich, Krieg gegen sie zu führen. Ich kämpfte gegen sie, ich nahm ihre Skalps, weil sie meine Ländereien genommen hatten. Ich kann aufrichtig sagen, daß ich niemals Krieg geführt des bloßen Krieges wegen. Mein Volk und ich haben für unser Recht gekämpft: für unsere Freiheit, unsere Heimat und unser Vaterland. Das Glück ist gegen uns gewesen; unsere Männer sind gefallen durch die Kugeln der weißen Männer wie die Blätter des Waldes vor den rauhen Winden des Herbstes. Wir sind besiegt worden. Aber nachdem wir besiegt waren, ist kein Groll in unseren Herzen zurückgeblieben und wenn wir heute ein Kind weißer Eltern finden, so würden wir dasselbe mit derselben liebenden Zärtlichkeit behandeln, wie sie ein weißer Mann einem Indianerkind nur erweisen könnte.

Das amerikanische Volk hat uns großes Unrecht zugefügt. Es hat uns von den Besitzungen unserer Väter vertrieben und hat uns enger und enger zusammengedrängt, bis uns kein Raum mehr übrig blieb, um unsere Zelte aufzuschlagen. Die Gesetze der großen amerikanischen Republik schützten uns nicht. In der letzten Zeit ist dies besser geworden und das amerikanische Volk sieht, daß wir ein Recht haben zu leben, wo wir sind; aber jetzt wollen wir auch ein für alle mal da bleiben und wollen uns nicht wieder vertreiben lassen.

*) Diese Rede, verdeutscht von dem Herrn Konsul Donebrink, entnehmen wir den Münchener Neuesten Nachrichten. Sie ist ein in jeder Hinsicht wertvolles Dokument. Der indianische Sprecher ist Mitglied von „Buffalo Bills Wild West".

Als der Große Geist diese runde Erde machte, da machte er Völker von verschiedener Farbe mit verschiedener Sprache und er gab ihnen dieselbe, damit sie auf derselben leben sollten. Schaut auf meine Hand! Sie ist schwarz, aber das Herz in meiner Brust schlägt wie Euer Herz, in Gefühlen der Freundschaft, unsere Hautfarben sind verschieden, unsere Herzen sind eins.

Der große Leitstern in den hohen Himmeln hat unserer Brust eingepflanzt jenes Gefühl, wodurch wir wissen können, was Recht ist und was Unrecht; uns ist gelehrt worden der Weg des Rechtes und der Rechtlichkeit und ich bitte den Großen Geist, daß er uns stets auf demselben halten möge. Ich sage meinen Kindern (meinem Volke unter mir), was sie thun und was sie lassen sollen, aber es giebt einige unter ihnen, die nicht auf meine Worte hören, und diese begehen Handlungen, für die ich nachträglich verantwortlich gemacht werde. Aber wenn ihnen von den weißen Männern Unrecht zugefügt wird, was soll ich dann thun? Meine Stellung ist die eines Mittlers zwischen den weißen und den roten Männern, und es ist eine schwere Stellung. Der Große Geist hat uns das Licht des Verstandes gegeben und geleitet von jenem Gefühl, wodurch wir das Recht vom Unrecht unterscheiden, wünschen wir mit unsern weißen Brüdern in Frieden zu leben in unserm großen gemeinsamen Vaterlande, in dem es Platz genug für uns alle giebt.

Ich sehe so viele freundliche Gesichter um mich herum, daß ich nicht glaube, daß ich mich werde an alle erinnern können. Aber ich hoffe, daß Alle, die heute Abend hier zugegen sind, sich an mein Gesicht erinnern werden, und ich versichre Sie, daß es meinem Herzen große Freude bereitet hat, unter Ihnen zu verweilen und ich werde mich an die Zusammenkunft mit Ihnen heute Abend erinnern so lange ich lebe. Ich weiß nicht, ob ich jemals Jemanden von Euch wieder sehen werde. Aber möglicherweise werde ich den Einen oder den Andern von Euch in meinem eigenen Vaterlande sehen und dann werde ich ihm denselben freundlichen Willkommengruß entbieten und ihm dieselbe Gastfreundschaft zuteil werden lassen, die ich unter Euch gefunden habe.

Seht auf dieses Getränk! Ich trinke dasselbe auf das Wohl aller hier Versammelten; ich drücke nochmals die Hand jedes Einzelnen von Euch allen und schüttle sie. Ich hoffe, der Große Geist wird Wacht halten über Euch und Euch beschützen und sollten wir uns in dieser Welt nicht mehr begegnen, so hoffe ich, daß er uns alle um sich versammeln wird in den grünen und lieblichen Gefilden und an den Ufern der lächelnden Gewässer seines Reiches in der Welt, die da kommen wird, und daß wir alle das Glück haben werden, einander daselbst wieder zu sehen.

Unser Dichteralbum.

Bülbül-al-Hyak.

Arabisches Märchen.

Es blinken im lieblichen Himmelsschein
Wie Marmor und Silber die Buchen—
Erinnerung, funkelnder Märchenschrein,
Laß heut mich Schätze suchen.

Was flimmert das tanzende Sonnenlicht?
Was singen die Blätter und rauschen?
Ein halbverklungenes Rätselgedicht,
Du, Wald, sollst es belauschen.

Ein schöner junger Königssohn
Zog aus auf Abenteuer,
Manch kühnen Strauß bestand er schon,
Schlug Riesen und Ungeheuer.

Da kam er einst zur Abendstund'
In einen Wald gegangen,
Da blüht' keine Blume in weiter Rund',
Nicht Blätter noch Vögel sangen.

Da war ein Schweigen schauerlich
Wie in des Friedhofs Mauern,
Den jungen Königssohn beschlich
Unnennbar tiefes Trauern.

Rings ragten Bäume hoch und stolz
Wie blasse Totengebeine,
Die Stämme und Zweige nicht von Holz,
Von kaltem Marmelsteine.

Die Blätter hingen regungslos,
Wollten nicht winken noch wanken,
Die Bäume standen wie Schemen groß,
Erstarrte Qualgedanken!

Den Königssohn fror bis ins Mark,
Den todten Wald zu schauen,
Welch finst'rer Zauber hier sich barg,
Welch schattenhaftes Grauen?

Er sank zu Boden wegemüd',
Da hörte er erklingen
Aus stiller Luft ein Vogellied,
Das Herz wollt' ihm zerspringen.

Das klang so bebend, so liebessacht,
So glühend und wonnebegehrend,
Wie Augen strahlen aus tiefer Nacht,
Versengend und verzehrend.

Wie schwellende Lippen von Küssen heiß,
Verschmachtend und liebestrunken,
Als wäre der Wald, so bleich und weiß,
In Wonne erstorben, versunken.

Und immer klang es mit zitterndem Ton:
„Ruh' aus! dies Wörtchen sage,
O, sprich's, Du holder Königssohn,
Zur Nachtigall der Klage!

Ich möchte rasten ewiglich
In diesem Marmorgrabe,
Ruh' aus, ruh' aus! Dies Wörtchen sprich,
Du schöner, fremder Knabe.

Wie schlummern die Bäume, so sanft, so tief,
Nur ich darf nimmer schlafen,
Bis daß Dein Mund erbarmend rief
Ein Wort, das löst die Strafen . . ."

Doch standhaft blieb das Königskind,
Er ahnte schlimme Tücken,
Er wußte, dies Singen so süß und lind
Wollt' ihn zu Tod' berücken.

Es waren Ritter ohne Zahl
In diesen Wald gezogen,
Hat sie des Liedes Flammenqual
Um Seel' und Leib betrogen?

Nicht Drachen, nicht Riesen rings zu schau'n,
Kein Kampf mit Leuen und Schlangen,
Und doch dies herzerstarr'nde Grau'n,
Als käme der Tod gegangen!

Das Lied, es ist der holde Tod,
Der aus den Lüften rinnet,
Unstillbar Verlangen, verschmachtende Not,
Die klingend und singend umspinnet.

Der Vogel flötet fort und fort,
Als müßt' er in Leid vergehen,
Der Königssohn, er sprach kein Wort,
Blieb taub dem wilden Flehen.

Da fiel der Vogel zur Erde matt,
Dem Helden zu Füßen sich schmiegte:
„Der Erste, der widerstanden hat,
Der Erste, der mich besiegte.

Sprachst Du das Wörtchen: Ruh aus! —
Zu Stein wärst Du geworden,
So viel der Ritter zogen hinaus,
So viele mußt' ich morden.“

Oh, Liebe, klagende Nachtigall,
Mit Lippen, honigsüßen,
Weh, wer gelauscht dem Liederhall,
Dem schmeichelnden Locken und Grüßen!

Weh, wer bethört vom Sehnsuchtsschall,
Das Todeswort gesprochen,
Oh, Liebe, klagende Nachtigall,
Dem ist das Herz gebrochen! —

Berlin. Martha Hellmuth.

Im Boot.

Das Boot trieb flutend auf dem dunklen Fluß.
Wir hatten unsr'e Ruder eingezogen,
Und tauschten leises Wort und trauten Kuß;
Und trieben langsam auf des Stromes Wogen.

Die Dämmerung brach mählich schon herein. —
Still ward es rings. — Nur wie aus Märchenferne
Surrt das Geräusch der Stadt. — Des Mondes Schein
Ward falber, und es flammten auf die Sterne.

Die Weiden nicken so gespenstisch her,
Und aus dem Parke klingt der Nachtigallen
Lockender Ruf. — Sie lassen sehnsuchtsschwer
Leis flötend ihre Liebesklagen schallen.

Ein Schwan zieht schläfrig einsam seinen Kreis.
An unsren Kahn die dunklen Wogen schlagen,
Und aus dem Röhricht klingt es stöhnend leis,
Als wollte eine Seele dort verzagen.

Dann ward es still. — Es kommt die Nacht heran.
Und in die Nacht hast Du ein Lied gesungen,
Das auch dahin zog wie der müde Schwan,
Und sanft im Wellenplätschern ist verklungen.

Es war ein Lied, wie Segen muß vergehn,
Ein kleines Lied, wie Liebe muß verderben,
Ein Lied von Scheiden und von Wiedersehn,
Ein Lied von Leben und von herbem Sterben.

Ich lehnte stumm mein Haupt an deinen Schoß
Und sah zu Dir empor mit heißem Flehen,
Bis küssend meinen Mund Dein Mund verschloß;
Um nicht in Liebessehnsucht zu vergehen.

So trieben wir dahin. — Dein holder Sang
Verklang im Nachtwehn, und ein leises Rauschen
Schwoll zu uns auf. Mir schlug das Herz so bang. —
Wir schwiegen beide, um dem Fluß zu lauschen.

Der sang von süßem Glück und bittrer Not. —
Mir schlug das Herz so bang und angstbeklommen.
Es war der dunkle Sang vom Herrscher Tod,
Den wir vorahnend jene Nacht vernommen.

Berlin. Heinz Tovote.

An die Pernambucaner.*)

Aus dem Portugiesischen des A. Gonçalves Dias.

Gruß dir, mein lieblich Land, o Pernambuco!
Amerikas Venedig, über'n Ocean
An diese Küsten schwimmend hergetragen!
Ein güt'ger Geist schuf in Europa dich;
Ein beff'rer war's, der lächelnd dich erweckte
Im kühlen Schatten stolzer Kokospalmen.

Gruß dir, mein lächelnd Land! Gruß deinen Bergen,
Mit Wald bekränzt, mit Thälern ohne Zahl,
Worin als Adern klare Flüsse rinnen!
Gruß den Savannen und den üpp'gen Auen,
In denen lockend glüht die würz'ge Frucht,
Verborgen halb in farbenprächt'gen Blüten!

Ein And'rer, Heldenland, besinge deine Thaten,
Ein And'rer die Geschichte deiner Gründung,
In der so viele stolze Namen glänzen.
Ich will es nicht, nur schauen will ich dich,
Dich und Olinda, die ihr zauberreich
Und paradiesisch ruht am Strande hingegossen.

Ihr, die ihr ganz der neuen Welt zu eigen,
Ihr Wunderblumen aus den Meeren des Columbus,
Ihr Töchter einer glutenvollen Zone,
Geschwister, welche schreiten Hand in Hand,
Dem eig'nen Bilde holder Unschuld lächelnd,
Das in des Baches klarem Spiegel schimmert.

*) Widmung zu dem Gedichtcyklus „Tabyra" desselben Verfassers.

Um euch nur trat ich ein in eure Haine
Und pflückte wilde Blumen in dem Walde,
Die wundersüßen, fremden Duft verhauchten,
Einfach wie ihr und euch an Schönheit gleich.
Ich fügte freudig sie zu einem Kranze
Als euer treuster, innigster Verehrer.

Die Blumen welken bald, und meine Verse
Sind so vergänglich auch wie sie, Farb' ohne Glanz,
Ein süßer Duft, der wohl gar bald entweicht,
Ein schwaches Vogelliedchen in der Frühe,
Das Echo eines Nachens in der Ferne,
Aus dem des Schiffers traurig Lied erklinget.

Leipzig. Wm. Fiedler.

Mahnung.

Die Lüfte kommen gezogen
Vom duftenden Heu daher
Und wehen auf wallenden Wogen
Herein in das Saatenmeer.

Es dringt mit dem leisen Wallen
Ein Mahnen zum Ährenwald:
Das Gras ist der Sense verfallen,
Dir nahet die Sichel nun bald.

Ich steh' in dem Felde, zu lauschen
Dem Zug, der herüberweht,
Ganz heimlich vernehm' ich das Rauschen —
Wie tief es zu Herzen mir geht!

Nachwirkung.

Die Blumen aus schattigem Walde
Und die ich am Wege fand,
Und was an Bergeshalde
Einsam entsprossen stand,

Die Rosen der Dornen am Raine,
Der Wiese duftendes Kind,
Das Schönste von Quellen im Haine,
Sie alle vereinigt sind.

In ihren Anblick versunken,
Seh' ich Dein Bild ersteh'n,
Fühl ich erinnerungstrunken
Ein Weh durchs Herz mir geh'n.

Mit all den heiligen Stellen,
Woher die Blumen sind,
Auf Bergen, in Wiesen, an Quellen
Warst Du ja vertraut, mein Kind.

Schon früh am goldenen Morgen,
Zogst Du zu Berg und Au,
Kein Blümchen blieb dir verborgen,
Du brachst es für mich aus dem Tau

Und schwebtest auf leichten Füßen
Glückstrahlend zu mir in das Haus:
Drum weht Dein geistiges Grüßen
Mich an aus dem leuchtenden Strauß.

Alsfeld. Karl Müller.

Nachruf an Hermann Conradi.

† 8. März 1890.

Wir sind die Sieger!
Hermann Conradi.

Ich lobe sie nicht blindlings alle,
Die Werke, die Dein Geist gebar,
Weil ich auf andern Wegen walle
Zu dem, was schön und gut und wahr,
Doch immer gönne ich von Herzen,
Conradi, Dir den Lorbeerkranz,
Für Deine Thaten, Deine Schmerzen
Verdient hast Du ihn voll und ganz.

Zu einer Zeit verpfuschten Strebens
Auf dem Gebiete deutscher Kunst,
Erhebst Du Dich und nicht vergebens,
Bestrittst Du die, die sie verhunzt;
Du riefst zum Kampf begabte Jugend
Und bis Dein kühnes Aug' erblich,
Modernen Mannes beste Tugend,
Der Wahrheitsmut, erfüllte Dich.

Mit Schlägen, mit satirenscharfen,
Du wardst zum feilen Richter nicht,
Schlugst Du der Lüge Macht die Larven
Der Gleisnerei vom Angesicht.
Was ist Dir für ein Dank geworden,
Daß Du dem Guten Bresche brachst?
Man gab Dir weder Amt noch Orden,
Man kränkte Dich, bis Du erlagst.

Wozu denn warst Du deutscher Dichter!
Er steige auf in seiner Pracht,
Gleich höhnt ihn hämisches Gelichter,
Das Leben wird ihm schwer gemacht;
In seinen Schriften lüstern schnüffelt
Die Nase hoher Polizei,
Kein grüner Fant, der ihn nicht rüffelt,
Er kommt sich vor wie vogelfrei.

Und Mars genießt jetzt alle Ehre,
Die sonst Apollo nahm allein,
Der Leutnant glaubt mit seiner Wehre
Des Vaterlandes Lust zu sein.
Hat er auch stets nur dumme Jungen
— Unrühmlichstes Geschäft — gedrillt,
In keinem Krieg noch mitgerungen,
Sein Ehrendurst wird doch gestillt.

Man liebt auf Händen ihn zu tragen,
Und hinter ihm steht weit zurück,
Der manche Geistesschlacht geschlagen,
Der Dichter — dieser hat kein Glück;
Doch der noch über Kriegeshelden
Erhöht auf dem Parnasse steht,
Wird wieder sich als Erster melden,
Einst glänzt — das merkt Euch — der Poet.

Und wird in Poesie versenken
Sich wieder einst das Vaterland,
Dann wird man dessen recht gedenken,
Der, ach! ein frühes Ende fand.
Dann wird Dich licht der Ruhm umstrahlen,
Und, unsern Southeys hier zur Scham,
Dein Bild wird man begeistert malen
Als eines Helden lobesam.

Wird widmen Dir noch warme Worte,
Du aber, ach! vernimmst nicht mehr,
Entrückt zum wehelosen Orte,
Was die Genossen drückt so schwer.
Uns kann nur Eins zum Trost gereichen,
Nun, da Du uns entrissen bist,
Daß nie der Geist von Deinesgleichen
Auf Erden zu vernichten ist.

In tausend Brüdern wirkt er weiter,
Wo einer treu am andern hängt,
Und häufig wirft er siegesheiter
Den Feind zurück, der ihn bedrängt.
So viele auch noch sterbend sinken,
Als Opfer dessen, was gemein,
Das Banner echter Kunst wird blinken
Auf Erden stets im Sonnenschein.

Hannover, Mai 1890. Georg Ritz.

Verlassen.

Jetzt ist er hinaus in die weite Welt,
Hat keinen Abschied genommen.
O, hätt' ich vor Kurzem mir vorgestellt,
Daß es so, sobald sei gekommen,
O, hätt' ich geahnt, daß die Treue vorbei,
Die er liebeheiß mir geschworen,
Daß sobald vorbei seine Liebe schon sei;
Den Verstand, ich hätt' ihn verloren.
Jetzt hat er langsam mit teuflischer List
In das Herz das Gift mir geträufelt,
Bis ich sicher endlich habe gewußt,
Woran ich solange gezweifelt.

Jetzt ruht eine andre an seiner Brust
Und lauscht seinem falschen Eide;
Heut bebt sie noch in seliger Lust
Und morgen in tiefstem Leide.
Wie war er so schön, so liebend, so traut,
Wenn er sanft mich an sich gezogen,
Mich zärtlich nannte dann seine Braut —
War das Alles, Alles gelogen?
Wie war er so stolz, so ritterlich schön,
Daß man Alles willig erduldet!
O könnt' ich ihn einmal noch wiedersehn,
Und würd' ich der Hölle verschuldet!

Münster i. W. Hugo Werth.

Nachtfahrt im Frühling.

Die keuchende Schlange der Schnelligkeit,
Der Dampfzug, schießt durch die Frühlingsnacht.
Im süßen Erwachen aus kalter Ruhe
Aufatmet die Erde, feuchtwarme Winde
Schwellen sehnsüchtig, breit ausschwebend
Über die Fluren.
Blinzelnde Lichter gucken freundlich,
Schalkhaft gemütlich und wie erstaunt
Aus stillen Dörfern.
Jetzt sitzen sie dort am Abendtische
Und tauchen mit schwieliger Hand den Löffel
Reihum in die Schüssel.
Was aber jung ist fühlt den Frühling,
Und den Verliebten glänzen seltsam
Über die Suppe hinweg die Augen,
Und unten telegraphieren die Füße
Schnell verstandene Gefühle. —
Oh, daß ich ein Gegenüber hätte,
Mit welchem ich telegraphieren könnte!
Aber nur eine von jenen furchtbar'n
Gottesruten, die hundertfältig
Nach allen Seiten des Erdrund's täglich
Über die Welt hinfegen, zur Seite
Jenes ominös-lackiederne
Waarenpacket und im Munde immer,
Immer und ewig dieselben schlechten,
Nicht wohlduftenden Witze und Zoten: —
Nur ein adonisisch-glatter
Kaufmannsreisender, blaubezwickert,
Glotzt mich an mit dem Blicke der Wehmut,
Welcher der Leinwandsbranche eigen.
Dieser Barbar, ich fürchte, berechnet
Unterhosenprozente, indessen
Draußen der Lenzwind tausend Keimen
Säuselnde Liebeserklärungen flüstert,
Oder mit mächtigem Wehen hinaufschwillt,
Auch den Sternen, den kalt-blasierten,
Die so unverschämt gleichgültig
Auf die bräutliche Erde blinzeln,
Laut zu künden den Drang der Liebe. —
Nächtiger Lenzwind! Sänge ich Hymnen,
Sicherlich schwöllen mir dithyrambisch
Hochbegeisterte Seligkeitsworte
Stürmisch flammend aus freudigem Herzen.
Aber, ach, unpathetisch ist leider
Meiner bescheidenen Lyra Grundton.
Ob ich auch manchmal überschwänglich
In die vergriffenen Saiten reiße,
Immer doch schnarrt aus dem tückischen Schallloch
Sehr perfid die höhnische Wahrheit:
„Schäferchen, Freundchen, Du ruinierst mich!
Klimpre kleine Schelmenlieder,
Spiel dir hin und wieder schmunzelnd

Mal 'nen Hopser zur Ergötzung
Deines flatternden Gemütes,
Säusle auch durch meine Saiten
Über Blauaugen, geheimnisvolle,
Über den Schwung kußlockender Lippen,
Oder auch über die heimliche Wonne
Einer grübchenreichen Patschhand, —
Aber laß mich um Gotteswillen
Mit pindarischem Schwung in Ruhe!
Solcherlei, Freundchen, vertrag ich
nicht." —
Und so weht der nächtige Lenzwind,
Ohne von mir besungen zu werden. —
Aber er selbst singt ganz vorzüglich.
Ja, das heiß' ich wahrlich erhaben,
Wie volltönig gewaltig er einsetzt,
Wie er mühlos die Stimme aushält,
Welch gewaltige Melodieen
Rhythmisch und fessellos dennoch er aus-
haucht.
Süß zuweilen, wie ein italisch
Glutverhaltenes Liebesständchen,
Oder so sehnlich und stillbeklommen
Voll geheimnisvoller Schwermut,
Wie die Seele des slavischen Volkslieds.
Aber seine Bravour erzeigt sich
Doch im germanischen Heldensange,
Wenn er Sehnen und Säuseln vertönt hat
Und in brausenden Mannheitsrhythmen
Jubelnd und furchtbar seine Stimme
Über die bräutlich zagende Erde
Riesig dahindröhnt. —
Brausewind Lenz, der Lyriker Größter
Bist du, und Keiner hat dich bezwungen
All' der tausend Menschensänger,
Denen ein Hauch von dir im Herzen
Schwoll und auf den Mund sich drängte.
Singe mich ein in schimmernde Träume,
Brause auch mir in die bangende Seele,
Daß ich zu meinen Erdenbrüdern
Reden könne in Frühlingsworten!
Brause mir ... aber da quiekt schon wieder
Elende Mahnung mir aus dem Schallloch
„Schäkerchen, Freundchen!" — Und ich
vernehme,
Wie der Leinewandene mächtig
Schnarcht, als ob man Barchent risse.
Mutlos fühl ich mich, schwach, unendlich
Machtlos ... Durch die Frühlingswogen
Drängt sich prustend der eherne Dampfzug,
Und umsungen von höheren Weisen
Braus' ich entgegen dem innigen Will-
komm
Eines wartenden Mutterherzens.

München. O. J. Bierbaum.

Aus der Jugendzeit.

Berliner Elegie.

Wenn die Januarabende kommen,
Und auf die stillen Straßen
In lichten Flocken wie schimmernde, weiße Blüten
Nieder der Schnee fällt —
Wenige aber wandeln dahin
Und selten hört man von fern
Eines Schlittens muntres Geklingel —
Dann — o kennst du sie wohl,
Jene totenähnlichen, bleichen Schatten,
Die unter dem rötlichen, matten Geflimmer
Einer Gaslampe noch stehn,
Die bettelnd mit zitternden Lippen
Dir vorhalten, dem späten, einsamen Wandrer,
Ein Körbchen, gefüllt
Mit jenen verlockenden, goldenen
Früchten des Südens,
Aus dem frühlingsblühenden Garten Europa's,

Über die schneeigen Alpen gesendet
In die grauen Nächte des nordischen Winters? —
Reizende, schöne Conina,
Wieder zieht es so schmerzlich,
So süß erinnrungsvoll
Heut' durch meine Seele;
Am Fenster steh' ich um Mitternacht
Und such' umsonst
Hinter den fallenden Schneeblüten
Die freundlichen Augen der Sterne.
Wo blieben jene traumschön idyllischen Nächte?
Verweht wie die täuschenden Blumen des Winters! —
Aus einer olympisch frohen Gesellschaft,
Wo dem Bacchus erscholl
Manch jauchzendes Evoë,
Und wo auch
Nachtheimlich lüstern und hold anlächelnd
Aus manchem Auge mir winkte
Siegreich die Wundergewalt der Kypris,
Heimkehrt' ich allein einst
Durch die menschenöden, die windstill liegenden Gassen.
Hinzog ich, in jener himmelstrunkenen Stimmung,
Wo die Sterne wie Blumen und Augen erscheinen:
Küssenswert und nahe zu pflücken.
Doch die Seele geblendet vom Lichtstrahl
Eines spähenden, lange mich prüfenden Auges,
Ging ich dahin, als plötzlich
Dicht neben mir zur Seite
Zartanschmeichelnd
Ein Flehen erklang:
Kauft, o kauft, Herr! —
Erschrocken schier,
Aus allzu üppigen Träumen erwachend,
Sah ich hin und erblickt' ein Mädchen,
Das mir im zierlichen Körbchen
Darbot Italiens lachende Goldfrucht.
Und ich? Ich sah in die Augen des Mägdleins
Und sprach: O herrliches Kind,
Aus jenem Lande,
Wo heut noch bisweilen
In duftender, blauer Sommermondnacht
Über Oliven- und Myrtenwipfeln dahinfährt
Auf ihrem Taubengespann uns're liebe Frau Venus,
O könnt' ich deine Augen dir abkaufen . . .
Kauft, o kauft, Herr,
Klang es bittend, eindringlicher nur
Zum zweiten Male.
Und ich? Ich nahm ein flimmerndes Goldstück,
Reicht' es unschuldigen Sinnes

Dem armen Geschöpfe.
Das aber sah mich traurig an
Und fragend
Und seufzte darauf:
Ich kann es nicht wechseln!
Wir schwiegen.
O reizendes Kind, begann ich von Neuem,
Scherzenden Tones, behalte das Goldstück,
Geh' nach Hause, damit dir des greisen Winters
Grausames Gekose zu früh nicht
Die Blüte der Jugend zerstöre!
Wohl ist Schönheit ein himmlisches Gnadengeschenk,
Aber vor Allem preisen die Menschen
Doch stets die Gesundheit! —
Lange noch
Stand ich in leichtem Geplauder
Mit dem lieblichen Wesen;
Denn trotz seiner ärmlichen Kleidung
Leuchtete mir aus diesem Antlitz
Entgegen der Adel des Leibes, der Seele.
Sieh, da zeigte sich plötzlich
Nah auftauchend
Der lang und länger sich dehnende Schatten
Eines unheimlichen Menschen,
Einem taubenumwitternden Geier vergleichbar.
Zusammen aber schrak sie,
Und scheu umblickend
Bat sie mich herzlich,
Wofern es die Zeit des Signore gestatte,
Sie nach Haus zu geleiten;
Denn manche Nacht schon habe der Wicht sie verfolgt
Mit schnöden Worten und lüsternen Blicken;
Ha, wie gern übernahm ich
Die schönste der männlichen Pflichten! —
Ach, wie ist die menschliche Sprache
So arm, so leer,
Um laut preisend zu künden
Der tiefsten Herzensempfindungen leisen Strom,
Die süßen Gefühle, die schlichten Worte alle,
Die ich da hörte, mit ihr wandernd
Zum heimischen, fernen Neste! —
Hinter uns schlief schon die Stadt.
Noch lag der blitzende Schnee
Auf dem mondlichtbeschienenen, stillen Wege.
Düster aber und märchengemahnend
Ragten zur Seite des Weges die Tannen empor.
Und wenn dann über die schwarzen Wipfel hin
Krächzend emporflog eine Krähe,
O wie bebte es da zusammen,

Mein südliches Frühlingstäubchen,
Meine Rose Tonina!
Zitt're nicht, sprach ich als mutiger Ritter
Und drückte heimlich leise
Fester an mich die süße Last.
Also Tonina, so heißt Du in Wahrheit? —
Tonina in Wahrheit.
Ein lieblicher Name. —
Auch meine Tante, die hieß so.
Von wannen? —
Die Tante?
Nein, Du mein reizender Schelm! —
Aus Sorrento, Neapel benachbart.
Wie führte Dich des Schicksals Hand zu uns? —
Ach, wenn ich Arme das wüßte!
Meine Eltern kamen hierher,
Früh starb der Vater —
Er war . . . verzeih' . . .
Bei einem berühmten Marmorbildner.
Und die Mutter, sie glich wohl Dir? —
Nachfolgte sie ihm ins kalte Grab;
Mich ließen sie beide zurück
Bei einem gutmütigen, alten Weibe.
Und nun?
Still lächelnd auf zu mir schauend,
Wies mir Tonina das zierliche Körbchen
Mit den lüstern winkenden Früchten . . .
Wem der Liebe himmlischer Pfeil
Oft die Seele besucht hat,
Und wen er noch öfter verwundet,
Daß er in dunklen Nächten auf seinem Lager
Sich ruhelos wälzte, bald hierhin, bald dorthin,
Oder wem auch so nahe, so busennahe
Der Liebe himmlischer Strahl
Den Leib und die Tiefen der Seele durchglutete:
Der nur vermag Dich würdig zu preisen,
Rasch hinwandelnde Göttin des Zufalls,
Die auch mich ließ erhaschen
Solch ein reizendes Liebeswild! —
Abseits der Landstraße winkte
Schon ein ärmliches Häuschen,
Einsam, gleich einem Bettler,
Zerfallen, so schief dastehend, so alt,
Als wär' es betrunken, oder bedürft' es
Einer stützenden Krücke,
Daß es nicht unter Wimmern und stöhnendem Krach
Hinsänk' im nächsten Momente.
Über den weiten, schneebedeckten Hof,
Ausgebreitet wie ein riesiger Schwanenpelz

Und phantastisch flimmernd im Glanze des Mondlichts,
Gingen wir hin und traten dann ein
Ins dumpfe Häuschen.
Wir huschten so leise dahin
Wie Elfen über die Kelche von duftenden Blumen.
Bald aber stand ich allein mit ihr
In einem warm atmenden, kleinen Gemache.
Dann,
Nachdem sie das Körbchen bei Seite gelegt,
Zündete sie ein Licht an.
Abnahm sie das Tuch,
Und völlig enthüllte sich mir
Ihrer Leibesblüte
Längst schon geahnter Zauber.
Das traulich anheimelnde,
Zum Bleiben gemahnende Lichtlein
Haltend in ihrer Rechten,
Sah sie mich an
Mit den frischen, rosigen Wangen.
Und nochmals schämigen Blickes betrachtend
Das blinkende Goldstück, sprach sie:
Dank, Herr, vielen Dank, Herr!
Möge die gute Mutter Maria
Dereinst die Liebe . . .
Stockend schlug sie die Augen zu Boden,
Dunkelster Purpur überflammte
Die frischen, rosigen Wangen.
Und — o des himmlischen Zufalls! —
Eine der pechschwarz glänzenden Locken
Entwand sich den Fesseln der Nadeln,
Niederrollend wie eine Schlange
Plötzlich über den Nacken.
Die Liebe, Tonina?
Fragt' ich zögernd, unschuldigen Sinnes.
Scheu wie ein Reh,
Das nicht weiß, ob es fliehn soll,
Ob es soll bleiben, sah sie mich an.
Und unbewußt stellte sie wieder
Das Licht auf den Tisch.
Sie verstand mich nicht.
Das Engelsgeschöpf,
Es verstand mich nicht.
Ich aber den zitternden Arm
In kühner gewordenem Sehnsuchtsdrange
Ihr um die schlanke Hüfte legend,
Sah sie an,
Sah sie so nah an, Aug' in Auge;
Unsere Lippen berührten sich,
Und — das Licht erlosch, zufällig gewiß,

Wofern nicht Eros es ausgeweht,
Kichernd stehend im dunkelsten Winkel,
Ein gern empfundener Lauscher.
In mir aber und um mich her
Loderte auf, riesengewaltig
Die Flamme der Liebe —
Conina! so jauchzt' ich . . .
Untergegangen ist längst wie ein Traum,
Zu Boden gefallen,
Verweht wie eine Blüte des Frühlings,
Das goldene Zeitalter der Menschheit;
So lehren uns nicht bloß die Bücher der Frommen,
So lehrt es uns selber
Der eigene, tägliche Rundblick.
Aber die goldene Sonne,
Die einst so lange gestrahlt
Diesem Eden der Menschen,
Heut noch blüht sie gewaltigen Glanzes
Den armen Urenkeln der glücklichen Ahnen —
Wenn auch nur auf Momente!
Wo zwei Herzen in seliger Liebe
Die Welt und die Menschen vergessen,
Eingehüllt wie in duftende Schleier,
Da blüht auch heut noch
Das ewig gesuchte, oft gefundene
Eldorado der Menschheit . . .
Manches Glück giebt es,
Aber das süßeste bleibt doch immer
Jene Seligkeit,
Von welcher kein anderer weiß,
Die wir heimlich froh genießen,
Um die uns keiner,
Keiner vermag zu beneiden. —
Ach, und von diesen sechzehnjährigen Lippen,
Da kostete ich
So goldene Sprüche der Lebensweisheit,
Daß mir heut noch die heilige Stille
Der seelendurchwehten Gärten des Todes
Das süßeste Göttergeschenk deucht!
Wer solch ein Glück
An das sehnsuchtpochende Herz gedrückt,
Um es plötzlich wieder zu missen,
Was kann er sehnlicher wünschen,
Als rasch zu sterben,
Tot zu sein? —
Conina, Conina!
Ich rufe wieder den Namen,
Dessen Klang und Geflüster von meinen Lippen
Bis zu den Sternen einst jauchzend ertönte.

Ach, und es zuckt mir das Herz zusammen,
Als säße tief drinnen
Des Todes nimmer erbarmender Pfeil.
Thränen um Thränen
Rollen mir über die Wangen.
Und ich sehe dich wieder,
O klare Winterlandschaft,
Die einst breitete
Den mondlichtstralengewebten, zarten Schleier
Über eine hellenisch heit're,
Aphrodisische Liebesidylle.
Keine lachenden Schatten steigen herauf,
Vor mir steht dein Bild, Tonina,
Doch wie verändert!
Du hattest vom Lebensbaum gepflückt
Jene Frucht, die hangt
Im höchsten Wipfel als höchstes Gut.
Armes, unschuldiges Kind,
Warum, o warum nur?
Hatten Dein kindliches Herz verwandelt
Chopins Wunderweisen voll glühender Schwermut,
Die Du bisweilen vernahmst,
Wenn Dein zierlicher Fuß
(Zu selten geschah es!)
Über meines Zimmers Schwelle getreten?
Hatte Dein Landsmann und mein Liebling
Leopardi, der Freund der Hellenen,
Dich bethört mit seinen Gesängen
Gleich einer Schlummernarkose,
Aus deren weichaufschwellenden Traumeswellen
Ungern nur die Seele zurückkehrt
Zum kalten Erwachen,
Ins harte Licht des Tages? —
Als ich wieder mich eines Abends
Nahte dem stadtfern heimlichen Neste,
Bebend die Stiegen erklimmend,
Die umdunkelten Stiegen,
Fand ich offen die kleine Thür;
Doch erstarrt wie zu Marmor
Blieb ich stehn inmitten des Eingangs:
Auf Deinem Bette lagst Du da,
In totenfahler Blässe,
Während ein schwarzes, geheimnisvolles Dunkel
Deine geschlossenen Augen umwob.
Die Alte aber wand sich schluchzend
Am Fuße des Lagers,
Mich selber nimmer gewahrend.
Keiner Ahnung bedurft' es mehr . . .
Du wolltest nicht wieder,

O schöne Neiderin der Götter,
Stürzen aus Deinen olympischen Höh'n
In die düsteren Tiefen des Erdenlandes,
Und darum zogst Du es vor,
Süße Tonina,
Mit eigener Hand Dir jenen Trank zu bereiten,
Der uns hinüberträgt
So schlummersanft in die Fluren des Jenseits,
Zu den Inseln der Sel'gen!
Schlaf, o schlafe, Tonina,
In Deinem heiligen Grabe!
Zwölf Jahre sind nun verflogen,
Mir bleichten Sorgen und Hauche der Nacht
Die wallenden Haare,
Im Geist nur blitzen noch Funken,
Während das Herz
Ein offenes Grab ist;
Denn meine Liebe,
So fröhlich wild und so ausgelassen einst
Gleich einem dunkeläugigen Knaben,
Hab' ich bestattet,
Bei Dir bestattet auf immer.
Doch wenn vom Himmel an Winterabenden
Flockig dicht wie weiße Blüten der Schnee fällt,
Dann denk' ich Deiner und meiner.
Das Ohr umklungen
Von Chopins Wunderweisen voll glühender Schwermut,
Genieß' ich wieder
Mit meinen Augen, mit meinem Herzen
Süß erinnrungsvoll mein Glück.
Wenn aber der Frühling
Veilchenduftend sich naht,
Dann will ich von Neuem
Dein Grab mit frischen Blumen bekränzen
Und still hinsinnend
Mir lange den Platz betrachten,
Welcher mich einst
Dir zur Seite soll betten.

Berlin. Oscar Linke.

Saadi in Kaschker.

Woran liegt's, so dachte Saadi,
Der als Dichter wohlbekannte,
Daß mich heute hier in Kaschker
Niemand kennt! Er hat erwartet,
Daß sie hier den großen Dichter
Auf den Straßen froh sich zeigen,
Aber stumpf und albern schlendern,
Eseltreiber, Juden, Hunde
Durch der Gassen dunst'ge Enge;
Woran liegt's, so dachte Saadi,
Bin ich bleicher als gewöhnlich?
Meines Wissens hab' ich gestern

Nicht zuviel Sorbet getrunken;
Hat die Liebe mich verwandelt?
Meines Wissens waren gestern
Fatmes Küsse noch zu zählen!
Aber freilich deckt des Bartes
Allzudicht geword'ne Maske
Mir das Antlitz. Und der Dichter
Eilt, den Bader aufzusuchen.
Rasch ist dann der Held gefunden,
Der den Krieg erklärte allem,
Was sich haarig nennt. Vermessen
Preist er die graziöse Mordgier
Seines Messers, und dem Dichter
Kratzt's bald giftig um die Nase,
Prickelt's boshaft um die Wange,
Kitzel's auf der Oberlippe,
Fliegt's mit kühngewagter Wendung
Von dem Kinn die Gurgel abwärts —
Und geschnürt in die Serviette
Muß er's regungslos erdulden,
Daß der Messerheld den Kopf ihm
Hinten beugt und vorn herüber,
Endlich stört ihn ein Gelächter —
Nein! ein gräßliches Gegröhle,
Ein Geschrei, seht da, seht da!
Doch es sieht mit Wohlgefallen
Saadi durch die offne Thüre,
Wie sich um des Barbiers Bude
Drängt ein wirrer Menschenknäuel,
Auf ihn deutend, ihn begaffend.
„Endlich!" denkt er, siegt die Dichtkunst,
Endlich wirk ich auf die Massen,
Sie erkennen mich, dies ist doch
Ein kunstsinnig Publikum,
Und ich bin doch sehr berühmt.
Und er lächelt: sag mir, Barbier,
Was bedeutet dieses Lärmen?
Wollen sie, ich solle reden?
Der Barbier schwingt wild sein Messer
Und beginnt mit Zorn und Abscheu:
Herr verzeih, daß dich bedrängen
Diese Lümmel. Vor drei Wochen
War's — ja gerade vor drei Wochen,
Daß in einem Irrsinnsanfall
Ich erwürgte meine Frau.
Aus der Heilanstalt entlassen
Haben mich die Ärzte gestern,
Und nun glauben diese Gaffer,
Herr, ich schnitt euch durch die Kehle —
Haltet still! Hier sitzt ein Wärzchen,
Da am Hals, dicht bei der Gurgel — —

Darmstadt. Wilhelm Walloth.



Der Teufel im Oberammergauer Passions-Spiel.

Eine textgeschichtliche Studie mit Ausblicken auf andere Mysterien-Spiele von Oskar Panizza.

(München.)

In unserer heutigen, zum Realismus in der Kunst so sehr hinneigenden, Zeit wird es meist vergessen, daß eine Periode der Kunst hinter uns liegt, die im direkten Nennen der Sachen bei ihrem Namen, und in der deutlichen, breiten, genauen Ausführung des Heikelsten und Zartesten, was der Mensch in seinem Gebahren und seinen Anschauungen kennt, unsere heutigen Bestrebungen weit übertrifft: das Mittelalter bis zur Einwirkung der Antike.

So wie heute das Land im Gegensatz zum Städter einfachere, meist im Deutschen wurzelnde und prägnante Bezeichnungen für die häßlichen, aber im Leben notwendigen, Dinge hat, die der Städter mit latinisierenden oder gräzisierenden Namen verhüllt, so hatte die Kunst unserer Alt-Vordern den Charakter naiver Rücksichtslosigkeit gegenüber unserem heutigen halb andeutenden Raffinement.

Es giebt wohl kaum einen dankbareren Gegenstand zum Beweis dieser Wandlungen im künstlerischen Ausdruck als die Passions-Spiele, die uns ziemlich genau einen Zeitraum von tausend Jahren überblicken lassen; und wenn auch Dichtung und Regie der uns erhaltenen Stücke in den allerverschiedensten Händen lag, vielfach, in den letzten Jahrhunderten, in den ungelenken Händen einfacher Bauersleute, so lassen sich die Beziehungen dieser religiösen Aufführungen mit dem großen Entwicklungsgang der profanen Litteratur doch nirgends leugnen; und Minnesänger wie Meistersinger, schlesische Dichterschulen und Lohenstein wie Klopstock haben ihren unverkennbaren Stempel dieser eigentümlichen Art von Volks-Poesie aufgedrückt. Und da in diesem Jahre wieder die Blicke der gesamten künstlerischen Welt auf Oberammergau hingelenkt sind, so wollen wir versuchen, das realistische Moment der Teufels-Darstellung und seine Entwicklung am Oberammergauer Passions-Spiel insbesondere demonstrieren.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß in dem Moment, da Goethe in seinem „Faust“ den Teufel, ausgestattet mit so charakteristischen Merkmalen, auf die Bühne bringt, der Satans-Spuk, welcher während des 17. und 18. Jahrhunderts so arg gewütet hatte, im Volksdrama und Passions-Spiel verschwindet, und heute in den Oberammergauer Aufführungen gänzlich fehlt. Der Teufel im Volksspiel wollte geglaubt werden, ebenso wie Christus und Maria heute noch vom Volk fest geglaubt werden; der Teufel Goethes war ein geistreicher, philosophischer Herr, der interessant unterhalten wollte, „an old gentleman with queer manners,“ (ein sonderbarer, alter Herr), wie sich gelegentlich der „Faust“-Aufführungen im Lyceum-Theater in London ein englisches Blatt ausdrückte, ein akademischer Teufel, der keinen Glauben verlangte; mit anderen Worten, die Aufklärung war um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts so weit fortgeschritten, daß auch die Volks-Bühne mit ihren naiven Mitteln, daß auch das Bauern-Theater, welches mit seiner Ehrlichkeit und Innigkeit absoluten Glauben von seinen Zuschauern erwartet, und finden würde, es nicht mehr wagten, den Teufel leibhaftig auf die Bühne zu bringen. Auch steht der Teufel nicht im Credo. Er war mehr, wie Ahrimann, das Prinzip des Bösen, und war nur durch den Niederschlag aus dem Heidentum, als man alle

Züge des Wotan, Donar, Loge, die sich im Christentum nicht unterbringen ließen, auf ihn vereinigte, um sie dem Volk nicht ausreden zu müssen, so ins Riesenhafte gewachsen; während wir von Christus, wie von Buddha doch wissen, daß sie wirklich auf Erden gewandelt.

Es ist bekannt, welche große Scheu die ersten christlichen Jahrhunderte in der bildlichen Darstellung der heiligen Personen der neuen Religion hatten. Die „Bilderstürmerei" war die Reaktion gegen einen allzufrühen Beginn in dieser Richtung. Das Christentum, welches als eine Umschreibung der Worte gelten konnte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! suchte seinen Sitz vor allem in dem Gemüt des Menschen. Dazu bedurfte es aber keiner geschnitzten und in Stein gehauenen Idole, die nur zu sehr an die Götzen des Heidentums erinnerten, mit denen man ja noch in heftigem Kampfe lag. Besonders an die Darstellung des „Erlösers" wollte man lange nicht heran, dessen Heiligkeit man durch ein willkürlich erfundenes Bild zu nahe zu treten glaubte; auch war er ja in der Messe stets gegenwärtig. Zuerst kamen Bilder der Maria, der Mutter des Herrn, auf; aber ohne jede Verehrung; lediglich als einer in der Geschichte Christi wichtigen Persönlichkeit. — Nach dem dürfen wir nicht erwarten, früh auf eine bildliche Darstellung des Teufels zu stoßen, obwohl seine Lehre in den ersten drei Jahrhunderten eine äußerst reiche Ausbildung durch die Kirchenlehrer erfahren hatte. Und sein endliches Erscheinen in der Kirche, in Prozessionen, auf der Bühne war nicht das Resultat des Verlangens von Seite der Kirche, sondern des Kompromisses mit den durch griechische und römische Aufführungen verwöhnten Heiden, die dem einfachen, frühchristlichen Gottesdienst keinen Geschmack abgewinnen konnten, und die man durch pomphafteres Gestalten der Vorgänge in der Kirche teils zum leichteren Übertritt zur neuen Lehre zu gewinnen, teils zum Fernbleiben von den heidnischen Schauspielen bewegen zu können glaubte. So ordnete der 265 n. Chr. verstorbene Bischof Gregor von Cäsarea die Abhaltung des Weihnachtsfestes mit Spiel und Gesängen an Stelle der römischen Bacchanalien und Saturnalien an; eine christliche Maifeier an Stelle der römischen Floralia; das feierliche Begehen der Gedenktage der Jungfrau Maria, Johannes des Täufers, der Apostel, mit Gepränge und lärmenden Umzügen, an Stelle der heidnischen Sonnenwend- und Solstitien-Feste. Derart richtete sich die Einteilung des Kirchenjahres ganz nach dem heidnischen Fest-Kalender. Oft war dieses Nachgeben gegen die Schaulust einer heidnischen Bevölkerung nur örtlich, und von anderer, besonders abendländischer Seite, erfolgten heftige Proteste der Kirche.

Dem Patriarchen Theophylakt von Konstantinopel, der etwa um das



Jahr 990 die „Esels- und Narren-Feste“ in der Kirche einführte, wird von seinen Zeitgenossen vorgeworfen, „er schände den Namen Gottes und seiner Heiligen durch unziemliche und komische Gesänge, durch wüstes Schreien mitten in den Lobpsalmen, durch teuflische Tänze und Absingen von auf der Straße und in den Hurenhäusern aufgelesenen Liedern während des Gottesdienstes.“ Die Narrenfeste, meist um die Jahreswende gefeiert, bezweckten einen Ersatz für die an die römischen Saturnalien gewohnte Bevölkerung; und wie hier an einem Tage des Jahres alles erlaubt war, der Sklave den Herrn spielte, der Herr sich zum Diener erniedrigte, Spottgesänge auf den Kaiser gesungen wurden, und alle menschliche Ordnung der Dinge in ihr Gegenteil verkehrt schien, so brutalisierte das christliche Narrenfest die kirchlichen Einrichtungen, den Gottesdienst, die heilige Handlung; ein Narrenbischof wurde gewählt, er erhielt ein Gefolge von als Narren gekleideten und in monströsen Masken verborgenen Personen, unter denen sich auch Geistliche befanden; unter Absingen spöttischer und unzüchtiger Lieder zog man durch die Kirche; am Altar wurde dann der Gang der Messe nachgeäfft, statt Weihrauch altes Leder angezündet, auf dem Altar selbst geschmaust und gezecht. Alles, nur um das an Unfug und Maskerade gewöhnte Volk zu interessieren und den heidnischen Festen den Rang abzulaufen.

Ein Fest von rein-christlichem Charakter waren die Esels-Feste. Es handelte sich entweder um den Esel Bileams, der bekannten alttestamentlichen Geschichte, oder um den Einzug Christi in Jerusalem auf einem Esel; in beiden Fällen war der historische Kern, der Gegenstand des Festes war Nebensache, und das Einreihen von möglichst viel komischen, zum Lachen Anlaß gebenden Personen Hauptsache; außer Christus und seinen Aposteln finden wir Moses, David, Vergil, Sybillen, Nebukadnezar, Juden, groteske fürchterliche Masken u. dergl. Am Schlusse der Prozession ward die heilige Messe abgehalten, und unter Nachahmung von Esels-Geschrei ging dann Alles auseinander.

Und in diesen Aufzügen begegnen wir auch zum erstenmal — also etwa um das Jahr 1000 nach Christus — dem Teufel, leibhaftig dargestellt und zwar hinter dem Judas, dem er mit Strick und Galgenleiter, unter dem höhnischen Geschrei der den Umzug Mitansehenden, zu folgen pflegte, und als dessen unzertrennlicher Begleiter er sich von jetzt an durchs ganze Mittelalter erweist.

Aber noch bevor wir den Teufel auf der Bühne selbst betrachten, müssen wir einer Erscheinung gedenken, die uns den Fürsten der Finsternis als einen höchst polierten und weltgewandten Herrn nach Auffassung der



Kirche und ihrer Lehrer erscheinen lassen, der Satansprozesse, die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts teils als besondere Dichtungen, teils als Vorspiele zu den Passions-Aufführungen auftreten: Satan erscheint vor Gott und beklagt sich, daß ihm das Menschengeschlecht auf unrechte Weise entrissen worden; insonderheit sollten die vor Christi Erscheinung in die Hölle gelangten Menschen dort verbleiben; gegen Satan tritt Maria als „advocata generis humani" auf, und erklärt, die vor Christi Geburt in die Hölle Gekommenen seien dort nur zeitweilig aufgenommen worden und hätten auf die Ankunft des Herrn gewartet; Satan widersetzt sich zunächst dem Auftreten der Maria als Advokat; erstens sei sie ein Weib, zweitens „dem Richter zu nahe verwandt". Maria wird aber doch zugelassen; und nun wird der Streitfall in sorgfältiger Hin- und Gegen-Rede erörtert. Als Satan keinen Erfolg sieht, bricht er ab, und verlangt förmlich die Verurteilung des Menschen-Geschlechts auf Grund des Sünden-Falls im Paradies. Ihm wird geantwortet, die Ursache des Sündenfalls sei Er. Satan giebt dies zu, verlangt aber auf Grund der vergeltenden Gerechtigkeit trotzdem die Verurteilung. Neue Hin- und Her-Rede. Endlich bricht Maria in Thränen aus, wenn der Teufel gewinne, dann sei ihr herzlieber Sohn umsonst am Kreuz für die Menschheit gestorben. Gott Vater wird weich. Und der Teufel verliert. Da er zu poltern anfängt, wird ihm der Himmel verwiesen. — Das Ganze ist eine kasuistische Verquickung von mittelalterlicher Theologie und Juristerei, bei der man heutzutage nur nicht mehr begreift, welch ungeheueren Ernst die damaligen Kirchen- und Rechts-Lehrer auf derartige Stoffe verwandten, die in vielerlei Bearbeitungen bis auf uns gekommen sind. Aber zurückblickend von diesen Satans-Prozessen zeigt sich uns im alten Testament, im Buch „Hiob", ein erster Ansatz eines solchen Streitfalles zwischen Gott und dem Verführer um den Besitz des Menschen, und vorwärts blickend haben wir einen letzten Rest von ihnen im Vorspiel zu Goethes „Faust". —

Seit dem 11. Jahrhundert haben wir in Deutschland die Mysterien oder religiösen Schauspiele. Noch früher scheinen sie in Frankreich und Italien begonnen zu haben. Im 10. Jahrhundert schon hatte die deutsche Äbtissin Hroswita von Gandersheim sechs religiöse Komödien unter Anlehnung an die Schauspiel-Form des Terenz gedichtet und sie von ihren Nonnen aufführen lassen, wobei letztere auch die Männerrollen übernahmen; doch scheinen diese Aufführungen nicht vor profanen Blicken vor sich gegangen zu sein, vielmehr auf ein inneres Kloster-Exerzitium sich beschränkt zu haben. Das älteste Passions-Spiel überhaupt, das wir besitzen, ist der „*Χριστὸς Πάσχων*" (der leidende Christus) des Erzbischofs Gregor von

Nazianz aus dem 4. Jahrhundert, nach den Versen des Euripides bearbeitet. Er war auch der Erste, der die Jungfrau Maria auf die Bühne brachte. Das älteste deutsche, religiöse Schauspiel, das uns erhalten ist, ist das Tegernseer Ludus Paschalis de adventu et interitu Antichristi (Oster-Spiel von Erscheinen und Untergang des Antichrists) aus dem 12. Jahrhundert, von dem dortigen Mönch Wernher gedichtet. Und wenn wir uns erinnern, daß der Antichrist immer der Teufel oder ein Abgesandter von ihm ist, so hätten wir hier das älteste Erscheinen des Teufels auf der Bühne vor uns. Doch ist hier von Höllen-Breughel und satanischer Bosheit noch wenig zu verspüren. Die ganze Form ist noch wie in Fesseln geschlagen. Alles spricht in schwerfälligen, gereimten, lateinischen Versen. Die weltlichen Könige, darunter auch historische, wie der König von Babylon, Synagoge, Heidentum, die christliche Kirche sind alle auf der Bühne, auf festen Standplätzen, ihre Thronsessel, versammelt; jedes hat eine Anzahl Soldaten als Heer um sich; Boten gehen hin und her und vermitteln den Meinungs-Austausch; die Bühne kann demnach nicht so klein gewesen sein; nachdem alle Könige sich als der christlichen Kirche unterthänig erklärt haben, tritt, gefolgt von den Heuchlern, der Antichrist auf; wir erfahren nichts über sein Aussehen oder sein Gewand; er bringt Alle, die weltlichen Herrscher, Synagoge und Heidentum, teils durch Gewalt, teils durch List und Schmeichelei unter seine Gewalt; beim rex Teutonicorum (König der Deutschen) empfiehlt der Antichrist seinen Abgesandten Vorsicht; die Deutschen seien sehr kriegerisch, und nicht angenehm, mit ihnen anzubinden; in der That wird der Antichrist und sein Gefolge vom deutschen Heer geschlagen; als aber der Antichrist Wunder vor ihnen thut, unterwerfen auch sie sich und glauben an ihn als an eine göttliche Macht. Nachdem die ganze Welt überwunden, hört man plötzlich eine Stimme von oben, welche den Antichrist als Feind Christi entlarvt, und Alles kehrt reumütig zur Kirche zurück. — Dies war im 12. Jahrhundert in Deutschland. Aber in Frankreich war man um diese Zeit schon viel weiter. Ein anglo-normannisches Drama „Adam",*) aus dem gleichen Jahrhundert, zeigt schon die geschlossene Szene mit auf- und abtretenden Personen, so daß der Zuschauer von den unthätig dortsitzenden Figuranten, die doch Alles hören mußten, nicht gestört wird; und die Unterredung zwischen dem Teufel und der Eva ist schon ein Muster feiner Kauserie auf dem Theater: Die Szene spielt im Paradies; erst versucht der Teufel den Adam zu verführen; wird aber hier streng abgewiesen; nun wartet der Teufel die Abwesenheit Adams ab, und schleicht sich zu

*) Hase, Das geistliche Schauspiel. S. 22.

Eva; begrüßt sie und macht sie durch die Bemerkung neugierig, er habe den Schlüssel zu all den Geheimnissen und Verboten im Garten; Eva will sie wissen; der Teufel verlangt erst Stillschweigen; Eva verspricht es; nun kommt die Mitteilung über die merkwürdige Wirkung der verbotenen Baumfrucht; Eva ist wohl lüstern, aber fürchtet sich vor dem Starrsinn Adams; nun fängt der Teufel über den abwesenden Adam zu schimpfen an, er sei ein roher, unbändiger Gesell; sie (Eva), ein zartes Wesen, schöner als die Rose, weißer als Schnee, sei viel verständiger, und habe einen hohen, edlen Sinn; wenn sie wolle, werde Adam folgen müssen; dies wirkt und die Versuchung gelingt. — Freilich ist hier die lateinische Sprache geschwunden, und mit dem Eintreten der Volks-Dialekte wird Alles wärmer, pulsierender, lebendiger, weil der Dichter für verwandte Vorgänge die täglich gehörten Redewendungen des Volks benutzen darf. Was lag daran, wenn der Verfasser diese pikante Szene als in dem Interieur eines französischen Hauses vor sich gehend schilderte?! Wenn das Volk es nur verstand; das war die Hauptsache. —

Von jetzt an, d. h. vom 13. Jahrhundert, wird der Geschmack an der Figur des Teufels immer größer; und was hinderte, nach den grauenhaften und obszönen Vorgängen bei den kirchlichen Narren- und Esels-Festen, daran, den Teufel immer reicher auszubilden, und ihn und sein Reich als gleichwertige oder gleichstarke Macht Christus und seiner Kirche entgegenzusetzen? Besonders in Frankreich wurden die Teufels-Komödien immer beliebter. Es entstanden eigene „Diableries" in denen vorwiegend vom Teufel gehandelt wurde; mehrere Teufel traten gleichzeitig auf; und noch heute bedeutet in Frankreich der Ausdruck „Faire le diable à quatre" = entsetzlich toben, Wunderdinge verrichten. Aus Frankreich kamen diese Szenerien zu uns; und wenn es hier auch nicht so arg getrieben wurde, so wurden doch unsere Passions- und Oster-Spiele, wo es nur ging, mit reichausgemalten Teufels-Szenen ausgestattet. Gang und Szenerie waren damals in Deutschland ungefähr folgende: Die Bühne war am Ende einer Straße aufgeschlagen, die beiden letzten Häuser gleichzeitig als feste Seiten-Wände benützt, drei Stock hoch, ähnlich wie in dem jetzt selten mehr zur Aufführung kommenden Nestroy'schen Stück „Zu ebner Erde und im ersten Stock"; zu oberst der Himmel, inmitten die Erde, zu unterst die Hölle; alle drei Abteilungen unter sich kommunizierend, und jede für sich durch einen Vorhang vor den Zuschauern abschließbar; diese letzteren benützten die Fenster der nächstliegenden Häuser, welches somit ebenfalls schon gegebene Zuschau-Plätze waren; und der Rest stand in der Straße. Wenn das Spiel mit Beginn der Welt anhub, dann sah man im offenen dritten Stockwerk Gott Vater im langen

Mantel, mit weißem Bart auf Wolken thronen, umgeben von Engeln, die Gloria singen, und beginnen mit: „Ich bin das A und das O". — Nun kommt Luzifer und will seinen Thron neben Gott Vater aufstellen; der Letztere begegnet diesem Versuch durch Umstürzen des teuflischen Sitzes, und Luzifer wird vom Himmel gestürzt, indem er in einem Schacht von der obersten Abteilung direkt hinab in die unterste fährt, wo er finster und rachebrütend vom Publikum dann gesehen wird. — Nun öffnet sich die mittlere Abteilung; die Welt wird erschaffen; Gräser und Bäume beginnen zu blühen, und Adam und Eva erscheinen; kurz darauf beginnt Luzifer auf einer Treppe hinauf in den mittleren Bühnenraum, auf die Erde, zu steigen; Adam und Eva werden verführt; mit dem Sündenfall ist die Verbindung mit dem neuen Testament und mit dem Erlöser gegeben; über das alte Testament wird mit einem Sprung hinweggesetzt; Christi Geburt und Leben Jesu kommen dann, entweder als eigene, ausführliche Spiele vor, oder ihr Inhalt kommt kursorisch zur Kenntnis der Zuschauer; zweimal hat hier der Teufel Gelegenheit zum Auftreten: bei der Versuchung Christi, wo er, wie bekannt, nach zweimaligem Erneuern seiner Verführungs-Künste schmählich abgewiesen wird; und dann in seinem Verkehr mit Maria Magdalena, wo er als ein viel glücklicherer Versucher sich erweist. Maria Magdalena galt dem Mittelalter als ein üppiges, verführerisches Weib, der Welt und ihren Freuden ergeben; so, wie wir sie am Eingangs-Portale vieler mittelalterlicher Dome in Stein gemeßt finden, — am schönsten in Basel, — eine lüstern lächelnde, leicht geschürzte Figur, im Begriff, das Busenhemd zu lösen und hinüberkokettierend zu einem auf der anderen Seite des Portals stehenden schönen Jüngling, der ihr winkt oder einen Apfel hinhält, dem Verführer, dem Teufel. Die Stelle im neuen Testament, Magdalena sei von sieben Teufeln besessen gewesen, hat den Dichtern der mittelalterlichen Schauspiele Anlaß zu endlosen Szenen gegeben: Magdalena tritt auf und erklärt, sie wolle der Minne leben, ihr Leib sei noch jung, ihre Gedanken gehörten den Weltfreuden; ihre Schwester Martha stellt ihr den Tod vor Augen und bittet sie, sich zu bekehren; Magdalena aber schilt sie alt und verdrießlich; nun kommt ein junger Mann, macht ihr den Hof und fordert sie zum Tanz auf; Magdalena nimmt an, und beide führen auf der Bühne einen Reigen zu zweit auf; während des Tanzes sieht Magdalena einmal um und bemerkt, daß drei junge Teufel hinter ihr mittanzen; nun erkennt sie, daß der junge Mann der Teufel selbst ist, und erschrickt. — Das eigentliche Oster- oder Passions-Spiel beginnt dann meistens mit dem Abschied Jesu von Bethanien; dann folgt die Abendmahlszene: in dem Moment, da Jesus dem Judas den Bissen reicht, als Zeichen, daß er von ihm

verraten werde, tanzt wieder ein Teufel hinter Judas. Nun kommt die große Teufels-Szene vor dem hohen Rat, wo Judas, von Reue getrieben, die 30 Silberlinge zu Boden wirft, und, als er damit Jesus nicht vom Tode erretten kann, fortgeht und sich erhängt. Drei junge Teufel erscheinen und erklären, sie hätten, in Voraussicht des Kommenden, schon gute Stricke mitgebracht. Der Hängungs-Akt, der speziell in unserem Oberammergauer Passions-Spiel noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts eine breite Stelle einnahm, wird unter vielen Monologen und reicher Szenerie in Anwesenheit des Hohen Rates vollzogen und die Seele des Judas unter Frohlocken in die Hölle entführt. Nun folgt die Gefangennehmung Jesu, die langwierigen Verhandlungen mit Annas und Pilatus und endlich die Kreuzigung. Hier bemächtigt sich der Teufel wieder der Seele des links hängenden Schächers, die er ihm in Form einer Puppe aus dem Munde zieht, und wird von dem rechten Schächer, wo er das gleiche vornehmen will, vertrieben. Und jetzt besuchen wir die Hölle selbst; aus den, unter vornehmlicher Benützung der apokryphischen Schriften des Neuen Testaments, in das Credo aufgenommenen Worten: „gestorben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden" haben die Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte die Berechtigung zu einer reichen Schilderung von Christi Höllenfahrt hergenommen, und die Arrangeure und Verfasser der Mysterien-Spiele dieser wunderbaren Reise eine Breite verliehen, die zu abgesonderten, stundenlangen Darstellungen in England und Frankreich führten, und Anlaß zu den merkwürdigsten Produktionen mit Pinsel und Holzstichel ergaben. Mit der Auferstehung ist dann Christi Reich endgiltig besiegelt, und Luzifer, der mit Ketten gebunden in der Hölle liegt, hat keine Gelegenheit mehr, zu erscheinen.

Von diesem Typus des Auftretens des Teufels in der „Passion" gab es natürlich die mannigfachsten Abweichungen, und außerdem werden wir seinen Einfluß noch in einer Reihe anderer, religiöser sowohl, als auch profaner Bühnenstücke kennen lernen. —

Um nun auf das Oberammergauer Passionsspiel im besonderen einzugehen, so stammt die älteste Handschrift, welche Herr Guido Lang in Oberammergau aufbewahrt*) aus dem Jahr 1662; und wenn auch inzwischen nachgewiesen ist, daß diese Handschrift im wesentlichen auf zwei ältere Passionstexte zurückzuführen ist,**) das Augsburger Passionsspiel von

*) Ich will nicht unterlassen, ihm für die freundliche Überlassung derselben hier meinen besten Dank auszusprechen. D. V.

**) A. Hartmann, Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Leipzig, 1880.

St. Afra, und die Passionsdichtung des Schneiders und Meistersingers Sebastian Wild von Augsburg, so liegt doch kein Grund vor, die Oberammergauer Handschrift, welche jedenfalls eine ganz selbständige Kompilation mit vielfachen Abweichungen, eigentümlicher Sprache und Versbildung ist, und von der aus eine ununterbrochene Textgeschichte bis zum heutigen Tage verfolgt werden kann, nicht auch als selbständige Arbeit zu behandeln; zumal bei der strengen Anlehnung an die Schrift und die apokryphischen Bücher beider Testamente, und bei der bis zum heutigen Tag fortbestehenden Scheu, irgend etwas, was an selbständige Dichtung oder Auffassung erinnert, Eingang zu gestatten, vielleicht keine zwei Passionsspiele aufgefunden werden können, die weniger als tausend Verse gemeinsam haben. — Diese alte Oberammergauer Passion beginnt mit dem Prologus, der um Ruhe ermahnt, eine kurze Exposition des Spiels giebt und mit den Versen schließt:

„Nun seiht Ruhig Und stüll in Gemein,
Jezt get Christus der Haillandt ein.“

Nun tritt der Teufel auf: „ein Teifl läufft ein“, sagt das Textbuch, obwohl dies und die ganze folgende Szene eine Zugabe vom Jahr 1674 ist. Dieser Teufel ist nun merkwürdigerweise nicht der historische Teufel, nicht der Teufel zur Zeit Christi, sondern der Teufel vom Jahre 1674; denn, nachdem er die Versammlung begrüßt, zieht er einen Brief aus der Tasche, und bittet, ihn verlesen zu dürfen. Der Brief ist von Luzifer aus der Hölle, und des Inhalts, er (Luzifer) habe vernommen, daß da in Oberammergau ein Spiel gehalten werden solle, von dem er wohl merke, daß es gegen ihn und sein höllisches Reich gerichtet sei; es komme da ein gewisser Mensch vor — er dürfe den Namen nicht aussprechen — der am Kreuz gestorben sei, und der dadurch der Menschheit die Seligkeit erworben; die ganze Geschichte sei eine große Lüge; er bitte die Oberammergauer, der Sache keine Beachtung zu schenken:

„so seit darbei an (ohne) alle Andacht,
Und alle Unruhe darbey anfacht,
Kheiner bleibe undter euch still,
treibt umb und umb der Unzucht vil,
mit scherzen, lachen, und spotten,
Und treibt darbei guet Fastnacht Zotten,
auf daß die Umbstehende dieses spill
Die sprich nit hören ich haben will,
an dem thuet ihr mir ein gefallen,
wil's verdienen gegen euch allen,
In meinem Höllischen Hauß herundt,
Von mir Lucifer Höllischen Hundt,

In meinem Höllischen Schloß und Hauß,
Da daß feür schlägt zum fenstern auß."

Nun fährt der Teufel, der den Brief wieder einsteckt, fort:

„So habt ihr nun den Brief vernommen,
Dem wöllet ihr vleißig nachkhommen,
Dem Lucifer die Bit gewehren,
ihr habt an ihm einen gueten Herren,
Wann ihr seit aller Unzucht voll,
er will eüch daß vergelten woll,
Und eüch dort geben gueten lohn, —
Huy Teisel, auf und da von!"

Und nun beginnt das Stück mit Christi Abschied von Bethanien; dann die Salbung durch Maria Magdalena, wobei Judas die Verschwendung tadelt; die Zurüstung des Abendmahls im Hause des Markus; das Abendmahl selbst; die Fußwaschung; alles unter meist wörtlicher Anlehnung an die Evangelien. Im hohen Rat ist inzwischen die Gefangennehmung Jesu beschlossen worden; Judas erscheint, verspricht, seinen Herrn zu verraten, und streicht die dreißig Silberlinge ein. Und hier verzeichnet das alte Textbuch: „ . . . da Im der Rabbi das Geld gibt, streicht ain Teisl hint an Im und Tanzt hinter Im"; weiter: „Judas sambt den Rath geth ab, und drey Teisl springen ein und spricht

Sathan: Ho ho, daß ist zuwegen bracht,
Aschareth: Was ist's, waß hast Du Dich bedacht,
Sathan: Den Judas hab ich gar beseßen . . . . ꝛc.
Belial: Daß ist die aller Edelst Thatt,
Die Du Dein Tag Je hast begangen.
Sathan: Heut die Nacht würdt man In fangen,
Aschareth: Wie hastu diesen List erdenkhen,
Ich dacht khain Geist in der Höllen wer,
Der diesem Jesus mechte mer
Schaden zuefiegen in der Welt, ...
Belial: Er hatt mich auch mit großem Truz,
Von Maria Magdalena getriben,
Und waren unser starkher Siben,
Und hetten Sye mit Gewalt beseßen
Aschareth: Im soll wieder werden gemeßen,
Khombt her in daß Höllisch Hauß hinein,
Laßt uns Praßen und frölich sein . . . .
(springen in die Höll)."

Hier schließt die erste Abteilung. Zu Beginn der zweiten macht Prologus auf den Verrat des Judas aufmerksam und bereitet auf die folgenden Szenen vor; dann Christus mit den elf Jüngern im Ölgarten; die bekannte

Szene mit der Erscheinung des Engels, der Christus tröstet; die schlafenden Jünger; dann kommt Judas mit Kriegsknechten und Söldlingen des Hohenpriesters, um Jesu gefangen zu nehmen; die Szene des Ohr-Abhauens; dann Gefangennahme Jesu; die Jünger laufen davon; weiterhin Jesu Verhör im Hohen Rat; Petri Verleugnung in der Nachtszene bei den Kriegsknechten; Anklage Jesu vor Kaiphas und Verhöhnung durch die Soldaten. Nun erscheint Judas wieder in der Ratsversammlung und beklagt seine That: das Textbuch meldet „wirst daß Gelt nider in den Ratt auf die Erd;

Judas: Nembt hin Eur Pfennig. Ich will In nicht,
Ich bin ein rechter Böſewicht,
Daß ich daß Mortt gestiftet han,
Ich will jetzt gleich von Euch hingahn,
Und mich erwürgen an ainem Saill, ...

Der Judas geht hin zum Paum, es khommen drey Teifl zu Im, und der Rath verzeucht (setzt aus mit seiner Beratung), biß er sich erhenkht, und spricht zum Judas der

Sathan: Judas Ich hab Dein gar woll bedacht,
Ich hab Dir einen guten Strikh bracht,
Daran sollstu Dich henkhen, ...“

Judas hält unter dem Baum noch einen längeren, moralisch gefärbten Monolog; dann heißt es weiter im Textbuch: „Judas steigt hinauf am Pamb, die 3 Teifl helfen Im hinauf, thuen Im die Maschen an den Pamb; Mann soll Im ein Riemben unter seinem Gewandt umb den Leib machen, daß hinten ein maschen beim Halß herausgee, die legt er am Pam an am Ast, wann er umbt haugt, lauffen die Teifl um den Pam herumb und spricht

Aschareth: Da hast Im warlich recht gethan,
Daß Du Dich hast gehenkt an dem Pam,
Und hast genommen die Pfenning ein,
Die bringen Dich in die Ewig Pein, ...

Die Teifl nemben den Judas vom Pam herab, und tragen In mit Greinen in die Höll.“ — Noch heute wissen einzelne Leute in Oberammergau zu berichten, die es in ihrer Jugend erzählen gehört haben, daß bei dieser Szene die drei Teufel dem Judas das Gewand aufgeschlitzt, dann den Leib aufgerissen, die herausfallenden Gedärme in Empfang genommen, und vor dem Publikum verzehrt haben. (Die Eingeweide galten bei den Alten als der Sitz der feinsten Empfindung und der Seele.) Natürlich war Alles künstlich gemacht; Judas hatte einen künstlichen Wanst vorgebunden, und die Gedärme waren in dem einen Fall Bratwürste, in dem andern gebackene Strauben. —

Das Volk im Mittelalter wollte alles deutlich sehen, und über alles aufs genaueste unterrichtet sein. — Nun fährt der Hohe Rat in seinen Besprechungen weiter. Für die zurückerstatteten dreißig Silberlinge wird ein Begräbnisacker für Fremdlinge zu kaufen beschlossen; dann Christus vor Pilatus; Christus vor Herodes; langwieriges Verhör; Geiselung und Verspottung. — In der vierten Abteilung Christus zuerst wieder bei Pilatus; Ecce homo!; das Volk verlangt die Freilassung des Barabbas; die zwei Schächer werden gebracht; Verkündigung des Todesurteils. — Zu Beginn der fünften Abteilung bereitet Prologus auf die Kreuzigung vor; dann Zug auf Golgatha; Symon von Cyrene wird zur Kreuztragung angehalten; Begegnung mit der Mutter Jesu und den Frauen Jerusalems; Schweißtuch Veronikas; auf der Höhe Golgathas langwierige und umständliche Vornahme der Kreuzigung; Worte Jesu; im Moment des Eintritts des Todes, Donner und Getöse. — Zu Beginn der sechsten Abteilung weist Prologus auf den Tod Christi hin; den Schächern werden die Glieder gebrochen; den linkshängenden tragen die Teufel in die Hölle; den rechtshängenden holen Engel ab; dann Lanzenstich in die Seite Christi; Engel kommen und fangen das Blut auf; Abnahme des Leichnams unter genauen szenischen Angaben; der Leichnam im Schoß Mariä; Marienklage; dann Einbalsamierung, Grablegung, zuletzt unter Getöse und Erdbeben Auferstehung; Christus hält eine Siegesrede; und jetzt folgt die unter dem Namen „Höllenfahrt" bekannte Reise des Erstandenen zu den Seelen jener Verstorbenen, die, ohne den Erlöser gekannt zu haben, doch als Vorgänger, Vorläufer, Angehörige des alten Bundes, als Propheten auf ihn hinwiesen, und nun der endlichen Seligkeit teilhaftig werden sollen, eine Szene, der auch heute noch eine gewisse imposante Kraft nicht abgesprochen werden kann. Das alte Textbuch läßt sich hierüber folgendermaßen vernehmen: „Christus geht mit den Englen zu der Vorhöll und spricht der

1. Engel: Jr Fürsten der Finsternuß thut auf daß Thor,
Jesus Christus statt darvuor, ...
Jr lieben Seellen seith getröst,
Heut werdt Jr allesamb erlöst;
Nun weichet Jr Teisl all davuon,
Daß Jesus Christus ein mög gohn.

Der Engel stößt an die Thür; und die Thür geht auf, Adam get herfür:
Nun freith Eüch all in Gemeinem Ratt,
Jch sich (sehe) den der mich erschaffen hatt, ...
Du giettiger Herr Jesu Christ,
Wir loben Dich, daß Du khommen bist,
Wür haben Dein hart erwartet so lang
in dieser finstern Hölle Zwang.

Christus get hinzue, nimbt den Adam bei der Handt, zeucht In herauß, und spricht

> **Christus:** Adam nun khomb herauß zu mir
> Auch Eva und alle Deine Khinder mit Dir,
> Khombt her alle Seellen in Gemein,
> Die in der Höll darinnen sein,
> Ir sollet alle mit mir gahn,
> Der Himmel würdt Euch aufgethan . . . . .

Die Seellen gehn all herauß auß der Vorhöll und stehn still, so get Christus hinein sambt den Englen; die drei Teifl laufen rauß, und spricht der

> **Sathan:** O wehe, o wehe, wie get es zue,
> Wie hatt Jesus so große unruhe
> angefangen in unserer Höllen, ...
> (inzwischen wird Lucifer von Christus mit Ketten gebunden)
> **Belial:** O In die Höll hab ich khain Lust mer,
> Wenn nur der Jesus hinwech wer,
> Ich förcht Er werd unß knipsen an.

Die Teifl lauffen ab, so get Christus widerumb auß der Höll zu den erlesten Seellen und spricht

> **Christus:** Nun hab ich den Teifl gebunten,
> im Höllisch Hauß oben und undten,
> Zerrißen und Zerbrochen gar,
> Wie ein Sigreicher Held klar,

(Nun bezeugen ihren Dank für die Erlösung: Adam, Eva, Johannes der Täufer, Abraham, Isaak, Jakob, die Propheten u. a.)

> **Christus:** Khombt Ich will Euch zaigen mit Vleiß,
> den Weg der get in daß Paradeiß.
> Christus get mit Ihnen ab." —

Nun kommen noch die Szenen der drei Marien und der Jünger am offenen Grabe; Christus als Gärtner; die Unterredung in Emmaus; der ungläubige Thomas; eine Schlußrede Christi an seine Jünger; Epilog; und damit schließt das Stück. — Aus verschiedenen szenischen Angaben muß man annehmen, daß die damalige Oberammergauer Bühne nicht die heutige Form der Frontbühne mit der Möglichkeit des seitlichen Abgangs der Spielenden hatte, auch nicht die dreistockige Bühne mit Himmel, Erde und Hölle, sondern jene Form, wie sie Mone*) beschreibt und abbildet, eine erhöhte Plattform von außerordentlicher Ausdehnung, auf der alle im Spiel vorkommenden Gebäude, Plätze und Objekte, wie Herodes' Haus, Pilatus' Haus, Ölberg,

*) Mone, F. J., Schauspiele des Mittelalters. II. 156.

die 3 Kreuze, das heilige Grab, die Hölle rc. fest, wenn auch im verkleinerten Maßstab, konstruiert waren, und ihren unveränderlichen Standplatz hatten; während die Zuschauer rings um die Plattform herumstanden oder gingen; den dieses Riesenpodium, welches oft über den ganzen Marktplatz sich erstreckte, hatte so viel Bäulichkeiten, daß, wenn an einem Ende, wo z. B. die Hölle war, gespielt wurde, die Zuschauer am andern Ende, wo der Himmel konstruiert war, nichts hören konnten; die Schauspieler, viele Hunderte, waren alle auf diesem erhöhten Plan versammelt und saßen auf Seitenbänken, oder wie Kaiphas, Herodes, Satan rc. in ihren respektive „Häusern", deren Wände unausgefüllt waren, damit man hineinsehen konnte, und warteten dort, bis, vielleicht nach Stunden, ihre Rolle daran kam. —

Die Verwendung des Teufels in den auszugsweise mitgeteilten Stellen aus der ältesten Oberammergauer Passion muß noch eine mäßige genannt werden. In anderen gleichzeitigen Stücken, und dann mit Herannahen des Endes des 17. Jahrhunderts, nehmen die Teufels-Episoden, besonders drüben bei den Franzosen, von denen dann wir die vollständigen Szenen herüber nehmen, einen immer größeren, viele hunderte Verse umfassenden Platz ein, und waren durchwoben mit den sonderbarsten und groteskesten Zügen. Im „Donaueschinger Osterspiel"*) aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts muß Judas, während er am Baume hängt, einen schwarzen Vogel im Kleid halten, der, sobald Judas stirbt, als schwarze Seele davonfliegt. Zum Überfluß fahren dann Beide, Judas und der Teufel, welch letzterer beim Hängen behilflich war, auf einem schräg gespannten Seil zur Hölle, d. h. bei der dreistockigen Bühne vom mittleren Bühnenraum (Erde) zum untersten Bühnenraum (Hölle).

Übersieht man mehrere dieser Teufels-Episoden, so ließe sich eine ganze Teufels-Genealogie zusammenstellen, eine große vielköpfige Höllenfamilie, in der jedes seine ganz bestimmte Beschäftigung hat: Luzifer, der Fürst der Finsternis, „the prince of darkness", wie ihn die englischen Mysterien titulieren, ist der zu Beginn der Weltschöpfung gefallene Engel; er bewahrt immer noch eine gewisse Würde und Hoheit; sinkt nie zum Spaßmacher herab; seine Wohnung ist die unterste Hölle, wo er grollend und rachebrütend sitzt, an seine Untergebenen Befehle erteilend; ihm zunächst steht Satan, der ewig-unermüdliche Teufelsbote, der Hermes der Hölle; er muß wissen, wann und wo Jemand stirbt, um sofort die Seele in Empfang zu nehmen; er unterhält vortreffliche Beziehungen zu Luzifer, von dem er mit „lieber Geselle", „lieber Kumpan" angeredet wird, während er selbst seinen

*) Hase, Das geistliche Schauspiel. S. 40.

Herrn tituliert „Luzifer, lieber Herre mein“; seiner Obliegenheiten sind viele und schwierige; er muß die „Verführung“ und „Versuchung“ in ihrem Gesamtumfang bethätigen, verstellt sich dabei, nimmt allerlei Gestalt an, und benutzt alle nur denkbaren Kniffe; in seinem Haschen nach „Seelen“ kommt er wiederholt mit seiner Antipodin, der Jungfrau Maria zusammen, der gegenüber er sich hart thut, allerlei Ausflüchte und Stänkereien versucht, wenn seine Ansprüche auf schwachen Füßen stehen, und meist mit leeren Händen abziehen muß; dieses ofte Verlieren, namentlich wenn es sich um hochedle Seelen, wie Christus, handelt, nimmt zuletzt den Charakter der Fopperei an; es entsteht der „gefoppte“ und der „dumme Teufel“; zuletzt kommt man in Legenden u. dergl. dem Publikum mit solchen Figuren geradezu entgegen, und dies leitet uns dann hinüber in die „Fastnachtsspiele“. Beelzebub, Astareth, Belial sind andere, regelmäßig wiederkehrende Gehilfen Luzifers in dem Fang nach Seelen. Einzeln, da und dort vorkommende Teufel sind: Asmodeus, Hellekrug, Scharbrent, Federwisch, Spiegelglanz, Leisetritt, Krumnaf'; bei den Franzosen noch: Tont-li-faut, Soul d'ouvrer, Courte-oreille; der deutsche Puck ist der Spaßmacher der Hölle und lacht den Luzifer aus, wenn etwas krumm geht. Des Teufels Großmutter ist Lillis, die zuerst in der Darstellung des Sündenfalls im Talmud erscheint; wir treffen sie öfters einen Reigen vor der Hölle aufführen. Einzelne Züge der Hölleneinrichtungen lassen sich noch in den Giebelfeldern über unsern alten Domportalen erkennen, welch erstere jedenfalls den Glanzpunkt der damaligen Steinmetzkunst bildeten; besonders den „Höllenrachen“, „gueule de dragon“ bei den Franzosen, „the Mouth of Hell“ bei den Engländern, welches ein riesig aufgesperrtes Tiermaul war, das auf der Bühne seinen festen Stand hatte, und durch das der Abstieg zur Hölle bewerkstelligt wurde; ferner das „Seil“, an dem Satan die Menschen zur Hölle führt, welches sich noch in der Redensart erhalten hat: „der Teufl hat ihn am Band'l“. Im Eisenacher Spiel „Von den klugen und thörichten Jungfrauen“ aus dem Jahr 1322 werden in der Schlußszene die am Boden liegenden thörichten Jungfrauen vom Satan an einer Kette „mitten durch die Zuschauer“ unter Klage- und Wehgeschrei zur Hölle geschleift; dies war natürlich eine flachkonstruierte Bühne, wie sie oben beschrieben, bei der das Publikum ringsherum stehen konnte. — Eigentümliche Züge und bemerkenswerte Fortbildung zum theologischen Standpunkt weisen das aus dem Jahre 1464 stammende „Spiel fan der Upstandinge“*) auf: Jesus ist auferstanden

*) Herausgegeben von L. Ettmüller, Bibl. der ges. deutschen Nat.-Litteratur, Bd. 31.

und kündigt seinen Entschluß an, die Höllenfahrt anzutreten, um die dort auf ihn wartenden Seelen zu erlösen; Johannes der Täufer wird abgeschickt, um dies den Seelen in der Vorhölle zu verkünden; in der 2. Szene, die die Hölle samt Vorhölle darstellt, wird die Botschaft Johannes des Täufers von den schmachtenden Seelen mit Freuden aufgenommen, aber mit Besorgnis von Luzifer; dieser beruft seine Gesellen; Satan erscheint, und wird von Luzifer gefragt, wo er gewesen sei; Satan antwortet, er habe mit vieler Mühe einen Mann zu Tode gebracht, der sich für Gottes Sohn ausgegeben habe; Luzifer wird bedenklich, und schilt Satan wegen seiner Voreiligkeit, da ja Gott nicht sterben könne; Satan bekräftigt, er habe ihn selbst am Kreuz sterben sehen; darauf fragt Luzifer, wo er denn die Seele dieses Mannes habe; die habe er allerdings noch nicht, antwortet Satan kleinlaut. Nach mehreren Zwischenreden fragt Luzifer, ob der am Kreuz verstorbene Mann etwa derselbe gewesen, der den Lazarus vom Tode erweckt. Dies bejaht Satan; nun gerät Luzifer in große Angst, schilt den Satan, was er durch seinen Übereifer für ein großes Unheil angerichtet; der am Kreuz Verstorbene sei aller Wahrscheinlichkeit wirklich Gottes Sohn; diesen durfte er nimmermehr zu Tode bringen; was er ihm dafür geliefert, die Seele des Judas, stehe in keinem Verhältnis zu dem zu erwartenden Schaden; jedenfalls solle sich Satan jetzt nicht mehr um die Seele Jesu bemühen; diese dürfe unter keinen Umständen zu ihm in die Hölle gebracht werden, da nur das größte Unheil daraus entstehen könne. Inzwischen dringt das Freudengetöse aus der Vorhölle herüber. Gefragt, was das zu bedeuten habe, erfährt Luzifer, die Ankunft Jesu sei in der That in der Vorhölle gemeldet worden. Großer Schrecken! Es wird beschlossen, die Höllenthore fest zu verschließen. Alles geht an die Arbeit. Nun erscheint Christus; der Engel Gabriel verlangt Einlaß für den Heiland; Luzifer verweigert ihn unter Ausflüchten; da zerbricht Christus die Höllenpforten, bindet Luzifer mit einer Kette fest, und führt aus der Vorhölle die bekannten Seelen der Altväter; die Teufel fliehen und verstecken sich; Luzifer wehklagt; wird von Puck verhöhnt; nachdem Christus fort, werden die Gesellen herbeigerufen, Beratung gehalten und zuletzt ausgesandt, schleunigst Seelen zu holen, um den Entgang in der Hölle wieder zu decken. Besonders nach Lübeck sollten sie, wo gerade die Pest herrsche. In einer folgenden Szene erscheinen denn auch, von den Teufeln herbeigebracht, eine Menge Seelen von Bäckern, Schuhmachern, Schneidern, Bierwirten, Webern, Bratwurstern, Krämern &c. Alle haben das Publikum betrogen und erhalten nun ihre Strafe zuerteilt. Lucifer ist sehr zufrieden über den reichen Fang. Aber Satan, „sein kluger Liebling" fehlt noch. Luzifer ruft ihn. Er erscheint. Wo er gewesen?

Satan antwortet, er habe einen seltenen Fang gemacht, einen Geistlichen geholt, den er vom Altar weg am Seil fortgeführt; der Geistliche kommt; da er aber fortwährend psalmodierend in seinem Brevier liest und nach Weihrauch riecht, ist er dem Luzifer unausstehlich, und dieser befiehlt, den Geistlichen wieder fortzuschicken. Dieser geht unter Drohungen, Jesu werde noch einmal erscheinen und die ganze Hölle zerbrechen. Luzifer glaubt es nicht, bricht aber doch, sobald der Geistliche fort ist, in Wehklagen über sein Schicksal aus, und läßt sich krank von seinen Gesellen mit großer Vorsicht auf sein Ruhebett tragen. —

Man sieht aus derartigen Spielen, die mit großer Umständlichkeit ausgeführt wurden und stundenlang zu ihrer Entwicklung brauchten, mit welchem Interesse die Zuschauer dem Teufels-Part, der eine fast ebenso große Breite wie der göttliche einnahm, gefolgt sein mußten, und wie die Vorstellung des Höllenreiches einen immer größeren Einfluß auf die Gemüter gewann. — Später trat der Teufel aus den rein religiösen Passions- und Osterspielen auch in die halb profanen Legenden und Sagenkreise über; und als eigentümlicher Zug tritt hier, besonders in den Erzeugnissen der romanischen Völker, die Tendenz auf, die Jungfrau Maria zu verherrlichen, und sie als die eigentliche Retterin hinzustellen für den in Sünden versunkenen Menschen, der gegenüber Jesus und Gott Vater an zweite Stelle rücken. Eine der vornehmsten Aufführungen dieser Art war das französische Stück „Le mystère du Chevalier qui donna sa femme au diable"*) (Spiel von dem Ritter, der seine Frau dem Teufel verschrieb). Ein armer Ritter ruft in seiner Bedrängnis um Geld den Teufel an; dieser erscheint und verspricht ihm zu helfen, wenn er ihm nach sieben Jahren seine Frau überliefern wolle, worüber sogleich ein Kontrakt aufgesetzt werden solle; nach langen Bedenken unterschreibt der Ritter, und läßt sich auch herbei, Christus zu entsagen; aber dem weiteren Verlangen des Teufels, auch der Jungfrau Maria zu entsagen, setzt der Ritter unbeugsamen Widerstand entgegen, worauf der Teufel mit dem Erlangten sich zufrieden giebt. Der Ritter lebt nun die versprochene Zeit hindurch ohne Not und Bekümmernis. Nach sieben Jahren kommt der Teufel und verlangt Erfüllung des Kontrakts. Der Ritter ist es zufrieden. Und beide machen Ort und Stunde aus, wo der Mann seine Frau mitbringen und dem Teufel überliefern soll. Der Ritter überredet seine ahnungslose Frau unter irgend einem Vorwand, mit ihm zu gehen. Auf dem Weg zu der Stelle, wo der Teufel wartet, steht eine Gnadenkapelle. Die Frau, nach ihrer Gewohnheit, will hinein und

*) Flögel, Geschichte der komischen Litteratur. Bd. IV.



ein kurzes Gebet verrichten. Der Mann kann dies nicht hindern, obwohl ihm die Verzögerung unangenehm; und nun kommt ein höchst geschickter und feiner Zug: statt der Frau kommt die Jungfrau Maria in Gestalt der Ehefrau heraus, und schließt sich dem ahnungslosen Ritter auf seinem Weg zum Teufel an. Dieser, schon ungeduldig, wird, als er die Verwandlung bemerkt, höchst zornig, und macht dem Ritter Vorwürfe, er habe ihn betrogen; dieser weiß natürlich von nichts; und nun klärt die Jungfrau Maria das Ganze auf, führte die Ehefrau, die inzwischen ihr Gebet vollendet, herbei; der Teufel, der die Ehefrau, als sie ihm vom Ritter gebracht worden, nicht zur Hölle abführen wollte, da er wohl wußte, er dürfe die die Jungfrau Maria nicht anrühren, hat formell dem Ritter gegenüber verloren, und muß auf Geheiß der Maria den geschriebenen Kontrakt zurückgeben. Mit einer Ermahnung an das Publikum schließt dann das Stück. — In einem andern Spiel „De Theophili cum diabolo foedere“ (Bündnis des Theophilus mit dem Teufel), welches im Mittelalter vielfache Bearbeitungen erfahren hat, und mit den späteren deutschen Faustlegenden verwandt ist, spielt die Jungfrau Maria die gleiche Rolle. Wir stehen hier künstlerisch schon auf einem ganz anderen Boden. Eine bestimmte Absicht des vom Zwang der heiligen Erzählungen in der Bibel sich befreit habenden Dichters wird merkbar: einmal die Jungfrau Maria als die vornehmste und mächtigste göttliche Person dem Volk gegenüber hinzustellen, deren Fürbitte am meisten vermag, und zu der man also am häufigsten beten soll; ferner, die christliche Frau überhaupt auf eine höhere Stufe zu heben, da sie der frömmere Teil gegenüber dem Mann ist, und ihre Reinheit und Unschuld gegenüber den Leidenschaften und der Gier des Mannes den Himmel für Beide zu erringen vermag; und schließlich die im Stück deutlich ausgesprochene Absicht, das Volk zu belehren und auf den Weg der Tugend zu leiten. Diese Spiele hießen bei den Franzosen, die sie vorwiegend ausgebildet haben, Moralités, und von ihnen aus erhalten auch die Mysterienspiele jenen moralisierenden Charakter, der im Lauf des 17. Jahrhunderts immer deutlicher wird. Dies leitet uns auf eine neue Zeit.

Die Reformation hatte zwar die Mysterien nicht verboten, und auch der Glaube an den Teufel ist zur Zeit Luthers, und bei diesem selbst, stärker als je. Trotzdem war die innerste Tendenz der Reformation den Spielen feindlich, wie jeder reliösen Darstellung, bei der es nur zu gaffen und nichts zu denken gab; und der eigentliche Glanz dieser Aufführungen war, wenigstens im Bereich der neuen Lehre, dahin. Aber, wie die „Gesellschaft Jesu“ die Reformation zu paralysieren suchte und der katholischen Kirche einen neuen geistigen Gehalt verlieh, so sind es auch die Jesuiten, welche die Passions- und Osteraufführungen zu regenerieren sich bestrebten, sie

mit einer ganz bestimmt moralischen Tendenz ausstatteten, und andrerseits durch Einführung neuer Maschinerien und eines zahlreichen Personals sie beim Volk beliebt machten. Die Figur des Teufels erhält hiebei neuen Glanz; die Hölle wird bis in ihre kleinsten Verborgenheiten geschildert; der Stab des Fürsten der Hölle erscheint ums außerordentliche vermehrt; eine Masse Allegorien treten auf; ein großer theologischer und teleologischer Zug geht durch das Ganze; Reich des Lichts und Reich der Finsternis erscheinen, wie in der persischen Religion, als von anbeginn existierende, sich ewig bekämpfende, nie rastende Mächte; und die Leidensszene auf Golgatha macht bei dieser großartigen Anlage, den weiten Ausblicken nach vor- und rückwärts, dem zahlreichen Personal, der komplizierten Maschinerie, den Eindruck von etwas Episodenhaften, während sie früher das eine, große, außerordentliche Ereignis war. — Gleich das Oberammergauer Passionsspiel, dem die Jesuitenpatres des nahgelegenen Klosters Ettal die Textbearbeitungen besorgten, ist ein vortreffliches Beispiel für die neue Mache. Schon im ältesten Textbuch des Jahres 1662 finden wir auf eingeklebten Blättern, die auf das Ende des Jahrhunderts hinweisen, die „Seele" eingeführt, eine Generalrepräsentantin des menschlichen Geschlechts, welche bei allen wichtigen Ereignissen, oder vielmehr nach denselben, auftritt, und Zwiegespräche mit einem Engel abhält, worin letzterer erstere darauf hinweist, was alles in dieser Leidensgeschichte für sie geschehen und erduldet worden sei, und wie sie alle Ursache habe, sich in Zukunft durch ihr Verhalten der für sie gebrachten Opfer würdig zu erzeigen. Diese Allegorien mehren sich durch das ganze 18. Jahrhundert hindurch und erreichen für Oberammergau ihren Kulminationspunkt in der Aufführung vom Jahr 1800, dessen Text Deutinger*) mitteilt, und aus dem hier die Hauptstellen folgen sollen. Wir halten uns wieder, um nicht unser Programm zu verlassen, vorwiegend an die Teufelsszenen: Zu Beginn treten auf der Genius Passionis (Schutzgeist des Spiels), der Argumentator (Erklärer), der Prologus, der Chorus, sechs andere Genii Passionis mit den Werkzeugen des Leidens Christi in Händen; in deutschen Versen, welche den Einfluß Lohensteinschen Schwulstes und der Hyperbeln der zweiten schlesischen Schule deutlich erkennen lassen, werden die Versammelten auf die Bedeutung des Ganzen aufmerksam gemacht; Zweck des Spiels sei „reumütiger Abscheu der Sünder, andächtige Rührung des Herzens, ernstliche Besserung des Lebens"; nun kommt Satan mit seinem Brief, den wir aus einem früheren Text

*) Beyträge zur Gesch. Topogr. u. Statistik des Erzbisthums München u. Freysing. II. Band 1851.

schon kennen und fordert zur Unaufmerksamkeit auf; dann beginnt die Handlung mit Christi Abschied von Bethanien; nach der Szene, da Magdalena Jesum salbt, worüber Judas murrt, ist ein großer Auftritt in der Hölle: Luzifer, Tod und Sünde verschwören sich wider den Heiland; Geiz und Neid werden als Hilfstruppen engagirt; die Sprache ist ebenso bombastisch wie dieser Aufwand:

Luzifer: Ach, werthe Freunde! Welch ein herber Schmerz
durchwüthet mein beklemmtes Herz!
Verfluchte Reichesplagen, —
Die ebenso mein Reich als mich zernagen! . . . . . .
(dann singt er eine schmerzliche Arie; ihm antwortet der)
Tod: Getröstet, o großer Fürst! ich will dem Übel steuern &c."

So geht es eine Viertelstunde weiter. Nachdem Judas den Verrat verübt und der Hohe Rat den Beschluß gefaßt, Jesum zu fangen, neues Versammeln der Hölle und ihrer Helfershelfer: Geiz und Neid berichten, was sie errungen, der eine bei Judas, der andere bei den Hohenpriestern; sie werden von Luzifer gelobt:

Luzifer: Ich bin entzückt, ich küsse Euch, o ihr Getreuen!
Es soll euch eure Mühe nicht gereuen."

Ein Chor „Luzifer soll immer leben" &c. beschließt diesen Auftritt. Dann nimmt die Handlung, unterbrochen von den lebenden Bildern aus dem alten Testament, ihren Fortgang. Nachdem Christus zum Tode verurteilt ist, kann sich die Hölle, die wiederum vorgeführt wird, kaum fassen vor Frohlocken:

Luzifer: Jauchzet ihr alle in höllischer Pein!
Zeiget Vergnügenheit mitten im Leiden,
heitere Wonne, wodurch ihr mit Freuden
in den geschwefelten Wässern schwimmet,
in den verwildeten Flammen ergrimmet:
eure Erquickung soll Fröhlichkeit seyn."

In diesem Stile geht es weiter. Die Verse, in denen die heiligen Personen der Handlung sprechen, sind genau von der gleichen Art. Nachdem Christus am Kreuz sein Consumatum est gesprochen, öffnen sich die Gräber, und die Toten stehen auf. Ganz am Schlusse treten auf Plausus (Beifall), Genius Passionis, Epilogus, Chorus; die Schutzgeister halten die mit Bändern verzierten Passionsinstrumente in den Händen; der Hauptgenius trägt einen Lorbeer; auf der Bühne ist ein Altar errichtet; auf demselben ein Buch, von dem sieben Siegel herab hängen; auf dem Buch steht Christus mit einer Fahne; vor dem Altar liegen Tod, Sünde und Teufel gefesselt; die 24 Ältesten liegen auf ihrem Angesicht, bis die Arien alle gesungen sind;

Plausus:	Laßet nun auch Eure stimmen erschallen,
	laßet dem frohlocken den Zigel und lauff,
Genius:	laßet vor freuden mit schießen drein thnallen,
	alles vor freuden nun springe jetzt auf,
	Lobet das Lamb,
Epilogus:	Schreyet zusamb,
Chorus:	machet nun herrlich sein glori und nahm!" —

Man glaubt in einer Rokokokirche zu sein, wo Alles trotz der Leiden, Spieße und Schwerter sich vor Entzücken krümmt, und wo selbst der Schwanz des Teufels sich zum Schnörkel winden muß. —

Den gleichen Charakter weisen die meisten Mysterien des 18. Jahrhunderts auf; und manchmal war das Bestreben, alles in Allegorien aufgehen zu lassen — das sichere Zeichen des Verfalls einer Kunst — so groß, daß eine einzige Allegorie, ihr Schicksal und Lebenslauf, den Inhalt eines ganzen Stückes ausmachte. In Turin wurde 1739 ein Mysterium „Die verdammte Seele" aufgeführt. Und da dieses Stück eines des interessantesten dieser ganzen Zeit, auch, soweit ich urteilen kann, fast gar nicht bekannt ist, da es nur aus dem Brief eines englischen Pastors, der es mit ansah, auszugsweise erhalten ist, welchen Bericht Hone*) in seinem Buch mit aufnahm, so sei hier wenigstens die Szenenfolge mitgeteilt. Die Aufführung fand Abends statt; der Eintritt betrug nur „three pence" (fünfzehn Pfennig); als der Vorhang aufgeht, sitzt die verdammte Seele als Dame in einem eleganten, feuerroten Kleid dort, sich die Augen wiederholt mit einem Taschentuch abtrocknend; dann erhebt sie sich und fleht zur Dreieinigkeit, sie ihre Rolle gut spielen zu lassen, bittet auch das Publikum um Aufmerken und Nutzanwendung; sie erzählt dann ihr Leben, woraus hervorgeht, daß sie in der That ein recht schlechtes Leben geführt hat; in einer zweiten Szene, die durch Aufziehen des Schlußprospektes gegeben wurde, woselbst der Heiland und die Mutter Gottes erschienen, wandte sich die Seele zuerst an den Heiland mit der Bitte, statt in die Hölle, wenigstens ins Fegfeuer zu kommen, woselbst sie gern so viel Jahre aushalten wolle, als Tropfen im Meer sind; der Heiland weist sie streng ab; die Mutter Gottes neigt ihr etwas freundlicher das Ohr, bemerkt ihr aber zuletzt, sie habe ihren Sohn so geärgert, daß sie nichts für sie thun könne; in einer weiteren Szene erschienen drei Engel; aber auch bei ihnen konnte die arme Seele keine Gnade finden; ebenso vergeblich waren ihre Bemühungen in einer vierten Szene gegenüber Johannes dem Täufer und mehreren Heiligen; in der nächsten Szene kamen zwei Teufel zu ihr, von denen der eine sie quälte und in

*) Hone, W., Ancient Mysteries; London 1823.

jeder Weise schlecht behandelte, während der andere allerlei Schabernack sich mit ihr erlaubte; in der folgenden Szene teilt ihr Johannes der Täufer, der inzwischen Besprechungen mit Gott Vater hatte, mit, bei weiterem reumütigen Flehen sei vielleicht doch noch etwas zu erreichen; sofort beginnt die Seele wieder inständigst zu Maria zu flehen; diese wird zuletzt erweicht und bittet ihren Sohn, der armen Seele Gnade angedeihen zu lassen; auf diese mächtige Fürbitte hin wird selbe auch sofort gewährt, und die Seele begnadigt, nur „zwischen sechszehn und siebzehn Hundert-Tausend Jahre" im Fegfeuer schmachten zu müssen; in der letzten Szene erschienen zwei Teufel, um sie zur Hölle zu schleppen; ihr Schutzgeist, ein Engel, war aber auch zur Hand; nach langem Kampfe mußten die Teufel weichen; und der Engel entließ die Seele ins Fegfeuer mit der Versicherung, nach einigen Hundert-Tausend Jahren werde alles sich zum Besten wenden. — Der Engländer bemerkt noch, die Aufmerksamkeit der Zuschauer sei ebenso groß gewesen, wie die Vorzüglichkeit des Spiels. Als die Teufel im Begriff gewesen, die Seele zur Hölle zu schleppen, sei die ungeheuerste Aufregung im Zuschauerraum entstanden; und als Maria in süßen Worten der Seele ihre Huld verhießen, hätten die Leute die Hüte von den Köpfen gerissen und vor Freude hinausgeschrieen. Alle Rollen, mit Ausnahme der Teufel, wurden von Damen gegeben. —

Das einzige, was den Engländer genierte, war der Umstand, daß die Jungfrau Maria nach der Vorstellung ins Parterre kam, ohne sich umgekleidet zu haben, und dort einen Mann ihrer Bekanntschaft, einen Barbier, begrüßte und küßte.

Der Briefschreiber fügt noch hinzu, daß Milton beim Ansehen eines solchen Stückes auf seiner Reise in Italien den Plan zu seinem „Verlornen Paradies" faßte. —

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten sich die Passionsspiele überlebt. Der heilige Stoff, der tragiert wurde, war nicht mehr Zweck, sondern Mittel zur Befriedigung der Schaulust und zu allerlei Ungehörigkeiten auf der Bühne. Und obwohl selbst noch 1815 auf dem Wiener Kongreß der dortige Hof den dort versammelten gekrönten Häuptern und ihrem glänzenden Gefolge nichts Besseres zur Unterhaltung darzubieten wußte, als „David, eine heilige Comödie mit Schlachten und Chören" am Theater „An der Wien", deren in die freie Luft ragende Bühne groß genug war, um Infanterie, Kavallerie und Artillerie mit Streitwagen, Pferden und Feuerwaffen darauf evolutionieren zu lassen, wobei die halbe Wiener Garnison als Juden und Philister verkleidet war; obwohl noch in Berlin 1804 und 1805 auf dem Nationaltheater Mysterien aufgeführt wurden, und München

am Isarthorplatz noch lange zu Anfang dieses Jahrhunderts seine geistlichen Spiele hatte, so war doch nicht nur die Einfalt und Innigkeit, welche im Mittelalter und noch im 16. Jahrhundert diese Aufführungen durchweht hatte, sondern auch der Glanz und Üppigkeit, mit dem die Geistlichkeit im 17. und 18. Jahrhundert den religiösen Dramen aufgeholfen hatten, dahin. Zu überbieten waren sie nicht mehr, außer in Zoten, Scherzen und Geschmacklosigkeiten. Und das geschah. Bei den Franzosen wurde z. B. schon seit längerer Zeit der betreffende Heilige, dessen Leben dargestellt wurde, mit Monseigneur angesprochen, die Seele Jesu mit Madame. In einem französischen Mysterium damaliger Zeit verschläft Gott Vater den Tod seines Sohnes. Ein Engel kommt und weckt ihn:

Père Eternel, vous avez tort,
Et devriez avoir vergogne.
Votre fils bien-aimé est mort,
Et vous dormez comme un yvrogne.

(Gott Vater, was macht Ihr? Ihr solltet Euch schämen! Euer einziger Sohn ist gestorben, und Ihr schlaft hier wie ein Betrunkener!)

Gott Vater: Il est mort?

(Ist er wirklich gestorben?)

Der Engel: D'homme de bien.

(Aber natürlich!)

Gott Vater: Diable emporte, qui en savais rien.

(Hol' mich der Teufel, das ist mir entgangen).

Und, als Gegenstück, in einer Mittenwalder Passionsaufführung von 1810, nicht weit von Oberammergau, trieben die Kriegsknechte den Heiland auf dem Weg nach Golgatha mit den Worten vorwärts:

„Furt, furt, an's Kreuz! An's Kreuz mit Dir!
Moanst epa, mir genga mit Dir zum Bier?
Moanst mir genga zum Zifibäcken?
A braune Maß Bir that Dir halt schmecken,
A Batzenloabl a dazua!"

Im Jahre 1801 wurden, nachdem schon vorher partielle Verbote erlassen waren, die Passionsspiele in Bayern definitiv aufgehoben. Damals war es nur der Energie des Bürgermeisters Georg Lang zu danken, der, von der geistlichen Behörde wie vom Ministerium abgewiesen, durch persönliche Rücksprache vom König Max Josef die weitere Spielerlaubnis für 1811 erhielt. Und es war ein weiteres Glück, daß die Oberammergauer in dem Expater Ottmar Weiß, von dem nahen inzwischen aufgehobenen Kloster Ettal, und in dem Dorfschulmeister Rochus Dedler zwei Männer fanden,

die geeignet waren, das Passionsspiel aus dem Sumpf der damaligen Laxheit und Geschmacklosigkeit wieder emporzuheben zur Reinheit einer idealen Auffassung. Weiß revidierte den Text; Dedler komponierte die Musik. Ersterer entfernte zunächst allen Schwulst des 18. Jahrhunderts, alle Allegorien und Teufeleien, dichtete den Text vollständig neu, der in seiner einfachen Erhabenheit stellenweise wirklich Klopstockschen Geist atmet, und stellte, ein nicht geringerer Dramaturg als Dichter, den großartigen Einzug Christi in Jerusalem, der gleich anfangs nicht weniger als 700 Personen auf die Bühne bringt, an die Spitze des Ganzen, ein Wurf, auf den selbst die „Meininger" Ursache hätten, stolz zu sein. Dedlers Musik ist wohl etwas sentimentel, psalmodierend und erinnert vielfach an die langgedehnten Klagegesänge bei Bittprozessionen. Aber sie ist einfach, für die fromme Hingebung des Volkes berechnet, drängt sich nirgends hervor, und hat, mit Rücksicht auf das, was sie sein will, den ungeteilten Beifall auch der Gebildeten gefunden. Der Weißsche Text und die Dedlersche Musik haben dem Oberammergauer Passionsspiel jene Erfolge errungen, wie sie seit Beginn des Jahrhunderts, wo französische und östreichische Okkupations-Heere mit Bewunderung dem Spiel lauschten, noch mehr seit 1850, wo Devrients begeistertes Lob den Gebildeten bekannt wurde, zu verzeichnen sind. Nimmt man für 1890 hinzu die großartig konstruierte Mysteriumsbühne Lautenschlägers, die mit ihren Straßen und Palästen Jerusalems in den freien Himmel hinaufragt, und auf der bei Massenszenen das halbe Dorf sich bewegt, und sein „Kreuzige! Kreuzige!" ruft, so ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, das, was die Oberammergauer Passionsbühne heute bietet, geht in der Großartigkeit seiner Darstelluug, wie in dem Eindruck anf das Gemüt, so ziemlich über alles das hinaus, was unsre Hoftheater, was Wagnertheater und was „Meininger" uns vorzuführen imstande sind. —

Der Teufel ist gefallen. Der Purifikationsprozeß, der zu Anfang unseres Jahrhunderts ausgeübt wurde, war so gründlich, daß nichts von ihm übrig geblieben ist. Und dies schien notwendig. Das 18. Jahrhundert hatte die Aufklärung auch bis in die entlegensten Dörfer und Ortschaften gebracht. Der Teufel der letzten zwei Jahrhunderte war ein phrasenhafter und gezierter Teufel, an den niemand mehr glaubte, und der zuletzt ausgelacht wurde; ein Rokokoteufel. Und für die einfache, düstere Gestalt des mittelalterlichen Luzifers war der Geschmack zu verwöhnt, und die Bildung zu weit vorgeschritten. Mit dem Eintritt des Teufels in das gebildete Drama als allegorisch-philosophische Figur, in Goethes „Faust", verläßt der Spuk- und Gespensterteufel die Volksbühne. Dem Volk durfte auf der Passionsbühne nur vorgeführt werden, woran es fest glaubte; sonst war sein

religiöses Bewußtsein erschüttert. Und an den Teufel glaubte das Volk fast nicht mehr. — Die Welt ist aufgeklärter geworden, aber auch phantasieärmer. Die fratzenhafte Gestalt des Satan erschreckt uns heute nicht mehr, aber sie erschüttert und erfreut uns auch heute nicht mehr im Bild, im Spiel und in der Allegorie. —



Die Frau und der Realismus.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Im vorigen Winter wurde an einer Berliner Bühne Ibsens „Nora“ gegeben. Das Stück hatte dieselbe Wirkung, die alle Dramen des berühmten nordischen Schriftstellers in Berlin haben: es interessierte für den Augenblick ungeheuer; man sprach in allen Gesellschaften, an allen Biertischen darüber, die hitzigsten Debatten entstanden — und am Ende des Winters war es vergessen, so daß gegenwärtig kein Mensch mehr davon redet. Mit dem „Volksfeind“, der „Frau vom Meere“, den „Gespenstern“, „Rosmersholm“, der „Wildente“ war es genau so gegangen. Eines aber fiel mir bei „Nora“ ganz besonders auf: die Damen unserer gebildeten Kreise*) waren auf das Stück rein versessen und wurden nicht müde, darüber zu sprechen; allein da war auch nicht eine, welche das Drama nicht von grund aus falsch verstanden hätte. Nun leidet ja zweifellos „Nora“ in hohem Grade an dem Fehler, der leider allen Werken des berühmten Schriftstellers eigen ist, an einer seltsamen Unklarheit, welche von verblendeten Bewunderern für Tiefe ausgegeben wird — als ob Klarheit und Tiefe einander ausschlössen! Man weiß nie recht, was Ibsen mit seinen Werken sagen will. Wenn ich „Nora“ indeß richtig verstanden habe, so wollte Ibsen darin schildern, wie eine Frau, von den Eltern und von dem eigenen Mann schlecht, das heißt in Unkenntnis des realen Lebens erzogen, in dem ersten Falle, wo ein ernster, schwieriger Konflikt an sie herantritt, geistig zusammenbrechen, moralisch scheitern muß, und von falschen Voraussetzungen ausgehend, hartnäckig zu falschen Folgerungen schreitet, so daß sie ohne es zu wollen, zur Frevlerin wird und namenloses Elend über ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes

*) Unter gebildet versteht man in Berlin stets wohlhabend.

Haus herausbringt. Das Stück sollte heißen „Nora oder die Folgen duseliger Frauenerziehung".

Ganz anders faßten meine schönen Mitbürgerinnen die Sache auf. Verführt durch die bedauerliche Unklarheit des Ibsenschen Stückes, unterstützt durch die jämmerliche Darstellung am Lessingtheater, welche aus der herben Katastrophe eine sentimentale Rührgeschichte machte, sahen sie in Noras Gatten — einem nüchternen, ehrenwerten Normal-Manne — einen kalten, grausamen Haustyrannen, der seinem armen Frauchen ihr Heim zur Hölle machte, in Nora ein ideales, mit allen Gaben ausgestattetes Weib, das von dem Schuft von Gatten nicht verstanden wurde, sich unglücklich fühlte, und als dieser sich weigerte, für ihre Dummheit einzutreten und vielmehr verlangte, daß sie die selbst eingebrockte Suppe auch selbst ausesse, ihn mit Fug und Recht verließ. Mit einem Wort, sie sahen in dem Stück nur die Rechtfertigung dafür, daß eine unverstandene Frau dem Manne durchgehe, der sie nicht so glücklich machte, wie sie als Mädchen geträumt hatte. Es herrschte in den Familien des Berliner Westens einige Wochen lang geradezu eine Noramanie, und jede Frau, die sich einmal mit Recht oder Unrecht von ihrem Manne zurückgesetzt glaubte, spielte ihm gegenüber als höchsten Trumpf die Drohung aus: „Entweder du giebst mir nach — oder ich verlasse dich; wie Nora ihren Mann."

Diese Auffassung ist ungeheuer kennzeichnend für die Anschauungen, welche unter den Damen der besseren*) Berliner Kreise von der Ehe und Stellung der Frau herrschen. Unsere Berliner Damen leben in fast vollkommener Abgeschlossenheit vom realen Leben. Die einfachsten Thatsachen und Begriffe des politischen oder geschäftlichen Lebens sind ihnen absolut unbekannt, ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse beschränken sich auf die allerdürftigste Weisheit der Töchterschule, keine einzige hat eine Ahnung von dem, was in Deutschland Recht und Verfassung ist, die Geschichte des Vaterlands ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln, und von den Grundgesetzen der Volkswirtschaft haben sie kaum je etwas gehört. Aber man würde irren, wenn man glaubte, daß sie dafür in den sogenannten „häuslichen" Tugenden um so bewanderter seien. Kaum eine von hundert Berliner Damen versteht von der Kochkunst mehr als ein Mann. Den gewöhnlichen Alltagstisch besorgt die Köchin — hat man Gesellschaft, so wird das Essen vom Traiteur geholt. Ein gutes Buch kommt nie in die Hände einer Berliner Dame, das flachste Gesudel eines Lindau, die parfümierten Süßigkeiten eines Heyse sind ihre gewohnte geistige Nahrung, neben den Berliner

*) Unter den besseren Kreisen versteht man in Berlin die Wohlhabenden.

Klatschblättern. Sie lernen oberflächlich etwas Kunstgeschichte, eine gewisse musikalische Fingerfertigkeit, daneben ein wenig Englisch und Französisch — dies gerade genug, um schmutzige Pariser Romane lesen zu können. Eine Berliner Modedame bekümmert sich nur sofern um die Wirtschaft, daß sie die Ausgabenbücher des Dienstpersonals nachrechnet und die größeren Einkäufe besorgt. Ihre Kinder liebt sie, aber sie dürfen sie nicht in ihren Vergnügungen stören — für ihre Erziehung, um mit ihnen spazieren zu gehen, ist das „Fräulein" da. Um das Geschäft ihres Mannes, seine Kämpfe und Sorgen kümmert sie sich nicht im geringsten. Es ist ihr ganz gleich, was er treibt, ob ihm das Glück hold ist, wie er sich mit den Widerwärtigkeiten herumschlägt. Sie verlangt am Ersten ihr Wirtschaftsgeld, sie verlangt, daß er ihr teuere Putzrechnungen bezahle — wie er das Geld auftreibt, ist seine Sache. Von solchen Dingen wie Geschäften will sie nichts hören. Den Tag verbringt sie auf der Chaiselongue oder im Schaukelstuhl, macht glänzende Toilette, stets die neueste Pariser Mode, fährt aus — des abends verlangt sie ihr Theater oder ihre Gesellschaft. Ihr Leben ist ein ununterbrochenes Einladen und Eingeladenwerden. Ihr größtes Vergnügen ist, teuerere Toiletten, kostbareren Schmuck zu tragen, als ihre Bekanntinnen, sich den Hof machen zu lassen und mit ihresgleichen sich über die Not an zuverlässigen Dienstboten zu unterhalten und über den Ruf Abwesender zu klatschen. Für einen Mann von Geist ist eine Unterhaltung mit solch einer faden Modedame fast unmöglich. Die jungen Mädchen sind von einer geradezu rührenden Unwissenheit betreffs der einfachsten Dinge des wirklichen Lebens. Vergiftet durch Heysesche Novellen und Spielhagensche Romane glauben sie, sie seien nur in der Welt, sich bewundern zu lassen und in allen Männern Liebe zu erwecken. Sie treten mit Idealen in die Ehe, die sich nie erfüllen können. Ihre Gatten gleichen nie den geliebten Romanhelden. Sie verlangen von ihren Männern, daß sie den ganzen Tag vor ihnen auf den Knieen liegen und die Spitzen ihrer kleinen Stiefelchen küssen. Sie halten sich für den Mittelpunkt der Welt. Für die Sorgen, die Kämpfe des Mannes fehlt ihnen jedes Verständnis. Der ist für sie der männlichste Mann, der ihnen die fadesten Schmeicheleien sagt. So kommt es, daß von hundert Ehen in der Berliner Gesellschaft zum mindesten neunzig nicht glücklich sind. In dem öden und doch physisch so aufreibenden Treiben wird jede von Haus aus reicher ausgestattete Natur verschlungen. Entweder sie läßt sich von der Strömung fortreißen und sinkt dann rettungslos in den großen Abgrund — oder sie wagt ihr zu widerstehen und wird dann verfehmt, verhöhnt, verlästert. Eine junge Dame meiner Bekanntschaft, jetzt verlobt, klagte mir unlängst: „Ach, ich habe mir meinen Brautstand ganz

anders vorgestellt. Abend für Abend nichts als Gesellschaften, die bis tief in die Nacht währen." Die Ärmste hatte in den sechs Wochen ihrer Brautschaft 40 große Gesellschaften mitmachen müssen — müssen, wenn sie nicht von ihrer ganzen Familie in den Bann gethan werden sollte. Das ist die Poesie des modernen Liebeslebens! Früher ein blühendes Bild üppiger Schönheit, erschien die Kleine jetzt blaßgelb, hohlwangig, abgemagert.

Dabei spreche ich gar nicht von der physischen Verderblichkeit des Lebens unserer Frauen, von den gesundheitsmordenden Folgen der durchwachten Nächte, der endlosen Diners, der Erregungen bei den pikanten Zotenstücken der Theater, bei dem Zusammensein in überhitzten Zimmern mit zahlreichen Männern, bei der Lektüre wollüstiger Romane à la Heyse, bei den Klängen sinnlicher Musik, von der Gesundheitsschädlichkeit des Mangels an Bewegung, des langen Umherliegens auf den weichen Polstermöbeln, von dem Zusammenleben mit Männern, die ihre beste Kraft meist schon längst vor der Ehe vergeudet haben und aus dem Geschäft, einer Gesellschaft, dem Theater halb zerschlagen nach Hause kommend, nur das eine Bedürfnis empfinden: auf der Stelle einzuschlafen.

Flachheit, Trägheit, Konventionalismus sind die sozialen Krankheiten, an welchen unsere Damen leiden, die ihre maßlose Eitelkeit, ihre Vergnügungstollheit groß ziehen. Alle diese Erscheinungen, welche diese Zerrüttung des Familienlebens, Unzufriedenheit, körperlichen und geistigen Verfall im Gefolge haben, führen sich auf eine gemeinsame Ursache zurück. Unsere Damen arbeiten und denken zu wenig — oder besser gesagt, nichts, sie haben so wenig körperliche wie geistige Beschäftigung, ihr Hirn ist gerade so wenig in Thätigkeit gesetzt wie ihre Muskeln. Blut und Säfte geraten ins Stocken, die Organe, die nicht geübt werden, verkümmern, und daher kommt jene grauenvolle Menge hysterischer Leiden bei unseren Damen, jenes erschreckende Anwachsen der Irrsinnsfälle und der Unterleibskrankheiten. Daher die Zahl der falschen Wochen und der schweren Entbindungen, der schwächlichen Kinder, der thörichen Einbildungen, falschen Lebensanschauungen und unglücklichen Ehen, der Ehebrüche, der böslichen Verlässe und Scheidungen.

Aber welches Mittel soll gegen diese Mißstände helfen? Die gesetzliche Emanzipation? Ich traue ihr nicht viel zu. Die Berlinerin ist im allgemeinen eine Gegnerin der Emanzipation. Ihre „Hörigkeit" ist entweder eine freiwillige — aus Trägheit unterwirft sie sich dem Manne, der sich für ihren Unterhalt, ihren Luxus den Tag über abarbeiten muß — oder sie emanzipiert sich auf eigene Faust und macht sich beruflich selbständig. Nirgends auf dem europäischen Continent sogar hat das Mädchen

eine solche persönliche Freiheit, wie in Berlin. Die begüterten Stände natürlich ausgenommen, in denen die Aufsicht über die jungen Mädchen eine sehr strenge ist, erscheint die junge Berlinerin fast selbständig. Wenn sie auch nicht die Freiheit ihrer Schwestern in England und Amerika besitzt, so geht sie doch allein aus oder in Begleitung einer Freundin, sie kehrt oft genug ohne Bewachung spät abends aus Gesellschaften, aus dem Theater heim, wie man sich in Winternächten auf der Potsdamer Straße überzeugen kann. Nicht gerade in den wohlhabenden aber doch in mittleren und ärmeren Schichten kommt es oft vor, daß sie mit einem jungen Manne, ihrem Freunde, „geht" — vortrefflich läßt Sudermann in der „Ehre" die Frau Heinecke sagen: „Ich kann mich nicht auch noch um meine Tochter bekümmern, ein großes Mädchen muß selbst wissen, was sie zu thun hat." Das Gefühl der individuellen Selbstverantwortlichkeit ist bei der Berlinerin außerordentlich stark ausgebildet. Die Tochter der mittleren und unteren Schichten weiß im Gegensatz zu denen der oberen ganz genau, was sie zu erwarten hat, wenn sie fällt — läßt sie sich von ihrem Blut, von ihrer Vergnügungssucht, von der Not, vom Augenblick hinreißen, so trägt sie die Folgen als natürliches Ergebnis ihres freien Willens. Die jungen Mädchen aus diesen Kreisen zeigen keine Spur von der Sprödigkeit ihrer wohlhabenderen Schwestern, sie leben sogar oft sehr frei. Aber merkwürdig — mit dem Tage ihrer Heirat scheinen sie wie verwandelt. Ich wage es dreist auszusprechen: während in den oberen Schichten der Fall eines Mädchens selten ist und die Ehen zum guten Teil unglücklich sind — tritt in den anderen Kreisen vielleicht nur die Hälfte jungfräulich in den Ehestand, aber die Zahl der unglücklichen Ehen ist eine weit geringere. So wie die Berlinerin sich verheiratet, weiß sie, daß sie von jetzt ab nur noch Einem gehört, der allein das Recht auf sie hat, es sich durch die Eheschließung von ihr erkauft hat, daß sie nun nicht mehr Herrin ihrer selbst ist, und in der Regel hält sie die übernommene Pflicht getreu inne. Die Ehefrauen dieser Stände sind in Berlin fast immer trotz aller Lustigkeit und Geselligkeit unnahbar: ja, ich kenne notorische ehemalige Angehörige der Halbwelt, welche mustergiltige Ehefrauen wurden, ihren Männern nicht nur das angenehmste Leben bereiteten, sondern auch jeden Versuch der Verführung mit Entrüstung zurückgewiesen hätten. Der ganze Unterschied zwischen germanischer und romanischer Denkweise tritt uns hier entgegen. In der Germanin herrscht das Bewußtsein der eigenpersönlichen Verantwortlichkeit. Die Romanin berechnet nur die Gelegenheit, die Folgen — sie ist als Mädchen von herber Strenge und als Frau leichtsinnig.

Ohne Zweifel ist die monogamische Ehe die höchste und reinste Form

des Verhältnisses zwischen Mann und Weib. Selbst die Thiere lehren uns das. Freie Liebe, Polygamie und dergl. sind vom sanitären Standpunkt genau so bedenklich wie vom sozialen — und Gesundheit und Verfaultheit der gesellschaftlichen Verhältnisse erkennt man an der Erleichterung oder Erschwerung der Eheschließung durch die sozialen Zustände. Der Gipfelpunkt aller moralischen Verrottung unserer kapitalistischen Zeit ist die Malthussche Theorie, welche durch künstliche Mittel für die Armen die Ehe in ihr Gegenteil verkehren will, und der Name des Verfechters dieser Theorie, die Zeit, welche solch ungeheuerliche Lehren erzeugen konnte, werden im Buch der Weltgeschichte mit dem verachtungsvollsten Fluche gebrandmarkt bleiben. Mir erscheint die Auffassung der Berlinerin in den Mittelständen von der Ehe als die vernünftigste. Ihr ist die Ehe nichts als die geeignetste Form des bürgerlichen Privatlebens, des Zusammenarbeitens zu einem gemeinsamen Zweck, als die einfachste und naturgemäßeste Form der Kooperativgenossenschaft.

Die beiden Gegensätze, die in Berlin so besonders scharf herausgearbeitet sind, erscheinen unversöhnlich: die einen Ehen, welche unglücklich sind infolge der genußsüchtigen Trägheit der Frau, die anderen glücklich durch ihre Liebe zur Arbeit, durch die zielbewußte, solide, beharrliche Arbeit — auf welchem Gebiet auch immer, sei es im Inneren des Hauswesens, sei es als Berufsgenossin, Mitarbeiterin, Unterstützerin des Mannes. Und mir will scheinen, als ob sich von diesem Standpunkt aus die Frage nach dem persönlichen Recht der Frau über den eigenen Leib ganz von selbst löst. Ich glaube, man thut Unrecht, diese Frage von einem anderen Standpunkt als dem rein volkswirtschaftlichen zu betrachten. Ich stehe bezüglich dieser Meinung ganz auf dem Standpunkt Schopenhauers und der Berlinerin.

Das Mädchen, das im elterlichen Hause weilt, das seine ganze Existenz, Nahrung und Kleidung vom Vater erhält, ist auch diesem unterworfen, und die Eltern haben das Recht, von ihm diejenige Lebensweise zu verlangen, welche die konventionelle Sitte einem Mädchen anweist. Gefällt dem Berliner Mädchen diese nicht, so verläßt sie eben einfach, sobald sie großjährig ist, das elterliche Haus: sie hat gewöhnlich gelernt, sich auch selbst zu ernähren. Sie wird Fleischbeschauerin, Schneiderin, Putzmacherin, Verkäuferin, Buchhalterin — wenn sie Talent hat Schauspielerin. Eine gute Schneiderin, welche Geschmack besitzt, hat in Berlin eine glänzende Stellung, man reißt sich um sie, die vornehmsten Damen antichambrieren bei ihr, sie ist eine kleine Königin. Ein großjähriges Mädchen, das seinen eigenen Unterhalt auf ehrliche Weise bestreitet, dünkt sich vollständig Herrin der eigenen Person,

sie frägt nach niemanden, sie giebt sich dem Einen, der sie liebt, ohne einen anderen Richter als ihr eigenes Herz und würde jeden Versuch Dritter, ihr Vorschriften zu machen, entschieden zurückweisen. In diesen Kreisen ist die Emanzipation also schon vollständig durchgeführt — ob nun noch eine größere Anzahl Berufe der Frau erschlossen werden sollen, ist lediglich eine technische Frage. Meines Erachtens nach hat kein Staat der Welt das Recht, einen seiner Bewohner an der Ausnutzung seines Talents in den Grenzen der Ehrlichkeit zu hindern, und die in Preußen noch bestehende Ausschließung der Frauen vom akademischen Studium ist eine schwere Ungerechtigkeit.

Mit einem Schlage ändern sich die Verhältnisse, sowie die Frau sich verheiratet. Durch den Ehevertrag erklärt der Mann, daß er vom Hochzeitstage ab die vollständige Versorgung für seine Frau (und die etwaigen Kinder) übernimmt, die Frau, daß sie ihre Existenz ganz der Sorge des Mannes anvertraut. Trägt sie zur Erhaltung der bürgerlichen Existenz der Familie ihr redlich Teil mit bei, so sind das private Sonderabmachungen, welche das Prinzip nicht berühren. Mit Recht streben unsere Arbeiter darnach, ihre Lohnverhältnisse so zu gestalten, daß der Erwerb des Mannes allein für den der Familie ausreicht und die Frau sich ganz dem Hauswesen widmen kann, der inneren Arbeit, wie es in den wohlhabenden Kreisen schon längst möglich ist, nur mit der Einschränkung, daß dort die Frau zum eigenen Schaden die ihr zukommende häusliche Arbeit durch gemietete Kräfte verrichten läßt. Jedenfalls aber hat der Mann das volle Recht zu verlangen, sobald er die alleinige Sorge für seine Gattin übernimmt, auch den alleinigen Besitz ihrer Person zu haben. So thöricht daher jeder Vorwurf gegen ein selbständiges Mädchen ist, das sich keine Schranken auferlegt, sobald es liebt, so gerecht ist eine strenge und nachsichtslose Bestrafung des Ehebruchs. Natürlich setze ich normale Verhältnisse voraus: der Ehemann ist seiner Frau mehr schuldig als Brot und Kleider. Keinesfalls erkauft sich der Ehemann durch die ökonomische Sorge für seine Frau das Recht, durch seine Schuld ihre Gesundheit zu zerrütten, und unser Gesetz handelt sehr weise, indem es bei einer gewissen dauernden Schwäche oder Krankheit des Mannes die Ehe zu lösen gestattet.*) Die hygieinischen Gebote der Natur, welche die leibliche und geistige Selbsterhaltung des Einzelwesens berühren, sind natürlich das oberste Gesetz, und der Jurist, der Ethiker müssen durchaus hier beim Arzte in die Schule gehen. Physiologie

*) Über die die Scheidung bedeutend erschwerenden Bestimmungen des neuen „Entwurfs zu einem bürgerlichen Gesetzbuch" und ihre haarsträubenden Verletzungen der natürlichen Rechte werden wir in einem zweiten Artikel handeln.

und Medizin lehren uns unwiderleglich, daß das Organ, dessen Funktion nicht geübt wird, verkümmert, daß dauernder Nichtgebrauch einer der wichtigsten Organe, dauernde Erhaltung derselben in einem dem natürlichen Zweck widersprechenden Zustande zu den schwersten gesundheitlichen Folgen führen muß, im vorliegenden Falle zu tötlichen Frauenleiden, Wahnsinn, und einer Umgehung des natürlichen Gebrauchs, die geradezu gesundheitsmörderisch wirkt. Ein Mädchen, welches „tugendhaft“ bleibt aus Tugend, weil es Natur für Sünde hält, aus jenen Vorurteilen, welche wir als fürchterliches Erbstück der wahnwitzigen jüdisch-christlichen Ethik übernommen haben, handelt thöricht und ist aufs tiefste zu bedauern, ein Mann in demselben Falle einfach lächerlich. Uns von jenem sinnlosen, historischen Vorurteil zu befreien, ist eine der wichtigsten und größten Aufgaben des Realismus. Glaubt aber ein Mädchen, sie müsse diese gesundheitsschädliche Tugend üben, weil sie sonst Gefahr laufe, keinen Mann zu bekommen, so ist das Aberglaube, denn wir sehen täglich, daß gerade die Künstlerinnen die glänzendsten Partieen machen, deren Leben bewegter war, als die Natur erfordert hätte.

Unsittlich handelt ein Mädchen nur dann, wenn sie das, was nur eine Hingabe an die Natur auf ihr ungestümes, rücksichtsloses Fordern, ein Akt der höchsten Naturnotwendigkeit sein darf, zu einer Sache der Frivolität, der Leichtfertigkeit, der Lüsternheit macht und der Gelegenheit opfert, was nur dem unwiderstehlichen Bedürfnis gegeben werden darf — oder wenn sie den Gipfel der Schamlosigkeit erklimmt, indem sie die Natur betrügt, das Heiligste und intimste Notrecht desselben zu einer Sache der Ausbeutung, des Gewinnes macht, indem sie ihren Körper verkauft. Kein Wesen ist vom Standpunkt der natürlichen Moral so verächtlich wie eine Dirne. Aber eine Dirne ist von unserem Standpunkt nicht nur das Arbeiterkind, das — nicht gerechtfertigt, doch entschuldigt — aus Not, ohne Arbeit sich für eine Viertelstunde verkauft, um von der Polizei gehetzt, sein erbärmliches Dasein zu fristen — eine zehnmal erbärmlichere Dirne ist das Töchterlein des Kommerzienrats, das sich ohne Neigung an den reichen Millionärssohn, den adeligen Offizier auf Lebenszeit verkuppeln läßt, nur damit Geld zu Geld oder Namen komme, das sich, ohne von der Not getrieben zu sein, mit seinem Leibe seine Behaglichkeit verschafft. Und es ist auch keine Entschuldigung, wenn ein ärmeres Mädchen sich an einen wohlhabenden Mann unter der Form der Ehe auf Lebenszeit verkauft, nur um eine gute Versorgung zu haben — denn man hat das Recht ihr zuzurufen: warum hast du nicht genug gelernt, um dir in irgend einem Berufe deine Existenz selbst zu schaffen, welche dir ermöglicht, dich nur dem zu ergeben, den du liebst?

Denn die Liebe ist schließlich das höchste und oberste Kriterium. Sie spricht das entscheidende Urteil. Die Liebe kann nicht trügen, sie kommt aus der Natur, sie ist stark durch jenes große und unverbrüchliche Gesetz, welches ein Individuum stets dasjenige des anderen Geschlechts herausfinden läßt, das gerade für jenes das geeignetste ist zur Erhaltung der Gattung und damit des eigenen Einzelwesens und zur Begründung der natürlichsten und einfachsten sozialen Gemeinschaft: der Ehe (gleichgiltig, ob der standesamtlichen oder der des Gewissens). Hunger und Liebe — oder wie man heut sagt: Selbsterhaltung und Erhaltung der Gattung sind auch hier die waltenden Mächte, und auch hier fallen beide in einer Einheit zusammen, werden identisch, gleichwesig. Die Liebe, aber nicht das, was die Lüsternheit unserer Salons, der frivole Kitzel à la Heyse darunter versteht, sondern der gewaltige, unwiderstehliche Trieb, der zwei Menschen plötzlich sich nur noch wie Hälften eines einzigen, gemeinsamen Wesens fühlen läßt, hat das letzte Wort über die Hingabe des Einen an den Andern und nicht die finstre, widernatürliche und darum unsittliche Dogmatik eines längst überwundenen Glaubens. Und so ist auch für die Frau der Realismus das einzige Gesetz, das sie durch die Natur zum Glück leiten kann: das Gebot der Natur, das Gebot der Selbsterhaltung und Selbstentsagung — die Liebe!



Sozialwissenschaftliche Strömungen.

Kritischer Essay von Moritz Brasch.

(Leipzig.)

(Schluß.)

Ein ganz anders gearteter Mann ist nun derjenige Schriftsteller, dem sich Schmoller in dem folgenden Essay zuwendet und welchem er auch eine eingehendere Charakteristik gewidmet hat: Albert Schäffle. Dieser k. k. Staatsminister a. D. ist einigermaßen schwer zu kennzeichnen. Er ist weder ausschließlich Theoretiker und akademischer Gelehrter, noch wesentlich Publizist und Agitator, noch auch war seine staatsmännische Laufbahn andauernd genug, um ihn der Kategorie der praktischen Politiker zuzurechnen. Aber er ist von alledem etwas oder vielmehr Alles zugleich, und dieses verleiht ihm

das Eigenartige und Charakteristische unter allen heutigen und früheren volkswirtschaftlichen Schriftstellern Deutschlands.

Schäffle war früher in erster Linie radikaler Demokrat. Als Jüngling von 17 Jahren war er 1848 aus seiner Schwäbischen Heimat geeilt, um an der badischen Revolution sich zu beteiligen. Später wurde er Mitredakteur an dem „Schwäbischen Merkur", der damals für das demokratisch-großdeutsche Ideal kämpfte. Obwohl er früher theologisch-philosophischen Studien obgelegen hatte, wandte er sich später doch der Volkswirtschaft zu, in welcher er sich bald durch Veröffentlichung von Arbeiten in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" einen solchen Namen machte, daß er noch nicht 30 Jahre alt, die ordentliche Professur für Nationalökonomie an der Tübinger Universität erhielt. In den Jahren 1862—65 gehörte er der württembergischen Abgeordnetenkammer an. Hier machte sich Schäffle besonders durch die leidenschaftliche Art bemerkbar, mit der er im Sinne der österreichischen Politik den deutsch-französischen Handelsvertrag bekämpfte. Seinem hierbei hervortretenden Preußenhaß gab er selbst noch 1868 im Zollparlament, in welchem er neben Moritz Mohl das großdeutsche Element vertrat, unverhülltesten Ausdruck. Die österreichische Regierung wußte diese treue Hingebung zu belohnen, indem sie Schäffle als ordentlichen Professor an die Universität Wien berief, doch sollte er diesem seinem Lehrberuf nicht lange obliegen. Denn schon im Frühjahr 1870 entschloß er sich, das Anerbieten des Grafen Hohenwart anzunehmen und in das konservative Föderationsministerium, dessen Tendenz wesentlich gegen das unter Preußens Führung begonnene deutsche Einheitswerk gerichtet war, einzutreten. So war der Preußenhaß in Schäffle doch stärker gewesen als seine demokratische Gesinnung. Er trug kein Bedenken, Mitglied des aristokratisch-konservativ-föderalistischen Ministeriums zu werden, und so seine radikal-demokratische Gesinnung zu verleugnen, nur um seiner Antipathie gegen Preußen und das deutsche Einheitswerk Ausdruck zu geben. Ob neben Herrn Hohenwart, Jireczeck u. s. w. die Wirksamkeit des neuen Handelsministers „Schäffleczeck" eine so besonders große gewesen sei, kann bezweifelt werden. Er zog sich auch sehr bald zurück und ging wieder nach seiner schwäbischen Heimat, wo er seitdem zu Stuttgart eine umfangreiche litterarische und publizistische Thätigkeit entfaltet. Er ist der Herausgeber der Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaften und einer der Hauptmitarbeiter der Münchner Allg. Zeitung. Dieses beweist schon, daß Schäffle seinen frühern großdeutsch-radikalen Standpunkt verlassen hat und sich mit der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland ganz ausgesöhnt hat. Thatsächlich hatte er sich auch zeitweilig dem Fürsten Bismarck genähert, seitdem dieser seine neue staatssozialistische Wirtschaftspolitik inaugurierte. Dagegen hat

sich Schäffle von der aktiven Politik als Agitator und Abgeordneter streng enthalten. Er ist ausschließlich volkswirtschaftlicher Schriftsteller und Publizist; nur dieser Seite seiner Thätigkeit wollen wir nunmehr einige Bemerkungen widmen.

Schäffles Schriften lassen sich in zwei besondere Arten einteilen und zwar in solche, welche rein theoretischen Inhalts, und in solche, welche mehr publizistischen Charakters, wirtschaftspolitischen Tagesfragen oder Zeitfragen überhaupt gewidmet sind. Aber beide Gattungen von Arbeiten haben doch vielfache Berührungspunkte miteinander. Schäffle ist nicht so ausschließlich reiner Theoretiker, daß nicht auch in seinen grundlegenden Werken überall nicht nur die stete Rücksichtsnahme auf die praktische Politik vorherrschen sollte, sondern er ist auch hier viel zu sehr Publizist, Journalist und Agitator, als daß er sich immer nur auf der reinen Höhe objektiver Betrachtung halten sollte. Vielmehr läßt er überall ein stark polemisches Element hervortreten. Und wenn hierdurch Ton und Stil seiner Werke, allerdings an Objektivität, Ruhe und Gleichmäßigkeit einbüßen, so gewinnen sie dagegen hierdurch auch an Lebhaftigkeit des Colorits.

Der leidenschaftliche Parteimann ist also im Theoretiker nicht ganz untergegangen. Andererseits zeigt Schäffle in seinen wesentlich publizistischen Schriften eine wie es scheint unbezwingliche Neigung zur doktrinären Unfehlbarkeit. Lange theoretische Exkurse schieben sich oft in alle jene nur für einen Tageszweck bestimmte Artikel ein, wie er sie z. B. in unzähliger Menge in der „Münchener Allg. Zeitung" veröffentlicht hat und wie sie jetzt in den beiden Bänden seiner „Gesammelten Aufsätze"*) vorliegen.

Aber nicht blos in ganzen Serien von Zeitungsartikeln, sondern auch in einer großen Anzahl von Abhandlungen, ferner in einer Reihe bald umfangreicher, bald kleinerer Monographien greift Schäffle seit einem viertel Jahrhundert in die Diskussion der Wirtschaftsfragen der Zeit ein. Nicht immer haben seine Ansichten Beachtung gefunden, da er von vornherein, insbesondere bald nach dem Tode Lassalles, sympathisch sich zur sozialistischen Gesellschaftsanschauung stellte. Allmählich jedoch, zumal seitdem er von dem frühern radikalern, zu einem weit gemäßigtern Staatssozialismus übergangen und sich so denjenigen Wegen mehr genähert hat, innerhalb deren sich die Anschauungen der deutschen Reichsregierung seit fünfzehn Jahren bewegen, ist seine Stimme zumal auf konkreten Gebieten nicht ohne Einfluß geworden. Wir fassen alle hierher gehörigen größern Schriften Schäffles zusammen: „Kapitalismus und Sozialismus mit besonderer Rücksicht auf Geschäfts- und

*) Stuttg. 1875—78.

Vermögensformen. Vorträge zur Versöhnung der Gegensätze von Lohnarbeit und Kapital" (1870). „Die Quintessenz des Sozialismus" (1875 in vielen Auflagen); „Die Grundsätze der Steuerpolitik"; „Für internationale Doppelwährung"; „Die Inkorporation des Hypothekarkredits"; „Der korporative Hilfskassenzwang"; „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie" u. s. w.

Diese letztere Schrift erschien 1885 und bezeichnet, im Gegensatz zu den Ansichten von vor 10 Jahren, wie er sie in der „Quintessenz" darlegte, Schäffles vollständige Abwendung von den Prinzipien Lassalles und Marx' und seine sehr starke Annäherung an die sozialaristokratischen Bestrebungen der Agrarier. Aber diese allmählichen Wandlungen unseres ehemaligen schwäbischen Demokraten und Großdeutschen im Sinne von Karl Meyer und Leopold Sonnemann sind durchaus ehrlich gemeint gewesen. Schäffle ist nichts weniger als ein Streber und Ministerprätendent gewöhnlichen Schlages. Was man auch sonst von ihm als Politiker halten mag: er ist persönlich ein durchaus achtenswerter Mann. Und wenn er sich z. B. gegenüber der sozialen Gesetzgebung Bismarcks sehr sympathisch verhält, so betrachtet er den deutschen Reichskanzler weit mehr als seinen staatssozialistischen Schüler, wie sich als einen Anhänger desselben.*)

Was nun seine rein theoretischen Schriften betrifft, so sind hier vor Allem zu nennen sein großes aus 4 Bänden bestehendes Hauptwerk: „Bau und Leben des sozialen Körpers. Encyklopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirtschaft als sozialer Stoffwechsel";**) ferner „Die nationalökonomische Theorie der ausschließlichen Absatzverhältnisse"***) und „Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft". †)

Eine auch nur die wesentlichsten Punkte des Inhalts berührende Analyse dieser Werke würde uns weit über die Grenzen dieser Studie hinaus führen. Auch Schmollers Zergliederung des genannten Hauptwerkes ist mehr eine Gehaltsangabe als eine kritische Analyse. Aber im Ganzen ist seine Charakteristik des Theoretikers Schäffle, dem er sich ja in vielen Punkten wesensverwandt fühlt, nicht unzutreffend. Schäffle ist Sozialreformer

---

* Schäffle hat soeben (Tübingen 1890) eine neue Schrift publiziert, in welcher er sich über die sozialpolitische Lage Deutschlands nach der bevorstehenden Aufhebung des Sozialistengesetzes ausspricht. Hier billigt er den Entschluß der Reichsregierung, wünscht jedoch eine Anzahl von Präventivmaßregeln, ohne die Zuflucht zur odiösen Verschärfung der betreffenden Bestimmungen des deutschen Strafgesetzbuches zu nehmen.

**) Stuttg. 1867.

***) Stuttg. 1873.

†) Stuttg. 1888.

und baut eine neue Theorie vom gesellschaftlichen Organismus auf wesentlich darwinistischen Prinzipien auf. Hierbei wird mit Recht das philosophische, stark konstruktive Talent Schäffles hervorgehoben. Daß der Wirtschaftshistoriker Schmoller die allzu große Vernachlässigung der geschichtlichen Elemente in der Entwickelung der wirtschaftlichen Gesetze und Formen bei Schäffle gar schmerzlich vermißt, finden wir begreiflich. Doch möchten wir hier noch auf ein anderes von Schmoller übergangenes Moment in der Beurteilung dieses Werkes hinweisen: nämlich auf den Mangel einer grundlegenden prinzipiellen Gesellschaftspsychologie, aus welcher erst ersichtlich und erklärlich wäre, mit welchem Rechte und auf welcher Basis Schäffle nicht nur solche rein naturwissenschaftliche Grundbegriffe wie: Entwickelung, Stoffwechsel, Zelle, Organismus u. dergl. auf gesellschaftliche Verhältnisse überträgt, sondern auch die darwinistischen Termini der natürlichen Zuchtwahl, der Auslese, der Vererbung u. s. w. unmittelbar auf die sozialen Prozesse und Formen anwendet. Wir fragen: Mit welchem Recht? Ist die darwinistische Theorie wirklich schon so weit ausgebildet, daß ihre Übertragung auf soziale und ethische Verhältnisse ohne Bedenken und nicht blos bildlich geschehen könnte? Dies ist unseres Erachtens der Grundfehler des groß angelegten, unzweifelhaft gedankenreichen, aber in der Ausführung der einzelnen Teile nicht gleichmäßigen Werkes. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Schäffles großartiger Versuch ganz wertlos sei. Vielmehr müssen wir betonen, daß hier der Anfang und ein sehr bedeutsamer Anfang für die wahrscheinlich nicht konstruktiv und synthetisch, sondern analytisch und induktiv sich aufbauende Sozialwissenschaft der Zukunft vorliegt.

Die „Sozialwissenschaft der Zukunft“? Nun diese wird wohl dereinst vor allem Aufbau eines Systems in erster Linie den Weg und die Methode ihres Verfahrens festzustellen haben. Hierüber giebt es aber, wie wir aus den Werken von Prof. Karl Menger*) ersehen, grade in diesem Augenblick eine nichts weniger als übereinstimmende Ansicht. Auch Schmoller benutzt diese Gelegenheit, um seine gegnerischen Anschauungen inbezug auf die Methodologie der Sozialwissenschaft gegenüber seinem Wiener Kollegen mit einer — wir möchten sagen — chevaleresk höflichen Schärfe geltend zu machen. Hier zeigt sich Schmoller — zum ersten Male in seinem ganzen Buche — als ausgesprochener Parteimann. Und in der That sind die Ansichten, die er als Vertreter der „historischen“ Volkswirtschaftslehre vertritt, abweichend genug von den Prinzipien Mengers, der inbezug auf die Formulierung der

*) Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere, (Leipzig 1883).

Aufgabe, Methode und Forschungsweise seiner Wissenschaft den exakten Prinzipien der großen englischen Vorbilder folgt. Hierbei möchte er aber nicht die methodologische Basis für die politische Ökonomie ein für allemal feststellen, sondern zunächst nur die Zukunft seiner Wissenschaft vor den „Verirrungen" der heutigen historischen Schule retten, indem er die wissenschaftliche „Unhaltbarkeit" der letztern vor aller Welt klar zu legen bestrebt ist.

Es ist ganz erklärlich, daß Schmoller sich sehr bemüht, diesen Angriff auf die jetzt herrschende historische Schule aus voller Kraft zurückzuweisen. Ob ihm die Entkräftung der scharfsinnigen Deduktionen Mengers gelungen ist? Die Streitfrage ist von zu großer theoretischer wie politischer Wichtigkeit, und sie bringt allzu sehr die Krisis, in der sich die heutige Volkswirtschaft befindet, zum Ausdruck, als daß wir nicht dem Gegenstande hier einige Aufmerksamkeit schenken sollten.

Das Werk des Professor Menger besteht aus 4 Abschnitten, von denen der erste die allgemeinsten logisch-erkenntnistheoretischen Prinzipien mit Rücksicht auf die Methode in der Wissenschaft der Volswirtschaft entwickelt.*) Zwei Hauptrichtungen des Strebens nach Erkenntnis, also auch zwei Hauptgattungen von Wissenschaften, erkennt Menger an: die einen, welche die konkreten Phänomene in ihrer Stellung in Raum und Zeit und in ihren konkreten Beziehungen zu einander erforschen wollen; die andern, welche die im Wechsel dieser erstern wiederkehrenden Erscheinungsformen zum Gegenstand ihrer Erkenntnis haben. Jene haben das Individuelle, diese das Generelle, Typische und die typischen Beziehungen im Auge. Wie nun die andern Gebiete ebensowohl Wissenschaften vom Individuellen sowohl als vom Generellen aufweisen, so auch das volkswirtschaftliche Gebiet. Und zwar sind es die Geschichte und die Statistik, welche die volkswirtschaftlichen individuellen Phänomene behandeln, während es die Aufgabe der theoretischen Volkswirtschaft ist, das allgemeine Wesen und den Zusammenhang der wirtschaftlichen Erscheinungen zu erforschen. Volkswirtschaftspolitik und Finanzwissenschaft bilden die angewandte, praktische Bethätigung der Lehren beider, also gewissermaßen die volkswirtschaftliche Kunstlehre.

Wie verhält sich nun in volkswirtschaftlicher Hinsicht die Geschichte zur Theorie? Die Geschichte betrachtet jede konkrete Erscheinung unter dem Gesichtspunkt historischer Entwickelung, also als Resultat vorangegangener ur-

*) Erstes Buch (Kap. 1—8): Über die Nationalökonomie als theoretische Wissenschaft und ihr Verhältnis zu den historischen und praktischen Wissenschaften von der Volkswirtschaft. Vgl. auch Mengers Grundzüge einer Klassifikation der Wirtschaftswissenschaften (Jena 1889).

sächlicher Momente. Die Theorie dagegen sieht in jedem konkreten Falle die Bethätigung eines allgemeinen Gesetzes, oder, wo wir noch nicht bis zur Erkenntnis von Gesetzen vorgedrungen sind, doch wenigstens den speziellen Fall einer gewissen Regelmäßigkeit. Menger beklagt es als eine Schädigung der Wissenschaft, daß man diese beiden an sich berechtigten Betrachtungsweisen durcheinander geworfen hat, und daß man, indem man historische Gesichtspunkte in die Theorie der Volkswirtschaft hineinbrachte, der Fortbildung sowohl ihrer Systematik als ihrer Methodik Eintrag gethan hat.

Dagegen unterscheidet Menger zwei Wege, welche die theoretische Nationalökonomie wandeln müßte, um zu wirklich wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen: den realistisch-empirischen und den exakten. Jener, dessen Aufgabe es ist, die empirische Wirklichkeit nach induktiver Methode festzustellen, bringt es nicht zu eigentlichen Gesetzen im strengern Sinne, sondern höchstens zu empirischen Gesetzen. Und so sind wir auf den zweiten, den exakten d. h. deduktiven Weg angewiesen, wo wir von den einfachsten Elementen auszugehen haben und so durch Schlüsse zu „typischen Relationen" d. h. zu wirklich allgemeinen Gesetzen kommen. Die heutige nationalökonomische Forschung, insbesondere in Deutschland, hat die letztere Methode gänzlich verlassen. Aus welchem Grunde?

Zunächst hat man eine Nichtübereinstimmung der aus den deduktiven Schlüssen sich ergebenden Resultaten mit der empirischen Wirklichkeit gefunden und — wie heutzutage auch auf anderen Gebieten — so auch hier gegen alle Theorie eine starke Abneigung gefaßt. Dann hat man, meint Menger, den Grundfehler begangen, den untrennbaren Zusammenhang der volkswirtschaftlichen mit der sozialen und staatlichen Entwickelung zu betonen. Es giebt nichts Widersprechenderes. Wie in vielen anderen Disziplinen müssen auch hier, statt auf eine Universaltheorie der sozialen Erscheinungen auszugehen, die Einzelprobleme in Angriff genommen werden. Nicht die universelle Natur wirtschaftlicher Erscheinungen kennen zu lernen, sondern diese Erscheinungen als die Resultanten einzelwirtschaftlicher Bestrebungen zu verstehen, sei die Aufgabe der exakt theoretischen Nationalökonomie. Nichts sei thörichter als der letzteren den Vorwurf des Atomismus zu machen. Der Atomismus ist die wirkliche Grundlage der gesamten heutigen Naturforschung geworden, und es fällt keinem Naturforscher ein, an Stelle dieser Basis etwa die frühere dynamische Hypothese setzen zu wollen. So stammt dieser Vorwurf, der übrigens einer falschen Analogie seine Entstehung verdankt, aus der Zeit, wo die Naturphilosophie und die historische Juristenschule die beiden im Vordergrunde befindlichen Haupterscheinungen des deutschen Geisteslebens im ersten Drittel dieses Jahr-

hunderts bildeten. Dieses ist ungefähr der Gedankengang des I. Buches des Mengerschen Werkes.

Was zunächst hier auffällt, ist die Geringschätzung der induktiven Methode gegenüber der deduktiven, grade im Gegensatze zu der Wertschätzung, die sich heutzutage die Induktion in der gesamten Naturforschung erfreut. Hier hat man grade die Wege des deduktiven Schlußverfahrens, wie es zur Zeit der Naturphilosophie herrschte, als unwissenschaftlich erkannt und völlig aufgegeben. Interessant ist der logische Einwand Mengers gegen das induktive Verfahren. Es führe niemals zu strengen und exakten Ergebnissen, weil keine noch so gute Beobachtung an sich die Wiederholung des Falles garantiere. Dieses ist vollkommen richtig. Aber hat dieser innere, logische Mangel der Induktion, den wir schon vor der scharfsinnigen Analyse John Stuart Mills kannten, die Naturwissenschaften gehindert, vermittelst dieser Methode die großartigsten Forschungsresultate zu erzielen? Und dieses ist so allgemein anerkannt, daß manche der sogen. Geisteswissenschaften, d. h. die historischen, ethischen und philosophischen Disziplinen schon lange daran gedacht haben, ihre bisherigen Methoden aufzugeben und durch Adoptierung der Induktion sich zum Range einer wirklichen Wissenschaft zu erheben. Es ist ja richtig: die exakteste Disziplin, die Mathematik, befolgt die deduktiv-synthetische Methode. Aber der Grund hierfür liegt in der Natur dieser Wissenschaft, welche nur mit Größenverhältnissen und Größenbestimmungen zu thun hat. Nun haben alle quantitativen Grundvorstellungen einen apriorischen Charakter, so daß wir in der Mathematik immer von gewissen einfachen Grundbegriffen ausgehen und von hier aus mit Sicherheit schließen können. Bisher ist jedoch noch nicht bewiesen worden, daß die einfachen „Elemente", d. h. die wirtschaftlichen Grundvorstellungen, z. B. der empirische psychologische Satz, daß alle unsere Handlungen von egoistischen Motiven ausgehen, *apriorischen* Charakters sei. Dieser auch von Schmoller übersehene Einwand gegen Mengers Methodologie scheint mir schwerwiegender als alle sonstigen Raisonnements.

Die Frage der *Einzelproblemforschung* ist mit Recht von Menger als eine sehr wichtige behandelt worden, und ich glaube doch, daß Schmoller seinem Wiener Collegen eine Absicht unterschiebt, die dieser nicht gehabt haben kann, wenn er die Einzelforschung der Universalbetrachtung gegenüberstellt. Dieses soll nicht so viel heißen, als wenn Menger gemeint habe, daß, weil man behufs Einzelforschung oft genötigt ist, gewisse zu beobachtenden Erscheinungen zu *isolieren*, er nun geglaubt hat, auf die Erkenntnis des Zusammenhanges dieser ad hoc isolierten Erscheinung mit andern und entlegenern Erscheinungen verzichten zu wollen oder daß jene Isolierungen nun auch für

alle Ewigkeit gelten. Das kann Menger, ein so scharfsinniger Kopf, unmöglich gemeint haben.

Sehr wichtig ist nun ferner die Frage nach der Zweckmäßigkeit der Heranziehung von Staat und Gesellschaft, von Sitte und Recht zur Erklärung der theoretischen Probleme der Nationalökonomie, d. h. mit andern Worten nach der Möglichkeit einer allgemeinen Sozialwissenschaft, welche den generellen Teil der theoretischen Volkswirtschaft bilden würde. Menger will von einer solchen Unterwerfung der theoretischen Nationalökonomie, die er im wesentlichen etwa auf die Lehre von der Preisbildung, der Einkommensverteilung und vom Geldwesen beschränken möchte, unter jene generelle Sozialwissenschaft nichts wissen. Er spricht mit einer gewissen Geringschätzung von dem „Phantom einer Universaltheorie der sozialen Erscheinungen". Dem gegenüber bemerkt Schmoller richtig: „Allerdings glauben wir, daß gewisse generelle Sätze über die psychischen Zusammenhänge, das Zustandekommen von geistigen Massenbewegungen über Moral, Sitte und Recht, über Staatsgewalt und Freiheitsrechte u. s. w. allen sozialen Disziplinen gemeinsam sind, und in der Nationalökonomie vorausgesetzt oder als Einleitung und Hilfssätze vorgetragen werden müssen. Es werden damit keine spezifischen Gesichtspunkte der Geschichtsforschung in die nationalökonomische Theorie hineingetragen, sondern es wird nur für psychische und soziale Prozesse, die zugleich wirtschaftliche sind, die gesamte Erkenntnis, die auf diesem Gebiete vorhanden ist, verwertet."

Der zweite Teil des Mengerschen Werkes*) ist im wesentlichen einer kritischen Auseinandersetzung mit der heute herrschenden historischen Volkswirtschaft gewidmet. Menger glaubt, der letzteren die Konzession machen zu müssen, daß er die historische Entwickelung der Formenveränderung der meisten wirtschaftlichen Institutionen zugiebt. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß es erlaubt sei, für jede historische Gestaltung und für jede Entwicklungsstufe eine besondere Theorie aufzustellen. Vielmehr müsse der nationalökonomische Theoretiker einen nach Ort und Zeit bedeutsamen Zustand herausgreifen, diesen zur Grundlage seiner Darstellung machen und dann auf die abweichenden Zustände anderer Zeiten und Völker hinweisen. Wie verfahre denn der wissenschaftliche Anatom? Er macht die Präparate, Skelette und Leichen von Indogermanen zum Objekt seiner Demonstrationen und verweist gelegentlich auf die Abweichungen an den Körpern der Neger, Malayen u. s. w. hin. Statt dessen gehe die historische Richtung darauf aus, unhistorische

*) Zweites Buch (Kap. 1—3): Über den historischen Gesichtspunkt der Forschung in der politischen Ökonomie. Vgl. auch Mengers Schrift: Die Irrtümer des Historicismus (1884).

Theorien mit historischem Beiwerk zu verbrämen, die litterarische und dogmengeschichtliche Forschung mit der Theorie selbst zu verschmelzen und statt die Einzelerscheinung der wirtschaftlichen Zustände in den Vordergrund zu stellen, Erfahrungsthatsachen mit historischen Gesichtspunkten zu vermengen. Dieser ganze Irrweg sei zurückzuführen auf eine Verwechselung der Philosophie der Geschichte, welche sich in volkswirtschaftlichen Parallelen verschiedener Zeiten und Völker erschöpft, mit der Theorie der Nationalökonomie.

Wer vermag zu leugnen, daß in diesen Anklagen Karl Mengers manches Berechtigte liegt, ja, daß hier eine Erscheinung vorliegt, die auch auf anderen Gebieten hervortritt, nämlich eine in der ersten und zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhundert eigentümliche Überwucherung des „Historizismus" gegenüber den Theorien? Dies übersieht Schmoller in seiner Entgegnung gegen Menger, dem er dafür den freilich sehr billigen Vorwurf macht, daß ihm das „Organ" fehle, die Notwendigkeit der heutigen historischen Schule zu begreifen. Viel sachlicher ist der Einwurf, den Schmoller gegen Mengers Ignorierung der Entwickelungsgeschichte der Volkswirtschaft in den Worten erhebt: „Warum soll nicht eine Entwickelungstheorie die Wandlungen jeder Institution erklären; warum sollen wir uns begnügen mit einem einzigen zeitlichen Durchschnitt des Geschehens, mit dem der Gegenwart?"

Im dritten Buche*) unterzieht Menger diejenigen sozialwissenschaftlichen Versuche der Neuzeit, welche soziale Phänomene und Thatsachen nach der Analogie mit den Naturerscheinungen behandeln und zu erklären suchen, einer sehr eingehenden Kritik. Es sind dieses hauptsächlich die hierhergehörenden Aufstellungen von Henry Carey, Albert Schäffle und Paul von Lilienfeld, dessen großes Werk „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft" (5 Bde.), kaum über die volkswirtschaftlichen Fachkreise hinaus gekannt wird.

Worin besteht nun die Analogie der Auffassung zwischen dem organischen Leben der Natur und den vermeintlichen organischen Gebilden der menschlichen Gesellschaft? Worin besteht das Wesen des sozialen Organismus? Offenbar in nichts Anderem, als daß die Gesellschaft als einheitlicher, zweckmäßig fungierender und in seiner Entwickelung natürlich und absichtslos verlaufende Prozesse darstellender Körper aufgefaßt wird. Mit wie geringem Rechte jedoch diese Übertragung des Begriffes des „Organischen" von der Natur auf die menschliche Gesellschaft geschieht, darüber haben wir uns oben bei der Erwähnung des großen Werkes von Schäffle ausgesprochen. So viel steht fest, daß

*) Drittes Buch (1.—2. Kap.): Das organische Verständnis der Sozialerscheinungen.

diese ganze Bewegung durch den modernen Aufschwung und durch das starke Überwiegen der Naturwissenschaften entstanden ist. Man glaubte, daß die Betrachtungsweise der Natur, die zu so erstaunlichen Resultaten geführt hat, durch Übertragung auf andere, insbesondere auf das soziale Gebiet auch hier so herrliche Früchte tragen müßte. Aber man bedachte nicht, daß nur ein Teil der Sozialerscheinungen eine und in diesem Falle auch nicht vollständige Analogie mit den Organismen der Natur zulasse, da Vieles bekanntlich das Ergebnis menschlichen Willens, menschlicher Übereinkunft und menschlicher Gesetzgebung ist. Was den behaupteten organischen Ursprung von sozialen Erscheinungen betrifft, so kann derselbe mit dem ersten Keimen und Werden natürlicher Organismen gar nicht in Vergleich gestellt werden. Eine nähere Untersuchung ergiebt, daß dort entweder ein Gemeinwille oder solche individuelle Bestrebungen obwalten, welche gewisse unbeabsichtigte, allgemeine Folgen haben. Menger vergleicht das Verfahren jener Sozialtheoretiker damit, als wenn ein Physiologe das Nervengeflecht unseres Körpers durch ein Telegraphennetz erklären wollte. Nun, dieser Vergleich ist auch thatsächlich angestellt worden und zwar mit einigem Rechte. Denn die Art, wie vom Sensorium aus z. B. Willensakte an die äußeren Organe mitgeteilt werden, hat — mutatis mutandis — thatsächlich ihre Analogie in der Art und Weise wie die in der Batterie hervorgerufene Elektrizität durch die Leitungsdrähte des Telegraphen fortgepflanzt wird. Davon aber abgesehen, will Menger durch dieses Beispiel nur die Unvergleichbarkeit von Naturorganismen mit menschlichen Veranstaltungen erläutern. Ferner abstrahieren wir davon, daß soziale Erscheinungen entweder aus Kollektivwillensakten (Gesetze, Institutionen u. s. w.) oder aus solchen vielen individuellen Bestrebungen hervorgehen, welche in ihrem Gesamteffekt ein unbeabsichtigtes gemeinsames Resultat ergeben. So ist auch die Frage, ob die Natur der organisch-psychischen Individuen, welche doch hier die „Atome" dieser sozialen Prozesse bilden, so ganz hierbei zu übersehen sei, mit anderen Worten: ob die agirenden Menschen so ohne weiteres zu leblosen Mechanismen herabgesetzt werden können und dürfen.

Wir sehen hieraus, daß die „exakte" Richtung der heutigen Volkswirtschaft, welcher die historische Schule „Atomismus" vorwirft, grade die organische Dignität des Einzelindividuums verteidigt; nur daß sie nicht auch dieselbe Natur des „Organischen" auf die sozialen Kollektivindividuen übertragen will.

Aber mit vollem Rechte wirft Schmoller die Frage auf, ob alle sozialen Kollektiverscheinungen sich durch jene zwei Rubriken erschöpfen und ob nicht doch noch Einwirkungen von der Gesamtheit als Ganzem auf das

Individuum und umgekehrt — Menger leugnet diese Wechselwirkung — angenommen werden müssen. Für den Unbeteiligten, d. h. für denjenigen, der in wissenschaftlicher Unbefangenheit die Entwickelung der Einzeldisziplinen vom universalhistorischen und philosophischen Standtpunkte aus ansieht, ist soviel einleuchtend, daß die Gründe auf beiden Seiten sehr viel zu wünschen übrig lassen. Dieses ist aber grade das Hauptargument, daß immer und immer darauf hingewiesen werden muß, daß einer „Sozialwissenschaft der Zukunft" doch vor allem eine „Philosophie der Geisteswissenschaften" vorangehen muß, welche eine Prinzipienlehre für alle andern (historischen, ethischen, juristischen, volkswirtschaftlichen) Disziplinen enthalten müßte. Hier erst wäre das Problem zu lösen, ob die genannte Wissenschaft die Katagorien der Natur zur Erklärung ihrer Phänomene bedürften oder nicht. Wir verkennen nicht die Schwierigkeit einer solchen neuen Wissenschaft. Aber es sind doch in den modernen Hilfszweigen, wie in der Kulturgeschichte, Sprachwissenschaft, Ethnologie, Völkerpsychologie, mancherlei dankenswerte und vielversprechende Anfänge gegeben. Ob dagegen einige neueste dahin zielende Versuche wie z. B. der von Rudolf Eucken („Prolegomena zur Forschung über die Einheit des Geisteslebens") und hauptsächlich der von Wilhelm Dilthey („Einleitung in die Geisteswissenschaften, Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte") nicht noch wegen Mangel an sozialwissenschaftlich brauchbarem Material allzu verfrüht sind, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Den letzten Abschnitt*) hat Menger einer litterarhistorischen Betrachtung gewidmet — in welcher er den Ursprung und die Entwickelungsstadien jener „historischen" Richtung verfolgt. Es sind hier mancherlei treffende Bemerkungen zu finden. Natürlich wird das Entwickelungsbild bei Menger ein anderes sein, als wie es sich bei Schmoller darstellt und auch der Anteil einzelner Nationalökonomen an dieser Fortentwickelung der neuen Schule wird in der Vorstellung Mengers anders als bei Schmoller ausfallen müssen.

* * *

Was den übrigen Inhalt des Schmollerschen Werkes betrifft, so sehen wir hier von einem größeren Aufsatz: „Die neueren Ansichten über Bevölkerungs- und Moralstatistik" ab, weil er durch seinen Inhalt eigentlich aus dem Rahmen des Buches, welches wesentlich historisch-kritischen Charakters ist, herausfällt. Was außer den oben analysierten Abhandlungen noch von interessanten aber kleineren Studien hier zu finden ist, betrifft ebenfalls die

*) Viertes Buch (1.—4. Kap.): Über die Entwickelung der Idee einer historischen Behandlung der politischen Ökonomie.

Litteratur der heutigen Volkswirtschaftslehre. So z. B. die Studie über den Schutzzöllner Henry Carey und den Agrarsozialisten Henry George („Progress and Poverty", deutsch von Gütschow, Berlin 1881), die Kritik über das Werk des Wiener Journalisten und „freihändlerischen Sozialisten" Theodor Hertzka: „Die Gesetze der sozialen Entwickelung" (Leipzig 1886),*) sowie über den geistvollen Funck-Brentano (nicht zu verwechseln mit dem jetzt von Wien nach Leipzig berufenen Lujo Brentano), dessen Buch „La civilisation et ses lois, morale sociale" (Paris 1876) Schmoller einer ausführlichen und sehr wohlwollenden kritischen Analyse unterzieht. — Auch hier wie überall ist Schmollers Urteil maßvoll und zeugt von dem Bemühen, auch dem Gegner gegenüber gerecht zu sein. Nur selten tritt der Parteimann in ihm hervor. Dieses giebt seinem Buche, welches die Vorzüge und Mängel einer zeitgeschichtlichen Publikation nicht verleugnet, doch einen höheren Wert und macht es zu einem orientierenden Führer innerhalb der mannigfaltigen volkswirtschaftlichen Richtungen und Parteien der Gegenwart.

Es trifft dies selbst zwei so fremdartigen Erscheinungen gegenüber zu, wie die beiden amerikanischen Nationalökonomen Henry Carey und Henry George sind. Die Charakteristik dieser beiden Schriftsteller ist möglichst objektiv und von dem Streben beseelt, das Individuelle und Eigenartige dieser immerhin bedeutenden Männer dem Leser vor Augen zu führen.

Carey ist bekanntlich schon seit mehr als 15 Jahren durch Dühring, der ihn allerdings weitaus überschätzt, in Deutschland eingeführt worden. Seitdem sind seine Schriften, insbesondere seine „Principles of Political Economy" (3 Bde.), sowie seine „Principles of social Sciences" (3 Bde., deutsch von Adler) bei uns viel verbreitet worden, obgleich die bisher herrschende deutsche Freihandelsrichtung den schutzzöllnerischen Ideen Careys wenig geneigt war. Anders freilich hat sich die Sache seit einem Dezennium gestaltet, seitdem der „Schutz der nationalen Arbeit" auch in Deutschland das herrschende Stichwort geworden ist. Carey wird jetzt viel und eifrig studiert und wie früher Adam Smiths berühmtes Buch „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" gewissermaßen die Bibel

*) Hertzkas frühere Schriften bewegen sich wesentlich auf dem Gebiete der Währungsfrage. Neuerdings hat sich dieser ehemalige nüchterne Freihändler in das Land des sog. Staatsromans begeben und seine soeben erschienene Utopie „Freiland" (Wien 1890), in welcher der frühere Börsenredakteur der farbenreichsten sozialen Traumphantasie sich überläßt, erinnert an jenes einst viel gelesene heute jedoch vergessene litterarische Genre des 17. und 18. Jahrhunderts, in welchem z. B. der französische Abbé Morelly durch seine „Basiliade", der englische Publizist James Harrington durch seine „Oceana" u. a. sich ausgezeichnet haben.

aller volkswirtschaftlichen Jünger gewesen ist, so sind jetzt Careys Schriften unter der studierenden Jugend Deutschlands gewissermaßen zum Range der „Klassizität" erhoben worden.

Aber Schmoller ist doch weit entfernt, diesen schriftstellerisch so fruchtbaren Amerikaner zu überschätzen. Seine Charakteristik zeigt Licht und Schatten in der gehörigen Verteilung: „Ein reiner Agitator und Pamphletist war der gänzlich ungelehrte, ja wissenschaftlich fast rohe oder kindliche Autodidakt ein großes, ruheloses Talent, ein Polyhistor und Bücherverschlinger, ein Bröschüren- und Leitartikelschreiber, der Jahrzehnte lang fast täglich sein Tintenfaß ausschrieb, in seinen wissenschaftlichen Grundanschauungen so phantastisch, daß fast jeder deutsche Primaner (!) ihn auslachen muß (sic!) wenn er von derselben Kraft deklamiert, welche Planeten in ihrem Gange und die Menschen in ihrer Verteilung auf die verschiedenen Ansiedelungen beherrsche. Aber doch ein Mann, der es zu Wege gebracht hat, daß Millionen seiner Mitbürger auf ihn schwören, daß seine Hauptbücher in alle Sprachen übersetzt sind, daß ein bedeutender, freilich einseitiger Denker ihn zu den ersten Namen seiner Wissenschaft rechnen konnte. Was an Carey anzieht und anziehen muß, ist leicht zu sehen. Wen freut es nicht, einmal endlich einer Erscheinung zu begegnen, die auf eigenen Füßen steht? Carey ist ein origineller Denker und einer, der als Beobachter auf einem wirtschaftlich höchst interessanten Boden, auf dem jungfräulichen Boden Amerikas, umgeben von dieser jugendlichen Riesenkultur, vieles gesehen und gehört hat, was unserm europäischen Gesichtskreise fern liegt."

Diese Charakteristik ist in wesentlichen Punkten zutreffend wie auch die psychologische Bemerkung Schmollers richtig ist, daß Carey als Irländer von Abstammung von leidenschaftlicher Wuth gegen England erfüllt, sein Lebelang die englische Freihandelstheorie bekämpft habe. Aber zu diesem mehr unbewußten psychologischen Motiv müssen auch sachliche Gründe kommen und an diesen hat es Carey bei der Verteidigung des amerikanischen Schutzzolles nicht fehlen lassen. Daß er hierbei sich vielfach in Widersprüche verwickelte, ist ja richtig. Aber dieses hat darin seinen Grund, daß Carey kein deutscher Professor, kein Gelehrter in unserem Sinne gewesen ist, dem es darauf ankam, ein durchdachtes und widerspruchloses Gedankensystem auszuarbeiten, sondern wesentlich Journalist und Agitator, der seine Argumente sehr oft nach der politischen Situation wie nach den Argumenten seiner Gegner modifizierte.

Auch dem schnell berühmt gewordenen Verfasser von „Progress and Poverty" gegenüber ist Schmoller bemüht, möglichst objektiv zu sein. Henry Georges Agrarsozialismus bietet mancherlei interessante Punkte dar. Nicht aus mangelndem Kapital oder aus Menschenüberfluß, wie

Malthus behauptete, ist das Elend und der Pauperismus zu erklären, sondern derselbe rührt, wie George überzeugt ist, von der Verteilung der produzierten Güter her. Dem Nachweis und der Begründung dieses Gedankens ist ein großer Teil von „Progress and Poverty" gewidmet. Zu diesem Behufe muß eine neue Grundrententheorie aufgestellt und das Verhältnis von Lohn und Kapitalzins anders, als dieses bisher geschehen ist, formuliert werden. Alle bisher angewandten Mittel, wie der freie, billige Verkehr mit Grundstücken, die Beschränkung der Latifundienbildung, die gleiche Verteilung des Grundbesitzes, die Beschränkung des Pachtrechts und dergl. werden das Grundübel, das Landmonopol nicht beseitigen. Das einzige und wahre Heilmittel besteht darin, das Privateigentumsrecht an Grund und Boden aufzuheben und dieses zum Gemeingut zu erheben. War ja doch Grund und Boden auch in den früheren Culturperioden immer Gemeingut gewesen. Der soziale Fortschritt (progress) muß darin bestehen, daß er wieder das werden muß, was er schon gewesen ist. Aber wie soll dieses geschehen? Nicht, wie Herbert Spencer will, dadurch, daß alles Land gegen Entschädigung eingezogen und an den Meistbietenden verpachtet wird, sondern dadurch, daß die Grundrente durch Besteuerung für den Staat appropriirt, sonst jedoch jeder Eigentümer seinen Besitz zur freien Verfügung erhält.

George verspricht sich von seiner radikalen Maßregel die wunderbarsten Wirkungen z. B. Abschaffung aller andern für den einziehenden Staat wie den zahlenden Bürger gleich lästigen Steuern, mit Ausnahme der Grundrentensteuer. Hierdurch würde aber nach der festen Überzeugung Georges die Thatkraft, die Betriebsamkeit und die Wirtschaftlichkeit der Bürger in außerordentlichem Maße erhöht werden. Ferner würde dann alles jetzt dem landwirtschaftlichen Anbau entzogene Land diesem Zwecke wieder zurückgegeben werden. Der Verkaufspreis des Bodens würde fallen und deshalb alle Grundstückspekulationen fortfallen und dergl. Noch glänzender sind die intellektuellen und moralischen Fortschritte, welche Georges in Folge seiner Landreform in Aussicht stellt. Diese Schilderungen lesen sich wie die Phantasiestücke in den Utopien von Thomas Morus, Campanella und Etienne Cabet.

Schmollers Kritik gegen Henry George ist maßvoll und schonend. Er meint, der Grundfehler des Buches bestehe in der Generalisation wesentlich amerikanischer Verhältnisse und in ihrer Unübertragbarkeit auf Europa. Schmoller verweist auf die Geschichte der Landwirtschaft, aus welcher zu ersehen sei, welche fördernde Rolle die Einführung des privaten Grundbesitzes gespielt. Ist es aber zu verlangen, daß ein ernster Reformer, welcher aus dem Privatlandbesitz alle heutigen Übel der Gesellschaft her-

leitet, sich um historische Rückblicke kümmern soll? Schmoller fürchtet auch, daß die Aufhebung des Privatlandbesitzes die „Grundlage für jede unabhängige Aristokratie“ zerstören könnte. Wir sind der Meinung, daß das Verschwinden des begehrlichen und entarteten Landjunkertums von dem größten Teil der Nation nicht sehr bedauert werden wird. Wir würden dann wenigstens keine „Agrarier“ als gesonderte politische Partei besitzen, die mit allen rückschrittlichen Mächten in Staat, Wissenschaft und Kirche im Bunde steht. Und was endlich Schmollers Einwand betrifft, daß bei Henry George eigentlich nur Generalisationen spezifisch amerikanischer Agrar- und Industrieverhältnisse vorliegen und daß seine Vorschläge auf Europa unübertragbar wären, so vergißt er, daß George selbst europäische Nationalökonomen &c. zitiert und auch in seinen Ausführungen auf die betreffenden Verhältnisse in den europäischen Ländern Rücksicht nimmt. Ja für Deutschland selbst haben, was Prof. Schmoller gänzlich übersieht, die agrarsozialistischen Ideen Georges ein gewisses aktuelles Interesse. Schmollers Aufsatz ist 1882 geschrieben, aber seitdem haben wir die Anfänge einer durchaus ernst zu nehmenden agrarreformatorischen Partei zu verzeichnen, an deren Spitze der durch seine Schriften*) bekannte deutsche Agrarpolitiker Michael Flürscheim steht.

Im Übrigen stellt unser Berliner Professor Herrn Henry George, für dessen ehrliches Streben auch wir alle Sympathien haben, höher als sein viel gerühmtes Buch. Er erblickt in ihm einen „frischen ganzen Mann, dem die neue Welt, das Rauschen des Urwaldes und die kernhafte Kraft des Amerikanertums noch ein ganzes Herz und einen offenen scharfen Blick gelassen und der uns ein Selbstbekenntnis darüber ablegt, was aus einer Mischung solcher Elemente mit der abgelebten Schulweisheit englischer Popularphilosophie werden könne.“ Ich habe diesen Passus, der mit einem zärtlich wohlwollenden Blick auf George zugleich einen scharfen Hieb nach einer andern Seite austeilt, zweimal gelesen, da mir augenblicklich nicht recht klar war, wem jener Seitenhieb zugedacht war. Die „abgelebte Schulweisheit englischer Popularphilosophie“? Mir geht es hierbei, wie dem seligen Rat Camillo Rota in Lessings „Emilia Galotti“. „Ein Todesurteil?“ „Recht gern!“ Wie? „Recht gern“? Mir will das Wort nicht aus dem Sinne: „Recht gern“! Aber Professor Schmoller ist doch kein verliebter Prinz von Gonzaga, der von dem Eindrucke einer schönen jungen, Dame in Bann gehalten, so etwas gedankenlos ausspricht. Wer mag nur

*) Ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage (3. Aufl. 1884); das Staatsmonopol des Grundpfandrechts (1885); der einzige Rettungsweg (1886); Deutschland in 100 Jahren (1887) u. s. w.

in aller Welt unter der „abgelebten Schulweisheit englischer Popularphilosophie“ gemeint sein? Adam Smith, der außer seinem weltberühmten, volkswirtschaftlichen Werke auch eine „Theory of moral sentiments“ geschrieben hat, in der er in einem gewissen Gegensatz zu seinem einen egoistischen Grundzug zeigenden wirtschaftlichen Hauptwerke alle moralischen Empfindungen auf die Einstimmigkeit der Erregungen und das Glück der Gesellschaft auf dieser „Sympathie der Seelen“ aufbaute? Oder sind mit jenem vernichtenden Worte Ricardo und Malthus gemeint? Diese haben sich unseres Wissens niemals weder spekulativ noch populär mit philosophischen Problemen beschäftigt. Oder Herbert Spencer? Der hochgeschätzte Verfasser der „Principles of biologie“, der „Principles of psychologie“, der „Principles of sociologie“ u. s. w. ist nichts weniger als ein Popularphilosoph etwa im Sinne der sogen. Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts. Spencer ist anerkanntermaßen ein exakter Forscher ersten Ranges. Wer ist also gemeint? Doch halt! vielleicht John Stuart Mill? über welchen wir bei Schmoller (S. 247) die merkwürdigen Worte lesen, daß „eine spätere unbefangene Geschichtsschreibung ihn nur als einen greisenhaften, von abstrakter Gedankenblässe angekränkelten, aller kraftvollen Individualität ermangelnden, scharfsinnigen Epigonen der Smith-Benthamschen Epoche anerkennen“ wird.

Dem weltberühmten Verfasser der „Induktiven Logik“ wird dieser Satz weiter nichts schaden; aber wir bedauern ihn doch im Interesse Schmollers selbst, dessen Buch sonst überall — nur nicht den englischen Nationalökonomen gegenüber — eine schöne objektive Haltung zeigt. Nun ist es ja richtig, daß jenes harte Wort Schmollers nicht dem berühmten Logiker und Methodologen, nicht dem kritischen Beurteiler der Hamiltonschen Philosophie, sondern wesentlich dem Verfasser der „Principles of political economy“ gilt, ein Werk, um dessen willen kein Geringerer als Adolf Soetbeer, der es übersetzt hat, Stuart Mill neben Adam Smith, Say und Ricardo stellt, ferner gilt es dem demokratischen Reformer, wie er sich in den Schriften „Thoughts on parliamentary reform“, „On representative governement“, „On liberty“, „The Subjection of women“ u. s. w. zeigt. Aber wir meinen doch, daß es selbst der Abneigung gegen den politischen Radikalismus — denn diese ist hier das eigentliche innere Motiv — heutzutage nicht mehr erlaubt sein darf, gegen einen der anerkannt ersten Forscher und politischen Schriftsteller des Jahrhunderts solche Ausdrücke zu gebrauchen, ohne — sich in bedenklicher Weise bloßzustellen.

Um jedoch nicht von dem immerhin gehaltvollen Werke des Professor Schmoller mit einem Tadel zu scheiden, wollen wir zuletzt noch eines Mannes gedenken, dessen Name grade in den letzten Monaten viel genannt wurde und

der, mag man von seinen wirtschaftlichen Prinzipien denken wie man will, in unsern Augen doch als ein hochverdienter deutscher Schriftsteller und Patriot gilt. Dieser ist: Friedrich List. Leider ist Lists Name in unsern Tagen vielfach als Parteistichwort gemißbraucht worden, welches die fanatischen Schutzzöllner, wie Dühring, Eisenhardt u. A. zum Gegenstand eines wahrhaft orgiastischen Kultus erhoben haben. Es ist nur zu natürlich, daß infolge dessen von den echten Freihändlern die Bedeutung Lists wiederum bei weitem unterschätzt wird. Der bescheidene und treffliche Mann ist an diesem ganzen Treiben völlig unschuldig.

Diesen Standpunkt nimmt auch Schmoller ein bei der Besprechung der von Professor Eheberg in Erlangen besorgten 7. Auflage von Lists Werk, „Das Nationale System der politischen Ökonomie" (Stuttgart 1883). Eheberg hat zu dieser Ausgabe eine größere Einleitung geschrieben, in welcher er Lists Bedeutung aus seinem Leben und seiner Zeit heraus historisch erklärt. Dieser Aufgabe sind die ersten 4 Kapitel der Ehebergschen Einleitung gewidmet, während im 5. Kapitel das Verhältnis der von List aufgestellten Theorie zur heutigen volkswirtschaftlichen Wissenschaft, wie sie sich gegenwärtig in Deutschland gestaltet, näher untersucht wird. Eheberg stellt sich nicht unbedingt auf den Boden der Listschen Prinzipien der „produktiven Kräfte", denen er zwar eine gewisse Originalität und Wahrheit zugesteht, die jedoch zahlreicher Einschränkungen und Ergänzungen bedürfen. Schmoller stimmt dem zwar bei, hält aber dafür, daß bei dieser Behandlungsweise, doch die außerordentliche Bedeutung Lists für die Fortbildung der ökonomischen Wissenschaft nicht in das rechte Licht gestellt werde.

Nun, gegenüber der „Parteien Gunst und Haß", welche vor Kurzem bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubiläum Lists so recht zu Tage getreten ist, halten wir Schmoller gegenüber die zurückhaltende Art Ehebergs für das Richtigere: denn nur so ist von dem großen Schriftsteller und Agitator ein objektives Bild zu gewinnen.



Vom liebevollen Professor W. Jerusalem.

Eine Heimleuchtung aus christlicher Nächstenliebe.

Von Otto Jul. Bierbaum.
(München.)

Die „Allgemeine Zeitung", bekannter unter dem Namen „Die allgemein langweilige Zeitung", von welcher der Geist ihrer schönen Jugend längst gewichen ist, hat in jüngster Zeit ihr Format vergrößert und somit ihre Langweiligkeit verbreitert, indem sie so ihren fürchterlichen Professoren ein noch ausgedehnteres Tummelfeld für den langsamen Trott selbstgefälliger Weisheitsoffenbarungen gewährt. Da reiten sie, nun ein wenig gebückt und behutsam, mit ihren ledernen Panzern herum, riesige Pergamentschmöker als Schilde im Arm und rottintige Korrigierfedern in den etwas zittrigen Händen. Sie reiten und reiten und rufen dabei mit hohler Kathederstimme Wehe, Wehe, Wehe über Alles, was jung und kräftig ist und mehr kann, als rote Korrekturstriche an die Ränder von Schülerarbeiten zu setzen.

Einen besonderen Zorn haben diese Ritter im Lederpanzer auf das, was sie unter tausend Bekreuzigungen „Naturalismus" nennen, und in ganz bestimmten Zwischenräumen zieht einer auf diesem Felde der Langenweile vom Leder (in des Wortes ledernster Bedeutung) und sticht wild um sich in grausam gelehrten Artikeln.*) Der jüngste unter ihnen ist Herr Professor Doktor W. Jerusalem. Eine klassische Öllampe ist seinem Namen in Kürschners Litteraturkalender beigezeichnet, und er ist ganz gewiß strategisch sehr gefährlich, da er ein Buch über „Leben und Thaten Alexanders des Großen" herausgegeben hat. Mächtig lang ist der Titel, unter welchem er gegen den Naturalismus loszieht, mächtig lang und vom schwersten Kaliber Professor aller Einbildung. Er heißt: „Der Naturalismus in der modernen Litteratur. Aus dem Geiste unserer Zeit und dem Wesen der Kunst beleuchtet und beurteilt." Beleuchtet und beurteilt, — famos! Sehen wir uns Leuchte und Urteil ein wenig an.

Zu Beginn des Aufsatzes (es ist das köstlich echt und ganz und gar typisch für die Art der Kathederbonzen) erklärt der Verfasser der Lebens- und Thatengeschichte des großen Alexander von Mazedonien, wie grausam schwierig die Aufgabe sei, welcher er sich zu Nutz und Frommen der un-

*) Als Hauptgenossin in ihrem etwas borniertes „Kampfe" (o Mißbrauch eines edlen Wortes!) gegen den Naturalismus hat die „allgemein langweilige Zeitung" das „Münchner Fremdenblatt", das Organ des G'schaftlhuberkatholizismus, welches indes mehr gegen die Realisten in den bildenden Künsten loskeift. Par nobile sororum: die alte, wackelige Professorenwittwe, moderdunstig, und die mißdustige, rüde Pfarrersköchin.

wissenden Menge unterzogen hat. „Nichts ist für den Zeitgenossen schwerer zu beurteilen als seine eigene Zeit.“ So lautet der erste Satz, und es ist tief zu beklagen, daß dieser Satz, den der Mann mit der klassischen Öllampe im Folgenden des Näheren fürchterlich ausmalt, ihm nicht abschreckend vorgeschwebt ist, als er sich unterfing, über etwas zu schreiben, das er durchaus nicht, aber auch absolut gar nicht versteht. Wahrlich, das ist Martyrium! Um sich zu blamieren, hat Herr Professor Jerusalem, laut seiner Einleitung folgende Martern erduldet, er hat 1) sich mitten in das Getriebe der Gesellschaft gestellt (ein Professor, man denke!) 2a) die Kämpfe seiner Brüder (?) mitgekämpft, 2b) ihre Freuden mitgenossen, 2c) ihre Schmerzen geteilt, 3) mit ihnen gefühlt (welche Überwindung), 4) mit ihnen gedacht (na, na) —, aber er hat auch zugleich, und das ist natürlich sehr schwer, 5) sich über seine Brüder erhoben und a) objektiv, b) philosophisch, c) ruhig ihr „Treiben“ betrachtet, „welches doch zugleich sein eigenes Treiben ist.“ Nicht genug damit! Mit scharfen Instrumenten hat er es zu thun gehabt, der Zeit hat er mit dem Seziermesser der Analyse die Leitungsbahnen ihrer Nerven blosgelegt und, was ich wirklich kühn finde bei einem deutschen Professor, er ist nicht davor zurückgeschreckt, „in sein eigenes Fleisch zu schneiden“. Zu viel! zu viel! Aber es ist immer noch nicht genug. Nicht bloß Verwundungen hat er sich zugefügt, nein, er hat sich auch den verwegensten und ungesündesten Temperaturwechseln ausgesetzt und sein Cerebralsystem in die gefährlichsten Situationen gebracht, indem er zu gleicher Zeit in sich vereinte: „Bewegung und Ruhe, Wärme und Kälte, Teilnahme und Teilnahmlosigkeit,“ und er war zugleich „Partei und unparteiisch“, er richtete und wurde zugleich gerichtet . . .! Wahrhaftig, Herr Professor, ich glaube, Sie flunkern. Jedenfalls haben Sie sich all diesen gräßlichen Übungen unterzogen, ohne einen andern Erfolg erreicht zu haben, als den Erweis des Satzes, daß Niemand kühner in Behandlung unverstandener Materien ist, als ein deutscher Professor. Ich glaube beinahe, Sie sind der Professor, der einmal in den „Fliegenden Blättern“ war und der sagte: „Über diesen Punkt bin ich mir noch nicht klar; darüber muß ich ein Colleg lesen“. Nur daß Sie zum Absatzgebiet Ihrer Unklarheit die „Allgemeine Zeitung“ wählten, — und darin gebe ich Ihnen Recht, dort sind Sie unter Genossen, und auf ein bischen Unklarheit mehr oder weniger kommt es dort nicht an.

Herr Professor Jerusalem würgt sich nämlich in offenbaren Denkbeschwerden von Zeile zu Zeile, und er kommt nicht weiter und er kann nicht weiter kommen, weil ihm jede reelle Basis fehlt, weil er nur ganz ungenügend kennt, worüber zu schreiben er die fröhliche Keckheit hat. Eins steht bei ihm fest von vornherein, nämlich, daß der Naturalismus ein „Aus-

wuchs" sei am „Zeitgeiste". Diese geistige Auswuchshaftigkeit so zu erhärten, wie es litterarische Anstandspflicht wäre, fällt ihm gar nicht ein. Er meint, er throne über seinen nachkritzelnden Hörern, die ihm auf Treu und Glauben vertrauen müssen. Er verzichtet also darauf, und man versteht bald, aus welchen Gründen, „die einzelnen Vertreter des Naturalismus zu charakterisieren und ihre Werke zu zergliedern und zu beurteilen".

Was thut er statt dessen? Ich will in Kürze das wiedergeben, wozu er langweilig breit viele Spalten braucht. Zuerst konstruiert er sich eine Definition des litterarischen Naturalismus, welche mit dem geistvollen Photographievergleich auf eins herauskommt; — darüber mit Herrn Professor Jerusalem sich in Diskussion einzulassen, wäre offenbar überflüssig, denn die Ausdrücke „Kopieren und Photographieren der Natur" sind Symptome einer Infektionskrankheit, von welcher Geister dieser Güte nicht zu heilen sind. Darauf entwickelt der klassisch erleuchtete Kathedergewaltige seine Kenntnisse in der französischen Litteratur. Drei, sage und schreibe drei Naturalisten kennt er dort, und zwar, wie es den Anschein hat, hauptsächlich nur vom Hörensagen, nämlich Balzac, Flaubert und Zola. Es ist ergötzlich, wie er sie rangiert: Balzac ist der Naturalist mit mildernden Umständen (Typengestaltung statt reiner Kopie), Flaubert ist der Naturalist wider Willen (der Naturalismus „bereitet ihm fortwährenden Seelenkampf"), Zola aber ist der unverbesserliche Naturalist von gemeingefährlicher Bedeutung. Um das zu verstehen, muß man freilich wissen, daß in Zola „neben dem treuen Kopisten ein kleiner Teufel steckt", ein Teufel, welcher z. B. den Dachdecker Coupeau vom Dache stürzen läßt, statt ihn im Bette als kleiner Rentier sterben zu lassen. Was der gelehrte Herr Jerusalem sonst über diesen Punkt sagt, ist leider eine bekannte Thatsache, denn welcher Professor wüßte nicht, daß Zola mit seinen geschlechtlichen Schilderungen „die Absicht hat, Kitzel zu erregen und Geld zu verdienen?" Oh, über diese deutschen Professoren! Fällt einem bei solchen allerliebsten Unterlegungen nicht ganz von selber das Wort ein, welches im „Volksfeind" Dr. Stockmann zu seinem Bruder sagt: „Du bist doch der ordinärste Plebejer, der mir je in meinem Leben vorgekommen ist!"? Bei Professor Jerusalem verliert die ordinäre Unterstellung nichts an ihrer Gewöhnlichkeit dadurch, daß ihr hinterdrein die Erklärung geschickt wird, nicht Zolas „ganze Thätigkeit entspringe unlauteren Mitteln". Gott, wie gnädig! Aber Zola kommt noch immer gut weg im Vergleich zu den deutschen Naturalisten. „Diese jungen Leute," so sagt der würdige Herr Jerusalem, „erstreben und bieten nur Dinge, die ‚im hohen Grade unerquicklich' sind, ihr Weltschmerz läßt sich nicht vergleichen mit dem englischen, läßt sich nicht vergleichen mit dem italienischen, läßt sich nicht vergleichen mit dem russischen, nein, und wehe, wehe darum, er läßt sich nur verleichen mit dem

deutschen, nämlich mit dem ‚kalten, höhnischen, sich überlegen dünkenden Pessimismus Schopenhauers‘, dem Pessimismus des Besserwissens, der mit verächtlicher Geringschätzung auf alle diejenigen herabsieht, welche so albern sind, auch in der heutigen Welt nach Idealen zu suchen und in den Handlungen moderner Menschen andere als egoistische Motive vorauszusetzen" (s. oben die Motive, welche der Idealist Jerusalem bei Zola fand). Und woher schöpfte der langatmige Naturalismusbeleuchter und -erklärer diese furchtbaren Kenntnisse? In seiner idealistischen Naivetät ist er unvorsichtig genug, es zu verraten, er führt einzig die „Modernen Dichtercharaktere" von 1885 an, und er spricht von „einigen Romanen, die nichts enthalten, als ein Sammelsurium aus Zola, welcher, auf deutschen Boden verpflanzt, gar nicht mehr den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, sondern einfach Ekel erregt". In einer Note giebt er auch hierfür die Quelle seiner Kenntnisse an: Siegfried (?) Merian: „Die Jüngstdeutschen". Ich muß gestehen, diese Unverfrorenheit erscheint mir selbst im Munde eines deutschen Professors erstaunlich. Es ist ja bekanntlich eine Spezialität dieser Vertreter der patentierten deutschen Gelehrtenkaste, daß sie gern von Dingen reden, welche sie nicht verstehen. Der lederneste Pergamentschädel unter ihnen bildet sich ein, eine universitas litterarum in sich zu hegen, und wenn er die Quellen zur Geschichte eines Tungusenhäuptlings kommentiert hat, so meint er vollauf berechtigt zu sein, über Gott und die Welt sein Urteil abzugeben. Aber selten ist unter diesen gelehrten Schlaumeiern einer so, sagen wir, naiv, daß er zugleich den Beweis seiner Urteilsunfähigkeit erbringt, wie dieser ergötzliche klassische Öllamperich, der uns mit milder Gelassenheit erzählt, wie wenig er sich die Sache angesehen hat, über welche er sich höchst impertinent ein Urteil anmaßt. Die „modernen Dichtercharaktere" und „einige Romane"! Es ist unglaublich! Mit demselben Rechte, mit welchem demnach Herr Professor Dr. Jerusalem über den deutschen Naturalismus urteilt, könnte ich nach Lektüre dieses seines blamablen Aufsatzes über ihn urteilen und kurzweg von ihm sagen: Herr Dr. Jerusalem ist ein gemeingefährlicher Schwätzer, der die schöne Kunst Guttenbergs dazu mißbraucht, in oberflächlichen, nicht auf ehrliches Studium gegründeten, redensartenschwangeren und mäßig stilisierten Artikeln das begeisterte Streben einer zahlreichen Schaar deutscher Schriftsteller frivol herabzusetzen, deren der geringste mehr Ernst und Begabung besitzt als er. Ich thue dies in dieser Allgemeinheit nicht, weil ich die Werke des Herrn Jerusalem nicht kenne und weil ich es für unanständig halte, über Dinge zu urteilen, von denen mir die Kenntnis fehlt.

Im weiteren Verlaufe begiebt sich der kühne Beleuchtungsprofessor auf das Gebiet allgemeiner Untersuchungen über das Wesen der Kunst, die in

sehr vielen Worten eine Thatsache entdecken, die nur ihm als bisher unentdeckt scheint. Kunst ist Liebeswerbung, sagt er und erhärtet er in ungeschickter Stilistik einiger Beispiele. Das kommt doch so ungefähr auf das hedonistische Prinzip hinaus, und, offen gestanden, diese ganze Manier ästhetischen Fragens nach dem Wie, Wo und Warum erscheint uns, so geistlos vorgetragen und so unkünstlerisch behandelt, sehr uninteressant. Mehr interessiert uns wieder seine plumpe Nutzanwendung auf den Naturalismus. Folgendes behauptet der Apostel der Liebe, Professor Dr. Jerusalem, indem er für die Kunst nach seinem Geschmack kecker Weise den Goetschen Faust, der vielen von uns die Bibel ist, anführt:

„Das geradezu unerschöpfliche Spiel mit Gedanken, Gefühlen, üppigen Phantasiegebilden und lieblichen Liebesbildern würde uns an und für sich fesseln und unterhalten; wer kann aber der gewaltigen, leidenschaftlichen Liebeswerbung widerstehen, mit welcher der Dichter Liebe fordert für alle Menschen und für alles Menschliche? Vielleicht kann eine Zeit kommen, wo die Menschen vom Spiel nicht mehr so entzückt werden, aber die Liebeswerbung würden sie erhören, oder sie müssen aufhören, Menschen zu sein."

„Diese, wie mich dünkt, edlere und bedeutendere Seite der Kunst will aber der Naturalismus nicht anerkennen, und damit ist es um seine künstlerische Berechtigung und, wie ich überzeugt bin, um seine Zukunft gethan. Wer nur die Wirklichkeit mit allen ihren Einzelheiten erkennen und darstellen will, der hat in der Wissenschaft seinen Platz und nicht in der Kunst. Wer dem Schriftsteller sagt, er dürfe nur das Leben zeigen, wie es wirklich ist und dürfe nicht merken lassen, was er daran liebe oder hasse, der sagt ihm eben, er müsse aufhören, Künstler zu sein."

Wer aber sagt denn dem Künstler solchen Unsinn außer Herr Jerusalem? Wahrscheinlich begründet sich seine Auffassung auf das falsche Verständnis*) gewisser Stellen in Zolas theoretischen Schriften, wo sich der Pariser Meister (der übrigens nicht der Naturalismus in Person ist, wie Professor Jerusalem zu glauben scheint, zumal nicht der Naturalismus nach deutschem Sinn) gegen das Vordrängen der Person des Erzählers in die Handlung ausspricht, aber schon der Hauptsatz Zolas: Ein Kunst-

*) Falsch zu verstehen ist eine amüsante Spezialität dieses Lehrers der Jugend, der zugleich ein merkwürdiges Talent in der Offenbarung dieser mangelhaften Auffassungskraft besitzt. Ich mußte laut auflachen, als ich die zwei Ausrufungszeichen in folgendem Satze, der die Anschauung der „Jüngstdeutschen" wiedergeben will, las: „Die moderne deutsche Litteratur enthalte überhaupt nichts Großes, nichts Titanenhaftes, nichts Intimes, nichts Konfessionelles (!!)." Offenbar denkt der brave Professor hier an Konfession im Sinne kirchlicher Einregistrierung, — denn, hätten die beiden Wehrufzeichen einen Sinn, wenn er wirklich zu erfassen imstande wäre, daß es sich hier um „confessions" nach Art Rousseaus ꝛc. handelt? O sancta simplicitas!

werk ist ein Stückchen Wirklichkeit, im Lichte eines Temperaments betrachtet, spricht für denjenigen, der das Wort Temperament bis zum Innersten versteht, gegen die Anschauung des Herrn Professors, der besagtes Wort nur oberflächlich kapiert hat. Aber gesetzt den Fall, Zola hätte sich irgendwo wirklich so ausgesprochen, daß ihm das Schicksal wurde, mit Herrn Jerusalem auf einer „Höhe" zu stehen, so wäre dies noch lange kein Grund, daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen. Merke sich unser gelehrter Freund in Mödling bei Wien Eines: Werke der Dichtung lernt man nur kennen, wenn man sie selber liest, und erst wenn man sie kennen gelernt hat, darf man über sie urteilen, über sie und über den Gesamtgeist, dem sie verwandt sind. Hätte Herr Jerusalem außer den „Dichtercharakteren" und jenen „einigen" Romanen (welche mögen es gewesen sein?) noch etwas mehr gelesen, so hätte er nimmermehr, es sei denn, daß er überhaupt urteilsunfähig ist, behaupten können, es fehle dem deutschen Naturalismus an innerlicher Gefühlserfüllung. Denn gerade die Liebe ist es, die wir haben und für die wir werben, die Liebe zur Wahrheit und zu der Schönheit, die einzig in der Wahrheit ist. Gerade wir sind es, die sich nicht, wie Herr Jerusalem „an geschickter Gewandbehandlung, an gelungener Linienführung" erfreuen, gerade wir rufen immer und immer nach seelischer Erfülltheit, nach Kraft der Liebe zum Objekt, für welches wir werben mit allen Mitteln der treuen Beobachtung und des tiefen Einversenkens. Aber unsre Liebe ist stark und weit, und die ganze Natur in ihrer „nackten Wirklichkeit" ist es, die wir lieben, nicht, wie Herr Jerusalem lügt, nur das Häßliche in ihr, aber freilich auch nicht bloß die Seifensieder- und Zuckerbäckerschönheit der heiligen Drei im Herzen Jerusalems: Dahn, Baumbach, Ebers. Diese Liebe spricht sich in allen Werken der Unsern aus, so verschieden sie auch sonst sein mögen nach Kunstwert und Ziel, sie lebt, um nur einige zu nennen, die sich vielfach gegenüber stehen, ebensowohl in den Rufen der Lebenslust, wie sie aus den erlebten Gedichten Liliencrons herausklingen, als in den düsteren Bildern, die uns Mackay, Henckell in ihren leidenschaftsmächtigen Liedern, Holz-Schlaf, Hauptmann, Bahr in ihrem gewaltigen Wirklichkeitsdramen, Kretzer, Bleibtreu, Conrad in ihren rücksichtslos wahren Erzählungen geben. Ja, ich behaupte es: Keiner von uns schreibt anders, als es Börne gethan: mit seinem Herzblute. Selbst in unserer Kritik klingt diese herzensernste und frischfröhliche Liebe wieder, dieses Werben für die Wahrheit, für die hohe Freude an der Natur.

> Natur, wie ich dich liebe,
> Immer liebe, immer gleich liebe,
> Wie auch dein Antlitz sich mir zeigt, —

dieser Spruch unsers Liliencron ist der Wahrspruch des deutschen Naturalismus, und daß wir ihn rufen und immer wieder rufen, inmitten

des fauligen Parfüms der nachtreterischen Schwindel- und Kitzelkunst, das ist unser Verdienst und wird es bleiben, trotz all der kläglichen Stöhnartikel à la Professor Dr. Jerusalem, den wir übrigens auch lieben, da wir ihn als Modell für einen deutschen Professor sehr gut brauchen können.



Wo sind die Beweise?

Anfragen und Streiflichter von Karl Schiffner.

(Graz.)

I.

Ich hatte anfangs nur die Absicht, C. Albertis „Judentum und Antisemitismus" zu widerlegen. Die Sache verzögerte sich, und so mußte ich die darauf folgenden Arbeiten Albertis und F. Helds ebenfalls mitnehmen. Indessen wurde mir aber folgendes immer deutlicher: 1) Eine Widerlegung nützt nichts und schadet nichts, da so große und brennende Fragen, wie die Judenfrage, auf ganz anderem Wege und mit ganz anderen Mitteln gelöst werden müssen, als mit Reden und Gegenreden. 2) Soll eine Widerlegung dennoch einen, wenn auch bescheidenen Nutzen haben, so muß sie ein anderer führen, der bedeutender und seinen Gegnern mehr gewachsen ist, als ich.

Ich hoffe, der Mann wird kommen. Meine Arbeit soll daher nur sein, einige Punkte in jenen Aufsätzen zu streifen, oder für sie Beweise zu fordern, damit der Leser vorerst genau erkenne, wie viel jene Aufsätze wert sind. Man ist nämlich heute schon so sehr von den Tagesblättern gewöhnt, Behauptungen jeder Art hinzunehmen, ohne viel nach den Beweisen zu fragen, daß mein Verlangen vielleicht ungerechtfertigt erscheint.

Die „Gesellschaft" ist aber weder ein politisches Parteiblatt, noch für den Tag geschrieben; auch will sie stets der Wahrheit, dem obersten Grundsatze des Realismus, dienen, daher muß man von ihren Aufsätzen vielmehr fordern können, als von politischen Tageblattaufsätzen.

Damit sich nun die genannten Herren nicht hinterher beklagen, ich hätte ihnen Sätze aus dem Zusammenhang gerissen, so will ich folgendes erwähnen: 1) Ein Aufsatz als Meinungsausdruck einer Person ist etwas anderes als das objektive Werk eines Dichters, in dem verschiedene Personen von ihrem Standpunkte aus sprechen. Der beliebte Vergleich mit Schillers „Maria

Stuart“ paßt also hierauf nicht. 2) Werden die Sätze in demselben Blatte gebracht und können leicht nachgelesen werden, da man Monatsblätter nicht gleich wegwirft. 3) Stehen die meisten der ausgehobenen Sätze mit dem Ganzen nur selten in strengem Zusammenhange.

Nun zur Sache. Zunächst eine allgemeine Bemerkung. Was ist der Hauptgegenstand dieser Aufsätze? Das Judentum. Das heißt wohl die Gesamtheit aller Juden? Oder die Juden, die unter Deutschen leben? Oder das Judentum, dem Hersch Hildesheimer und alle Orthodoxen, oder das Judentum, dem Rothschild und die anderen Geldjuden angehören, oder von dem sie ausgeschlossen sind? Man lese auf diesen Punkt hin die beiden Aufsätze Albertis. Die Sache liegt zu offen da, als daß man sie übersehen könnte.

Herr Held will nun in seiner „Mission des Judentums“ Herrn Alberti widerlegen, sonst hätte ja die Sache wenig Sinn gehabt. Was wäre nun seine erste Aufgabe gewesen? Alle oder wenigstens die schwersten Anschuldigungen Albertis gegen die Juden unserer Zeit zurückzuweisen. Was bringt er statt dessen? Entweder in Verkennung seiner Aufgabe, oder aus Mangel an Beweisen unterhält er uns mit den Juden der Zukunft, bezw. mit der zu bildenden deutsch-französisch-jüdischen Mischrasse in dem sozialistischen Himmelreiche des einzigen Erdstaates ohne Hunger und Not, ohne Rassenhaß und Krieg u. s. w.

Wir sehen also bei beiden Herren die Grundlage ihrer Aufsätze unscharf ausgeprägt und schwankend. Danach muß jeder Gegner deren Wert bemessen.

Ich komme nun zu Herrn Held im besonderen. Mehr als die Juden der Zukunft interessieren mich seine Ansichten über die Deutschen der Gegenwart, was mir hoffentlich niemand übel nehmen wird, da ich ein Deutscher bin und mein Volk liebe.

Was soll das nun heißen:

A. „Nein, die Tragik des Judentums liegt eben darin, daß es von einer einzigen, weltgroßen, unteilbaren Seele entflammt ist! Daß diese nationalitätssäurefreie, chemisch rein humane Universalseele versprengt ward unter die hundert kleinlichen Duodezvolksseelen, diese Spottgeburten von Dreck und Feuer, von Diplomatiekniffen und Kanonenschlünden.“

1) Nach Herrn Alberti sind die Juden, die gern aufgesogen sein möchten, deutschnational, wie er selbst sich giebt; seine orthodoxen Gegner halten selbstverständlich an der jüdischen Nationalität fest, da sich ja bei ihnen Nation und Religion decken, was bei christlichen Völkern nicht der Fall ist.

Welches Judentum meinen nun Sie, das von einer einzigen weltgroßen, nationalitätssäurefreien, chemisch rein humanen Universalseele durchflammt ist?

2) Welche Deutschen halten Sie für Spottgeburten von Dreck und Feuer, kleine Duodez-Volksseelen? Da die armen Juden durch das ganze deutsche Volk hin versprengt sind, so müssen alle Deutschen gemeint sein. So folgere ich; bringt Ihr Beweis besseres, will ich Ihnen gerne glauben.

3) . . . von Diplomatiekniffen. Was meinen Sie damit, welche Thatsachen, welche genauen Kenntnisse berechtigen Sie zu diesem Ausspruche?

B. „Hätten wir doppelt soviel Juden und halb soviel Soldaten, Beamte, Prediger, Gymnasialprofessoren, Zeitungsreptile — dann könnte der deutsche Adler seine Schwingen entfalten zum Sonnenflug, während er jetzt nur kampfbereitend seine Klauen auf uns krampft . . . .“

1) Heißt das aus Ihrer Bildersprache in gute Prosa übertragen: Die Deutsche Regierung treibt Antisemitismus oder heißt ihn stillschweigend gut? Ihr jüdischer Reserveleutnant bezw. Reservenichtleutnant genügt noch lange nicht zum Beweis, daß der deutsche Adler seine Fänge kampfbereitend gegen die Juden krampfe.

2) Wie stellen Sie sich den Sonnenflug des Adlers nachher vor? Benützen Sie als Parallele die Lage Österreichs, wo die Judenemanzipation nicht die leiseste staatliche Schranke gefunden hat.

C. „Heute sage ich den Juden noch: Haltet und vermehret Euer Geld auf jede Weise!“

1) Was heißt auf jede Weise? Doch wohl auf redliche und unredliche Weise. Das läßt tief blicken. In Österreich nennt man das Tarnopoler Moral.

2) Frage ich die Leser, ob die Antisemiten Recht haben, wenn sie diesen Ausspruch zu dem übrigen reichen Beweismaterial (z. B. über Heine, Offenbach u. s. w.) zulegen, woraus hervorgeht, daß die Juden auf unsere Sittlichkeit zersetzend wirken?

3) Erscheint Herrn Held diese Moral vielleicht als ein Teil jener „jüdischen Intelligenz- und Charakterbesonderheiten, die sie, nämlich die christliche Gattin, nicht hat, aber an ihrem jüdischen Gatten als spezifisch-jüdisch schätzen und lieben muß, damit aus einer solch gemischten Ehe tüchtigere Individuen hervorgehen können, als die Eltern waren.“

D. „Statt Antisemitismus zu treiben oder zu dulden, sollte das deutsche Volk, wenn es wirklich das vielbesungene Vergißmeinnichtgemüt hat, seinen jüdischen Brüdern mit überschäumendem, Verzeihung flehendem Mitleid entgegenkommen.“

1) Verzeihung flehendes Mitleid? Wen kann man bemitleiden? Doch nur ungerecht behandelte und unterdrückte. Wo sind die unter den Juden

Deutschlands? Vielleicht die Geldmänner, die den Weltmarkt, oder die Juden bei der Presse, die alle öffentliche Meinung beherrschen, und, wenn es angeht, auch tyrannisieren? Oder hindert sie jemand in der Ausübung der Religion? Beweisen Sie das oder Sie haben Thatsachen absichtlich verdreht.

2) Wie weit aber die „Judenverfolgung“ gehen kann, soll folgende kleine Geschichte aus Wien zeigen, wo bekanntlich Leute wohnen, deren Gutmütigkeit oft bis an die Grenze aller Selbstverleugnung geht. Dort rief im Gemeinderate der Jude Siegmund Mayer einem christlichen Kollegen, der über das Vordrängen der Juden Beschwerde führte, öffentlich zu: Wenn wir Juden Euch zu viel sind, so wandert Ihr Christen aus! Auf diese Äußerung wagte keiner der Anwesenden etwas zu erwidern.

Wer will nun angesichts solcher Thatsachen, die nicht vereinzelt dastehen, von Verzeihung und Mitleid reden?

E. „Unsere Leutnants sind doch wohl die Inkarnation unserer kulturellen Größe?“

Entweder wissen Sie überhaupt nicht, was Kultur heißt, oder Sie verdrehen wieder einmal absichtlich.

Wenn ein Volk zwischen zwei mächtigen und beutegierigen Gegnern eingekeilt ist, muß es selbstverständlich den Wehrstandpunkt stark betonen. Wenn es dem unvergleichlichen Kanzler gelungen ist, nicht allein dem Reiche, sondern ganz Europa den Frieden zu erhalten, so hat er trotz allen Lasten, die er dem Volke auferlegt hat, der Kultur mehr genützt, als alle Menschheitsverbrüderer, Zukunftsträumer und Schwärmer für das sozialistische Himmelreich der Vereinigten Staaten von Europa.

Allen jenen aber, die gegen den Krieg und den Militarismus schreiben, will ich ein Mittel zur gefälligen Benutzung empfehlen, wenn sie wirklich etwas ausrichten wollen. Das Mittel heißt: „Sein Volk über alles lieben, deutschnational sein.“ Herrn Held behagt das freilich nicht, darum spricht er von Reichsfanatismus und Vaterlandsaffenliebe. Und doch sind beide dringend geboten, schon aus dem Grunde, weil sie unsere Gegner viel eifriger pflegen, als wir. Die Nationalität ist für das Volk dasjenige, was für den einzelnen der Charakter. Die Nationalität ist unabhängig von Reich, Partei und Regierung. Fallen die Reichs- und Volksgrenzen zusammen, ist eine Partei, ist die Regierung national, so laufen zwei Kräfte parallel, im entgegengesetzten Falle wird ein Teil oft schwer geschädigt. Eine Partei kann die Regierung bekämpfen, aber sie darf sich nicht so weit vergessen, dabei die Nationalität zu zersetzen und das nationale Interesse zu untergraben. Das deutsche Volk war durch Jahrhunderte der Knecht Frankreichs und Englands; das eine nahm ihm Länder, das andere kaufte sich

von ihm seine Soldaten. Wenn nun der Deutsche sich seiner Nationalität allmählich bewußt wird, wofern es ihm Ultramontane, Freisinnige oder Sozialisten erlauben, schreit man gleich von Chauvinismus.

Ja, es giebt einen Chauvinismus, d. h. ein fortwährendes Preisen des Einheimischen und Schimpfen auf das Fremde, gleichviel ob es gut oder schlecht ist. Der umgekehrte Fall ist natürlich auch Chauvinismus, nämlich Fremdaffentum. Wer sein Volk wahrhaft liebt, liebt es mit dem Herzen und trotz aller seiner Fehler. Er ist dann weder für die Vorzüge und Fehler des eigenen Volkes noch eines fremden blind. Daher wird er unablässig an der Vervollkommnung seines eigenen Volkes arbeiten und mit sich in strenger Selbstzucht beginnen. Fremde Vorzüge wird er nicht gedankenlos herübernehmen, sondern im Wettkampfe mit diesen etwas eigenes, nationales, volkstümliches schaffen.

Diese einfache Erklärung, was deutschnational ist, wird hoffentlich richtig sein. Jeder Parteimann, welcher Färbung immer, kann demnach national sein, unbeschadet seines sonstigen Programms.

Wenn nun sehr viele Sozialisten und auch etliche Realisten von einem Nationalbewußtsein nichts wissen wollen, anderseits aber gegen den Krieg sind, so mögen sie folgendes bedenken: 1) Ihre schönen Zukunftspläne von den Vereinigten Staaten Europas sind eben noch *Zukunftspläne*.

2) Worauf lauern die Feinde Deutschlands? Auf die *nationale* Stimmung, genau wie sie es vor 1870 gethan haben.

Hören sie nun Dinge aus dem Munde von Deutschen, wie „Rückgabe des elsässischen Raubes; die französischen Arbeiter sind unsere Brüder, die deutschen Bourgeois unsere Feinde" (Sozialistenführer Joest, 18. Febr. 1890) so können das die Franzosen leicht falsch auslegen und zum Kriege treiben. Wenn auf das hin die deutsche Regierung weiter rüsten muß, so kann ihr niemand Unrecht geben, am wenigsten die, welche sie indirekt dazu treiben.

Man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, daß ich als Nichtangehöriger des deutschen Reiches so spreche. Gerade als unbeteiligter Beobachter und Angehöriger eines Staates, in dem der Deutsche um seine nationale Existenz kämpft, weiß ich besser, was Nationalbewußtsein wert ist und was den Reichsdeutschen in der Hinsicht not thut.

Wer nun den Ton des Heldschen Aufsatzes im allgemeinen und die antinationalen Stellen im besonderen betrachtet, wird vielleicht wieder einen Beleg für die Behauptung der Antisemiten finden, daß die *Juden den nationalen Charakter des deutschen Volkes zu zersetzen und zu verändern* suchen.

(Schluß folgt.)

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Der Kunstverein hat 14 Tage lang eine Hans Thoma-Ausstellung zum Besten gegeben, die ein wahres Ereignis bedeutete für die Liebhaber und Förderer unserer vaterländischen Kunst. Der Frankfurter Meister, ein deutscher Maler im schönsten Sinne des Wortes, beginnt allmählich, nachdem er ein Menschenalter fast im Verborgenen gerungen und eine große Zahl der herrlichsten Gemälde geschaffen, ohne daß die landläufigen Kunstkritiker die Posaune an den Mund gesetzt, auf der Höhe seines Lebens und Könnens die längst verdiente Würdigung zu finden. Wir werden dem tapferen Meister nächstens eine besondere Besprechung widmen.

Martin Greifs „Konradin", welcher den tragischen Abschluß der dramatischen Hohenstaufen-Trilogie des gefeierten Münchener Dichters bildet, hat, wie in Gera und Nürnberg, so auch bei der Erstaufführung auf der Perfallschen Reformbühne des hiesigen Hoftheaters eine glänzende Aufnahme gefunden. Die schauspielerischen Leistungen waren im ganzen sehr gut, hervorragend die Hauptrollen Konradin (Herr Stury) und Anjou (Herr Schneider); auch Herr Bonn als Friedrich von Österreich, Herr Fuchs als Enrico von Castilien, die Damen Bland (Konradins Mutter) und Dandler (Violante) hatten große Momente packender Darstellung.

Über die litterarische Bedeutung des Werkes gingen die kritischen Stimmen auseinander — bis ins absurd Extreme, namentlich auf Seite der Tadler und Beckmesser-Nachwüchslinge. Daran reihten sich noch verschiedentliche Intrigantenstücklein, daß man sich fragen mußte, leben wir in einer fürstlichen Kunststadt mit großen, frohen Traditionen oder in Krähwinkel, wo irgend ein lichtscheuer Kumpan ungestört die schlimmsten Zettelungen verüben darf und die schuldlosesten Leute verdächtigen? Kurz, die Preßkritik und was drum und dran hat sich wieder einmal von ihrer sehr unschönen Seite gezeigt. Dies nebenbei. Und nun zum Dichter und seiner Dichtung.

Behält man die einmal gegebene, durch eine große Reihe von tüchtigen Schöpfungen deutlichst gekennzeichnete Eigenart des Dichters fest im Auge, so ergiebt sich bei unbefangener Prüfung, daß auch dieser „Konradin" ein echter Greif ist: lyrisch-gemütreich, psychologisch nicht eben tief, aber gerade und ehrlich, dramatisch in schönen Linien bewegt, ohne dämonische Kanten, zuweilen wortreich im Stile der alten Schule, wo die neue Schule die schärfste Knappheit in elementar-wuchtigen Entladungen des tragischen Konfliktsinhalts fordert. Martin Greif ist kein Stürmer und Dränger. Er ist ein reifer Künstler, still, ausgeglichen, fest. Von den Virtuosenmätzchen der Berliner Schule — schwöre sie auf Wildenbruch oder Hauptmann — weiß seine Muse nichts. Er ist auch kein dramatischer Brillantfeuerwerker wie die Franzosen. Er ist stets er selbst, brav, sinnig, süddeutsch. In den ersten Akten seines „Konradin" sind ganz vorzügliche Szenen neben schwächeren und verfehlten. Der gute Homer hat bekanntlich auch manchmal geschlafen.

Am wenigsten gelungen ist der letzte Akt; den hätte ein Heyse oder Lingg ebenso machen können. Greif ist da verwunderlicher Weise um die Ecke gegangen, um der blutigen Haupthandlung auszuweichen und uns nur die düsteren Reflexe derselben

auf die Nebenfiguren im Dämmer der Seitengassen zu zeigen, wo ein kühnerer Dramatiker von wilder Nervenkraft uns mitten ins volle, grelle Mittagslicht der zermalmenden Schicksalsentfaltung auf den blutigen Schauplatz selbst hätte stellen müssen.

Zumal wenn man vom Oberammergauer Passionsspiele kommt und dort die furchtbaren Szenen der Verurteilung Christi, des Leidensweges und der Kreuzigung miterlebt hat; muten diese handlungsarmen Ausgänge der Hoftheatertragödie die stärkere Natur etwas schwächlich an, trotz der vielen Thränen und rührenden Worte und feierlichen Entschlüsse. Am Ende des Greifschen Konradin-Dramas bleibt ein einziger richtiger, imponierender Kerl übrig, der uns in seiner harten Scheußäligkeit noch Achtung abnötigt — Karl von Anjou, der Mörder. Und diese abgezwungene Achtung in der einen Wagschale unserer Empfindung wiegt schwerer, als das bis zum Bedauern eingeschrumpfte Mitleid mit dem Unglücke in der andern Wagschale. Das aber ist keine geringe Schuld des Dramatikers, uns mit dem Eindrucke zu entlassen, daß der Henker interessanter geraten ist, als sein Opfer — uns, die Künstler und Kritiker, nicht das große Publikum, notabene.

Das ganz Merkwürdige und Einzige an den Oberammergauer Passionsspielen ist dies, daß sie uns wirklich wieder einmal ernsthaft packen, uns das Herz im Leibe umdrehen und unsere Maßstäbe für tragische Darbietungen und Wirkungen strenger und höher machen. Trotz des uralten, seit unseren frühesten Kindesjahren uns vertrauten Stoffes, trotz der ewigen theologischen Leier im christlichen Kirchenjahr, trotz aller katholischen Bilder, Schaustellungen, Prozessionen u. s. w., wirkt die theatralische Vorführung des evangelischen Dramas in Oberammergau wahrhaft neu und menschlich-groß. Nur was nach der Katastrophe auf Golgatha folgt, die Auferstehung und Himmelfahrt, ist kleinliches Nachspiel mit kirchlich-theologischem Beigeschmack, religiöse Feerie zum Ergötzen der Gläubig-Naiven und Geistig-Armen. Mit dem letzten Wort des sterbenden Christus ist das eigentliche große Drama zu Ende. Die Volksszenen — oft bis zu siebenhundert Personen — gehören zu dem künstlerisch-naturalistisch Großartigsten, was ich je auf der Bühne gesehen. Achtunggebietende künstlerische Begabung zeigten in besonders starkem Maße die Darsteller des Hohenpriesters, des Kaiphas, des Pontius Pilatus und der Maria. In Chören, Prologen und lebenden Bildern wird des Guten zu viel gethan. Hier sind umfangreiche Kürzungen geboten. —



Kritik.

Romane und Novellen.

Oskar Meding (Gregor Samarow): Im Bann der Irredenta. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Man wird mirs nicht glauben, wenn ich sage, ich habe diesen Roman gelesen. Und es ist die Wahrheit. Ich habe ihn gelesen — nach meiner Art solche Sachen zu lesen. Besser wärs, dergleichen gäbs nicht mehr, in keiner Litteratur der Welt. Allein das setzte eine Höhe der Leserwelt

voraus, die ich und du nicht mehr erleben werden, armer Zeitgenosse. Es ist unheimlich, was alles geschrieben, gedruckt und gelesen wird auf dieser Erde. Und zum Unheimlichsten gehört, was dieser Oskar Meding jahrein jahraus fertig bringt. Was hat er nur wieder alles in diesen dreibändigen Roman-Darm hineingewurstelt, dieser nimmermüde Roman-Wurstler! Den Papst Leo, den König und die Königin von Italien, den Herzog von Aosta, Crispi, Depretis, eine zahllose Menge von fürstlichen, diplomatischen und militärischen Eintagsgrößen männlichen und unmännlichen Geschlechts, Geistliche von allerhand Sorten, intrigante Weibsen mit und ohne Liebestollheit, patentierte Nihilisten und Nihilistinnen, infernales Pack von vollendeter Lächerlichkeit. Da wird politisiert, gelogen und betrogen und über das Heil der Völker endlos debattiert, den schwatzenden Personen hängen ganze Leitartikel aus dem Munde. Herrgott im Himmel, wann erlösest du uns von diesem Übel?

X. Y. Z.

Süd und Nord. Erzählungen von **Cable** und **Deming**. VII. Band der „Sternbanner-Serie.“ Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Ein Dutzend allerliebster Geschichten zur Kurzweil besserer Leser. Namentlich Deming, der Nordmann, ist ein feiner Fabulist, warm und gemütreich. Erzählungen wie „Johns Prüfung“, „Klein-Ännchen“ reizen zum wiederholten Lesen. Wenn man gar von Oskar Meding kommt, wünscht man gleich ein Amerikaner unter diesen Amerikanern zu sein. Schlechte Erzähler verleiden einem die eigene Heimat. Zerschmettere sie, Kaiser!

X. Y. Z.

Dämmerungsstück. Vier Erzählungen von **Oscar Panizza**. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die auf dem ersten Blatte dem Andenken Edgar Poes gewidmeten Erzählungen zeigen schon mit ihren Überschriften „Das Wachsfiguren-Kabinett“, „Der Stationsberg“, „Die Menschenfabrik“, „Eine Mondgeschichte“, daß wir hier den realen Boden nüchterner Alltäglichkeit verlassen und die geraden Linien des hellen Tages-Sehens hier wohl absichtlich im Dämmerungslicht der Täuschung zu Bildern verschoben werden, deren phantastische Kraft sich dem Leser oft gegen dessen Willen aufzwingt — eine Kunst der Darstellung, in der gerade Poe, und nicht minder vor ihm unser E. T. A. Hoffmann, so Vortreffliches geleistet. — Panizza hat zu dieser eigentümlichen Mischung von grotesker Vision und berückender Natürlichkeit eine flotte, moderne, realistische Darstellung gefügt, so daß wir nicht zu viel zu behaupten vermeinen, wenn wir sagen, diese eigenartigen Erzählungen, die meist mit Beginn der Nacht anfangen und mit Anbruch des Morgens ihr Ende finden, dürften eines allseitigen Interesses beim deutschen Publikum gewiß sein.

G.

Der Berner Ehrendoktor und litterarische Leiter des „**Bund**“, **J. V. Widmann**, gebürtig aus Nennowitz in Mähren, hat sich bekanntlich das grausamliche Vergnügen gemacht, uns und den gesamten Friedrichschen Verlag zu boykottieren, da, wie er uns auf einer neuerlichen Postkarte schreibt, „doch eine eiserne Stirn dazu gehört, dem von Ihrer Schriftstellersippe (!) so frech angegriffenen Manne (!) noch immer die Beschäftigung mit Ihren Verlagswerken zumuten zu wollen.“ — Wir haben selbstverständlich eine von der Widmannschen wesentlich abweichende Auffassung von litterarischer und kritischer Ehre und Verpflichtung und können uns deshalb seinem aus Amerika importierten Systeme des Boykottierens so wenig anschließen, wie wir uns seinem eigenen dichterischen Schaffen gegenüber des Igno-

rierens oder Totschweigens zu befleißigen vermögen. Wir wissen, wie alle anständigen und gewissenhaften Kunstrichter, das Werk sehr wohl von dem Menschen zu scheiden und das erstere mit voller Unbefangenheit zu würdigen, auch wenn uns der letztere durch seine persönlichen Eigenschaften durchaus verächtlich und widerwärtig geworden ist. Um aber bei dem gegenwärtigen Stande unserer Beziehungen zu dem litterarischen Leiter des Berner „Bund" auch den leisesten Verdacht der Parteilichkeit von uns abzuwenden, erteilen wir das kritische Wort über Widmanns neuestes Buch „Gemütliche Geschichten" einem Mitarbeiter der hochangesehenen Berliner „Tägl. Rundschau" und bringen unseren Lesern folgende Rezension zur Kenntnis:

Gemütliche Geschichten. Zwei Erzählungen aus einer schweizerischen Kleinstadt von J. V. Widmann; Berlin, Gebr. Paetel. Joseph Viktor Widmann, Redakteur des Berner „Bundes", ist, wenn ich nicht irre, von Geburt kein Schweizer, aber seiner Natur nach ist er einer. Freilich keiner vom Stamm der Winkelriede und Zwingli, sondern nur ein echter Schwyzer Pfahlbürger, ein biederes Mitglied dieser beschränktesten und nüchternsten Gattung aller Kleinstaats-Deutschen. Für solch einen Schwyzer ist Bismarck ein politischer „Hampelpampel", und den Mond rechnet er zu den Annexen der Schweiz, weil ihn glücklicherweise bisher noch keine der verflixten Großmächte für sich in Anspruch genommen hat. Die politische Eigenart dieses Pfahlbürgers, seine ganze geistes- und begeisterungsleere Behäbigkeit mit der ganzen Enge des Horizontes, des Wollens, des Gemütes verpflanzt Widmann in die Litteratur. Seine Stellung muß ihm sehr viel Muße lassen, denn, es kann nicht anders sein, diesen ungeheuerlich dicken Band, den er uns darbietet, hat er unbedingt in zahllosen Schlafstunden abgefaßt. Gemütlichkeit nimmt man ja zuweilen einmal ganz gern zu sich, theelöffelweise, aber wenn man sie eimerweise trinken soll, — davor b'hüt uns Gott, lieber Schweizer. Hätte Herr Widmann die kindlichen Jungensstreiche und Mädchenthorheiten, von denen er berichtet, auf fünfzig Seiten erzählt, so würde das wenigstens Selbsterkenntnis beweisen, aber einige hundert Seiten auf die Schilderung dieser Wüste an Geist und Gemüt, genannt Weidlins an der Erpel, zu verwenden, das heißt Opium schreiben. Hier und da schlängelt sich durch die Wüste ein Wässerchen von Charakteristik, aber dieses Wässerchen hat Widmann ganz und gar aus Gottfried Kellers Schweizer Geschichten geschöpft und in die seinen hinübergeleitet; kein Tröpfchen ist sein eigen. Auch die Schilderung ist eitel Kopie, nur daß Widmann jedesmal ein Kellersches Goldkörnchen meterbreit schlägt. Und nirgendwo ein eigenartiges Wort, nirgendwo jene lebendige Anschaulichkeit, die in wenigen Strichen ein klares Bild entstehen läßt, nichts als Breite, läppisches Behagen an Philisterei und Langweile. Ich bin in Gefahr, einzuschlafen, noch jetzt, wo ich mir das Buch nur zu vergegenwärtigen habe, um es zu beurteilen. C. K.

Soweit der Kunstrichter der „Tägl. Rundschau." Wird Herr Widmann den Vorwurf des Plagiierens und Kopierens in christlicher Ergebung auf sich sitzen lassen? Oder wird er der „Tägl. Rundschau" und ihrer „Schriftstellersippe", wie er uns gethan, mit der Verhängung des Boykotts antworten? Der Tapfere hat schon so Vieles auf sich sitzen lassen und schon so Mancherlei verhängt, über sich selbst sogar, namentlich den bewußten Fluch der Lächerlichkeit, daß wir kaum mehr auf seine Antwort neugierig sind.

Fritz Hammer.

Rolla. Die Lebenstragödie einer Schauspielerin, erzählt von Richard Voß. Zweite Auflage. Zwei Teile in einem Bande. (Leipzig, Friedrich.) Unter den erzählenden Schöpfungen, mit denen uns der geniale Dichter bisher beschenkte, muß „Rolla", die hier in zweiter, durchgesehener Auflage vorliegt, an hervorragender Stelle genannt werden; die hohen dichterischen Eigenschaften, die Richard Voß so rasch zum verwöhntesten Liebling des Publikums gemacht haben, treten nirgends in so reiner Form zu Tage als in diesem Roman, der in großen Zügen das erschütternde Lebensschicksal einer hochbegabten Schauspielerin erzählt: Voß bietet uns in dieser virtuos gemalten Seelenstudie einer Künstlernatur ein wahres Kabinettstück psychologischer Feinmalerei. In der spannenden Darstellung und Entwickelung der reichbewegten Handlung zeigt sich aufs Glänzendste die dramatische Kraft des Autors, zumal in der wuchtigen Tragik der Schlußszenen, denen die düstere Gebirgsnatur der tiroler Alpen als stimmungsvoller Hintergrund dient. Z.

Die thätige Verlagsbuchhandlung Otto Janke, Berlin, versandte kürzlich eine stattliche Reihe von Romanen, welche mit ihren Tugenden und Fehlern immerhin der Erwähnung verdienen.

„Eine alte Schuld." Roman von A. von der Elbe. Drei Bände. Eine weitaus fesselndere, gediegenere und ernster zu nehmende Lektüre ist obgenannter Roman, welcher am Spieltisch von Baden-Baden seinen Anfang nimmt. Der Premierlieutenant Eberhard von Bernsbach, ein leichtlebiger, stets verliebter Kavalier, der einer abenteuerlustigen Französin, welche sich Valerie de Rambert nennt und ihrem schurkenhaften sogenannten Oheim mit jugendlichem Leichtsinn in die Falle geht, ist der Held der hübschen Arbeit des bekannten und beliebten Romanziers. Eine Kousine Eberhards, die kluge, verständige Asta, will ihr Vermögen opfern, um den jugendlichen Heißsporn zu retten, und in aufwallender Dankbarkeit verlobt er sich mit ihr, obzwar ihre Aufopferung sich später als unnütz erweist, da das echte Fräulein von Rambert die bedeutende Geldsumme ersetzt, welche die Abenteurin ihm entwendet. Asta und ihre Schwester Fränzchen haben unter einer smorphiösen Stiefmutter, die den Vater zu immer tolleren Ausgaben verleitet, nicht wenig zu leiden. Diese Stiefmutter trägt auch Schuld daran, wenn das alte Rittergut endlich verkauft werden muß und in die Hände des schlichten Landwirtes Erdmann-Seebohm übergeht, gegen welchen sich Asta so feindlich als möglich stellt; nebenbei spielt noch eine interessant durchgeführte Geschichte, in welcher wir erfahren, daß Astas Vater eigentlich nur durch Treubruch und Verrat an seiner früheren Braut sich mit seiner jetzigen Gattin, deren Stieftochter, vereinen konnte. Die Untreue spielt eine ziemlich große Rolle in dem dreibändigen Roman, denn auch Eberhard folgt dem Beispiele seines Oheims und betrügt seine Braut jener abenteuerlichen Französin wegen, die ihm einst so hart mitgespielt; er treibt sie dadurch Erdmann-Seebohm in die Arme, welchen sie längst im Stillen geliebt, obschon sie ihn unausgesetzt angefeindet. Der Stil des dreibändigen Romanes ist leicht und elegant, er trägt nicht wenig dazu bei, das Buch dem Leser sympathisch zu machen.

Im Feuer geklärt. Roman von M. Gerhardt. Auch dieses Buch aus Jankes Verlag ist eine Erbschaftsgeschichte, bei welcher der Landwirt Curt Ekwart, der nach allerhand höchst drastischen Konflikten die verwittwete Freifrau von Riedhelm als Gattin heimführt, die Hauptrolle spielt; die Liebe führt in

diesem Roman das große Wort und zwar so sehr, daß sie mit ihrer elementaren Gewalt sich über einen noch lebenden Gatten und dann über einen im Zweikampf erschossenen Bräutigam hinwegsetzt. Es ist eine jener Lieben, welche auf den ersten Blick entstehen und sich nimmer gebieten oder einschränken lassen. Leicht und angenehm ist die Lektüre des Buches, dem wir jedoch keine epochemachende Lebensdauer zumuten, was ja auch gar nicht Allerwelts Sache ist. —thrn.

Als dritter Band von Adolf Glasers „Gesammelten Schriften“, die bei Wilhelm Friedrich in Leipzig in zwangloser Folge erscheinen, gelangte soeben Glasers Roman „Das Fräulein von Villecour“ zur Ausgabe. Den Hintergrund dieses Romans bilden Vorgänge, die sich auf die Jugend des großen Kurfürsten von Brandenburg, des gewaltigen Ahnherrn unseres deutschen Kaisers, beziehen, ebenso, wie in dem Roman „Ein Seelenfreund“ der Sohn des Kurfürsten als erster König von Preußen in die Handlung eingreift. In „Fräulein von Villecour“ tritt das Geschick der Heldin, der jungen und schönen Tochter eines vornehmen französischen Ehepaares, welche des protestantischen Glaubens wegen aus dem Vaterlande flüchtet, und eines deutschen genialen Musikers in den Vordergrund. Das Leben an den damaligen deutschen Höfen ist mit genauer Kenntnis in kurzen Zügen charakterisiert; nach schweren Prüfungen kommt endlich ein günstiger Abschluß für das Lebensschicksal der Hauptpersonen. G.

„Der Zauberring des Herzens“, Roman in 3 Bänden von A. Forstenheim. Leipzig, Wilhelm Friedrich. „De mortuis nil nisi bene“ — sie, welche den umfangreichen, dreibändigen Roman, der obigen Titel führt, geschrieben, weilt nicht mehr unter den Lebenden, ist erst vor wenigen Monaten eingegangen in das Reich des Schattens, von dem es keine Wiederkehr mehr giebt, lebt noch warm in dem Gedächtnisse Aller, in deren Nähe sie geweilt. Der Kritik wird dadurch ihre schärfste Spitze abgebrochen und unwillkürlich betrachtet man Alles in mildem Lichte — doch selbst wenn man pietätlos das Seziermesser scharf ansetzen will, muß man zugestehen, daß A. Forstenheims Roman viel Gutes aufzuweisen hat, obzwar er die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen mitunter etwas gar zu weit hinter sich läßt. Die Lebensschicksale des jungen Mediziners Dr. Eberhard Blaß', welche an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, bilden den Schwerpunkt der Handlung. Die Schilderungen, an denen das Buch reich ist, können übrigens nicht verfehlen, das Interesse des Lesers zu erwecken und, abgesehen von einigen Weitschweifigkeiten, welche den Rotstift der Redaktion vertragen haben würden, läßt sich gegen das Werk der verblichenen Dichterin nicht nur nichts einwenden, sondern verdient dasselbe rühmendste Anerkennung. Besonders interessant ist der Einblick in das Thun und Treiben der Klosterbrüder von Bunar und des unwürdigen Bruder Glygor. W.

Neue Epik.

1) Wilhelm Emanuel Backhaus, Odinskinder. 2 epische Dichtungen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1890. 171 S. ca. 3400 Verse.

2) Marie v. Najmájer, Johannisfeuer. Eine Dichtung. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1889. 157 S. ca. 3800 V.

3) Angelica von Hörmann. Oswald von Wolkenstein. Erzählendes Epos. L. Ehlermann, Dresden. 1890. 175 S. ca. 4400 V.

Es ist nicht Mangel an Galanterie, wenn ich die beiden Damen nach Herrn Backhaus erwähne, auch nicht nach der Anzahl Verse der Epen, sondern meine

Reihenfolge habe ich lediglich nach dem litterarischen Wert derselben aufgestellt. Da übertreffen die Damen Herrn Backhaus ganz beträchtlich. Vielleicht liegt es daran, weil Damen immer besser episch — plaudern können.

Backhaus ist kein Dichter, aber er ist ein feingebildeter Mann, der durch zahlreiche meist anonym erschienene Bücher sich als ein reiner guter Mensch, als ein klarer Denker gezeigt hat. Daher gelingen ihm ganz hübsche glatte Verse zuweilen, aber mit keiner Zeile verrät sich das spezifisch dichterische Element. Die erste Dichtung „Baldur und Salama" ist psychologisch einfach unmöglich. Baldur ist ein deutscher „Konsul" in Egypten. Er liebt die Tochter eines Türkenpaschas und will sie entführen. Sie verabreden ein Rendezvous bei den Pyramiden, er verirrt sich auf dem Wege zu ihr und erreicht die Wartende noch zur rechten Zeit. Da sie heftig fieberkrank ist, eilt er in eine Oase, um Heilmittel zu holen. Während seiner Abwesenheit wird Salama von den verfolgenden Türken wieder zurückgebracht und gezwungen, den Prinzen Hassan zu ehelichen. Mit Hilfe einer Dienerin von der bekannten rührenden Treue gelangt der Konsul (!) Baldur, mit Weiberkleidern (!) angethan, in das Brautgemach Solamas und tötet seinen Nebenbuhler bei Beginn der Hochzeitsnacht. Hierauf glückliche Flucht nach Deutschland. Ich weiß nicht, wo und wann eine derartige Handlung möglich ist. Dazu erhält noch die Geschichte durch das Wörtchen „Konsul" einen fatalen modernen Beigeschmack, der die Erzählung geradezu komisch erscheinen läßt. Von irgend welcher Charakteristik der Zeit und Personen ist so wenig die Rede, daß ich die Handlung nur für die märchenhafte Zeit Oberons gelten lassen könnte. Was sind das auch alles für Menschen! Ohne Blut, ohne Knochen! Salama, die Paschastochter, erklärt „Nathan den Weisen" für ihr Lieblingsbuch und Baldur thut eigentlich nichts, als in den ernstesten Momenten sogar, zu reflektieren und zu philosophieren, was der Mensch und das All sei, was man für Gedanken angesichts der Pyramiden haben könne u. s. f. Die zweite Erzählung behandelt eine Episode aus Luthers Leben und ist ein wenig besser. Jedenfalls zeigt das Buch an, daß man ein guter Mensch und ein klarer Denker sein kann, ohne ein Poet zu sein.

Beträchtlich höher steht das Epos von Marie von Najmájer (Nr. 2). Es behandelt die heldenmütige Verteidigung des Forts St. Elmo auf Malta durch die Johanniterritter gegen die Türken (1558). Auf diesem historischen Hintergrunde spielt sich eine ungemein zarte Liebesgeschichte ab zwischen einem Johanniterritter und einer Malteserin, die durch das Keuschheitsgelübde des Ritters ein melancholisch-resigniertes Ende nehmen mußte, und deren Zartheit die Verfasserin nur zu oft durch die Epitheta „geistig", „seelisch" zu bezeichnen liebt. Beide Liebenden kommen heldenhaft in dem Kampfe um St. Elmo um. Bis auf kleine Inkorrektheiten ist das Epos formell und sprachlich gleich gut, namentlich zeigt die Verfasserin in der Ausmalung der Kampfszenen ein bedeutendes plastisches Talent. Einen Einwand muß ich doch machen. Zwei Teile des Gedichtes heißen „Juanas Lieder" und „Alvaros Lieder" und enthalten Liebesgedichte beider Liebenden. Das ist psychologisch unsinnig; waren denn beide Liebende Dichter gewesen? Aber dieser Fehler kommt in Epen nach dem Vorbild von Scheffels „Trompeter" so häufig vor, daß ich ein wenig darauf eingehen möchte. Es handelt sich darum, dem Leser die Liebe einer Gestalt zu schildern. Das kann geschehen 1) durch direkte Beschreibung ihres Seelenzustandes, 2) durch Monologe der betreffenden Gestalt, was freilich auch oft bedenklich unpsychologisch ist, 3) durch Dialoge der beiden Lieben-

den oder anderer über sie, 4) durch Umsetzung der Empfindung in Handlung. Die erste Art ist rein episch, die zweite und dritte episch-dramatisch und die vierte rein dramatisch und daher ungleich wirksamer als die erste. Dadurch, daß man die Helden einfach in lyrischen höchst subjektiven Liedern sprechen läßt, macht man sich die Sache sehr leicht — auf Kosten der Wahrscheinlichkeit.

Das Epos von Angelika v. Hörmann (Nr. 3) verdient aber den ersten Preis. Es ist mir eine aufrichtige Freude, auf diese Dichterin nachdrücklich aufmerksam machen zu können, welche vorher mir auch nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen ist. Und doch hat sie schon (1869, 1876) zwei poetische Werke herausgegeben! Ihr Epos behandelt eine Episode aus dem Leben Oswalds von Wolkenstein, eines Minnesängers aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, dessen Lebensgeschichte historisch zu der merkwürdigsten seiner dichterischen Zeitgenossen gehört. Wie schön das Gedicht formell und sprachlich ist, welch eine Spannung in demselben herrscht, geht daraus hervor, daß ich seine viereinhalb Tausend Verse in einem Zuge ausgelesen habe. Nichts von der verschwommenen Süßlichkeit J. Wolffs, sondern voll Mark und Kraft stehen uns Zeit und Ort und Personen der Handlung plastisch vor Augen. Da ist es denn überflüssig, noch länger ein paar kritische Bemerkungen anzuknüpfen. Wer so schreibt und empfindet wie Angelika von Hörmann, der braucht meiner Meinung nach nicht die kritischen Ratschläge von

Ludwig Jacobowski.

Dramen.

Da liegen drei neue Stücke auf meinem Tisch:

Apollo. Eine Komödie in zwei Aufzügen von Hans v. Gumppenberg. München, Kommissionsverlag der Lindauerschen Buchhandlung. 41 Seiten.

Nero. Trauerspiel in fünf Akten von Julius Brand. München, Verlag von Louis Finsterlin. 112 Seiten.

Cornelia. Schauspiel in fünf Aufzügen von A. Detto. Leipzig, Druck von Oswald Mutze. 80 Seiten. Der fünfte Akt in zwei Bearbeitungen.

Ich schreibe nicht gern über Theaterstücke — vor deren Aufführung. Die Gefahr, die riesigsten Dummheiten zu sagen, ist zu groß. Dieser Gefahr sind schon die gescheidtesten Leute erlegen. Ich nenne nur Wilhelm Bölsche und meinen Freund Paul Dobert, die wirklich zu den besseren und einsichtigeren Litteraten gehören. Beide haben über meine Theaterstücke so ungeheuerliches Zeug publiziert, der eine in Leixners Deutscher Romanzeitung, der andere in Bongs Moderner Kunst, daß mir ordentlich der Appetit vergangen ist, in absehbarer Zeit von diesen verunglückten Kameraden noch eine Zeile Kritik zu lesen. Ist es denn menschenmöglich, fragte ich mich und fuhr mir in die Locken, so hirnverbrannt zu sein? Sich solche schandbare, kunstrichterliche Blößen zu geben? Ich habe nach der Lektüre Kolikanfälle bekommen, als hätte ich unreifes Obst gegessen. Pfui, pfui!

Also die Gefahr einer blödsinnigen Beurteilung ist bei gedruckten Theaterstücken unheimlich groß. Allein wir können uns nicht anders helfen, so lange die deutschen Theaterleiter — Gott züchtige sie! — von den 1000 Theaterstücken, die wir jährlich schreiben, keine 10 aufführen. Wir müssen also nach dem Buch rezensieren, da wir die Aufführung doch nie erleben, und die armen Verfasser so übelgewöhnt sind, unter allen Umständen nach einer Besprechung ihrer Werke zu lechzen. Was mich als Autor betrifft, so danke ich dafür; ich nehme mit geschlossenen Augen und Ohren sämtliche Kritiken für empfangen an.

Ich hüte mich, festzustellen oder auch

nur zu mutmaßen, ob die obengenannten drei Stücke etwas für das dreimalgebenedeite Theater, deren Schauspieler und Publikum taugen oder nicht. Ich nehme mir nur die Freiheit, meinen Eindruck beim Lesen zu sagen.

Hans v. Gumppenbergs „Apollo“, natürlich eine verliebte Künstlergeschichte, spielt in der Gegenwart unter acht Personen, wovon sieben mehr oder weniger Männer, drei mehr oder weniger Weibsen sind. Dem Apollo gehts an den Kragen — bis „sie“ sich kriegen, dann kann sich der mißhandelte gypserne Gott den Kopf wieder zurecht setzen. Viel gute Laune, aber nach meinem Geschmack zu wenig Teufelei. Aber es ist so, die modernen Künstler, zumal wenn sie, wie in dem vorliegenden Stück, talentvoll, wohlhabend und jung sind, haben einen bedenklichen Stich ins Leimsiederische — und von göttlicher Originalität ist in ihrem Wesen und Verkehr wenig zu spüren. Wie gesagt, zu wenig Teufelei. Herr Wilhelm Bölsche, der für das Akkurate und Korrekte ist, würde an diesem „Apollo“ sicher mehr Freude haben, als ich.

„Nero“ und „Cornelia“ spielen in Rom und Umgegend. Sonst haben sie nichts Gemeinsames. Unüberbrückbare Klüfte gähnen zwischen ihnen. „Cornelia“ ist in der Dressur der Schillerschen Jambenschule aufgewachsen. Edle, wohlklingende Sprache, die ganze Sittigkeit einer ausstudierten Rhetorik. Epigonen-Klassizität, wie sie vom Publikum des königlichen Schauspielhauses in Berlin angebetet wird. Hat der Verfasser die Wahl zwischen einem schönen und einem charakteristischen Wort, so wählt er neun von zehn mal das „schöne“ Wort; hat er die Wahl zwischen einem elementaren, knappen Gefühlsausbruch und seinem Gegenteil, so greift er nach dem Gegenteil. Das heißt: als kühner, moderner Dichter hätte er diese Wahl gar nicht, er müßte elementar, knapp, charakteristisch sein. Allein die Erziehung in der klassischen Jambenschule hat ihm die Kühnheit, die Modernität genommen. Er erschrickt vor dem Neuen, Unerprobten; er will sicher gehen und nach berühmten Mustern dichten. Und das ist sein Unglück. Denn er begeht etwas Überflüssiges. À la-Dichtungen haben wir mehr als genug.

Anders Julius Brand in seinem „Nero“! Das ist geniale, wahrhaftige Dämonie in einer großartigen Lebenssprache, von einer elementaren Wucht, die alles mit sich fortreißt. Das ist nicht die Nero-Tragödie, wie sie der kunst- und altertumbegeisterte Jüngling in der Schule schreibt, das ist die Nero-Tragödie, wie sie der souveräne neue Meister dichtet, dessen Werktisch mitten im Leben steht, umtost von allen Wettern. Realistisch angeschaut, das beste Bühnenkunstwerk, das die moderne Dichtung bis heute aus einem alten Stoffe mit verwegener Gestaltungskraft herausgetrieben hat. Man liest das Buch in einem Sauser, wischt sich die Augen und schreit: Donnerwetter! In Julius Brand hat Nero seinen Mann gefunden!

M. G. Conrad.

Theater.

Vor Jahresfrist ward in Berlin unter dem Namen „Freie Bühne“ ein Verein gegründet, der sich die Aufführung dichterisch wertvoller Dramen zur Aufgabe stellte, denen sich die Bühnen aus irgend einem nicht litterarischen Grunde verschlossen.

So löblich dieser Gedanke war, so verdienstlich der Versuch seiner Verwirklichung, so wenig entsprach doch die Ausführung selbst der Idee und den Anschauungen der Mehrheit der Vereinsmitglieder.

Der Spielplan setzte sich zusammen aus wenig interessanten fremdländischen Stücken, die voll örtlicher Beziehungen, höchstens auf ethnographischen, doch nicht

auf ästhetischen Wert Anspruch erheben konnten, oder aus Versuchen einheimischer Autoren, deren langweilige Plattheit einen feineren Kunstsinn abstoßen mußte und denen zumeist nur persönliche Beziehungen den Weg auf die Bretter erschlossen.

Um daher den an sich wohlberechtigten Gedanken des Vereins in seiner Reinheit durchzuführen, sind die Unterzeichneten in Gemeinschaft mit einer Reihe von Freunden der Bühne und der Litteratur zu einem neuen Verein „Deutsche Bühne" zusammengetreten, und laden Sie hierdurch ergebenst zum Beitritt ein.

Wir sind der Ansicht, daß die moderne dramatische Produktion in Deutschland sich heut kräftig genug entwickelt hat, um den übermäßigen Einfluß fremdländischer, oft sehr fragwürdiger Werke entbehren zu können, deren Seltsamkeit sie für uns nicht selten unverständlich macht. Der Spielplan der „Deutschen Bühne" wird daher nur Werke deutscher Schriftsteller umfassen, zumeist jüngerer, litterarisch bereits hinreichend bekannter.

Wir meinen ferner, daß allerdings die Dichtung unserer Zeit deren Anschauungen und Ideen wiederspiegeln und auf der Höhe der litterarischen Technik der Gegenwart stehen muß, daß aber die Grundsätze des Realismus sich keineswegs auf die Darstellung der kleinlichen Trivialitäten des Alltagslebens und der rohesten Ausschreitungen beschränken, so wenig wie auf die sklavische Nachahmung ausländischer Sensationshascherei.

Wir glauben vielmehr, daß die Aufgabe des realistischen Dramas vor allem die wahrheitsgetreue Darstellung großer menschlicher Handlungen und Leidenschaften ist und daß diese meist unabhängig sind von dem äußern Gewande, welches die Figuren des Dichtes tragen. Der Spielplan der „Deutschen Bühne" wird daher neben sogenannten Salonstücken auch einige historisch-realistische Dramen umfassen.

Wir wollen uns keiner der bestehenden Berliner Bühnen als Feinde entgegenstellen, sondern sie im Gegenteil in der Auswahl eines den Anforderungen der Kunst und der modernen Zeit entsprechenden Spielplans unterstützen, und hoffen daher auf ihre thätige Mitwirkung.

Für die ersten Vorstellungen sind bereits angenommen und werden in nachstehender Reihenfolge zur Darstellung gelangen: Karl Bleibtreu: „Schicksal", Max Stempel: „Morphium", Conrad Alberti: „Brot", Adam Müller-Guttenbrunn: „Irma", Wolfgang Kirchbach: „Der Ingenieur", Julius Hart: „Der Sumpf".

Weiterhin sind in Aussicht genommen: Hans Land: „Amor tyrannus", Hermann Bahr: „Die große Sünde", K. Bleibtreu: „Weltgericht", M. G. Conrad: „Firma Goldberg" (mit Marie Ramlo in der Hauptrolle), F. Dernburg: „Die Parlamentarier", Max Halbe: „Ein Emporkömmling", Franz Held: „Ein Fest auf der Bastille", F. Kummer: „Tarquin", Fritz Lienhard: „Naphthali" u. a. m.

Im ersten Vereinsjahr — 1. September 1890—1891 — finden zehn Vorstellungen statt, für welche das Wallner-Theater gemietet ist. Die Jahresbeiträge betragen 60, 45, 35, 30, 20, 17,50 und 15 Mark. Studierende genießen bedeutende Ermäßigungen.

Ein Jahresbeitrag von Mark 60 gibt Anspruch auf einen Platz in der Fremden- oder Orchester-Loge, von Mark 45 in den I. Rang-Logen, von Mark 35 auf dem I. Rang-Balkon, von Mark 30 auf das I. Parquet, von Mark 20 auf das II. Parquet, von Mark 17,50 auf II. Rang-Proceniumloge, von Mark 15 auf den II. Rang-Balkon und II. Rang-Logen. Die Beiträge können in zwei Raten gezahlt werden.

Als Syndikus wurde Herr Rechtsanwalt H. Kolsen gewonnen.

Beitrittserklärungen werden (auch schriftlich) entgegengenommen, durch Herrn Georg Zimmermann, Französische Straße 14, I, oder in der Buchhandlung von Cassirer & Danziger, Friedrichstraße 85a (Café Bauer).

Der Vorstand:
Karl Bleibtreu. Georg Zimmermann. Max Stempel.
Conrad Alberti.

Das Zustandekommen der „Deutschen Bühne" ist bereits gesichert. Die erste Vorstellung findet Sonntag, den 28. September, statt. Gegeben wird Bleibtreus „Schicksal." Die Teilnahme ist in allen gebildeten Kreisen die regste, der Verein zählt schon mehrere hundert Mitglieder aus den Kreisen der Litteratur, der Bühne, der Wissenschaft, der Kunst- und Finanzwelt. Mit einer großen Zahl hervorragender Künstler sind bereits Verträge wegen Übernahme der wichtigen Rollen abgeschlossen, die Leiter der größten Berliner Bühnen, der Generalintendant des Hoftheaters Herr Graf Hochberg voran, unterstützen den Verein in loyalster Weise.

In andern deutschen Hauptstädten sind Gründungen nach dem Muster der „Deutschen Bühne" in Vorbereitung.

Zur Weltweisheit.

Gottfried Wilhelm Leibniz. Von Kuno Fischer. Dritte neubearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. 623 S. Preis 14 Mark.

Im Jahre 1837 schrieb Schopenhauer an den Kant-Herausgeber und Hegelianer Rosenkranz in einem Briefe folgendes:

„Übrigens hoffe ich, daß Sie das wankende Gebäude der Hegelei verlassen werden; ehe es, in seinem gänzlichen Einsturz, Sie mit vielen Andern unter den Trümmern begräbt. . . . . . Dann bleibt Ihnen im alten aber festen Bau des Kantischen Palastes eine sichere Stätte: denn gewiß wird es Ihnen nicht einfallen, in das alte verlassene Rattennest des Leibnizianismus sich zu flüchten, wo Monaden, prästabilierte Harmonie, Optimismus und andere Fratzen und Absurditäten ersten Ranges spuken und woselbst, wie es scheinen will, einiges Gesindel zusammenläuft, eigentlich nur wegen der Zentralmonade, in majorem Dei gloriam, wie fast alles schlechte Beginnen." —

Wie sich in diesen fünfzig Jahren die Wertschätzungen und Urteile geändert haben! Schopenhauer selbst ist inzwischen zu so hohem Ansehen als Denker und Schriftsteller in der ganzen Welt gelangt, daß er sichs nun mit philosophischem Gleichmute würde gefallen lassen, wenn sich die Gelehrten wieder für das „Rattennest des Leibnizianismus", das er damals für „alt und verlassen" geglaubt, wieder lebhaftest interessieren. Besonders dem Heidelberger Kuno Fischer ist es gelungen, seiner Ansicht von der Grundidee und Tragweite der Leibnizischen Philosophie in den engeren philosophischen Kreisen maßgebende Geltung zu verschaffen. Das weitere Publikum, das aus Schopenhauer und E. v. Hartmann sich das süße Gift seiner pessimistischen Weltausdeutung bereiten läßt, weiß natürlich mit Leibniz noch wenig anzufangen. Leibniz huldigte ja einer heiteren, dem schönen Geiste des Humors verwandten Weltanschauung, in welcher die peinlichen Widersprüche, die uns im Augenblicke berühren, nur vorübergehende Mißtöne sind, denn das Weltganze ist nach ihm auf Harmonie angelegt. Ein heiterer Geist — daß heißt unseren heutigen grimmigen Gescheidigkeitsgrößen gleich schlankweg ein flacher Geist! Und dazu die Rechthaberei unserer kritischen Renntöter und der Unfehlbarkeitsdünkel unserer Spezialisten-Wissenschaftshuber

und das spektakulose Durchfretten und Durchwursteln unserer politischen Parteigötzen mit ihrem Anhang von fanatisiertem Stimmvieh — wie reimt sich das zu jener an Hoheit grenzenden Milde und Toleranz, welche Leibniz in allen wichtigen Dingen bewährte!

Als Gegengift wenigstens könnten sich unsere trübseligen Zeitgenossen, sofern sie die nötige Vorbildung und wirtschaftliche Wohlhabenheit besitzen, um sich einigen Stunden der ruhigen, tiefen Lektüre widmen zu können, das Fischersche Buch über Leibnizens Leben und Lehre empfohlen sein lassen. Leider ist es ein wenig teuer — 14 Mark! Eine Ausgabe, die sich der Deutsche wohl für einen Kolportage-Roman oder ein illustriertes Dichtungsschundwerk in Lieferungen gestattet, aber kaum für ein ernsthaft gutes Buch.

Meine Stellung zu den genialen systembauenden Philosophen ist die Ludwig Feuerbachs, meines teueren fränkischen Landsmanns: „Das Leben des Menschen ist seine Anschauung vom Leben," d. h. ein außerordentlicher Geist lebt uns in seinem System sein eigenstes Leben vor. Nehmt einem Plato, einem Spinoza, einem Leibniz seine philosophische Welt- und Lebensanschauung, was wird euch übrig bleiben? Nichts. Philosoph und Individuum gehen in eins auf, restlos. Nehmt einem Katheder-Philosophen, einem x-beliebigen Carriere, seine angebliche Philosophie, was bleibt euch da übrig? Irgend ein Professor und Staatsdiener, der als Salongröße oder Kneipbruder für den Gesellschaftspsychologen weitaus interessanter und dankbarer ist, als all sein gelehrtes Wischiwaschi, was er aus den Heften im Hörsaal vorliest oder in dicken Büchern oder in der „Allgemeinen Zeitung" ablagert; denn sein philosophischer Kram ist nicht sein Lebensprinzip, sein Wesen, seine Seele. Bei dem Genie aber, dem schöpferischen Denker oder Dichter, sind die Anschauungen, Systeme, Fiktionen u. s. w., die er in seinen Werken niederlegt, sein eigenstes Lebensprinzip selbst, sein Wesen, seine Seele; sowenig er aus seiner Haut herausfahren und in eine andere hineinschlüpfen, sowenig er seine Individualität mit der eines andern vertauschen kann, sowenig kann er andere Grundanschauungen, Systeme, Fiktionen u. dgl. haben. Seine Philosophie, seine Dichtung ist seine Wahrheit, seine absolute Wahrheit. Die Frage nach einem anderen, abgezogenen Wahrheitsgehalt in den Werken dieser Genieen ist darum eigentlich ein Unsinn. Individuell haben sie samt und sonders Recht, so himmelschreiend sie sich auch untereinander widersprechen mögen. Ludwig Feuerbach trifft daher vollkommen das Richtige, wenn er behauptet: „Dichten und denken ist nichts anderes, als sein eigenes Leben zu einem Gemeingut, zu einem Leben machen, damit es von Anderen mitgelebt und mitgenossen werden kann, zu einem anschaubaren Gegenstande für sich selbst, wie für die Anderen."

Der kluge Leser merkt darum leicht, warum die wahren und großen Denker und Dichter so dünn gesäet sind; sie sind eben nichts anderes als Gattungs-Normalindividuen, Zentralpunkte der Menschheit, souveräne Mächte, in die der Menschgeist all seine Kraft, Fülle und reale Schönheit zusammendrängt.

Mit Feuerbach — ach, ich habe mich wieder in diesen herrlichen Prachtmenschen hineingelesen, am jüngsten Pfingstfest, als ich über Land ging mit Weib und Kind, und er läßt mich nicht los — mit Feuerbach sage ich daher: „Es ist eine Unwahrheit, daß je ein Leibniz existierte, wenn seine Monade eine Unwahrheit ist; war seine Monade nichts, so war er selbst Nichts ... Er hatte nicht Geist, er war selbst ganz Geist, ganz Denken, ganz Leben und Thätigkeit. Wie das Universum, seiner Philosophie zufolge, einem

Fischteiche voll lebendiger Wesen gleicht, in welchem aber jeder Wassertropfen selbst wieder ein Fischteich ist, so war jeder Blutstropfen, jedes Atom von ihm, dem Denker, selbst wieder ein kleiner Leibniz, Leibniz selbst nichts anderes als ein Kompositum, ein Aggregat, eine Enzyklopädie von lauter Leibnizen, wovon aber jeder sein ganzes Wesen wiederspiegelt, wie jede Monade das ganze Universum, nichts anderes als ein dichter Lichtbüschel, wovon jeder einzelne Strahl hingereicht hätte, die Seele eines tüchtigen Menschen zu bilden . . ."

Ich breche ab. Möge der geneigte Leser, wenn er gerade als guter Deutscher in seiner modernsten Art nichts Wichtigeres zu thun hat (z. B. exerzieren, schikanieren, Leute schinden, Koupons abschneiden, Zeitungsblödsinn lesen, Streike organisieren, Skat spielen, Bismarckdenkmäler bauen, wallfahren, in die Kirche laufen, Vereinsmeierei treiben u. a.) zu dem anregenden Buche selbst greifen.

Eine ergebene Anfrage an die Verlagsbuchhandlung des Herrn Karl Winter in Heidelberg: Ists nicht möglich, eine billige Volksausgabe von Kuno Fischers ebenso vortrefflicher als kostspieliger Geschichte der deutschen Philosophen zu veranstalten? Es ist für immer weitere Kreise anständiger und geistig strebsamer Leute schon furchtbar genug, daß sie bei dem heute herrschenden großkapitalistischen Wirtschaftssystem in ihrem Erwerbe gehemmt und in ihrem Nahrungsstande durch die wachsenden Steuerlasten heruntergebracht werden. Sollen sie auch noch auf die geistige Wohlthat verzichten, um ein Billiges an den höheren wissenschaftlichen Bestrebungen Anteil zu haben?

M. G. Conrad.

Vermischtes.

Geduld! Keine andere Kultur-Einrichtung stellt die Geduld des rechtschaffenen Mannes von Geist und Gefühl auf so harte Proben, als die deutsche Tagespresse. Bringt da die Stöckersche Zeitung „Das Volk" wenige Wochen nach dem Tode unseres genialen Hermann Conradi unter der Überschrift „Student und Proletarier" einen Aufsatz, der also anhebt:

„Hermann Conradi, vermutlich ein Jude, ein Freund von Conrad Alberti, alias Sittenfeld, jener tragischen Judenfigur, die den Juden, Antisemiten und Nichtantisemiten in einer Person darstellt, schreibt auf S. 47 seiner Schrift: „Wilhelm II. und die junge Generation" mit echt jüdischer Frechheit —"

Conradi war bekanntlich nicht nur kein Jude, sondern sogar ein heftiger Gegner der Juden, soferne er in denselben Verschlechterer der Volksart und Volkssitten erkannte, und gerade die vom Stöckerschen Blatt angezogene Schrift enthält einige derbe, ja exzessive Ausfälle gegen die bösen Semiten, unter deren Herrschaft in der liberalen Presse er selbst zeit seines Lebens am schmerzlichsten zu leiden hatte. Und nun kommen diese Judenfresser Stöckerscher Observanz und pflanzen sich in ihrer grauenhaften Unwissenheit und Flegelhaftigkeit in der Öffentlichkeit auf, um dem in den Tod gehetzten Conradi, dem großen, unglücklichen, vaterländischen Träumer, noch einige Schläge mit ihrer papiernen Keule zu versetzen!

Fürwahr, wer da die Geduld nicht verliert und zornentbrannt mit starker Faust diesen Burschen nach der Stelle fühlt, wo Frisur und Ohren wachsen, der muß das unschuldigste Schafsblut in seinen Adern haben. X. Y. Z.

Prof. Dr. E. Mendel in Berlin und der Hypnotismus. Von Dr. Carl Gerster und Dr. Carl du Prel. (Leipzig, Friedrich.) Der bekannte Nervenpathologe und Kliniker Professor Dr. Mendel in Berlin hat jüngst über den Hypnotismus

eine Broschüre (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Virchow und Holtzendorff, Heft 93) veröffentlicht und seine Anwendung in der Heilkunde verurteilt. Gegen die in dieser Arbeit niedergelegten Anschauungen wenden sich die beiden Verfasser in sehr verschiedener Weise. Dr. Carl du Prel weist an der Hand von Dokumenten nach, daß die von Mendel beliebte Darstellung der Vorgeschichte des Hypnotismus von Mesmer bis Braid keineswegs auf Quellenstudium beruht und somit durchaus ungenügend ist. Im zweiten Teile dagegen führt Dr. Carl Gerster als Arzt den Nachweis, daß Mendel den Hypnotismus als Heilmittel verurteilt, ohne den Braidismus von der Psychotherapie strenge getrennt und die hohe Bedeutung der letzteren für den praktischen Arzt erkannt zu haben. Beide Verfasser wollen die deutsche medizinische Wissenschaft darauf aufmerksam machen, daß das sehr schwierige Gebiet des Hypnotismus mindestens die nämliche Gründlichkeit und Exaktheit in der Erforschung und Entscheidung der einschlägigen Fragen erfordert, wie sie auf anderen Wissensgebieten zum Ruhme der deutschen Wissenschaft gehandhabt wird. Diese zwar scharf, aber durchaus sachlich gehaltene Gegenschrift giebt einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Frage und wird jedenfalls dazu beitragen, den Streit über Wert oder Unwert des Hypnotismus zum Austrag zu bringen.

Die Geister von Körnberg. Ein Sang von Einst und Jetzt. Von E. Mießner. (Berlin, A. Senff.) Die natürliche psychologische Entwickelung, die Leichtigkeit von Reim und Rhythmus und die Flüssigkeit der Verse machen dieses Epos zu einer anerkennenswerten Leistung. R.

Kennern ists nichts Neues, daß man zwischen der Freimaurerei als Idee und dem Logentum als Praxis einen scharfen Unterschied machen muß. Fast noch stärker als die notorische Fälschung der schlichterhabenen Jesuslehre in der Übung des dogmatisch verbissenen und liebeleeren Konfessionskirchentums, ist in den Freimaurerlogen die Fälschung und Herabwürdigung des großartigen Humanitätsgedankens. Ganz besonders im heutigen Deutschland, wo die Formalisten, die Phrasendrescher, die Selbstsüchtlinge und Hetzer in den Bauhütten obenauf sind. Die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit ist hier manchenorts geradezu grauenhaft. Wer sich den herrlichen Menschenverbrüderungsgedanken für sein Lebtag verekeln lassen will, braucht sich bloß in eine deutsche orthodoxe Freimaurerloge aufnehmen zu lassen. Die besten Köpfe und resolutesten Herzen, die das Unglück hatten, da hinein zu kommen, machen bald wieder Kehrum. Daher auch die zunehmende geistige Verödung des deutschen Logenlebens und der Rückgang der freimaurerischen Litteratur, an deren Blüte einst ein Lessing, Goethe und Herder mitgearbeitet. Zu den besseren Erzeugnissen des modernen Logen-Schrifttums gehört das Buch „Weltliche Freimaurerei" von Gustav Maier in Frankfurt (Verlag von J. G. Findel in Leipzig). Schon das Beiwort „weltlich" deutet an, daß sich die Ausführungen des Verfassers hauptsächlich gegen das konfessionell verkirchelte Mucker-Logentum richten und im Gegensatze zu diesem den rein humanistischen Bestrebungen die Bahn freimachen wollen. Aber Maier ist ein diplomatischer Kopf, der zu vermitteln und zu harmonisieren sucht, wo es für den entschiedenen Denker und starken Charakter nichts mehr zu vermitteln und zu harmonisieren giebt. Dadurch kommt etwas Falsch-Mildes, Widerlich-Rücksichtnehmerisches in seine Arbeit. Immerhin ist das gutgeschriebene Buch lesenswert für jeden, der sich über die Strömungen und Strebungen innerhalb

des besseren Teiles der deutschen Freimaurerwelt unterrichten will.

Wären die Römlinge bessere Politiker, hätten sie längst die Flucherei aufgegeben und dafür den Logenbrüdern einen anständigen Segen gespendet und Sorge getragen, daß möglichst viele Affiliierte des Jesuitismus in den Bund aufgenommen würden. Wie die Dinge heute liegen, wäre ein genialer Papst-Pfiffikus imstande, binnen kurzem das halbe deutsche Logentum zu erobern und dem Jesuitismus dienstpflichtig zu machen, ohne daß die guten „Brüder" etwas davon merkten. M. G. Conrad.

Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Von Eduard Bellamy. Deutsch von Georg von Gizycki. Leipzig, Reclam.

Eine der ersten sozialpolitischen Autoritäten, ein bekannter akademischer Lehrer und fachwissenschaftlicher Schriftsteller erklärte unlängst den Zuhörern seines Kollegs, daß es in der gesamten modernen Litteratur überhaupt nur drei wirkliche soziale Romane gebe, d. h. die man vom wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkte als solche bezeichnen könne, nämlich Zolas „Germinal", Disraëlis „Sybil" und mein „Wer ist der Stärkere?" Da die Äußerung von einer der unbezweifelbarsten Autoritäten herrührt, wird man mir ihre Anführung nicht als Anmaßung auslegen. Ich selbst betrachtete sie nur als eine liebenswürdige Aufmunterung, die mehr meinem Streben als meinen Werken galt. Ich fand mein Buch entschieden überschätzt, und um jenen Ausspruch verbessern zu können, begab ich mich auf die Suche nach einem andern sozialen Roman, den ich jenen beiden mit Recht hochberühmten Werken würdig an die Seite stellen könnte. So fiel mir Bellamys „Rückblick" in die Hand, in dem ich den eigentlichen dritten „sozialen Roman" zu finden hoffte. Der ungeheure Erfolg des Buches in Amerika machte es mich glauben. Indeß ich fand wohl ein geistreich und gut geschriebenes agitatorisches Buch, allein keinen Roman. Bellamy entwirft in seinem Werke ein lehrreiches Gemälde des sozialistischen Zukunftsstaates, des industriellen Betriebs bei gemeinschaftlichem Besitz aller Productivmittel (Boden, Gebäude, Maschinen, Rohstoffe u. s. w.). Für uns Deutsche, die wir die kommunistischen Ideale aus den Schriften eines Lassalle, Marx, Bebel, Schlesinger u. v. a. auf das Genaueste kennen, bietet sachlich die Schrift natürlich nicht das mindeste Neue oder Interessante, und man begreift daher nicht, weshalb dieses Buch übersetzt worden ist. Allein Leute, welche zu bequem sind, wissenschaftlich abgefaßte Schriften zu studieren, werden diese volkstümliche Darstellung mit vieler Belehrung genießen. Man wird auf Schritt und Tritt an das bekannte Béranger-Chamissosche Gedicht erinnert:

„Spricht Nostradamus, der die Zeit beschwören
Und aus den Sternen konnte prophezeih'n,
Im Jahr 2000 wird von Judetchören
Das glückliche Paris durchzogen sein.
Man wird nur einer Stimme Mißklang hören,
Und diese wird vom Louvre kläglich schrein;
O wollet doch Franzosen eures armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!"

Sehr nett ist namentlich die Darstellung des Verlagswesens der Zukunft — ich komme auf diesen Punkt später noch einmal zurück. Eine sehr geschickte Spekulation auf das Philistertum ist die Einschiebung „Mr. Bartons Predigt", in der in sehr eleganter Weise der Beweis geführt wird, daß die sozialistische Gesellschaftsorganisation gar nichts mit der Religion zu thun hat und Konfessionalität, Gottesglauben u. s. w. gar nicht ausschließt.

Wenn der Verfasser aber in der Vorrede erklärt, einen Roman geschrieben zu haben, so täuscht er sich sehr. Das Romanhafte in dem Buch ist von unglaub-

licher Albernheit. Der 100jährige Schlaf, der doppelte Traum, die Liebesgeschichte — alles dies ist geradezu kindisch zu nennen. Eine Charakteristik der auftretenden Personen ist nicht einmal versucht. Alles ist theoretische, lehrhafte Diskussion zwischen zwei oder drei Personen, nichts ist Handlung, Anschauung, Schilderung. Am meisten erinnert die Form noch an die der platonischen Dialoge — aber eines fehlt, was den Hauptreiz der letzteren ausmacht, der beißende Witz, der feine, sarkastische Humor. Ich glaube, man wird im Jahre 2000 die Schrift mit größerer Teilnahme lesen als heute und sich an dem Vergleich der realen Zustände der Zukunft mit den 100jährigen Prophezeihungen aus unsern Tagen wirklich ergötzen. C. A—i.

Kommt uns da eine alte Nummer der „Allg. Zeitung" unter die Hand mit einem kritischen Aufsätzchen, worin sich der Geheimrat Prof. Dr. Felix Dahn gar lobesam über das Novellchen „Guenn" einer amerikanischen Schriftstellerin auslobt. Ach, dieser geheimrätliche Vertreter des „stärkeren Geschlechts" in Wissenschaft, Litteratur und Kritik, was hat er oft für butterweiche Anwandlungen, wenn ihm etwas Frauliches über den Weg läuft! So hier wieder. Mit seiner süßesten Schalmei bläst er die amerikanische Schwester in Apoll an und blinzelt mit seinen Schmachtäuglein zu ihr hinüber, hinüber über Raum und Zeit. Plötzlich aber wirds ihm wieder weltwirklich und gegenwärtig zu Sinn, und er doziert den bösen Realisten Eins vor, das sich überaus strenge anhört und imgrunde doch nicht weniger ulkig ist, als seine amerikanische Schwärmerei. Wörtlich:

„Endlich waltet hier ein ‚Realismus', der dieses arme, zu Tode gehetzte Wort wieder einmal zu vollen Ehren bringt: auch das Häßliche wird hier in vollendeter Lebenswahrheit dargestellt, nicht um der Häßlichkeit, auch nicht um der Lebenswahrheit, sondern um der Schönheit willen, der es dient, in der es aufgelöst und aufgehoben wird. Denn nicht das Wirkliche als solches, das Schöne hat die Kunst darzustellen, der Maler ist nicht Photograph, der Dichter nicht Anatom und Physiologe, der Dichter hat auch nicht die „Natur" oder die „Welt" „nachzuahmen" oder „nochmal zu schaffen": wozu? Sie ist ja schon da: schwerlich wird er sie besser machen als der liebe Gott. An diesem Buche, einem echten Kunstwerk, können die A-B-C-Schützen der Kunstlehre lernen, daß wahrer Realismus Idealismus ist. Aber sie haben alles vergessen, von Homer bis Goethe, und haben nichts gelernt, auch nicht Zola; denn wenn eine deutsche Halbbegabung thut, was eine französische Vollbegabung, so ist es durchaus nicht dasselbe."

Ganz in der Ordnung, geheimrätlicher Maktesenex, nachdem du die süße Amerikanerin über den grünen Klee gelobt, auch den Franzosen als „Vollbegabung" zu feiern und deine eigenen Landsleute als Halbbegabte und A-B-C-Schützen zu beschimpfen. O du Meister aller Meister, großer Felix!

Wie hat doch einst unser edler Dahlmann gesagt? „Der Weg des deutschen Professors ist mit Gemeinheiten gepflastert."

Wann werden wir Jungen einmal vor diesen alten Felixen Ruhe haben?

X. Y. Z.

Offenes Visier! Gesammelte Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben von Otto Ernst. Hamburg, Verlag von Conrad Kloß. 280 S. Ich mußte immer lachen, wenn der große Bismarck im Parlament gegen die Freisinnigen wetterte und sie allen wohlgesinnten Deutschen als fürchterliche Re-

publikaner denunzierte. Als ob wir im neuen deutschen Reich nicht Hamburg, Lübeck und Bremen mit reichsverfassungsmäßig patentiertem und konzessioniertem Republikanismus hätten! Otto Ernst, der Verfasser der hier gesammelten, überaus interessanten Studien, ist nicht bloß von Geburtswegen ein solcher rechtmäßiger deutscher Republikaner, er ist auch seiner ganzen geistigen Art und Richtung nach ein frei auf sich selbst gestellter Mann, dem die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht Aller nicht minder als die höchste erreichbare Wohlfahrt Aller als bürgerliches Ideal gilt. Ebenso tüchtig steht der Verfasser da, nicht als vulgärer Freidenker, sondern als ein freier, denkender Geist, in allen Zeit- und Streitfragen der Schulung und Bildung die fortgeschrittensten und horizontreichsten Anschauungen vertretend. Sein Buch gehört darum auch zu den bestgeschriebenen und anregendsten Schriften der Gegenwart und ist namentlich dem Lehrerstande angelegentlich zu empfehlen. C.

Das Dogma von der alleinselig- und gebildetmachenden Wirkung des alten Sprach- und Geschichtsunterrichts, wodurch der höhere Schulbetrieb in Deutschland sich immer weiter von Inhalt, Richtung und Ziel der mordernen Kulturarbeit der Gesamtmenschheit entfernt und die Zahl der Entgleisten und sozial Unzufriedenen vermehren hilft, erleidet glücklicherweise immer schärfere Anfechtung. Seine Gläubigen und Bekenner, einseitige Wortformalisten aus dem Philologen- und Juristenstand, müssen sich eine Schlappe nach der andern gefallen lassen.

Herr Gymnasialdirektor Professor O. Jäger hat für seine bekannte unbedachte Broschüre zu Gunsten des altertümlichen Gymnasiums in seiner jetzigen Gestalt schon viel bittere Wahrheit hinnehmen müssen. Nun kommt zuletzt noch ein Peitschenhieb aus Hamburg, für alle Welt zum Lachen, nur nicht für den davon Getroffenen. Der „Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona" veröffentlicht nämlich folgendes „offene Schreiben an Herrn Direktor Oskar Jäger in Köln:

Herr Direktor O. Jäger hat in seiner Schrift „Das humanistische Gymnasium" (Wiesbaden 1889) S. 57 eine Wette angeboten, daß er im Stande sei, einen mittleren Oberprimaner in drei Monaten bei vier wöchentlichen Stunden so weit zu bringen, daß er die „Times" ohne Lexikon bewältigen kann. Herr Jäger fügt hinzu: „mehr ist doch nicht nötig?" Obgleich wir nun für den englischen Unterricht noch vieles andere für nötig halten, so sehen wir doch schon die von Herrn Jäger versprochene Leistung als eine unmögliche an. Da indessen die von ihm vorgeschlagene Wette schwer kontrolierbar ist, so schlagen wir ihm eine leichter zu entscheidende vor: Wir wetten nämlich hundert Mark, daß Herr Jäger selbst nicht imstande ist, eine Nummer der „Times" zu übersetzen, ohne weniger als zehnmal das Lexikon aufzuschlagen. Die Nummer der „Times" würde die am Tage der Entscheidung in Deutschland ankommende sein. Die Wette könnte in Köln oder an einem von Herrn Jäger zu bestimmenden Orte vor einem Delegierten unseres Vereins und einem von Herrn Jäger zu ernennenden Schiedsrichter entschieden werden.

Hamburg, den 21. Mai 1890.

Der Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona.

J. A.:
Prof. Rambeau,
z. z. Vors."

Deutsche Treue! Der unglückliche Infant Dom Duarte de Bragança, Bruder des portugiesischen Königs Johann IV. (Regierungszeit 1640—1656) hat endlich in José Ramos-Coelho

seinen berufenen Lebensbeschreiber gefunden. Infant Dom Duarte, ein für die Thaten der Waffen wie der Wissenschaft gleich schwärmerisch begeisterter Jüngling, ist einer der wenigen Portugiesen, die in der Geschichte Deutschlands aufgetreten. Er hat in und für Deutschland gefochten, weder Hunger noch Krankheit gescheut, keinerlei Sold, Entschädigung oder Unterstützung bezogen und in siebenjährigen harten Diensten sich in ganz Deutschland den Ruhm ausgezeichneter Tapferkeit und treuer Ergebenheit gegen den Kaiser erworben. Dieser Ruhm ist ihm aber schlecht bekommen. Kaiser Ferdinand III. (1637—1657) hat an dem edlen Portugiesen schmählichen Verrat geübt: gegen Bezahlung von 40000 Reichstalern hat er Dom Duarte an dessen spanische Erzfeinde zum Abschlachten ausgeliefert — wie Heinrich Schäfer in seiner „Geschichte von Portugal" schreibt: „der spanische Geldsack wog schwerer, als des deutschen Reiches und des Kaisers Ehre samt dem verpfändeten kaiserlichen Wort." Infant Dom Duarte — zu Deutsch Prinz Eduard — wurde von den kaiserlichen Banditen von Passau nach Regensburg geschleppt und dort von spanischen Henkern in Empfang genommen. Fromme deutsche Geschichtschreiber wie M. Koch (Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III., Wien 1865) erklären diese kaiserliche Schandthat so: „An Spanien, dessen Politik das Wiener Kabinett häufig nicht teilte, war Oesterreich durch seine Finanzlage gebunden. Wenn gefragt werden sollte, wie es den beiden Ferdinanden möglich war, dreißig Jahre lang Krieg zu führen, ohne in der Geldwirtschaft bis zum Verkaufe von Provinzen vorgeschritten zu sein, so möchte die Erklärung aus einer fortgesetzten beträchtlichen Mittelbeischaffung aus spanischer Quelle lauten."

Es ist eine alte Geschichte, daß der dreißigjährige Krieg in Deutschland hauptsächlich mit fremdem Gelde gemacht wurde, und das Duell der Dynastien nicht bloß das deutsche Volk, sondern auch die deutsche Ehre auf Jahrhunderte ruiniert hat.

José Ramos-Coelho hat seine Historia do Infante D. Duarte auf Veranlassung und mit Unterstützung der portugiesischen Akademie verfaßt und alle Quellen, deren er habhaft werden konnte, gewissenhaft benützt. Auch nach seiner Auffassung verdient das Vorgehen des habsburgischen Kaisers keinerlei Entschuldigung. Schmerz durchzittert seine Darstellung: Mit Gefängnis bezahlte Ferdinand seinen treuen Waffengenossen; er vergab die deutsche Würde Spanien gegenüber, er opferte einen warmen Freund des Reiches seinen erbittertsten Gegnern auf. Der Judaslohn war ein wahrhaftiges Blutgeld, ein „pretium sanguinis", das darum sofort verwendet und nicht angelegt wurde.

Das Bewußtsein der Unschuld spielt in Dom Duartes Benehmen wahrhaft tragisch mit. „Die Flucht aus Deutschland", schreibt er, „wäre mir ein Leichtes gewesen; ich hatte sie in der Hand; aber im Vertrauen auf meine Schuldlosigkeit und auf die Gerechtigkeit, von der ich glaubte, daß sie mir widerfahren würde, erwartete ich, sie würden die Mittel meiner Befreiung werden, und das wurde die schwerste Kette zu meiner Gefangenschaft. Gewiß, hätte ich voraussehen oder denken können, was ich erlebt, ich hätte einen anderen Entschluß gefaßt; denn Verfolgungen sich zu entziehen, ist eine Lehre des Evangeliums."

Mit roher Gewalt gingen die Spanier, als sie ihr Wild gefangen hatten, gegen Dom Duarte vor; die Folter wurde gegen einige seiner Diener angewendet, um ihn des Einverständnisses mit seinem Bruder, König Johann IV., zu überführen. Gegenüber solchem Benehmen tritt auch dem Infanten seine ganze Zukunft klar vor Augen; in höchster Aufregung schreibt

er an Duarte Nunes da Costa unterm 10. Juli 1642, eine ähnliche Ungerechtigkeit habe die Welt noch nicht gesehen. Man möge in Portugal ein lateinisches Manifest abfassen und es durch Deutschland und die Welt verbreiten, um diesen unerhörten Treuebruch zu brandmarken. Umsonst! Am 17. Juli bereits hatte er Graz zu verlassen, um nach Italien überzusiedeln; in der Nacht des 25. August traf er in Mailand ein, wo ihn das von Galeazzo Visconti (1368) erbaute Schloß, das Castel di Giove, als Gefängnis aufnahm, in welchem nur Briefe seines königlichen Bruders über alle Mittel, die man zu seiner Befreiung ersann, ihm einigen Trost zu bieten vermochten. Vielleicht auch fiel noch ein Strahl der Liebe in sein Gefängnis; denn er wechselte Briefe mit der Baronin Petronilha Paula Juconerin schon in Graz und setzte diesen Briefwechsel in Mailand fort. Ihr gilt auch ein italienisches Gedicht von vier Strophen, das, der Baronin gewidmet, handschriftlich vorliegt.

Bis hieher reicht, nach einer vorzüglichen Rezension Karl v. Reinhardstöttners in den Münch. N. Nachrichten, die Darstellung dieses furchtbaren Heldenschicksals in dem bis jetzt erschienenen 1. Bande des Ramosschen Werkes.

M. G. C.

Die bei Carl Zieger Nachf. in Berlin erscheinende Prachtausgabe von Kapitän Marryats Romanen ist abermals um zwei weitere Bände vermehrt worden, die die Romane „Joseph Rushbrook“ und „Percival Keene“ enthalten. Die Kollektion ist nunmehr auf neun Bände angewachsen, die einen Schatz guter Familienlektüre enthalten und mit ihrer eleganten Ausstattung jeder Bibliothek auch äußerlich zur Zierde gereichen werden.

Der uns vorliegende zweite Band der „Gesammelten Schriften“ von Karl Frenzel (Leipzig, Wilh. Friedrich) bringt unter dem Titel „Deutsche Kämpfe“ eine Auswahl der vorzüglichsten Studien Frenzels, in denen der deutsche Meister der Essays die geschichtliche Entwickelung des Papsttums und der französischen Macht, der gefährlichsten Widersacher des jungen Deutschen Reichs, in der ihm eigenen lichtvollen Weise zum Ausdruck bringt. Ein scharfer, kampfesfroher Zug durchweht die Blätter dieses Buches, es sind die Heroldsrufe eines begeisterten Kämpen für Licht und Wahrheit, die in dem Herzen eines jeden Lesers begeisterten Widerhall finden werden. Den Abschnitten „Wider Frankreich“ und „Wider Rom“ schließt sich ein dritter „Deutsche Tage“ an, der in den „Tagebuchblättern aus dem deutschen Trauerjahre“ seinen ergreifenden Abschluß findet.

Im Verlage von H. Lüstenöder, Berlin und im Bühnendebit des Litterar. Bureaus des Deutschen Schriftstellerbundes, vertreten durch Herrn G. Zimmermann, Berlin W., Französische Str. 14, erschien kürzlich: „Der Stern des Korsen“. Tragödie in 5 Akten. Von Karl Biesendahl.

R.

Kosmopolitische Spaziergänge des Korpsburschen Kurt von Terzenheim. München, Verlag der Akademischen Monatshefte. 378 S. Eine Sammlung von Reise-Feuilletons, deren kecker Humor dem gesunden Blute des Verfassers alle Ehre macht. Der schlagfertige Korpsbursche ist nebstbei, was bekanntlich nie etwas verdirbt, ein feinfühliger, tüchtig geschulter Geist, der sich auf seinem Bummel durch die halbe Welt keine Gelegenheit entgehen läßt, zu den wechselnden Erscheinungen der Natur und Kultur, namentlich auch der bildenden Kunst, resolut Stellung zu nehmen und seine Schilderungen mit anziehenden burschikosen Randglossen zu schmücken. Summa: ein Buch, das nicht nur der feuchtfröhlichen akademischen Jugend, son-

dern auch den besseren Köpfen aus dem Volke der Philister manche angenehme Lesestunde zu bereiten sehr wohl imstande ist. Mentor.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Heft 105: Der moderne Pessimismus. Von G. Voigt. Heft 106: Die feste Burg der evangelischen Kirche. Von Pfarrer Lic. K. Hackenschmidt.

Unser heutiges Judentum. Eine Selbstkritik von Dr. S. Lion. (Berlin, Walther & Apolant.)

Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Offizierkorps. Von E. Balan. (Berlin, Walther & Apolant.)

Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Sozialdemokratie. Von D. Willibald Beyschlag. (Berlin, Walther & Apolant.)

Die neuesten Nummern von Reclams Universalbibliothek enthalten: Album ernster und heiterer Deklamationsgedichte von M. S. Saphir (2651/53) — König Midas Schauspiel von Gunnar Heiberg. Deutsch von M. v. Borch (2654). — Figaros Hochzeit von W. A. Mozart. Vollständiges Buch (2655). — Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Biographisches Denkmal von Varnhagen von Ense (2656/7). — Die Rosa-Dominos. Posse von Delacour u. Hennequin. Deutsch v. Schelcher (2658). — Finnische Novellen von Pietari Päivärinta. Deutsch von Lichtenstein (2659). — Der Mann der Freundin. Lustspiel von E. Wichert (2660). — Alexander Dumas und Armand d'Artois. Der Fall Clémenceau. Schauspiel in fünf Aufzügen. Deutsch von R. Schelcher. Regie- und Souffliérbuch mit dem vollständigen Scenarium (2661). — Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). Uli der Pächter. Mit Worterklärungen herausgegeben von Ferdinand Vetter (2662—2665). — Gustav Kreidemann. Reisebekanntschaften. Schwank in einem Aufzug. Regie- und Souffliérbuch mit dem vollständigen Scenarium (2666). — Carl Maria von Weber. Euryanthe. Romantische Oper in drei Aufzügen. Dichtung von Helmine von Schezy. Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann (2667). — J. Michelet, Die Frau. Deutsche autorisierte Ausgabe. Übersetzt von F. Spielhagen. Zweite, durchgesehene Auflage (2668—70).

Heinz Tovote. Fallobst. Wurmstichige Geschichten. (Berlin, Ad. Zoberbier.)

Franz von Benders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform. Aus sämtlichen Werken mitgeteilt von Johannes Claassen. (Gütersloh, Bertelsmann.)

W. D. Basanow. Zwischen zwei Welten. Eine realistische Novelle. (Elberfeld, Löwensteins Verlag.)

Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen. Von Johanna Baltz. Erste Reihe. (Düsseldorf, Felix Bagel.)

Der historische Sinn (Heft XXIII von „Gegen den Strom"), Flugschriften einer litterarisch-künstlerischen Gesellschaft. (Wien, Carl Gerolds Sohn.)

Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund physiologischer Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete dargestellt von Prof. Friedr. Körner. II. Aufl. (Leipzig, H. Hartung & Sohn.)

Belladonna und andere Erzählungen. Von E. Zöller-Lionheart. (Berlin, J. H. Schorer.)

Antwort auf die Kritik des „Bund" über die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Dr. O. Henne am Rhyn. (Leipzig, Carl Hinstorffs Verlag.)

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 92: **Die Entstehung der römischen Kunstdichtung.** Von Lucian Mueller. Heft 98: **Eine vergessene Geschichtsphilosophie.** Zur Geschichte des jungen Deutschlands. Von Dr. Richard Fester. — Deutsche Zeit- und Streitfragen. Heft 60/61: **Über litterarische Fälschungen.** Von Dr. Herm. Hagen. Heft 63: **Die Weltanschauung Luthers und Goethes** und ihre Bedeutung für unsere Zeit. Dargelegt von Dr. Chr. Semmler. Heft 65: **Wahrheitskampf, Gelehrtenzwist und Parteizwist.** Von Jürgen Bona Meyer. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei.)

Bismarck, Moltke und Goethe. Eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes. Von Max Bewer. (Düsseldorf, Bagel.)

Die Lügen des sozialistischen Evangeliums und die moderne Gesellschaft. Von Dr. Carl Munding. (Stuttgart, Levy & Müller.)

Die Juden in England vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ein kulturgeschichtliches Bild von Karl Heinrich Schaible. (Karlsruhe Braunsche Hofbuchhandlung.)

Französische Litteratur.

François Coppée, Toute une Jeunesse. (Paris, Lemerre.) Ein neues Buch Coppées ist an sich schon ein litterarisches Ereignis von weittragendster Bedeutung, das ebengenannte aber wird um so berechtigteres Aufsehen erregen, als es die Autobiographie des Dichters, wenn auch als Wahrheit und Dichtung enthält: denn dieser Amedée Violette, der hier die Geschichte seiner Jugend- und Jünglingsjahre erzählt, ist kein anderer als François Coppée selbst. Wenn nicht schon der Gang der Ereignisse, die nur gegen den Schluß hin etwas romanhaft gefärbt erscheinen, die Ähnlichkeit auffällig hervortreten ließen, so würde der warme Herzenston, der aus jeder Seite hervorklingt, zur Genüge beweisen, daß der Verfasser auf diesen Blättern sein eigenes Leben schildert und den Leser einen Blick in sein innerstes Seelenleben, sein Wachsen und Werden thun läßt. Coppée bleibt Dichter, auch wenn er Prosa schreibt, in keinem seiner Prosawerke indessen bewährt sich seine Fähigkeit, die nüchterne Alltäglichkeit in eine poesieverklärte Beleuchtung zu tauchen, glänzender als in diesen Erinnerungen aus der Jugendzeit, die in jedem Wort erkennen lassen, daß sie mit dem Herzblut des Dichters geschrieben sind. Wie pietätvoll ist das Verhältnis der Eltern, das Ringen des sich im kleinlichen Lebenskampf aufreibenden Vaters, erzählt, welch rührende Töne findet er, um den behaglichen Frieden des Familienlebens, in dessen Mitte er aufwuchs, zu schildern, und wie grausam wahr ist die Misere der kleinbürgerlichen Existenz, dieses glänzende Elend der kleinen Leute mit seiner anständigen Dürftigkeit wiedergegeben! Ebenso frisch und packend aber wie die bürgerliche Tragödie ist auch das ergötzliche Satyrspiel, das Leben und Treiben der litterarischen und politischen Bohême zur Darstellung gebracht, deren fragwürdige Genüsse der junge Violette von Grund aus kennen lernt. Der Autor hat hier genau nach der Natur gezeichnet; seine Modelle nehmen zum großen Teil in der französischen Schriftstellerrepublik hohe Stellungen ein, sie werden allerdings nicht sonderlich erbaut über die für manchen der Gewaltigen recht unbe-

quemen Erinnerungen ihres indiskreten Bruders in Apoll sein. Wir können Coppées neuestes Werk nicht warm genug empfehlen, es ist ein Buch, das man von Herzen liebgewinnt, weil es wahr und gefühlt ist, weil es nichts am Schreibtisch Ausgeklügeltes, sondern Selbsterlebtes enthält.

Guy de Maupassant, La Vie errante. (Paris, Ollendorff.) Der von der Verlagshandlung splendid ausgestattete Band enthält das Tagebuch eines welt- und menschenkundigen Reisenden, der darin die Eindrücke einer Wanderung durch Südeuropa und Nordafrika in rasch hingeworfenen Skizzen aufgezeichnet hat. So wechseln denn Stimmungs- und Landschaftsbilder, Schilderungen von Volk und Sitten, Betrachtungen über Land und Leute in bunter Folge einander ab: ein schillerndes Mosaik, das in seiner Farbenpracht ein Gemälde von anziehendstem Reiz bildet. Diese mit leichtem Stift hingeworfenen Bildchen aus dem sonnigen Süden bieten dem Künstler Maupassant willkommene Gelegenheit, den Farbenreichtum seiner Palette und die ganze Zauberkraft seiner virtuosen Darstellungsmanier in glänzendster Weise zu entfalten. Neben den monumentalen Werken, in denen Maupassant vollwichtige Beweise seiner eminenten schöpferischen Kraft giebt, darf das vorliegende Buch nur als Beiwerk gelten, es bildet so einen Rast- und Ruhepunkt in der langen Kette der epischen Schöpfungen des gefeierten Meisters.

Octave Pradels, L'Héritier des Monlardon. Le Plan de Nicéphore. (Paris, Marpon & Flammarion.) Zwei stark gepfefferte Tragikomödien aus dem Ehestandsleben, in denen Pradels eine unverwüstliche vis comica entfaltet, die selbst da, wo sie etwas massiv auftritt, nichts an erheiternder Wirkung verliert. Obwohl der Verfasser seiner übermütigen Laune im vollsten Maße die Zügel schießen läßt, verfällt er doch nie in geschmacklose Karrikatur, sondern bleibt stets in seiner Rolle als Satiriker, der die kleinen Schwächen und Narreteien der modernen Gesellschaft mit souveränem Spott geißelt. Am prächtigsten offenbart sich sein eigenartiges Talent in der ersten der Novellen „Monlardons Erbe“, der ergötzlichen Ehestandsgeschichte von Frau Anastasie Monlardon, deren liebeglühendes Herz, der einzige Reiz, mit dem sie die Natur ausgestattet hat, sich an der Seite ihres Ehepflichtvergessenen Gatten in stillem Leide verzehrt: ein Thema, das der übermütigen Laune des Verfassers den weitesten Spielraum gewährt. Man darf Pradels zu dieser Prachtleistung herzlich Glück wünschen, und der lachlustige Leser, der das Buch zur Hand nimmt, darf sicher sein, seine Zeit gut angewandt zu haben.

Fortuné du Boisgobey, Le fils du Plongeur. (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) F. du Boisgobey steht bei einem Teil des französischen Publikums in hoher Gunst, er gilt ihm vornehmlich als berufener Schilderer des Pariser High-life, dem er mit Vorliebe die Stoffe zu seinen Romanen zu entnehmen pflegt. Das neueste Erzeugnis seiner fleißigen Feder bietet eine Reihe lebendig dargestellter Szenen aus dem Sportleben, die durch eine banale Liebesgeschichte notdürftig zusammengehalten und verbunden sind. Der Autor gefällt sich darin, uns mit allen Geheimnissen der Rennbahn bekannt zu machen, und wer sich für den Stall, die Trainierung von Rennpferden und die Kniffe der Macher interessiert, wird den Roman mit Nutzen und Vergnügen lesen; da die Zahl der Interessenten nicht klein ist, steht zu erwarten, daß „Le fils du Plongeur“ ebenso beifällig aufgenommen werden wird, wie der vorjährige Roman desselben Verfassers „Le Plongeur“, zu dem der jetzt erschienene die Fortsetzung bildet.

Paul Adam, L'Essence de Soleil. (Paris, Tresse & Stock.) Dieser soziale Zeitroman darf als Ausfluß der antisemitischen Bewegung betrachtet werden, die in neuerer Zeit auch in Frankreich lebhaftere Wogen treibt. Unter der „Essence de Soleil" versteht der Autor das Gold, diesen gewaltigen Hebel der jüdischen Macht, der nach Paul Adam imbegriff steht, die Welt aus den Angeln zu heben. Um uns das Gefährliche der Situation vor Augen zu führen, läßt uns der Verfasser einen Blick hinter die Koulissen des Theaters, der Haute finance und der Politik thun, enthüllt uns das saubere Treiben der Kliquenwirtschaft, wo man sich gegenseitig stützt und in die Hände arbeitet, zeigt uns endlich, wie heutzutage eine Bank gegründet wird, wie sie „lanciert" wird, mächtiger und mächtiger wird, bis sie schließlich auch die Politik in ihr Dienstverhältnis zwingt. Der Roman enthält viel Wahres und gut Geschautes, verfällt aber, wie alle derartigen Tendenzschriften, in den Fehler grober Übertreibung: Adam kann uns das die Welt seiner Meinung nach bedrohende Judentum gar nicht schwarz genug malen und trägt des grellen Effekts wegen die Farben fingerdick auf, bringt sich aber gerade dadurch um einen guten Teil der Wirkung.

Edmond Neukomm. Berlin tel qu'il est. (Paris, Ernest Kolb.) „Berlin, wie es ist," nota bene, wie es ist, wenn man es mit den Augen des Herrn Neukomm betrachtet! Edmond Neukomm versorgt als Berliner Korrespondent eine Pariser Zeitung mit regelmäßigen Berichten aus der Reichshauptstadt und hält diese Berichte für wichtig genug, um sie, zu einem Bande vereint, einem größeren Leserkreis zu unterbreiten. Für die Stunde bestimmt, mögen diese flott geschriebenen Feuilletons allenfalls genügen, um das Tagesbedürfnis eines Zeitungslesers zu befriedigen, sie sind es aber sicher nicht wert, in der anspruchsvollen Buchform aufzutreten und ein weitergehendes Interesse zu erwecken, dazu ermangeln sie doch allzusehr der Originalität und jedes höheren Gesichtspunktes. Um sich einen Begriff von der Gründlichkeit des Verfassers zu machen, genügt es, das Kapitel „Livres et Journaux" zu lesen. Nach einer leider recht zutreffenden Bemerkung über die auffällige Erscheinung, daß man in den Auslagen der Berliner Buchhandlungen fast mehr französische als deutsche Bücher sieht, schickt sich Herr Neukomm an, seine Leser mit dem deutschen zeitgenössischen Schrifttum bekannt zu machen. Wir erfahren dabei, daß Paul Lindau allgemein als „chef d'école" gilt (Von welcher Schule der Wackere wohl Chef sein mag?), lernen als bedeutendste Romanciers Spielhagen, Wichert, Eckstein, Wachenhusen, Schmidt-Weißenfels und eine mysteriöse Person von Schlaégel (?) kennen und hören viel des Lobes über Julius Stinde und seine „Familie Buchholz"; nachdem uns dann noch Jordan und Martin Greif als einzig nennenswerte Dichter kurz vorgestellt sind, schließt Neukomm seine erschöpfende Übersicht mit der schlichten Bemerkung, daß „en prose, l'écumoire réaliste est aux mains d'un cénacle, ayant à sa tête un M. Bleibtreu, dont un procès recent a propagé le nom d'une façon fâcheuse." So, das ist alles, und das nennt Herr Neukomm eine Übersicht, die dem entfernt Stehenden einen wahren Begriff von dem modernen deutschen Schrifttum geben soll! Ein Glück, daß das französische Publikum nicht allein auf die Berichte Neukomms angewiesen ist, sondern von anderer Seite (siehe den gediegenen Artikel de Wyzewa's in der Nummer des „Figaro" vom 24. April d. Js.) sachkundigere Aufklärung über die deutsche Gegenwartslitteratur erhält.

A. G—tze.

Englische Litteratur.

Wir haben uns in diesen Referaten nur mit solchen Werken zu beschäftigen, welche in englischer Sprache geschrieben wurden, also Originalarbeiten englischer oder auch amerikanischer Dichter und Schriftsteller bilden. Zum Anfange wollen wir eine der hervorragendsten Erscheinungen des amerikanischen Büchermarktes zur Sprache bringen, welche den Autor mit einem Schlage zu einem sogenannten „gemachten Mann" werden ließ. Edward Bellamy hatte mit seinen früheren Romanen, von denen wir nur „Miss Ludington's Sister"; „Dr. Heidenhoffs Prozeß", „A Nuntucket Idyl" nennen, keinen außergewöhnlichen Eindruck gemacht, erst seinem „Looking Backward" (Boston and New-York, Haughton, Mifflin & Company) war es vorbehalten, den Dichter zum Helden des Tages zu machen. Der Band des „Rückblickes", welcher uns vorliegt, trägt die empfehlenswerte Bemerkung: „64. Tausend", ein Beweis, daß wir hier ein Buch vor uns haben, das nicht nur als Leihbibliothekfutter verwendet worden ist.

Aber nicht der Erfolg, sondern der Inhalt eines Buches bestimmt seinen Wert. Bellamy nennt einmal selbst seine Arbeit einen „sonderbaren Roman". In diesem „sonderbar" liegt nun auch wohl seine Hauptbedeutung, was durch eine etwas längere Auseinandersetzung klar gelegt werden mag. „Der Roman, oder besser, das Phantasiegebilde des Verfassers erfreut sich des Vorzuges der Originalität. Er enthält keine Liebesgeschichte, trotz des darin vorkommenden Brautpaares, sondern bildet vielmehr eine soziale Träumerei. Er entrollt vor uns das Bild des goldenen Zeitalters, welches der Verfasser für das Jahr 2000 prophezeit, nicht nur im Romane, sondern im gutgemeinten Glauben auf Erfüllung in folgender Nachschrift: „Looking Backeward" wurde geschrieben in dem Glauben, daß das goldene Zeitalter nicht hinter, sondern vor uns liegt und nicht einmal in weiter Ferne. Unsere Kinder werden es sicher erleben, und wir, die wir schon Männer und Frauen sind, sollen durch unsere Werke und Thaten zur Verwirklichung beitragen."

Daraus können wir schließen, wie ernst der Verfasser seine Vision nimmt, obwohl wir etwas nüchterner angelegten Naturen diesen Optimismus nicht zu teilen vermögen. Das aber müssen wir bekennen, schön ist dieser Zukunftsstaat, in welchem die ganze Welt nur mehr eine einzige, solidarisch haftbare Gesellschaft bilden soll. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle Einzelheiten des geistreich ersonnenen, geschickt durchgeführten und unterhaltenden Buches anzuführen, aber mit kurzen Strichen wollen wir den einfachen Vorgang der Geschichte einerseits und die scheinbar gelösten sozialen Probleme andererseits skizzieren. Herr West ist der Verlobte der lieblichen Edith Bartlett. Am 30. Mai 1887 hat er einen vergnügten Tag in Gesellschaft seiner Braut verlebt. Der arme Mensch litt an Schlaflosigkeit, weshalb er sich ein hermetisch verschlossenes, unterirdisches Gemach eingerichtet hatte, in dem er auf künstliche Weise der notwendigen Ruhe teilhaftig wird. So auch am oben erwähnten Maitage des Jahres 1887. Als Freund West wieder erwacht, schreibt man das Jahr 2000. Er hatte inzwischen 113 Jahre fortwährend geschlafen. Welche Veränderungen waren inzwischen vor sich gegangen! In der Welt herrschte Eintracht und Friede. Geld gab es keines mehr. Soldaten bildeten einen überwundenen Standpunkt. Aber der Militarismus des 19. Jahrhunderts hatte den Ausgangspunkt gebildet zu den großartigen Einrichtungen des 21. Säkulums. Welche Vollendung in allen Zweigen der Kunst, Wissenschaft und Industrie! Einem Schiller jener goldenen Zeit konnte es

wahrlich nicht einfallen zu sagen: „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es den bösen Nachbarn nicht gefällt", denn erstens giebt es da keinen Besten, weil alle Menschen gleich gut sind. Aus dem nämlichen Grunde kann von bösen Nachbarn nicht die Rede sein, und Friede ist etwas selbstverständliches, weil das Gegenteil unbekannt ist.

Die ganze Welt bildet nach militärischem System eine große Industriearmee. Wie Bellamy sich dies denkt, wollen wir hier nicht weiter ausführen, aber es sei bemerkt, daß sich das Ganze nicht nur als verlockend schön, sondern auch als durchführbar uns darbietet. Wie unsere lieben Enkel-Enkelkinder einmal ihre Einkäufe besorgen werden, wie sie arbeiten, sich vergnügen werden, welche künstlerische Genüsse ihnen in Aussicht zu stellen sind, dies zeigt uns der geistreiche Verfasser mit verblüffender Naivetät, und wir können nur bedauern, daß es uns nicht so gut geht, wie Herrn West und wir auch die Jahre bis zum Anbruch des paradiesischen Zeitalters verschlafen können.

Wie wird es aber dann mit der Liebe stehen, jenem Gefühle, das in unserer Zeit immerhin eine ganz wesentliche Rolle spielt? Sehr einfach! Damit ist es viel schöner bestellt; Geldheiraten ohne Geld kann es natürlich nicht geben, jeder kann frei dem eigenen Herzen folgen. So heiratet auch Herr West Fräulein Edith Leete, und es freut uns zu vernehmen, daß die junge Dame eine Ur-Urenkelin von Wests dereinstiger Braut ist.

Aber eine Frage beantwortet uns der Roman nicht. Ob mit den Veränderungen, welche sich da äußerlich geltend machen, auch der Mensch einem Reinigungsbad sich unterwerfen hat müssen, wodurch er von all seinen Fehlern und Untugenden befreit wurde. Kennen die Kinder des 21. Jahrhunderts nur Liebe, nicht auch Haß, Neid, Eifersucht, Bosheit, Schmälsucht u. s. w. Der Optimist Bellamy verzeihe unseren kritischen Pessimismus, aber wir haben nicht das Vertrauen in die Welt verloren, sondern unser guter Glaube an der Menschheit hat elende Einbuße erlitten.

Und noch Eines werden die guten Leute jener goldenen Tage vermissen. Sie können nicht losziehen auf ihre elende Existenz und sie nicht herabsetzen im Vergleiche zur „guten, alten Zeit."

Während wir dem Buche als solches unbedingtes Lob zollen, es sogar auf außergewöhnlich hohe Stufe stellen, dürfen wir doch nicht zugleich uns mit all diesen Utopien einverstanden erklären. Hätten wir nur das Buch vor uns, wir würden es für überflüssig finden, einen solchen Einwand zu erheben, aber wir können uns heute schon mit den Folgen des Epoche machenden Werkes beschäftigen, welches eine sozialpolitische Bewegung wachgerufen hat, die in Gründung von Vereinen zu Tage tritt. Bellamy steht an der Spitze, und wir haben auch schon das Wort „Bellamist" aussprechen hören. Wir wünschen den Herren viel Glück, aber unsere Ansicht wird doch noch durch das Wort Goethes am besten gekennzeichnet:

„Die Botschaft hör' ich wohl, doch mir fehlt der Glaube."

Der Leser hat bereits gesehen, daß das Buch eigentlich einen Blick in die Zukunft bieten soll, also das gerade Gegenteil von dem, was uns sein Titel verkündet. Looking Backward mag es wohl deshalb genannt worden sein, weil der Held gegen Ende der Geschichte von der Vergangenheit träumt — das ist von unserer Gegenwart — und so die Schäden unserer Zeit in das hellste Licht gerückt werden.

Die Bedeutung des Werkes ist unbestreitbar. In gewisser Beziehung möchten wir seinen Wert mit dem vergleichen,

welchen z. B. Cervantes Don Quijote beanspruchen durfte.

Unseren Staatsmännern und Politikern mag übrigens die Lektüre noch besonders empfohlen sein. Wer lesen kann und verstehen will, wird gewiß Nutzen zu ziehen vermögen. aus der Fata Morgana des Phantasiehelden Bellamy's.

Max Osterberg-Verakoff.

Skandinavische Litteratur.

Eine Schrift für das Christentum. Es ist nichts Besonderes, daß zu einer Zeit, wo fast alle Gelehrten und Schriftsteller in Kampfstellung gegenüber der christlichen Kirche, zum Teil selbst dem Christentum stehen, sich hier und da auch einer hinsetzt und die Feder für dasselbe schwingt, ja den Beweis zu erbringen sucht, daß nur im Schoße des Glaubens das Glück zu finden sei; namentlich in Skandinavien, wo auch die Gegner am erbittertsten vorgehen, sind solche Versuche wiederholt, besonders von Frauen (Amanda Kerfstadt, Ahlgren, Schjörring 2c.) gemacht. Wie man eine Dichtung mit entgegengesetzter Tendenz wohlwollend begrüßen kann, wieso nicht auch eine solche, solange der Dichter über der Tendenz nicht das Kunstwerk vergißt oder dasselbe nur ihretwegen geschrieben hat. Das ist es aber, was Herr Olaf Sanning in seiner Novelle „Daemring og Dag“*) gethan hat. An und für sich ist ja nichts dagegen einzuwenden, daß in einem Roman gezeigt wird, wie eine Frau, die sich den religiösen Ideen gegenüber durchaus indifferent verhält, durch den Einfluß ihres Gatten und ihrer Schwägerin dahin gebracht wird, daß sie über diese Fragen nachzudenken beginnt, und wie dieselbe angesichts eines herben Schmerzes, dem Verluste eines geliebten Kindes, in dem Glauben Trost sucht auf Grund dieser Logik: „giebt es kein künftiges Leben, so ist mein Kind mir jetzt für ewig verloren, giebt es dagegen ein künftiges Leben, so kann ich es wiedersehen, was doch sehr schön wäre — also giebt es ein künftiges Leben, also giebt es einen persönlichen Gott, also ist Jesus Gottes Sohn. — Das ist ja echt weiblich unlogisch gedacht, und hat vom Standpunkt objektiver Charakteristik nichts Unwahrscheinliches an sich. Bedenklicher ist schon, daß ein ebenso indifferenter Mann durch einige theologische Gespräche, eine theologische Abhandlung und dadurch, daß seine Liebeswerbung bei einem gottgesinnten Fräulein angenommen wird, was er plötzlich für Gottes Werk ansieht (!?), sich in einen Gläubigen verwandelt. Aber selbst dieses ginge in ganz objektiver Darstellungsweise noch an, die Liebe vermag ja viel; allein der Verfasser möchte durch diese Gestalten beweisen, daß nur im Christentum das Heil zu suchen sei und dazu sind diese unlogischen Wesen recht herzlich ungeeignet. Namentlich aber ist seinem Werke der Vorwurf zu machen, daß die Tendenz sich in widerlicher Weise vordrängt. Man bedenke, in einem Büchlein von 180 Seiten zuerst ein religiöses Gespräch von 36 Seiten, dann eine religiöse Betrachtung von 10 Seiten, dann eine religiöse Abhandlung von 36 Seiten, dann wieder ein religiöses Gespräch von 10 Seiten. Der Rest enthält noch zahlreiche „erbauliche“ Erzählungen (darunter eine von 7 Seiten) und religiöse Gespräche. — Aber freilich, Herr Sanning wollte gar keine Novelle schreiben, sondern eine theologische Streitschrift und wählte die belletristische Form nur, um von weiteren Kreisen gelesen zu werden. Nun für eine solche zeichnet sich das Buch durch einen ganz unglaublichen Mangel an Logik und Wissenschaftlichkeit aus. Durch ein paar leere Phrasen stößt man nicht

*) „Daemring og Dag“ (Dämmerung und Tag) Kristiania 1889, Alb. Cammermeyer.

das Lebenswerk eines Forschers, wie Darwin, um, und mit der unbewiesenen Behauptung, daß die Menschheit sittlich zugrunde gehen müßte ohne den Glauben, ist die Wahrheit der christlichen Kirchenlehre nicht erwiesen. Zudem widerspricht der Verfasser sich selbst, wenn er die Bibel teilweise als Menschenwerk anerkennt und doch an der absoluten Richtigkeit gewisser Glaubenssätze festhält. Entweder ist die Bibel „geoffenbart", d. h. gleichsam nach Diktat Gottes niedergeschrieben, und dann darf sich kein Irrtum darin finden, da „Gott allwissend ist", oder sie ist von Menschen geschrieben, auf Grund „göttlicher Eingebung" (d. h. ein Produkt menschlicher Geistesarbeit) und enthält demgemäß eine Mischung von Göttlichem und Menschlichem (will sagen: Wahrem und Irrtümlichem) und dann bleibt es jedem überlassen, was er als irrtümlich auffassen will, dann ist die Bibel eben nur ein Buch, wie jedes andere. Ebenso ist es ein innerer Widerspruch, die Lehre vom ewigen Leben als unzweifelhaft hinzustellen, aber die von Hölle und Teufel nicht so unbedingt aufrecht zu erhalten. Ohne Hölle keine ewige Seligkeit, denn sonst fehlte ja die Möglichkeit der „Vergeltung". Die Krone setzt Herr Sanning aber der Unlogik seiner Behauptungen auf, wenn er andeutet, daß Christi Drohungen mit Höllenstrafen vielleicht nur in der Absicht angewandt sein könnten, die Ungläubigen von ihrer Bahn abzuschrecken. Ei, ei! Dann hätte Christus ja gelogen und wer einmal lügt — Herr Sanning, kennt doch das Sprichwort. Dann könnte Christi Verheißung des ewigen Lebens ja ebenso gut nur eine Lockspeise sein, um die Leute auf den Weg des Glaubens zu führen.

Historischer Sinn und historische Kenntnisse gehen Herrn Sanning völlig ab. Vom Konzil zu Nicäa will er nichts wissen, die Glaubensstreitigkeiten der ältesten christlichen Gemeinden scheinen ihm unbekannt zu sein. Weiß er nicht, daß die Evangelien erst 130—140 Jahre nach Christum geschrieben sind, sind ihm alle andern historischen Quellen über Jesus, als die Evangelien, unbekannt?

Sein Hauptbeweis für den Glauben an den persönlichen Gott und das ewige Leben ist der, daß das Leben ohne Beides nicht des Lebens wert sei, was eben erst noch zu beweisen wäre.

Gläubige Seelen wird dieses Büchlein erfreuen, der Sache wird es bei andern nur schaden, nicht nützen.

E. Brausewetter.

Portugiesische Litteratur.

Wieder hat die portugiesische Litteratur den Verlust eines ihrer trefflichsten Apostel zu beklagen: João de Andrade Corvo. Seine Fähigkeiten waren hochbedeutend! er besaß außergewöhnliche Begabung, sowohl für das Studium der Wissenschaften, der schönen Litteratur, als auch für die Lösung schwerer politischer Probleme. Sein Geist drang mit Schwertesschärfe in die verzwicktesten sozialen Fragen. Die parlamentarischen Archive, die Gesetzessammlungen, zahllose Bücher und Schriftwerke, die er seinem Vaterlande hinterließ, sind Denkmale des bewunderungswürdigen, mächtigen Geistes.

Sein geschichtlicher Roman „Um anno na côrte" hat weit über die engen Grenzen Portugal's hinaus Ruf gewonnen und eine erkleckliche Zahl von Auflagen erlebt. Sehr anziehend sind auch seine „Contos em viagem" und seine Lustspiele und von litterarischem Werte seine Dramen, unter welchen besonders hervorzuheben sind „O Alliciador" und „O Astrologo."

Im Verlage von Lugan und Genelioux erscheint „John Bull" (1 vol.), dessen Autor kein geringerer ist als der geistsprühende Realist Ramalho Ortigão.

Der Verleger der Werke von Julio Lourenço Pinto — Lopes Comp.

Porto, — kündet das Erscheinen eines neuen Werkes dieses fruchtbaren Schriftstellers an, betitelt: „O Bastardo“ Scenas da vida contemporanea.

Mit Entzücken wird der Kenner alter Bräuche und Einrichtungen der portugiesischen Hauptstadt das Poem aus der — ungenannten — Feder des Viscon de de S. Monica lesen „A feira da ladra“. Für die im Anhang beigegebenen Anmerkungen sei dem Autor Dank gesagt. In farbenprächtigen Bildern und in einer natürlichen, edlen Sprache schildert der Dichter uns den berühmten Jahrhunderte alten „Markt des Aussatzes“, (buchstäblich übersetzt) der eine originelle Eigentümlichkeit Lissabons ist.

Impressões e Paizagens hat Raul Brandão einen Band anmutiger, anspruchsloser Erzählungen genannt, die in der Livraria Gutenberg verlegt sind.

D. Maria Amalia Vaz de Carvalho veröffentlicht im Commercio do Porto „As mulheres portuguezes perante o conflicto nacional“. Die ungeschminkte Sprache und der kräftige Stil dieser Schriftstellerin gereichen der portugiesischen Litteratur zur Ehre. Sie mahnt die Frauen ihr Herzblut für die Wiederherstellung des Vaterlandes zu geben und sagt u. A.: „Die portugiesischen Frauen — ich beziehe mich hier auf die tonangebenden Klassen — sind bis heute nicht hinreichend ‚portugiesisch‘ gewesen. Alles was ‚fremd‘ ist, blendet sie.

Die Moden, die Künste, die Litteratur, die Sprache ꝛc. ꝛc.

Sie werden mir sagen: aber wir haben weder Kunst, noch Mode, noch große Litteratur, noch blühende Industrie, noch eine großmütige und würdige Politik, die die weibliche Begeisterung, die immer nach Schönem strebt, inspiriere ... Für einen Franzosen giebt es nichts Besseres als die Einrichtungen, die Kunst, Politik, Litteratur, Industrie, die Moral Frankreichs ...

Für einen Deutschen verdient alles, was nicht deutsch ist, die vollkommenste und absoluteste Nichtachtung ...

Den Engländer führt diese patriotische Selbstsucht zum Äußersten, sogar zum Verbrechen. Für den Engländer wie für den Romanen ist alles was nicht er selbst ist, barbarisch.

Der Spanier hat eine emphatische und ungestüme Bewunderung seiner Rasse, übertrieben bis ins Komische ...

Wir, die Portugiesen, wie beschämt über unsere Armut und augenblickliche Kleinheit, machen entweder langweilige Rednerei über das, was wir waren, oder verachten mitleidslos, was wir gegenwärtig sind.

Wir haben keinen Glauben an die Einrichtungen; wir bewundern nicht und sprechen nicht mit Liebe und Eifer die schöne reizvolle Sprache, die wir besitzen, noch interessieren wir uns für die Versuche der Kunst, die einige seltene und für das Ideale begeisterte Jünger ausüben; wir lieben nicht unsere Schriftsteller, wir beschützen nicht uneigennützig unsere Industrie, noch haben wir die Überzeugung, das Vertrauen an unser eigenes Schicksal.

Entweder sind wir übermäßig skeptisch oder übermäßig kritisch. Es fehlt uns jener Glaube, der Berge versetzt und ohne denselben es uns unmöglich ist, den geringsten Widerstand zu brechen oder das leichteste Hindernis zu besingen“ ...

In derselben Zeitung setzt Miguel Eduardo Lobo de Bulhões seine politische Revue in der ihm eigenen originellen Weise fort. Schärfe und Humor sind die Grundzüge dieser Übersichten, die the great attraction denkender Leser bedeuten. Mit feinem Takt und sicherem Verständnis schreibt unser Landsmann, der geistvolle Verfasser von „Carlyle und Goldkörner aus seinen Werken“ — Dr.

Eugen Oswald die „Cartas de Inglaterra.“

Unter dem Titel „Um feixe de plumas“ ist eine einzige umfangreiche Nummer erschienen, als deren Herausgeber Bruno und Joaquim de Araujo genannt sind. Mitarbeiter dieses, zu einem edlen Zwecke begründeten Werkes sind die hervorragendsten Schriftsteller Portugals, die sich, sei es durch Prosawerke oder Dichtungen eine Stellung in der zeitgenössischen Litteratur erworben haben. Der Ertrag des Unternehmens fällt der „Subscripçao nacional“ zu, die zur Verteidigung des Vaterlandes gegründet wurde und bereits einen sehr ehrenvollen Fonds aufzuweisen hat.

Eine Reihe humoristisch-satirischer Strophen hat der geniale Gomes Leal unter dem Namen „Troça á Inglaterra“ vereint, Verse voll kräftigen Wohlklangs und geistreicher Inspiration. Ein neuer Beweis des ursprünglichen Talents ihres Autors.

Bei solchen patriotischen Kundgebungen der Führer der Bildung — der Schriftsteller — können wir nicht umhin mit einzustimmen in den Ruf: „Viva a Patria!“ H. Wigger.

Polnische Litteratur.

Eine glückliche geistige Elastizität, eine innere nationale Kraft läßt trotz des Mangels jeder Aufmunterung von Seiten des Staates — wenigstens in den außerösterreichischen Gebieten — die polnische Litteratur sich als freies Eigentum der Nation stetig fortentwickeln. Wer die Gunst des Publikums erwerben will, muß sie in Polen oder, wenn er über Polen schreibt, ohne Dazwischenkunft einer höheren Autorität zu verdienen suchen.

Gegen Ende des Jahres 1888 schied Theophil Nowosielski (geb. 1812), einer der wenigen Jugendschriftsteller Polens, aus dem Leben. Durch Jachowicz angeregt, hatte er sich mit großer Liebe der Pädagogik gewidmet, sich die humanistische Methode des Czechen Swoboda angeeignet und dann von der Praxis zur Jugendlitteratur gewendet. Am 23. Januar 1889 starb in Santiago de Chile der 46 Jahre dort heimisch gewesene polnische Schriftsteller und Geologe Ignaz Domejko, ein Mann von tiefem Wissen und edlem Charakter. Ehemals Zögling der Wilnaer Hochschule, bekleidete er zuletzt in Santiago das Amt eines Rektors der Universität unter dem Namen Don Ignacio. Ebenfalls im Auslande, auf der Villa Broelberg bei Zürich, verschied am 22. April v. J. Graf Wladyslaw Broel-Plater, der oft angefeindete Begründer und Direktor des polnischen Nationalmuseums zu Rapperswyl, im 82. Lebensjahre. Er war der zweite Gemahl der berühmten Karoline Bauer.

Die polnische Landes- und Volkskunde bildet den Gegenstand fortgesetzter Forschung. Die von der Akademie der Wissenschaften in Krakau 1888 herausgegebene „Sammlung von Nachrichten zur Anthropologie des Landes“ bringt wertvolle Beiträge zur Paleo-Ethnologie der Kurgane, Sagen und Fabeln aus Litauen, ruthenische Hochzeitsgebräuche, Lieder der Goralen u. s. w. Oskar Kolberg stellt in der zwanzigsten Serie seines Werkes „Das Volk“ aus reichlich gesammeltem Material ein Bild der Gegend von Radom zusammen, über deren Ethnographie, Gebräuche und Feste, Volkssagen und Ortslegenden er Erschöpfendes mitteilt. Derselbe Kulturhistoriker verbreitet sich in den ersten Bänden des Buchs „Die Masuren, ein ethnographisches Bild“ mit bekannter souveräner Beherrschung des Stoffes über Land, Volk, Festzeremoniell und Lieder (einundeinhalb Tausend mit Melodieen) der am linken Weichselufer wohnenden „Waldmasuren“. Weitere Bände sollen folgen. „Volkssagen und Märchen aus Litauen“ sam-

melte Johann Karlowicz. Man hat seine Freude an dieser naiven Phantasie, an den ersten Elementen des Glaubens und der ethischen Anschauungen des Volkes. Ein belehrendes, durch eine Karte erläutertes geographisches Bild entwarf K. Krynicki in dem Büchlein „Die Weichsel und ihre Städte“. Ein mehr feuilletonistisches Gepräge verlieh Stanislaw Belza seinen „Schottischen Nachklängen“, m. Abb. 1889. Aufmerksamen Blickes hat er die Heimat Walter Scotts und Burns durchpilgert und beschreibt anschaulich den See Loch Lomond und die Stätte, an der Maria Stuart einst weilte. Das „Geographische Lexikon des Königreichs Polen ꝛc.“ ist 1888 zum Schluß des 9. Bandes gediehen. Außerdem erschien ein „Bibliographisch-balneologisches Wörterbuch der polnischen Gesundheitsquellen und Bäder“, sowie die ersten Hefte einer Handels- und einer Ackerbau-Encyklopädie.

Es hat in Polen stets auch solche Patrioten gegeben, welche Gegner der Revolutionen waren. Gleichwie die Partei der Konservativen die Insurrektion von 1863, mißbilligten manche Besonnene schon den mit viel bedeutenderen Mitteln und militärischen Kräften unternommenen Aufstand des Jahres 1830. In den „Denkwürdigkeiten des Grafen Stanislaw Wodzicki“, 1888, berichtet dieser damals an der Spitze der Republik Krakau stehende Staatsmann über die Angriffe, denen er ausgesetzt war, weil er, um die Existenz des kleinen Freistaats nicht zu gefährden, im Einverständnis mit dem Diktator Chlopicki die Beteiligung Krakaus an der im Königreich Polen ausgebrochenen Revolution verhindern wollte. Auch Kajetan Koźmian, dieser gewiegte polnische Staatsmann und Vaterlandsfreund, eine der hervortretendsten Persönlichkeiten in allen wichtigen Epochen nach der Teilung des Reichs, versprach sich von ihr keine segensreichen Folgen, wie aus der Vorrede zu seinen „Verschiedenen Dichtungen“ (1881) erhellt. Koźmian trieb in der Poesie seine Vorliebe für den Klassizismus so weit, daß er zu den heftigsten Gegnern des Mickiewicz gehörte. Aber auch er hat als Dichter im Geiste des Virgil und Horaz manches Bleibende geschaffen. Ein Teil seiner bis dahin noch nicht gedruckten prosaischen Schriften erschien 1888: Biographien der bedeutendsten Männer seiner Zeit, Reden, politische und litterarische Aufsätze. Über „Die wissenschaftlichen und litterarischen Gesellschaften Polens im 18. Jahrhundert“ giebt Wladyslaw Smoleński interessante Aufschlüsse, die sich auch auf die damaligen Zeitschriften und die Pflege der Litteratur unter Stanislaw August erstrecken. Die Donnerstagsmahle beim Könige versammelten alle Koryphäen der Wissenschaft und Poesie; wer sich durch ein neues Werk verdient gemacht hatte, fand unter seiner Serviette eine Medaille mit der Inschrift „Merentibus“. Über die wirtschaftlichen Verhältnisse und den geselligen, gemütlich humoristischen Verkehr der Landedelleute jenes Zeitalters teilt Alexander Wybranowski in einem gleich den alten Hausbüchern „Silva rerum“ betitelten Werkchen (1887) nach Überlieferungen, alten Briefen und Familiendokumenten manches Unterhaltende mit. — Stanislaw Załęski schreibt in seinen Untersuchungen „Über die Freimaurerei in Polen von 1742—1822“, (1889), diesem Orden, in dessen Zeremoniell er eine Karrikatur des Katholizismus erblickt, unchristliche und antimonarchische Tendenzen zu, mißt ihm die Schuld an den Revolutionen in Frankreich, Portugal und Spanien bei und behauptet, daß auch die Attentate Hödels und Nobilings aus dieser Quelle geflossen seien. Der Autor vergißt, daß Kaiser Wilhelm I. Protektor der acht deutschen Großlogen war. Der Verfasser der von historischen Irrtümern

nicht freien „Geschichte der Slawen", Bd. I, 1888, Eduard Boguslawski, bedient sich einer eigentümlichen Schreibart, die er auch in seiner Broschüre über „Eine rationale polnische Graphik", 1888, gemäß den schon im 15. Jahrhundert von Zaborowski aufgestellten orthographischen Regeln verteidigt. Dasselbe Thema behandelt ein anonymer Philograph in seiner „Theoretischen Verbesserung der polnischen Graphik", Heft I, 1888, und sucht gewisse Schwierigkeiten in der Rechtschreibung zu lösen, in welcher er zwei Hauptgruppen, die Mrozińskische und die Malinowskische unterscheidet. Im Jahre 1882 sandte mir der bald darauf verstorbene polnische Dichter Christian Ostrowski aus der Schweiz sein satirisches Epos „Badęgiada", Genf und Krakau 1882, ein Pamphlet auf Napoleon III., dem er beiläufig eine jüdische Abstammung nachweist; die auffallend veränderte Schreibweise in dem Poem macht manches Wort zum Rätsel. Die Einführung einer neuen Orthografie wird indes wohl nie einem Einzelnen gelingen, falls er sich nicht außer seiner Autormappe noch eines Ministerportefeuilles erfreut. — Xaver Liske veröffentlichte 1889 den 14. Band der „Grod- und Landgerichtsakten aus den Zeiten der Republik"; unter seinem Vorsitz tritt — einer mir zugegangenen Einladung zufolge — im Juli d. J. in Lemberg ein Kongreß polnischer Historiker zusammen. Im Jahre 1888 erschien der letzte Band von Valerius Kalinka's „Vierjährigem Reichstag". In populärem Gewande, unter Benutzung der besten Quellen, aber ohne die von Volks- und Jugendschriftstellern oft beliebte tendenziöse Übertünchung giebt sich die illustrierte „Geschichte Polens" von Marian vom Dnieper, 1888. Ein für die Geschichte des 17. Jahrhunderts höchst wichtiges Werk ist K. Waliszewskis Sammlung historischer Quellen aus französischen Staats- und Privatarchiven, die u. d. T. „Polnisch-französische Beziehungen von 1644—1667" in Krakau 1889 erschienen ist. Wir finden darin diplomatische Aktenstücke und Briefe des unglücklichen Königs Johann Kasimir Wasa, seiner Gemahlin Ludwiga Maria, Radziejowskis, Lubomirskis einerseits und Ludwigs XIV., des Prinzen Condé, Mazarins, de Lumbres rc. andererseits und erhalten Aufschlüsse über die damalige Stellung Polens zu Frankreich, Schweden, Österreich und Brandenburg. Die Königin von Polen wünschte für Condé oder auch für den Herzog von Enghien die polnische Krone nach Kasimir zu gewinnen, was indes den Widerstand eines Teiles des Adels in dem Maße erweckte, daß ein Bürgerkrieg ausbrach. Dieser und der Verlust mehrerer Provinzen veranlaßten den aller Macht beraubten König, die Krone niederzulegen. Das Buch bringt die sehr umfangreiche, mit Makkaronismen durchflochtene Abdankungsrede, in welcher er 1668 vom Reichstage rührenden Abschied nahm.

Eine Fülle neuer Forschungsergebnisse bieten die „Abhandlungen und Rechenschaftsberichte der historisch-philosophischen Abteilung der Krakauer Akademie der Wissenschaften", dieser zielbewußten Pflegerin der idealen Kulturkräfte, welche die Rücksichtnahme auf die freien und lebendigen Interessen des Geistes mit dem Ernst der wissenschaftlichen Abstraktion zu vereinigen weiß. — Die nicht Polens Vergangenheit allein betreffende, wenn auch vielfach darauf hinweisende „Geschichte der Juden" von Hilarius Nußbaum, Band III, 1889, ist nach den glaubwürdigsten Urkunden von Moses Zeiten bis zur Gegenwart fortgeführt.

Marian Dubiedis „Geschichte der polnischen Litteratur", 1889, die jetzt vollendet vorliegt, zeigt in ihrem ersten Bande einen gefälliger aufgebauten Vortrag als im zweiten. Auf die jüngste

Epoche übergehend, deren Erscheinungen der Autor wohl nur obenhin verfolgt hat, registriert er viele Namen mehr oder weniger summarisch. In der sehr kurzgefaßten „Geschichte der polnischen Litteratur“ von Hermann Drobner, 1889, läßt die Darstellung manches zu wünschen übrig. Durch von ästhetischer Geistesbildung getragene Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und besondere Gewichtlegung auf die innere Physiognomie tritt unter den zahlreichen Monographieen über einen jener Erleuchteten, welche „der Tod nicht töten kann“, den Hauptrepräsentanten der geistigen Wiedergeburt des 16. Jahrhunderts, das Studium des Grafen Stanislaw Tarnowski: „Johann Kochanowski“, 1888, in den Vordergrund. Das umfassende Werk mit einer lateinischen Dedikation ist der Universität Bologna zu ihrem 800jährigen Jubiläum in Anerkenntnis des italienischen Einflusses auf Polens Aufklärung in jenem Zeitalter überreicht worden. Mit den wechselnden Schicksalen des „Polnischen Theaters in Lemberg von 1780—1881“ macht uns (1889) Stanislaw Peplowski bekannt. Nach dem berühmten Adalbert Boguslawski übernahm J. N. Kamiński die Direktion bis 1842. Einen guten Aufschwung nahm das Theater von 1875 — 1879 unter Dobrzański, der wie die Vorgenannten zugleich Schauspieler und Bühnendichter war. Die „Kurze Übersicht der evangelisch-polnischen Litteratur der Masuren und Schlesier“ von J. K. Sembrzycki, 1888, faßt diesen erst seit 1852 auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. eingehender in Betracht gezogenen Litteraturzweig systematischer, als es bisher geschehen, zusammen. Manche neue Gesichtspunkte eröffnet die reichhaltige „Denkschrift“ der aus den berufensten Forschern bestehenden litterarischen Mickiewicz-Gesellschaft in Lemberg. Der von Wladyslaw Wislocki vorzüglich redigierte Krakauer Przewodnik bibliograficzny, ein wertvoller Quell der Belehrung über die gesamte geistige Bewegung in und in Bezug auf Polen, verzeichnet von jetzt ab auch die in Polen erscheinenden musikalischen Kompositionen.

Auch den fremden Litteraturen wird nach wie vor ein reges Interesse gewidmet. Julius Soltyk Romański machte die schätzbareren Denkmäler altslawischer Poesie durch Polyglottenausgaben der Allgemeinheit zugänglich. Vor uns liegt der „Gesang von Ivors Feldzug“ aus dem 12. Jahrhundert; parallel mit dem kritisch verglichenen Urtext geht eine gute polnische, ruthenische und böhmische Übersetzung. Auch Polen wird nun eine Prachtbibel mit den — allerdings ziemlich weltlichen — Doréschen Illustrationen besitzen. Es sind bereits 23 Hefte mit Wujeks Vulgata-Übersetzung ausgegeben. Der als Anthropologe verdiente Isidor Kopernicki übertrug (1889) aus Wuk Karadzicz Sammlung serbischer Volkslieder diejenigen, welche auf die für Serbien verhängnisvolle „Schlacht auf dem Kosower Felde“ — auch Sitnitzer Thal genannt — Bezug haben, in reimlosen fünffüßigen Trochäen und wußte den Ton der Originale überraschend zu treffen. Jeż (Miłkowski), welcher 25 Jahre in den südslawischen Ländern gelebt hat, schrieb dazu eine historisch lehrreiche Vorrede. Stanislaw Gr. Rzewuski beurteilt in seinem litterarischen Studium „Das junge Frankreich“, 1888, vier Autoren der Gegenwart: den mit Zola-Boccacioschem Öle gesalbten genialen Maupassant, dessen Roman Une vie in wahrheitsgetreuen, sogar die intimsten Vorgänge der Brautnacht entschleiernden Zügen malt und dann wieder mit litterarisch-vivisektorischer Grausamkeit die Nerven des Lesers schmerzhaft zucken macht — den begabten jungen Kritiker Bourget, Verfasser der Essais de psychologie contem-

poraine — den Eklektiker Séailles, der in seinem Essai sur le génie dans l'art die geistige Verwandtschaft der neueren französischen Philosophie und Belletristik erkennen läßt — endlich den mehr in künstlerischen Kreisen als vom Publikum gefeierten Dramatiker Becque. Mehr kulturhistorischer als wirklich dichterischer Wert wohnt den provencalischen Liedern inne, welche Eduard Porębowicz' „Auswahl aus der Poesie der Troubadoure" in guter Übertragung darbietet. Professor Albert Zipper in Lemberg, ein bedeutender Kenner der deutschen Litteratur und Verfasser einer im Druck befindlichen Geschichte derselben in polnischer Sprache, würdigt im Przewodnik naukowy i literacki und anderen Zeitschriften fortlaufend die neuesten deutschen Werke in gehaltvollen, den Kern der Sache erfassenden Recensionen. Gute Übersetzungen deutscher Dichtungen lieferten jüngst Ludwig Jenike (Goethes Faust), Maria Kurtzmann (Herders Cid); außerdem ist Verschiedenes von Schiller, Körner und Heine 1889 in polnischer Nachbildung erschienen.

Ein neues Element brachte Heinrich Biegeleisen in die soziologische Forschung, indem er dazu in seinem „Geld und Reichtum nach der Vorstellung unseres Volkes", 1888, Volkslieder und Sagen benutzte. Adam Mahrburgs „Theorie der Zweckmäßigkeit"; 1888, ein Ergebnis positivistischer Naturphilosophie, zeugt von großer Belesenheit, der Stil ist lebendig, die Beweisführung gewandt, wenngleich oft sophistisch. Mahrburg gehört zu denen, welche sich bemühen, das Weltsystem und den Organismus der Tiere und Pflanzen als eine sehr mangelhafte Pfuscherei hinzustellen. Freunde der Abwechselung wird Joseph Rostafińskis buntes Quodlibet „Aus der Welt der Natur" befriedigen. Sie finden darin eine Apotheose der Darwinschen Theorie von der im Kampf ums Dasein entstandenen Verlängerung des Halses der Giraffe und der Hörnerbildung des von einem noch unbewehrten Urahn abstammenden Ochsen. Diesem Aufsatz geht eine Beleuchtung der neuen Richtung in Asnyks Poesieen voraus. Es folgen historische, botanische und kulinarische Belehrungen über verschiedene Fruchtarten, rote Rüben, Barszcz 2c. Höchst anziehend das ästhetische Interesse mit dem wissenschaftlichen vereinigend, philosophiert Kasimir Kleczkowski (geb. 1857) über „Das Schöne am häuslichen Herde", 1888, in Form von Briefen einer gebildeten Frau über Gegenstände des weiblichen Putzes, Salondekoration und dergl. In seinen „Studien über das polnische Recht", 1889, verbreitet sich Oswald Balzer mit voller Sachkenntnis über Rechtsgeschichte, juristische Terminologie und verwandte Stoffe. Unter den vielen neuen Übersetzungen philosophischer und kulturwissenschaftlicher Schriften des Auslandes nennen wir nur: Spinozas Ethik in geometrischer Erklärung, polnisch von Anton Paskal unter Redaktion Heinrich Struves; Herbert Spencers Werke, polnisch von J. K. Potocki, Band II, 1889, und Ch. Seignobos Geschichte der Zivilisation. Dies treffliche Werk, mit 177 Illustrationen, wurde 1888 von Adolph Dygasiński übertragen. Derselbe Autor stellte 1889 in den „Fingerzeigen zu polnischen Stilübungen" seine lehrreichen Deduktionen auf eine psychologische Basis. Zu den im praktischen Teil gegebenen Aufsatzthemen benutzte er mit Geschick deutsche Werke.

Wir gehen jetzt zur Novellistik über, die ihrer Natur nach zwischen der prosaischen Litteratur überhaupt und der poetischen das verbindende Mittelglied bildet und bei guter Tendenz dem useful pleasure dienend, gewiß eine kulturelle Aufgabe erfüllt. In „Rosen und Dornen", 1888, kleinen Novellen und Arabesken von Viktor Gomulicki paart sich eine auch dem Kleinsten Interesse abgewin-

nende Beobachtungsgabe mit gutmütiger Satire. Als Erstlinge eines bemerkenswerten Talents begrüßen wir Joseph Wasniewskis „Zickzacke", 1889, Skizzen, in denen sich ein lebhaftes Temperament und ein gerechter, oft boshaft sarkastisch ausklingender Unwille über manche Mißstände des sozialen Herkommens kundgiebt. Der seit 1886 nach längerem Schweigen wieder hervorgetretene Sigmund Kaczkowski zeichnet in seinem neuesten historischen Roman „König Albrechts Ritter", 1889, die ritterlichen Edelleute des 15. Jahrhunderts mit ihren zum Teil vom Auslande entlehnten, aber dem nationalen Charakter angepaßten Sitten, die zugleich als polnische Kriegergestalten aller Zeiten gelten können. Der 11. Band von Michael Baluckis beliebten Schriften (1888) enthält die Novelle „Album von Heiratskandidatinnen". In vierzehn, von einzelnen Trivialitäten nicht freien, novellistischen Bildern „Die Frau", 1889, wollte Marian Gawalewicz nicht eigentlich eine vollständige Charakteristik des Weibes liefern, nicht, wie man einst Jules Michelet vorwarf, das Meer in einem Glase ausschöpfen, sondern er griff nur gewisse Typen heraus. Die Unzuträglichkeiten, welche aus Ehen gemischter Nationalitäten entspringen, betont Jeske-Choiński auch in seiner Erzählung „An der Warthe", 1888, während sein Sittengemälde „Mit der Kugel am Fuß", 1888, mit dramatischer Wahrheit und künstlerischem Geschick das sorgenvolle Elend einer vor Befestigung der Lebensstellung eingegangenen Ehe schildert. Über das Leben der Verbannten in Sibirien erfahren wir Manches aus Adam Szymańskis „Skizzen", denen indes die anteilerweckenden individuellen Züge fehlen. Während Jarban in „Wald und Hof", 1889, ein zutreffendes Spiegelbild jener Landedelleute entwirft, welche der Leidenschaft der Jagd alles, zuletzt den Wald selbst, opfern, vermögen weder der Salonfirniß, noch die seltsamen Vergleiche und psychologischen Wunder in Sigmund Sarneckis „Novellen", 1888, über die Marklosigkeit einiger Figuren hinwegzutäuschen. Ebenfalls für den Salon bestimmt scheinen in ihrer hocheleganten Ausgabe A. J. Szeks „Novellen", 1888, aber im Widerspruch mit ihrem Gewande steht der Inhalt, d. h. die Vorführung der untersten rustikalen Schichten, äußerlich wie innerlich ungeschminkt. Nicht ohne Glück versuchte Maria Rodziewicz, die junge Verfasserin der preisgekrönten Erzählungen „Zwischen Mund und Becher", „Dewajtis", 1889, in der letztgenannten die Schilderung des Ideals männlicher Seelenstärke. Elise Orzeszkas dreibändiger Roman „Am Niemen", 1888, fesselt durch schöne Naturschilderungen; in den Büchern „Von der Frau" und „Einige Worte über die Frauen", 1888, legt sie wiederum eine tiefe Kenntnis der heutigen sozialen Zustände in Polen an den Tag und giebt zu deren Verbesserung — namentlich inbezug auf die Stellung und moralische Hebung der Frauen — praktische Winke. Eine Virago ist keineswegs ihr Ideal. Als 43. Band ihrer sämtlichen Werke erschien 1888 in zweiter Auflage „Patriotismus und Kosmopolitismus", eine Fülle von Gelehrsamkeit in künstlerischer Farbengebung. Von der talentvollen Jugendschriftstellerin Michalina Grzymala-Zielińska erschien 1888 eine neue, manche anmutige, ja ergreifende Szene enthaltende Erzählung „In der Schule des Lebens". Zwei Kinder, Knabe und Mädchen, gehen ihren Eltern auf einer Reise verloren und werden von mildthätigen Menschen sorgfältig erzogen; rührend ist die endliche Wiedervereinigung mit ihren Eltern.

Der verewigte Historiker Joseph Szujski hat sich in jüngeren Jahren auch auf anderen Schaffensgebieten bewegt. Der 6. Band seiner jetzt gesam-

melt erscheinenden Werke enthält zum Teil Erzählungen, unter denen die älteste, und zugleich gelungenste, „Die letzte Nobilitierung", eine Familienüberlieferung Szujskis, eine Adelsverleihung durch Kosciuszko zum historischen Hintergrunde hat. Szujskis Dramen widmete Ludomil German 1889 ein eingehendes Studium. In denselben ergänzen sich der Dramatiker und der Historiker, das nationale Drama war des Dichters Ideal. Ihm war es klar, daß der Bühnenschriftsteller, indem er der Geschichte seine Stoffe entlehnt, weniger auf historische Anekdoten und pathologische Abnormitäten als auf die Geschichte der Seele und auf die Veredelung des Charakters sein Augenmerk richten müsse, gleichwie einst der Begründer der griechischen Tragödie, Äschylos und sein edler Nachfolger Sophokles die Poesie des Dramas als einen Teil der Religionslehre auffaßten. Es fragt sich nun, inwieweit Szujskis Bühnenproduktion sich dem Ziele genähert habe, ein Ausgangspunkt für die Zukunft des polnischen Dramas zu werden.

Den Kern der Schöpfungen des jungen Realisten Alexander Mańkowski bilden nicht poetisch-sentimentale Visionen, sondern konkrete Thatsachen, Photografien der Wirklichkeit. Betrachten wir sein Drama „Minowski" und seine Erzählung „Herr Adalbert", 1888. In treuen und scharfen Umrissen zeichnet Mańkowski besonders die männlichen Gestalten, weniger natürlich geben sich die weiblichen, die mehr der Zukunft angehören. Man vermißt zwar den prickelnden Dialog, aber der Effekt liegt außer in den ergreifenden, oft peinlich schreckensvollen Szenen in dem — nicht eigentlich beabsichtigten — Humor, einer Mischung von Boz'scher Laune und Heinescher Ironie. Von dem fruchtbaren Bühnendichter und Novellisten Michael Wołowski (geb. 1851) liegt uns ein in Griechenlands klassischer Zeit spielendes einaktiges Drama „Alcibiades", 1889, vor. Die Handlung vollzieht sich in einem Gemach des persischen Statthalters: Der verbannte Alcibiades wird, als er sein verräterisches Bündnis mit den Persern auf Bitte der patriotischen Hetäre Tais lösen will, ermordet. In dem kleinen Lustspiel „Das wilde Röschen" von Joseph Bliziński, 1889, wird die gut dialogisierte Prosa des Alltagslebens durch einige Witzkörner gewürzt. Dankbar sind die Rollen des alten Freiheitskämpfers Radomir, seiner sehr jugendlichen, in ihrer naiven Dreistigkeit reizenden Enkelin Rosa und der alten treuen Dienerin Dorota, welche die Verliebung und Verlobung des bis dahin der Familie feindlichen Grafen Bruno und Röschens schlau einzufädeln weiß. Weniger friedlich geht es in Vincenz Rapackis fünfaktigem Lustspiel „Odbijanego", 1888, zu. Ein Wojwodensohn entführt dem höchst streitbaren und berühmten Starosten von Kaniow, Nikolaus Potocki, seine Frau. Das erstemal erobert dieser sie mit Sturm zurück, das zweite Mal tritt er sie ihm in großmütiger Anwandlung gutwillig ab.

Dichter, die aus der Fülle ihres Herzens in hochwallender Begeisterung singen, giebt es nur noch wenige. Heute genügen meist einige pikante lyrische Einfälle, einige durch gewaltsame Impulse hergebrachte Außerordentlichkeiten, ein kritisch berechneter Geschmack und die Fähigkeit, die Sprache in allen rhythmischen Accenten zu beherrschen. Indem man den Reiz des Wunderbaren und der holden Täuschungen von der Kunst, Schönes schön zu sagen, entfernte, erhielten Verstand und Witz, oft auch ein grämlicher Skeptizismus das Übergewicht über Gefühl und Phantasie und über die Schwärmerei der Romantik. Manche halten sich wohl gar aus Trotz gegen das Ideale mit Vorliebe beim Niedrigen auf oder handhaben krampfhaft die pessimistische Thränenpresse. Aber der echte Dichter,

auch der realistische, verfolgt die zartesten Gewebe des Gefühlslebens und bewahrt stets Delikatesse in den moralischen Zügen; diesem fehlt zwar das Sehnen nach oben, aber das verleitet ihn nicht, aus unserer guten Welt einen großen Unkenteich zu machen. Auch in Polens Bardenhain ist die Mickiewiczsche Romantik so ziemlich verklungen, trotzdem bleibt der Genuß seiner Schöpfungen ein ungeschmälerter. Nicht geringes Interesse erweckten daher drei 1889 im Przegląd polski von Joseph Kallenbach nach einem Manuskript-Brouillon veröffentlichte, bis dahin noch unbekannt gebliebene Gedichte des großen Sängers, die jedenfalls der Epoche von 1836 — 1841 angehören. Darauf deutet die starke geistige Verstimmung, welche die Verse durchtönt, jener Kampf mit sich selbst, der das erste Gedicht kennzeichnet, sowie andererseits die christliche Resignation im dritten, das wir hier wiedergeben:

Du fragst, warum mich Gott geschmückt mit etwas Ruhme? —
Für das, was ich gedacht, gewollt — nicht was ich that.
Ist Denken, Wollen doch zur Poesie der Pfad:
Sie sprießt und sinkt dahin wie eines Sommers Blume.
Die Thaten aber sind ein Saatkorn, eingesenkt,
Das erst nach Jahresfrist uns reiche Früchte schenkt.
Der Glanz der Namen kann im Zeitendrang nicht währen,
Doch keimt das stille Korn und deckt das Land mit Ähren.
Der Lärm verklingt ja bald, und schnell erblaßt der Schein, —
Des Stillen Segen bleibt, der Erde Reich ist sein.

Joseph Orłowski besang in zehn Sonetten mit poetischem Schwunge einige wichtige Vorgänge aus Lembergs Geschichte. Von den Sonetten „Aus dem Leben“ teilen wir das folgende mit:

An dunkler Wolken Saume.

Nur selten lacht von Glück des Greises Wange,
Zurück liegt das, was er gethan, erlebt,
Doch wie ihn schon ein blasser Strahl erhebt,
Erquicken Blüten ihn, halb welk schon lange.

Und soll der Jüngling, der im heißen Drange
Die Weltgesetze umzuformen strebt,
Bei jedem Schmerz, der seine Brust durchbebt,
Schon mutlos klagen und verzweiflungsbange?

Ihm wird ein Strahl sich neben Wolken zeigen,
Wie neben bitterm Naß der Labetrank,
Und sinkt das Glück, wird neu die Hoffnung steigen.

Auch dann, wenn er, entrückt dem süßen Traume,
Der Teuren fern, in Unglücks Nacht versank,
Winkt ihm noch Trost an dunkler Wolken Saume.

Eine neue Sammlung Orłowskischer Poesieen erschien 1889 u. d. T. „Nationale Klänge“. In Wacław Lieders „Poesieen“, 1889, spricht sich großes Selbstgefühl aus. Schon in den einleitenden Versen spottet er der traurigen Lautenisten, die ihre Saiten auf falsche Töne stimmen und giebt zu verstehen, daß er gediegenere Ware auf den Markt zu bringen gedenke. Manche ursprüngliche Gedankenblitze leuchten allerdings durch seine Strophen. Als ein Beispiel seines Ideenganges lassen wir das Gedicht „Fleckenlos“ hier folgen:

Und ob des Leidens Bürde schwer zu tragen,
Ob ewig mir der Schmerz das Herz zerreißt,
Ich klage nicht! Weil weibisch sich beklagen,
Ein trotzig starkes Herz entehren heißt.

Den Himmel und die Welt um Mitleid flehen,
Beugt ein Gemüt, von Ehrbegier beseelt.
Nur kleine Geister mögen betteln gehen,
Erwinseln jenes Glück, das ihnen fehlt.

Ich kriече nicht mit demutsvollem Girren
Zum Ziel, das ich in Träumen mir gesteckt;
Mitleid veracht ich! Sollt ich aber irren,
Ward doch mein Stolz durch Winseln nicht befleckt.

Bolesław Erzepki gab 1889 nach einem an Vollständigkeit die meisten bisher aufgefundenen übertreffenden Manuskript aus der Sammlung der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ in Posen zwei aus dem 17. Jahrhundert stammende, allgemein Wacław Potocki (s. meine Gesch. d. poln. Litt. 2. Aufl. S. 105—108) zugeschriebene, von ungewöhnlichem Dichtertalent zeugende Epen unter dem Gesamttitel „Der neue Merkur“ heraus, worin der damalige Hetman Johann

Sobieski verherrlicht wird. Derartige Reliquien verdoppeln gleich gutem Weine ihren Wert durch die Zeit. Eine ungenannte Podolierin bot der Jugend „Historische (!) Lieder und Legenden", darunter eine Reihe von Wundern, die im Namen des heiligen Stanislaw zum Teil noch lange nach seinem Tode geschahen. Heinrich Nitschmann.

Böhmische Litteratur.

Der böhmische Dichter Julius Zeyer gehört unter jene Autoren, die unbekümmert moderner Strömungen und Streitigkeiten, ob sie nun Realismus oder Naturalismus heißen, ihren einmal eingeschlagenen Weg weiter fortgehen. Das Epos ist Zeyers Terrain. Er weiß Schönes schön zu erzählen; seine Sprache ist zwar nicht das reine Böhmisch Svatopluk Čechs, aber sie ist schön, glänzend und farbenreich. Zeyer führt uns in seinen Erzählungen in ganz unmögliche Welten, die seine unbezähmbare Phantasie zu schaffen weiß, in Welten, wo man ihm nur mit Mühe, oft atemlos, folgt und doch malt er stets in den gleich glänzenden satten Farben. Sein neuestes Werk ist eine zweibändige Sammlung: „Aus den Annalen der Liebe" (Z letopisů lásky. Prag. Šimaček). Es enthält die Erzählungen in Versen: „Aziz und Aziza", „Olgerd Gejstor", „Eine Liebesbotschaft aus der Provence" und „Ghismonda". Es sind durchaus ältere Stoffe, die Zeyer seinen Lesern diesmal vorführt, aber wie bereits gesagt, die Art der Schilderung und der Sprache entzücken auch diesmal. Besonders ist Zeyer die Boccaccio entnommene Erzählung „Ghismonda" gelungen, in der vom König von Salerno, Tankredi, erzählt wird, der seine Tochter Ghismonda so unendlich liebt, daß er sie vor der Welt verborgen hält und Niemandem gestattet, sich ihr zu nähern, geschweige denn, sie zu heiraten. Ghismonda kann sich jedoch dem Gebote der Natur nicht entwehren und Guiscardo, ihr einziger Diener, wird ihr Geliebter. Doch noch in den heimlichen Flitterwochen werden sie vom Könige überrascht und Guiscardo erstochen. Das liebende Herz Ghismondas bricht ob dieser That und beide ruhen bald im gemeinsamen Grabe. Gegen die Neuheit oder Originalität ist keine Verdächtigung möglich, weil der Autor die Quelle angiebt, die Schönheiten der Schilderung aber kann man sich kaum erschließen. — Seit Kurzem ziert die zweite Faust-Übersetzung den böhmischen Büchertisch. Die erste von Josef Georg Kolár, dem ältesten lebenden böhmischen Schauspieler und Verfasser einiger Dramen, ist ganz ohne Frage ausgezeichnet und auf die Zeit ihrer Erscheinung geradezu bewunderungswürdig, denn im Jahre 1863, wo Kolár seine Übersetzung veröffentlichte, war die böhmische Sprache noch lange nicht so entwickelt wie jetzt. Der neue Übersetzer Franz Blček baut hierauf den Erfolg seiner Übersetzung; er sagt nämlich in der Vorrede zu derselben, er verdanke die Vorzüge seiner Übersetzung gegen die ältere von Kolár ausschließlich der zur „diamantenen Höhe" von den Meistern Vrchlický und Čech vervollkommneten böhmischen Sprache. In der That weist auch seine im Versmaße des Originals gehaltene Übersetzung des Meisterwerkes ganz respektable Lichtseiten speziell in der Diktion auf, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß es Kolár, dem ehemaligen trefflichen deutschen Schauspieler, gelang, gewisse Sätze und Worte, die sonst, deutsch, Gemeingut der gesamten Welt wurden, eine geradezu unübertreffliche Übersetzung zu liefern, eine Übersetzung, die oft die ursprüngliche Fassung unabänderlich ahnen läßt. Das soll natürlich nicht zu Lasten der neuen Übersetzung gesagt sein, die eine vollkommen gelungene moderne Faustübersetzung genannt werden muß. Ihr spätes

Datum und die lange Pause zwischen der ersten und zweiten Faustübersetzung 1863—1890 erklärt sich eben dadurch, daß man die Kolársche für derzeit unübertrefflich hielt. Und jetzt ist plötzlich eine, beide Teile umfassende Übersetzung von dem unermüdlichen Jaroslav Vrchlicky angekündigt. — Neue Übersetzungen sind dieser Tage zwei von Tolstojs „Kreutzer-Sonate" und Byrons „Harold" (von Elise Krásnohorská) erschienen. — Die realistische Litteratur in ihrem besten Sinne hat in Böhmen in Ignaz Herrmann den hervorragendsten Vertreter. Dieser Tage ist der letzte (dritte) Band seiner „Prager Erzählung", U snède nébo krámu („Der verzehrte Laden") erschienen, zugleich das bisher größte und vollendetste Werk des höchst talentierten Autors. Einzelne Charaktere sind von wahrhaft überzeugender naturgetreuer Ähnlichkeit. Diesmal soll nur die Vollendung des Werkes gemeldet werden. Es ist mir von der Redaktion dieser Blätter bereits das Wort zu einer eingehenden Besprechung des genannten Buches erteilt worden.

F. Hlč.

Anmerkung. Die böhmische Übersetzung der „Kreutzersonate" wurde am 7. Juni von der Prager Staatsanwaltschaft konfisziert!

Eingesandt.

Lieber Freund Conrad, könnten Sie mir vielleicht sagen, wo die Weserzeitung erscheint? Jedenfalls in der Nähe des gemeldeten Flusses oder an diesem selbst. Verzeihen Sie meine Unwissenheit; ich lese fast nie Zeitungen. Das Blättchen brachte vor Kurzem eine sogenannte Blütenlese aus einer Novelle des verstorbenen Dichters Hermann Conradi, die im Maiheste der in Brünn erscheinenden Monatsschrift: „Moderne Dichtung" zum Abdruck gelangt war.

Daß mit großem Behagen diese „Blütenlese" in viele deutsche Blätter übergegangen ist, dürfte nicht zu bezweifeln sein: Gefundenes Fressen für phantasielose Feuilletonsucher und gefundenes Fressen für die verehrliche Zeitungsdurchstöberungswelt (auch ein Wort für eine „Blütenlese"), die — und warum auch nicht? ich lache mit — unter tobendem Gelächter solche „Lesen" liest, ohne natürlich einen Augenblick darüber nachzudenken, daß die vorgeführten Sätze aus dem Zusammenhange gerissen sind.

De mortuis nil nisi bene halte auch ich, wie der Herr „Herausleser", für einen Unsinn. Aber was mich in diesem Fall empört, ist das: Es stand in dem beregten Hefte ein wundervolles, tiefergreifendes Gedicht des edlen Toten selbst; es fanden sich darin zwei sehr schöne, treuliebeschmerzgeschriebene*) Gedichte für den verblichenen Geisteshelden; ebenso las ich vortreffliche Prosaaufsätze im April- und im Maiheft über den, der so schweren letzten Kampf gehabt hat. Hätte nun nicht die Weserzeitung von diesen Gedichten, von diesen Prosaaufsätzen eins oder das andere, einen oder den anderen aufnehmen können?

Ich werde heute Nachmittag, begleitet von einem Riesenfernrohr, den Petersturm in Ihrem herrlichen München besteigen und versuchen, das kleine Dorf zu finden, wo die Weserzeitung gedruckt wird. Aber wohl bald werd' ich dies Suchen aus Langerweile aufgeben; ich werde meinen Blick nach Süden richten und lange, lange in den reinen Schnee der Hochalpen schauen. Lebe wohl, mein Conradi. Wir stehn mit eingerammten Lanzen um Deinen Hügel; der Janhagel soll Dein Grab nicht schänden.

München, im Mai 1890.

Ihr treu ergebener
Baron Detlev Liliencron.

*) Auch eine Stilblüte, nicht? D. R.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Adolf Schafheitlin





Schlentheriana.

Ein Beitrag zur Kritik der deutschen Presse von M. G. Conrad.

(München.)

„Die Sache will's."

In dem Aufsatze „Der Freien Bühne erstes Kriegsjahr", abgedruckt in der bekannten grünen Zeitschrift, Wochenheft vom 18. Juni 1890, behauptet der Berliner Publizist Herr Dr. Paul Schlenther:

1) daß ich zu jenen gehöre, „die noch im alten Jahrhundert das Wort der Freien Bühne verlangten, und zwar schleunigst, vor allen anderen";

2) daß ich es „bitterlich übelgenommen, daß Herr Brahm und seine Ratgeber sich nicht davon überzeugen konnten, daß just die Dramen der Herren M. G. Conrad, Stempel und Genossen solchen Vorrang verdienten";

3) daß ich mich „vorher mit Freundschaftsmienen der Freien Bühne genährt", hernach aber „Tod und Verderben gerufen" u. s. w.

Beweise für diese Behauptungen hat Herr Schlenther nicht erbracht. Er hat wohl keine erbringen können, weil keine vorhanden sind. Seine Behauptungen sind also — bis zum Beweise des Gegenteils, geführt mit unzweifelhaften Thatsachen — entweder Irrtümer, dann ist ihr Urheber ein unwissender, leichtfertiger, gewissenloser Skribent, oder es sind bewußte Unwahrheiten, dann ist ihr Urheber einfach ein Lügner, und zugleich, da er diese Unwahrheiten auf dem Wege der Presse ins Publikum streute, ein geflissentlicher Irreleiter und Fälscher der öffentlichen Meinung.

Hier die Thatsachen, meine Thatsachen.

Ad 1. Ich habe nie und nirgends „das Wort der Freien Bühne

verlangt", „schleunigst", „vor allen anderen". Ohne mein Vorwissen und ohne mein Zuthun ist eines Tages mein Name in den Zeitungen in der Reihe jener Autoren mitgenannt worden, deren Werke die Freie Bühne aufzuführen beabsichtige. Diese Autorenliste ist Monate vor Eröffnung der freien Bühne lanziert und von der Vorstandschaft der letzteren meines Wissens nirgends öffentlich korrigiert oder widerrufen worden. Es ist also anzunehmen, daß diese Autorenliste aus dem Kreise des Vereins freie Bühne heraus den Weg in die Presse genommen hat.

Die Thatsache, daß ohne mein Vorwissen und ohne mein Zuthun mein Name in jenem Autorenverzeichnis erschien, vermochte mich zunächst in keiner Weise zu bestimmen, dem Projekte der freien Bühne näher zu treten oder mit den Unternehmern irgendwelche schriftliche oder persönliche Beziehungen zu suchen und wie immer geartete Wünsche zu äußern.

Erst als das Unternehmen greifbarere Gestalt gewann und ein Mitgliederverzeichnis des Vereins nach dem anderen erschien, entschloß ich mich, gleichfalls dem Verein als zahlendes Mitglied beizutreten. Ich schickte meine Anmeldung ein, ohne darüber hinaus von mir selbst oder meinen Dramen auch nur ein einziges Wort zu sagen. Darauf erhielt ich meine Mitgliedskarte, welche mich zur Benutzung des Platzes Nr. 5, zweiter Rang Mittelbalkon rechts, berechtigte, eine Berechtigung, von der ich niemals Gebrauch gemacht habe, denn es lag mir nur daran, mit meinem bescheidenen Obulus ein künstlerisches Unternehmen fördern zu helfen, das mir damals als gut und löblich erschien, trotz der gegenteiligen Meinung einiger meiner, in die Sache besser eingeweihten Berliner Freunde. Ich verhielt mich vollständig reserviert und abwartend, schrieb auch keine einzige Zeile in der ganzen Angelegenheit in die „Gesellschaft", sondern übertrug das Referat über die Aufführungen dem Herrn Baron Ernst v. Wolzogen, den ich längst als einen ebenso feinsinnigen wie gewissenhaften Künstler und Kunstrichter schätzen gelernt hatte.

Da erhielt ich eines Tages von dem Berliner Schriftsteller Herrn Richard Dehmel eine merkwürdige Meldung: er habe soeben eine Unterredung mit Herrn Dr. Otto Brahm gehabt, wobei auch mein Name genannt worden sei: Herr Brahm hätte sich baß über Conrads „Idealismus" gewundert, denn es wäre ihm unbegreiflich, wie Conrad der freien Bühne beitreten mochte, ohne ein Werk einzureichen!

Dehmels Postkarte schloß mit den Worten: „Senden Sie Ihr Buch sofort ein, Brahm erwartet es." Die Geschichte fing an, mir verdächtig zu werden. Ich witterte schlechte Luft in der Fechtschule der freien Bühne. Wie kam seinerseit mein Name ungefragt in das Autorenverzeichnis, wenn



man noch nicht einmal mein Drama kannte? Ich soll mein Stück jetzt erst einreichen? Wahrhaftig, nun geizte ich erst recht nicht nach der Ehre, unter den Erstlingen des freien Bühnen-Experiments zu sein. Sonderbare Herrschaften, diese Berliner. Neues Zögern von meiner Seite.

Endlich ließ ich mit dem üblichen Begleitschreiben ein Exemplar der „Firma Goldberg" an Herrn Dr. Brahm gelangen, damit die Geschichte endlich einen Abschluß finde.

Fünf oder sechs Wochen später erhielt ich von Herrn Dr. Brahm folgende Zuschrift:

Verein „freie Bühne". Berlin, 24./11. 89.

Hochgeehrter Herr,

ich bitte freundlich zu entschuldigen, daß ich auf Ihr gef. Schreiben erst heute antworte: ich war mehrere Wochen verreist, und da ist meine ganze Korrespondenz ins Stocken geraten.

Ihr Stück habe ich mit Interesse gelesen und würde die Aufführung in ernste Erwägung ziehen — wenn ich Direktor einer stehenden Bühne wäre. Für die besonderen Lebensbedingungen der freien Bühne jedoch erscheint es mir nicht geeignet; unser Publikum verlangt mit immer größerer Bestimmtheit von uns Stücke, welche auf den offenen Theatern nicht möglich sind, und zu diesen kann ich Ihr Werk nicht zählen, dessen Frische und Lebhaftigkeit ich übrigens nicht verkenne. Aber ein Schauspiel kann sehr bemerkenswert sein und doch für unsere Zwecke untauglich: das ist der Fall mit der „Firma Goldberg".

In vorzüglicher Hochachtung.

Otto Brahm.

Ad 2. Daß ich es „bitterlich übelgenommen"! Es ist mir nicht im Schlafe eingefallen, die Brahmsche Ablehnung und Begründung irgendwie und irgendwem übel zu nehmen. Im Gegenteil! Nach allem, was ich bis dahin von den „besonderen Lebensbedingungen der freien Bühne" zu erfahren Gelegenheit hatte, kam mir die Ablehnung gar nicht überraschend. Ich sagte mir einfach: das Stück ist den Leuten nicht polizeiwidrig genug, damit basta; vielleicht schreibe ich noch einmal ein brauchbares.

Ad. 3. Ich folgte der Entwickelung der freien Bühne nach wie vor mit voller Unbefangenheit, mit unerschütterlichem Gleichmute. Erst als ich mich überzeugen mußte, daß das Institut wirklich zur schleppennachtragenden Dienerin der ausländischen Dramenproduktion herabgesunken, riß mir die Geduld. Da mochte ich nicht mehr als Mitglied mitthun. Ein längeres, stummes Mitthun oder Gewährenlassen dünkte mich eine Unredlichkeit. Darum erklärte ich am 23. Januar 1890 meinen Austritt mit folgendem Schreiben:

Ich habe keine Lust, die von Ihnen gepflegte Ausländerei-Wirtschaft irgendwie zu unterstützen. Ich erachte es vielmehr als Pflicht eines jeden vaterländisch gesinnten und das Ansehen unserer nationalen Kunst und Dichtung hochhaltenden

Schriftstellers, Ihr Institut zu bekämpfen, so lange es seiner jetzigen Übung treu bleibt. Es ist mir sehr leid, daß ich mich, von der Täuschung befangen, Sie würden ein gerechtes, der deutschen Kunst nützliches Regiment führen, an Ihren Verein angeschlossen habe. Ich erkläre also hiermit meinen Austritt.

Im Januarheft der „Gesellschaft" ließ ich noch eine umfangreiche v. Wolzogensche Besprechung der Henriette Maréchal-Aufführung ohne jede redaktionelle Einschränkung erscheinen und erst im Märzhefte sagte ich mich mit dem Aufsatze „Die sogenannte Freie Bühne in Berlin" öffentlich von einem Unternehmen los, dessen Bestrebungen mit meinen künstlerischen und vaterländischen Überzeugungen und Idealen so wenig harmonierten. Ich glaubte als Mann von Ehre und als Leiter einer vielgelesenen Zeitschrift, die seit mehr als fünf Jahren für die Erneuerung und den Aufschwung der vaterländischen Kunst und Litteratur in die Schranken tritt, nicht anders handeln zu können, als wie ich gehandelt habe.

Dies sind meine Thatsachen.

Und nun rücke Herr Dr. Paul Schlenther mit seinen Thatsachen heraus, um die meinigen zu entkräften und aus der Welt zu schaffen und damit zu beweisen, daß er weder zu den gewissenlosen Skribenten noch zu den Beugern des Rechts, zu den Leugnern der Wahrheit und Irreleitern der öffentlichen Meinung gehört in dem Kriegsfalle, der uns hier beschäftigt, und den ich hiermit dem Urteile des Publikums unterbreite.

* * *

Fast gleichzeitig mit dem obenzitierten Aufsatz in der „Freien Bühne für modernes Leben" ließ Herr Dr. Paul Schlenther in der Sonntagsbeilage Nr. 24 zur Vossischen Zeitung vom 15. Juni d. J. eine Besprechung meiner neuesten Schrift „Deutsche Weckrufe" erscheinen. Diese Besprechung beginnt also:

„Der Verfasser, der seit geraumer Zeit durch knotige und zotige Lebensäußerungen verschiedener Art in Münchener Litteratenkreisen von sich reden macht, will hier die Stimmungen und Strebungen wiedergeben, welche" u. s. w.

Wenn ein notorischer Preßbandit und publizistischer Ehrabschneider sich einen Zwischensatz wie diesen hier, im Anfang der Schlentherschen Kritik, leistet, so weiß der Angegriffene, was er als freier und unbescholtener Mann und Bürger eines Rechtsstaates zur Sicherung seiner Ehre zu thun hat. In Deutschland überliefert er den Preßbanditen dem ordentlichen Gericht oder der öffentlichen Verachtung, wie er ihn in gewissen Staaten Amerikas mit weniger zuverlässigem Rechtsstand und weniger schutzbereiter öffentlicher Moral einfach über den Haufen schießen würde.

Vor drei Jahren, als das Preßbanditenwesen in München eine kurze Orgie feierte, wollte sich ein solcher trauriger Publizist auch an mich machen. Ich schleuderte ihn auf die Anklagebank und das Gericht beförderte ihn für 14 Tage ins Gefängnis und bürdete ihm sämtliche Kosten des Verfahrens auf u. s. w.

Gelüstet es Herrn Dr. Paul Schlenther, als Mitarbeiter der Vossischen Zeitung mit diesen „knotigen und zotigen Lebensäußerungen verschiedener Art" etwa mit notorischen Preßbanditen Schulter an Schulter zu kämpfen gegen einen deutschen Schriftsteller, der nach seiner Meinung „das Schriftstellern Andern überlassen" sollte, so bemerke ich ihm, daß ich meine Feder für zu gut halte, ihm ferner auf seinen kritischen Pfaden zu folgen, und daß ich keine Minute säumen werde, ihn der Stelle zu überliefern, wo in einem gesitteten Rechtsstaate die Verleumder und Ehrabschneider ihr ebenso offizielles wie unfreiwilliges Stelldichein zu haben pflegen. Ich erwarte mit aller Ruhe, aber auch mit aller Entschlossenheit, die ein reines Gewissen verleiht, eine nähere Erklärung von dem Urheber der „knotigen und zotigen Lebensäußerungen verschiedener Art"!

* *
*

Eine objektive Kritik schließt persönliche Beleidigungen aus. Dem Kritiker gehört bloß das Werk, nicht die Person des Werkmanns. Eine objektive Kritik schließt auch jedwede Fälschung oder Verschiebung des Inhalts des zu kritisierenden Werkes aus. Hat eine Kritik das Prädikat der Objektivität verwirkt, so hat sie nur noch den Wert einer Selbstkritik ihres Verfassers. Das ist so elementar wie zwei mal zwei vier.

Ich mache mich anheischig nachzuweisen, daß die Schlenthersche Kritik meiner „Deutschen Weckrufe" in der Vossischen Zeitung in diesem Sinne durchaus Selbstkritik ist und kein Jota mehr.

Ich beschränke mich heute darauf, nur das Hauptsächlichste und Entscheidende anzuführen:

Mein Kritiker behauptet: „Vom „nationalen" Standpunkte aus ist M. G. Conrad sehr erbittert, daß man Tolstoi, Zola, Ibsen für richtigere Realisten und größere Dichter hält als ihn, der sich und seine jeweiligen Freundschaften für die wahre und einzige Verkörperung der modernen deutschen Litteratur hält."

Das ist in jedem Worte gefälscht, verdreht, erlogen, der purste Schwindel. Über Tolstoi habe ich noch keine Zeile geschrieben, über Zola eine Reihe von Studien in meinen Büchern „Parisiana" (1880), „Französische Charakterköpfe" (1881) und „Madame Lutetia" (1882), Studien, von denen Max

Nordau und Wolfgang Kirchbach in bekannten Feuilletons und Schriften bezeugten, daß sie zum treffendsten gehören, was über den „Großmeister des Naturalismus" (auch dieser Ausdruck ist von mir) überhaupt in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Für Ibsen bin ich schon zu einer Zeit in die Schranken getreten, wo seine Werke dem Berliner Theaterpublikum noch eine terra incognita waren und Herr Dr. Paul Schlenther noch in tiefsinnigen Untersuchungen über Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie schwelgte, abgesehen davon, daß in der „Gesellschaft" von meinen Mitarbeitern Max Halbe, Eugen Kühnemann, Julius Brand, Fritz Hammer u. a. zum besseren Verständnis des genialen Dramatikers mehr geschehen ist, als in irgend einer deutschen Zeitschrift. Und was die Schätzung meiner eigenen und meiner Freunde dichterischen Werke betrifft, so steht auf S. 169—172 der „Deutschen Weckrufe" das schnurgerade Gegenteil von dem, was mir Herr Dr. Schlenther in die Schuhe schiebt. Seine Fälschung meiner Gedanken ist geradezu grotesk.

Der merkwürdige Kritiker behauptet ferner, „daß wir zuerst die deutsche Litteratur durch unsere Machwerke erniedrigen und dann die Ehre der nationalen Dichtung für uns allein in Anspruch nehmen."

Von diesem „Anspruch" steht in meinen „Weckrufen" wie in meinen früheren Schriften nicht eine Silbe! „Machwerke", welche die deutsche Litteratur erniedrigen, betreffend, kann ich nur konstatieren, daß mein Buch „Spanisches und Römisches" 1878 ohne mein Zuthun von einer amerikanischen Schriftstellerin ins Englische übersetzt wurde, daß meinen „Flammen" 1883 die Ehre einer holländischen Übersetzung widerfahren ist, daß mein dreibändiger Roman „Die klugen Jungfrauen" zur Zeit im vollständigen Nachdruck in der New-Yorker Volkszeitung neben Zolas „Menschlicher Bestie" erscheint. Dergleichen pflegt mit „erniedrigenden Machwerken" sonst nicht zu geschehen.

An einer anderen Stelle macht der Kritiker den Lesern den Unsinn weiß, ich behandelte die Zeit von der Thronbesteigung Wilhelm II. bis zur Verabschiedung Bismarcks „wie ein in sich abgeschlossenes Zeitalter" und brächte „in gleichmäßigem Geschimpfe das Ungleichartigste durcheinander."

Nein, so dumm und schimpflustig bin ich mein Lebtag nicht gewesen, so dumm und schimpflustig ist kein Mensch in meiner ganzen bayuwarischen Umgebung. So etwas kann sich nur der Kritikus Dr. Schlenther in der Fülle seiner Bildung leisten, wie Figura zeigt.

Daß er meine Verehrung des deutschen Kaisers zu verdächtigen und ins Lächerliche zu ziehen sucht, kann nach alle dem nicht mehr überraschen.

Das kritische Selbstbildnis zu vervollständigen, trägt Herr Dr. Schlenther



mit plebejischer Hand auch noch die widerlichen Züge der „Reklamesucht", des „Neides", des Mangels an „künstlerischem Ernst" und „dichterischer Begabung" hinein.

Doch genug zur Kennzeichnung dieser jammervollen Selbstkritik, zu deren Veröffentlichung Herr Dr. Schlenther eine Zeitung von dem Range und Ansehen der ehrwürdigen Tante Voß rücksichtslos mißbraucht hat.

* * *

Zu besterletzt ein Wort im Vertrauen an meine freundlichen Leser.

Ich habe bei meinem nun bald zwanzigjährigen litterarischen Schaffen niemals an Gunst oder Ungunst irgend einer Klique gedacht. Ich bin meinen Weg gegangen, wie ich ihn gehen mußte, ohne nach links oder rechts zu blicken. Bei meinen „Deutschen Weckrufen" war mir's klar, daß Vieles darin den Herren Schlenther und Genossen in die Krone fahren mußte. Aber daß Herr Dr. Paul Schlenther seinem Ärger in solch nichtswürdiger und sich selbstvernichtender Weise Luft machen würde, das hätte ich nicht vermutet. Unter den letzten Berliner Kunst- und Litteratur-Hausierern habe ich mir immer noch Männer von einer gewissen Bildung und Lebensart vorgestellt, aber nicht Buben und Gassenpöbel ... Ich würde nun dem Herrn Schlenther gern den Gefallen thun und seinen Rat befolgen, „das Schriftstellern Anderen zu überlassen", d. h. in erster Linie dem Herrn Schlenther selbst, wenn ich nur eine Spur von schöpferischen Leistungen auf dem Gebiete der schönen Litteratur von ihm entdecken könnte. Allein da suche ich vergebens. Ich schlage den neuesten Litteratur-Kalender auf und finde von Schlentherschen Schöpfungen verzeichnet: „B. v. Hülsen und seine Leute" 1883; „Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie" 1886. — Das ist Alles. Unter solchen Umständen dürfte es seine Schwierigkeit haben, dem Herrn Dr. Paul Schlenther den Weiterbau der deutschen Litteratur zu überlassen. Zu seinem großen Verdruß werde ich mir also erlauben, den Schriftstellerberuf noch eine Weile auszuüben, bis ich wenigstens meine zwanzigbändige Isar-Roman-Serie (wovon bekanntlich bereits fünf Bände erschienen sind) vollendet und das Dutzend Dramen spielreif geschrieben habe, die bereits in weitgeförderten Entwürfen auf meinem Werktische liegen, von meinen kleineren Arbeiten abgesehen, die in kurzem die Presse verlassen und um freundliche Leser und Kritiker von unverdorbenem Geist, ehrlicher Gesinnung und lauterem Charakter werben werden, also um Beurteiler, wie nach den obigen Proben Herr Dr. Schlenther keiner ist.

Die „Freie Bühne“.

Ein Nekrolog von Conrad Alberti.

(Berlin.)

I.

Die „Freie Bühne“ ist tot. R. I. P.!

Geflissentlich habe ich bisher über sie geschwiegen. Ich hatte mir vorgenommen, mein erstes Wort über sie sollte ihre Grabrede sein. Ich komme schneller als ich dachte, in die Lage, sie zu halten. Die „Freie Bühne“ hat alles verloren: ihr Theater, ihren Regisseur, ihre Mitglieder, die Achtung aller wahren Kunstfreunde — sie hat nichts behalten als ihren Vorstand. Wovor dieser steht, weiß ich nicht, denn hinter ihm steht nichts, gar nichts mehr, nicht einmal die Lächerlichkeit kann es sein, denn ihr ist er schon längst anheimgefallen. Und doch kann man der Toten ein Gutes nachsagen: sie hat durch einen ganzen Winter ganz Berlin als eine unerschöpfliche Quelle des Lachens, ein Stichblatt für Humor, Ulk und Radau gedient — und wer den unbeständigen, hin- und herspringenden Charakter des Berliners kennt, weiß, was das bedeuten will.

Man betrachte also diesen kleinen Rückblick lediglich als einen Beitrag zur Geschichte des unfreiwilligen Humors in Deutschland.

* * *

Wie entstand die „Freie Bühne“?

Der Grundgedanke war so übel nicht. Man wollte nach bekanntem Pariser Vorbild solchen Stücken und Dichtern die Bühne eröffnen, denen sich die Tagestheater aus irgend einem nichtlitterarischen Grunde verschlossen.

Die Väter dieses Gedankens waren zwei junge Berliner Journalisten, Tobias Wolf (auch der „kleine Wolf“ genannt) und Maximilian Harden — jener ein junger Mann von nicht vielen Kenntnissen, aber einem offenbar ehrlichen Streben, dieser umgekehrt ein scharfsinniger Kopf und geistreicher Plauderer, aber von mißgünstigem Charakter und in jedem seinen Feind sehend, der mehr als er leistet.

Wie aber meistens ein Ehrenmann von einem noch größeren schnell abgethan wird, so gelang es einigen jungen Berliner Strebern, diese beiden Herren zu unterdrücken, ihre immerhin sehr anerkennenswerten Absichten zu verhindern und die Leitung des neubegründeten Vereins in ihre Hände zu bekommen. Sie fingen das auf eine sehr einfache Weise an: sie traten zu zehn gleichgestimmten Seelen zusammen, dekretierten sich selbst zu Mitgliedern

erster und alle anderen zu Mitgliedern zweiter Klasse und begannen ein tyrannisches Dezemvirat über den Geschmack und die Kunst Berlins an sich zu reißen, gegen welches das des seligen Appius Claudius die freieste Demokratie war.

Wer waren nun die Macher der neuen Verfassung, diese Einjahrs-Tyrannen der „Freien Bühne“? Betrachten wir sie uns etwas genauer!

* * *

Das oberste Regiment, eine Art Doppelherrschaft à la Taikun und Mikado, wurde den Herren Otto Brahm und Paul Schlenther freiwillig überlassen.

Wer ist Herr Brahm? Wer ist Herr Schlenther? Was haben sie geleistet, um ihren Anspruch als führende Geister in der neuen deutschen Litteratur zu begründen?

Sie sind zwei Dioskuren, zwei Unzertrennliche, zwei kritische grüne Papageien. Grün mit bezug auf ihre geistige Unreife, Papageien durch ihre Unselbständigkeit, ihr gedankenloses Nachplappern falschverstandener Afterweisheit ihres Lehrers.

Sie sind Schererianer. Dem Wissenden genügt das. Wilhelm Scherer, Gervinus „kluger Affe“, dem er sein Bestes verdankt, war kein großer, aber ein weltkluger Gelehrter. Er stieg in den Salon hinab, er verkehrte mit dem „Volke“, und wem er einmal die Hand gereicht, fühlte sich geehrt und verbreitete den Ruhm des großen Mannes. Er war der Typus der Salonsophisten, er geistreichelte, wo ein Gervinus geistreich war, er blendete, wo jener ernsten Scharfsinn zeigte, er zog verbindende Schlüsse, wo jener auf Ähnlichkeiten hinwies. Er züchtete sich eine Leibgarde junger Leute, die er am Kneiptische unterwies, wie man Carriere machte, und die Wissenschaft zur melkenden Kuh gestaltete. Er verschaffte ihnen Stellungen an Zeitungen, er lehrte sie, sich der Presse und der gesellschaftlichen Beziehungen zu bedienen. Zwei seiner gelehrigsten Leibpagen waren Otto Brahm und Paul Schlenther. Die edlen Seelen fanden sich in der Germanistenkneipe. Schnell verstanden sie sich, denn sie waren einander wert. Schlenther ist der arische Streber, Brahm der semitische — das ist der ganze Unterschied. Brahm ist ungeschickt, voreilig, frech — Schlenther schlau, scheinbar zurückhaltend, mit Komödiantengeschick den Biedermann spielend, in Wahrheit hundertmal raffinierter, anmaßender, intriganter, heimtückischer als jener. Brahm ist magenleidend, Schlenther trinkt wie ein Loch; der Unterschied sagt alles — im übrigen par nobile fratrum.

Von dem Größenwahn dieser Beiden kann man sich kaum eine Vor-

stellung machen. Jeder hält den Andern für den größten Mann der Gegenwart — nächst sich. Jeder ist Schiller, Goethe und Lessing in einer Person. Sie halten sich für die führenden Geister ihrer Zeit, sie glauben sich berufen, eine neue Epoche zu inaugurieren. Und auf welche Leistungen gründen sie diese Forderungen?

Hr. Schlenther hat eine Monographie über die Gottschedin geschrieben. Ich kenne sie nicht, aber Prof. Max Koch, also ein Mann, der es versteht, urteilt in der „Zeitschr. f. vergl. Littgesch.", sie sei etwa gleichwertig mit meiner kleinen Schrift über Bettina von Arnim — eine Gelegenheitsarbeit, auf die ich nie den mindesten Wert gelegt. Und weiter? Er ist Theaterreferent der „Vossischen Zeitung". Wenn man ein Redaktionsmitglied zu gar nichts weiter gebrauchen kann, so muß es die Theaterkritiken schreiben. Das kann selbst der Unfähigste. Und weiter? Ja, lieber Gott, das ist Alles.

Da ist Herr Brahm denn doch weitaus der geistig Bedeutendere. Er hat eine Biographie Kleists geschrieben, die sogar mit einem Preise gekrönt worden ist. Aber wer war der Preisrichter? Sein Lehrer Wilhelm Scherer, unter dessen Augen er die Arbeit schrieb. Für wen ist diese Thatsache nun ehrenvoller, für den Schüler oder für den Meister? Dann hat er ein Buch über das Ritterschauspiel des Rococo verfaßt. Wen interessiert das? Einige in Zeitschriften zerstreute Arbeiten über Heyse u. A. sind Gelegenheitsübungen, wie sie jeder Schriftsteller auf Bestellung anfertigt. Er schreibt jetzt seit einiger Zeit an einer Schillerbiographie und macht für Ibsen Reklame, als dessen Entdecker er sich aufspielt. Man sieht, Herr Brahm ist vielseitig, er schwärmt gleichzeitig für die barocke Verzopftheit, für Romantik, idealistischen Schönheitsdusel, Klassizität, Naturalismus — Ritterstücke, Kleist, Heyse, Schiller, Ibsen, G. Hauptmann, ihm ist alles toute même chose, in jeder Tasche hat er eine andere litterarische Überzeugung. Er ist auch Journalist — gewesen, denn als solcher zählt er zu den hinausgeworfensten Schriftstellern unserer Zeit: Berliner Tageblatt, Vossische, Frankfurter Zeitung — überall wurde er wegen Mangel an Gewissenhaftigkeit entlassen. Das „Berliner Tageblatt" weist ihm jede Woche eine andere Lüge nach. Das ist der Reformator der Litteratur.

Eines ist charakteristisch für diese Beiden: der völlige Mangel eines eigenen produktiven Talents. Nicht das kleinste lyrische Gedichtchen, das ihnen je gelungen wäre; nichts als nörgelnde, geistreichelnde Krittelei. Und das will die deutsche Litteratur reformieren. Dieses Gefühl des eignen Nichts, der völligen Schaffensohnmacht treibt sie nun an, jeden Deutschen glühend zu hassen, welchen die Natur mit selbständiger Gestaltungskraft begabt hat.

Sie wollen in Deutschland allein als die litterarischen Helden gelten, und darum bemühen sie sich der Welt vorzulügen, die schöpferische Dichterkraft sei in Deutschland, ganz besonders in der jüngeren Generation, der auch sie angehören, völlig versiegt, sie verhöhnen und benörgeln jedes ernste dichterische Emporstreben und liegen, voll Neid und Haß gegen ihre einheimischen Dichtertalente, vor dem unbedeutendsten, albernsten Ausländer platt auf dem Bauche, um nur ja das litterarische Interesse der Deutschen von den übrigen einheimischen Schriftstellern abzulenken. In Deutschland sollen nur sie herrschen.

Sie drehen den Mantel nach dem Winde, und um sich oben zu erhalten, klammern sie sich an jede Aktualität an. Heut ist das Goethepfaffentum im Schwunge — flugs werden sie Goethephilologen. Morgen herrscht der idealistische Schönheitsdusel — so erfassen sie Paul Heyses Rockschöße. Übermorgen kommt der Naturalismus auf — schnell legen sie Beschlag auf Ibsen: rechte Musterbilder des idealistischen Strebertums.

Die beiden Brüder Hart kommen erst in zweiter Reihe. Dieses edle Paar kennt man zur Genüge. Man weiß, was hinter den großen Floskeln steckt, die sie seit Jahren in die Welt hinausposaunen. Man kennt den Wahlspruch, unter dem sie kämpfen: „Die Litteratur ist eine Pfütze, die ausgepumpt werden muß." Zu ihrer Charakteristik wird genügen anzuführen, wie sie in der „Tägl. Rundschau" unter angenommenen Chiffren gegen jede ernste Bestrebung in rohester Form zu Felde ziehen, zu mutlos, die schmählichen Angriffe mit ihren Namen zu decken. Man kennt die Ziele ihres großsprecherischen Idealismus: Geld und Reklame. Julius Hart erklärt, es gebe nur zwei Dichter: Heinrich Hart und Julius Hart, und Heinrich Hart kennt nur zwei Poeten: Julius Hart und Heinrich Hart. Man nennt sie die „Messiäser" der Litteratur. Wie alle Messiasse werden sie von schauderhaftem Pech verfolgt: was in Berlin sonst jedem Theaterkritiker gelingt, die Direktoren zur Aufführung seiner Stücke zu zwingen, ist ihnen bis heute noch nicht gelungen, ja nicht einmal in ihrem eigenen Verein. Dazu mußte erst von Bleibtreu und mir die „Deutsche Bühne" gegründet werden. Schlenther und Brahm sind geschickte Streber, die Hart ungeschickte — das unterscheidet sie.

Sonst ist nur noch Herr S. Fischer einer besonderen Erwähnung wert. Er ist aus dem schönen Ungarland eingewandert, sammelte zuerst Annoncen und handelte dann mit Litteratur — er würde ebenso gern Hasenfelle verkaufen, wenn ihm das einträglicher erschiene. Litterarisches Verständnis liegt ihm ebenso fern wie litterarisches Interesse, er ist nur Handelsmann. Zuerst bemühte er sich mit Bleibtreu und mir anzuknüpfen,

aber als er sah, daß wir andere als geschäftliche Interessen verfolgten, hielt er uns nicht mehr für „vorrnemm" und schloß sich enger an Brahm an. Er pflegt mit Vorliebe ausländische Litteratur, und im besonderen skandinavische und russische — da mit diesen Ländern kein Schutzvertrag besteht und litterarische Erzeugnisse ohne Honorar übersetzt werden können. Vor Allem was Honorar heißt, hat er eine heilige Scheu. Er ist Herausgeber zweier Witzblätter, einer realistischen Wochenschrift und einiger Inseraten-Reklameblätter. Auch ein Retter der deutschen Litteratur.

Herr Jonas ist ein Rechtsanwalt, dessen Spezialität Vereinsmeierei ist. Je mehr Vereinsbrüder — desto mehr Klienten: ein in der Großstadt sehr häufiger Typus. Ludwig Fulda schrieb einige harmlose Lustspielchen, in denen er Moserschen Humor zu breiter Bettelsuppe verwässert und die ödeste Philistermoral predigt: die Frau gehöre an den Kochherd und nirgends anderswhin. Er hält sich für den deutschen Molière. Da er sehr reich ist, so spekulieren eine Anzahl junger Damen des Thiergartenviertels auf seine Hand und erklären ihn gleichfalls dafür, fehlen nie bei seinen Stücken im Theater und klatschen sich die Hände wund. Herrn Fritz Mauthner halte ich für den, der es von Allen noch am ehrlichsten mit der Kunst meint — soweit sein Verständnis reicht. Das reicht freilich gerade von Berlin bis Potsdam. Zola ist für ihn ein Mistfink und Gottfried Keller der größte Dichter. Original, fahr hin in deiner Pracht! In allen praktischen Dingen ist er unbeholfen wie ein Kind. Wie Julius Stettenheim in diesen Kreis kommt, ist mir heut noch nicht klar: ein liebenswürdiger, etwas fader Scherzbold, dessen Hauptstärke der politische Wortkalauer ist, aber zum Reformator der Litteratur so geeignet wie ich zum Tanzmeister. Brahm und Schlenther haben ihn sich gekapert, auf seine Urteilslosigkeit bauend, um ihre persönliche Reklamemacherei mit seinem geachteten Namen zu decken.

Von dem Zehnten im Bunde werde ich sogleich sprechen.

Diese Herren also waren es, welche die Reformation der deutschen Bühne in die Hand nehmen wollten.

* * *

Wie fingen sie das nun an?

Sie wollten eine Reihe von Vorstellungen interessanter Stücke geben. Wir haben aber gezeigt, warum diese zumeist ausländische sein mußten. Darunter befanden sich alberne, langweilige Machwerke wie „Henriette Marechal" der beiden Goncourts, „der Handschuh" von Björnson, die bei der Aufführung ausgegähnt wurden, und die man nur gab, weil man eben

keine deutschen geben wollte, um keinen deutschen Schriftsteller aufkommen zu lassen. (An Anzengruber und Fitger war nichts mehr zu unterdrücken, daher gab man sie.) Dahin rechne ich auch Tolstoijs „Macht der Finsternis", eines der mißglücktesten Werke dieses in Deutschland ebenso überschätzten als übersetzten russischen Chauvinisten, den wir nur deshalb anerkennen, weil er kein Deutscher ist. Denn der persönliche Neid ist in Deutschland das Triebrad des litterarischen Lebens, und die ganze Ausländerei ist nur die Folge des Neides, des Bestrebens, keinen einheimischen Schriftsteller aufkommen zu lassen. Wir sind eben die Geistesverwandten der alten Griechen, die lieber den Feind in ihr eigenes Land riefen, als daß sie dem Blutsfreund Gleichberechtigung zugestanden.

Allein allgemein erscholl bei Kundgebung des Programms der „Freien Bühne" damals der Ruf: „Wo sind Bleibtreu und (ich kann es als gewissenhafter Chronist nicht unterschlagen) Alberti?" Wir gelten nun einmal in Berlin als Führer der jungen Berliner litterarischen Generation — ob mit Recht oder Unrecht, will ich ganz dahingestellt sein lassen und mich einfach an die Thatsachen halten. Man fand es allgemein lächerlich, ein solches Unternehmen ohne unsere Namen, Personen und Versuche in die Welt zu setzen. Ich bemerke, daß ich damals nicht in Berlin war, sondern daß mich ein persönliches Abenteuer fern an der Grenze Deutschlands festhielt, und daß ich, als ich die Namen Brahm und Schlenther in Verbindung mit dem neuen Unternehmen las — genug hatte. Ich wußte, daß diese Herren in der Welt nichts so hassen, wie diese von Bleibtreu und mir „geführte" jüngere Generation, und ihr ernstes, positives Künstlerstreben, wie das produktive Talent, das die Natur uns zum Unterschied von ihnen verliehen. Niemanden fürchten sie so wie uns, niemanden beneiden sie so. Man höre, wie Ehren-Schlenther uns in der „Vossischen Zeitung" mit der Wut eines gereizten Lamas anspeit: (Sonntagsbeil. vom 1. XII. 89): „Was den Fall (sc. Meißner-Hedrich) bedeutsam macht, ist das Schlaglicht, das er auf die geschäftsmäßige Ausbeutung der Litteratur wirft, und da jedes Übel seinen Nutzen stiftet, so ist zu hoffen, daß in viele Meißners und Hedrichs unserer Zeit ein heilsamer Schrecken fährt. Denn das Geschlecht der Hedriche stirbt nicht aus. Wie „die Alten" sungen, so grunzen jetzt „die Jungen" (nb. die Anführungsstriche hat Herr Schlenther gesetzt), deren kunstarme und erwerbslüsterne Schmierepeterei nun am liebsten dem sogenannten Naturalismus nachpurzelt, weil dieser nach dem Vorgang strenger und kräftiger Meister jetzt ebenso zugkräftig ist, wie vor 30 Jahren die deutsche Frage, die damals in schwarzgelben Romanen platt getreten wurde. Die heilige Kunst befreie uns vor so unsauberen Geistern, und öffne die Sinne derer, die

noch immer nicht zwischen frei schaffenden Dichtern und gierig raffenden Fabrikanten unterscheiden können . . ."

Man wirft unserer Kritik in der Gesellschaft oft rüden, rücksichtslosen Ton vor. Aber wo findet man in allen Jahrgängen der „Gesellschaft" zusammen ein ähnliches Beispiel hämischer Niederträchtigkeit und bodenlos gemeiner Verleumdung, wie hier dieser — Mensch unter dem Deckmantel eines unserer vornehmsten Blätter in die Welt schleudert, gegen Leute, die stets nur das ehrlichste Streben geleitet hat, die in diesem Streben irren können und oft genug geirrt haben, aber denen nichts so fern liegt, als erbärmliche Gewinnsucht?

Mit M. G. Conrad versuchte man anzuknüpfen, aber an seiner unverrückbaren Ehrlichkeit und Offenheit scheiterte kläglich die gewundene Falschheit der beiden litterarischen Diobskuren.

Die „Freie Bühne" also war von Anfang an nichts als eine rein persönliche Spekulation allerniedrigster und schmutzigster Art — persönliche Reklame für die Herren Brahm und Schlenther, persönliche Unterdrückung der jüngeren deutschen Schriftsteller, die mehr als sie leisteten. Rein persönliche Motive leiteten die Beiden, und man wird mir daher auch den persönlichen Ton meines Artikels zu gut halten.

Allein mit Recht fürchteten die beiden Brahminen, daß die Welt gar schnell hinter die Motive ihres neuen Unternehmens käme. Sie entschlossen sich daher zu einem Schachzug, von dem man sagen muß:

> „Wär' der Gedanke nicht verflucht gescheidt,
> Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Herr Brahm mußte ein „Genie entdecken", ein „Genie" von Brahms und Schlenthers Gnaden, das sie allein machten, das sie gegen Bleibtreu und mich als Trumpf ausspielten, dessen Entdeckung ihnen selbst mehr Ehre einbrachte als dem entdeckten Genie.

Diese große Entdeckung nun war **Gerhard Hauptmann** und sein Drama „Vor Sonnenaufgang".

Ich kann mich über das Stück kurz fassen, die kritischen Akten sind darüber geschlossen. Es zeigt ein nicht übles Talent für die Charakteristik, die Gestalt des egoistischen Ingenieurs Hoffmann ist recht gut herausgearbeitet. Alles übrige steht auf einem wahrhaften Sekundanerstandpunkt. Das Drama hört da auf, wo es anfangen müßte — mit dem seelischen Konflikt. Die Handlung ist wenig mehr als Null und dieses Wenige ist einfach der barste Blödsinn, den je dilettantische Dreistigkeit der Öffentlichkeit zu bieten wagte. Auf den Rat seines Arztes verläßt der Ingenieur Loth das von ihm geliebte Mädchen, weil sie einer Säuferfamilie angehört

und weil er, obwohl das Mädchen selbst kerngesund ist, doch kranke Nachkommen fürchtet! Noch einmal: nie ist mir solch hirnverbrannter Blödsinn vorgekommen. Wer wie Loth den Marx gelesen hat, kennt doch auch den Malthus, kennt jedenfalls mehr von der populär-volkswirtschaftlich-medizinischen Litteratur, und weiß, daß die Wissenschaft ein halbes Dutzend unschädlicher und leichter Mittel zur Herbeiführung freiwilliger Kinderlosigkeit besitzt. Durch die Rücksicht auf seine Kinder läßt sich also kein Liebender von einer Heirat abschrecken! Und dieser Doktor Schimmelpfennig, der Loth einen so medizinisch ungeheuerlichen Rat giebt, der allen Ernstes an die Erblichkeit des Säuferwahnsinns glaubt, während in Wirklichkeit die vermeintliche Erblichkeit nichts ist als schlechte Erziehung und nachahmende Gewohnheit, hätte ja niemals auch nur das Physikum bestanden, geschweige das Staatsexamen!!

Um nun auf dieses Fricassée von Unsinn, Kinderei und Verrücktheit die Aufmerksamkeit des Publikums zu lenken, durchsetzte es Herr Hauptmann mit einem Gemisch von Rohheiten, Brutalitäten, Gemeinheiten, Schmutzereien, wie es bisher in Deutschland unerhört gewesen war. Der Kot wurde in Kübeln auf die Bühne getragen, das Theater zur Mistgrube gemacht. Dies hätte mich nun freilich noch keineswegs gestört — allein Herr Hauptmann gab diese Ryparographie für ein wahrheitsgetreues Bild des schlesischen Bauernlebens aus, und dagegen muß ich als Schlesier und Schriftsteller die entschiedenste Verwahrung einlegen. In keinem schlesischen Bauernhause frißt man Austern. So ist selbst der kleinste charakteristische Milieuzug in dem H'schen Stücke erlogen. Das ganze Stück stinkt, aber nicht weil es von Kot handelt, sondern weil es selbst erstunken ist. Nicht einmal der Dialekt ist richtig behandelt.

Dieses Stück nun ward von Brahm und Genossen als die „Räuber" unserer Zeit in allen Tonarten ausgepriesen. Herr Brahm bediente sich dazu in sträflichster Weise der Gutmütigkeit Theodor Fontanes. F. ist ein großer Dichter, ein prächtiger Mensch — aber was sein Vorzug ist, ist zugleich seine Schwäche: er ist immer nur Persönlichkeit und nur persönlichen Motiven zugänglich. Er ist mit Brahm gesellschaftlich bekannt — genügender Grund für ihn, Alles was Brahm für gut erklärt, öffentlich als unübertrefflich auszuposaunen: und diese kleine Charakterschwäche Fontanes — nicht der Rede wert im Vergleich zu seinen wunderbaren Vorzügen — machte sich der schlaue Streber zu nutze und ließ den biedern Greis mit den großen Gong pauken — für Hauptmann und für Brahm, denn natürlich wußte es Brahm stets so darzustellen, daß es als eine noch viel größere That erschien, dieses Stück zu entdecken, als es zu schreiben. Charakteristisch für

den dreisten Streber ist es, daß Brahm nach der ersten Lesung durchaus nichts von dem Stück wissen wollte — erst dem Zureden des Schauspielers Reicher gelang es, ihn zu überzeugen, daß hier eine Gelegenheit sei, „Sensation“ zu machen. Und dann hatte der große Entdecker nur noch eine Sorge, die er in die Frage kleidete: „Ja, hat der Verfasser denn auch akademische Bildung?“ . . . Wir werden im nächsten Heft noch weit stärkere Beispiele der Überzeugungstreue des Herrn B. kennen lernen.

Das Stück machte Sensation — aber diese Sensation galt lediglich dem Mut der Unverfrorenheit, so viel Dreck auf einmal vor die Öffentlichkeit zu schleppen. Es erreichte das, was der Franzose épater le bourgeois nennt. Daß die Sensation lediglich dem Mut des Kots galt, zeigte sich deutlich, als das Stück später mit Hinweglassung der Schmutzereien öffentlich gegeben wurde: es scheiterte an der Opposition der Kinnladen der Zuschauer. Auf einen ganzen Monat hatte der Direktor die Zugkraft berechnet — in der Mitte des Monats schon mußten die Vorstellungen aus Mangel an Besuch abgebrochen werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)



Kammerjunker von Tormälen.

Skizze von Hermann Heiberg.

(Berlin.)

Herr Kammerjunker von Tormälen bewohnte in L. die erste Etage des einzigen daselbst befindlichen dreistöckigen und großstädtisch gebauten Hauses.

Aus diesem mit hellgrauer Ölfarbe angestrichenen Gebäude starrte den Vorüberschreitenden schon aus der festgeschlossenen, wie in Mosaik zusammengefügten Thür mit dem blank geputzten messingenen Klingelknopf, die selbstische Abgeschlossenheit seiner Bewohner entgegen.

Wenn man eintrat, befand man sich in einem sauber gehaltenen, allezeit kühlen, durch eingeschlossene Luft eigentümlich duftenden Flur, von wo aus man die mit roten Läufern belegte Treppe emporsteigen und an einer verschlossenen Glasthür klingeln mußte.

Eine in geraden, glatten Streifen gefaltete englische Blumen-Tüllgardine

verwehrte den Einblick. Der Eindruck der Unnahbarkeit der Bewohner ward auch verstärkt durch zwei Schilder. Das eine trug den Namen: „von Tormälen, K. Kammerjunker“. — Auf einem stumpffarbigen, eisernen Viereck aber standen die Worte: „Mitglied des Vereins gegen Verarmung und Bettelei!“

Man vermeinte den glattrasierten Egoisten mit der impertinenten Miene zu sehen, wie er seine Gänsebrust-Brödchen und seine Kaviarschnitte schlickernd in den Mund schob!

Freilich, er konnte ohne Skrupel es sich wohl sein lassen, da er durch dieses Schild für das Wohl der Armen Alles gethan hatte, um einstens eines Vorderplatzes im Himmel sicher zu sein.

Nach dem Klingeln ein geduldiges, längeres Warten! Je länger in solchen Fällen es dauert, desto vornehmer ist bekanntlich der hinter den verschlossenen Wänden in seiner wohlbehäbigen Fühllosigkeit schwitzende Ehrenmann.

Ein eine untadelhafte Sauberkeit ausstrahlendes Dienstmädchen, angehaucht von dem durch die Räume wehenden, egoistischen Ordnungssinn, fragt mit verdrießlicher Zurückhaltung nach dem Begehren des Einlaßfordernden. Sie wittert, gleich ihrer Herrschaft, in jeder unbekannten Person einen Angriff auf den abgeschlossenen Frieden des Hauses und lugt auch nur durch die Spalte, statt die Thür zu öffnen.

Solche Mädchen tragen helle, eben aus der Steifwäsche herausspazierte Morgenkleider, zeigen eine durch Stubenluft verfeinerte Gesichtsfarbe, aberhaben große, rote Hände und ungeputzte Nägel, denn sie arbeiten, trotz der geringen Familien-Mitgliederanzahl in diesem nie zur Ruh kommenden Hauswesen wie der unermüdliche Kolben einer Dampfmaschine.

Mit wahren Argusaugen kontrolliert die Frau Kammerjunker die Arbeiten der Magd. Tritt eine unbeschäftigte Pause ein, zeigt sie ihr den Eindruck von unreinen Fingern an irgend einem Fenster, rückt den Spucknapf fort und deutet stumm in die Ecke, erhebt den dickfleischigen Arm und weist vorwurfsvoll auf ein Spinngewebe im Schrankzimmer, und legt ohne Worte, aber mit um so beredteren Blicken die zwei Dutzend neuen Messertücher zum Säumen auf den Küchentisch!

In allen Zimmern stehen blitzende, mit dunklen Adern durchzogene, altmodische Magazin-Möbel, denen sich eine gefühllose Würde mitgeteilt zu haben scheint. Wenn sich eine ihrer Schubladen öffnet, dringt der Duft von getrockneten Lavendel-Blüten ins Gemach. Er sitzt seit Menschengedenken untilgbar wie ein Holzwurm in den Poren, und die Schubladentiefen bergen eine Unsumme von peinlich geordneten, überflüssigen Dingen.

Es ist Vormittagszeit. Der Bewohner dieser Räume sitzt an dem Mahagoni-Schreibpult in einen drehbaren Lehnsessel zurückgelehnt und liest die Zeitung. Auf einem zusammengeklappten Spieltisch, steht eine große, mit einem Wappen bemalte Tasse, in der der kalte, übersüße Rest des Kaffees die bekannte, unheimlich stagnierende Farbe angenommen hat. Seitwärts liegen die gradlinig aufeinander geschichteten Zeitungs-Nummern der Woche, und neben diesen steht ein runder Fidibusbecher, der von einer mattblauen Stickerei von Perlen umfaßt ist. Auch die braune, geriffelte runde Pultplatte glänzt spiegelglatt, und hoch oben tickert eine majestätische Bronce-Uhr mit kleinen Mamorsäulen unter einer Glaskuppel.

Rings umher Glätte, Ordnung, pedantische Sauberkeit und die Luft geschwängert von jenem eingewurzelten, säuerlichen Tabaksgeruch, der auf alte, nicotinhaltige Pfeifen schließen läßt.

Der Kammerjunker ist offiziell ein Mann von kaum sechszig Jahren; thatsächlich hat er das siebenzigste überschritten, und sein thierartig hervorstehender Mund verrät, daß das Kunstwerk eines Zahnarztes die Kauthätigkeit unterstützt. —

Herr von Tormälen war der Sohn eines Militärs, und den Offiziers-Adel verdankte er das „von“, das ihn berechtigte, mit seinem vornehmeren Ich auf die übrige Welt herabzuschauen.

Seine Gattin war die Tochter eines reichen Pächters; sie besaß zahlreiche vierprozentige Land-Hypotheken. — Seine „Paar Hundert Thaler Pension“ reichten kaum aus, um ihre Toilette-Ausgaben im Jahr zu bestreiten.

Er war ein unfähiger Beamter gewesen und wurde deshalb sehr früh auf Wartegeld gesetzt, bis er endlich mit Hilfe seiner Gevatterschaften mit dem Titel eines Kammerjunkers pensioniert ward.

Tormälen trug trotz seines vorgerückten Alters stets helle, und trotz der abweichenden Mode, durch Stege straff gezogene Beinkleider. Ein durchs Alter glänzend gewordenes Petschaft hing von einer weißen Weste herab, und den Hals umgaben Vatermörder, die von einer sehr breiten schwarzen, bis ans Kinn reichenden Atlasbinde bis auf fingerbreit Höhe umschlossen waren. Seine Gemahlin verfertigte sie selbst; an jedem Geburtstage lagen sechs von ihrer Hand herrührende Kunstwerke auf dem Angebindetisch. Dazu ein tadelloser zweireihiger Gehrock, aus dem rückseitig ausnamslos ein rotseidenes Schnupftuch hervorguckte.

In seinem, von einem englischen Backenbart umrahmten Gesicht war nicht eine Linie, die auf Geist schließen ließ; trotzdem hatte der Kammerjunker durch das emporgeworfene Haupt für die Welt etwas Imponierendes.

Er sah aus, wie ein bornierter Diplomat, der von Jugend an mit Trüffeln und Gänseleber-Pasteten groß gefüttert ist.

Seine Frau, die in ihrer äußeren Erscheinung ihre einfache Abkunft nicht verleugnete, hatte ein rundes, grobes Gesicht und rote, knusprige Backen, als ob eine doppelte Haut darauf ruhe. Da sie ihr falsches, dunkelschwarzes Haar mit Pomade einrieb, lag stets ein fetter Abglanz auf ihrer narbigen, alternden Stirn, die verrätherisch gegen die kraftvolle Haarfülle abstach.

Diese beiden Menschen sahen nur sich in der Welt und fütterten einander gemächlich zu Tode. Jeder respektierte des Anderen Eigenheiten, und Alles ging nach der Uhr. Befiel sie einmal eine leichte Unpäßlichkeit, so sprachen sie über den Fall mit einem so schwermütigen Ernst, daß das Unglück einiger Regimenter Soldaten, denen feindliche Kartätschen Arme und Beine zermalmt hatten, zwar bedauerlich erschien, aber mit Leiden, wie sie solche zu ertragen hatten, durchaus nicht in eine Linie zu stellen waren.

Ach, es war nicht zu beschreiben! Auch hielt nichts in der Welt den Vergleich mit dem aus, was sie ihr eigen nannten. Wenn die alte Dame von einem Geschenk sprach, das Jemand von ihr erhalten hatte, beschrieb sie die Vorzüge der Gabe, als habe sie aus allen Magazinen der Welt gerade einzig und allein das Beste heraus gefunden.

Dem Besuch trat sie mit allen Zeichen gezierter Überraschung entgegen.

Hinter ihr kroch ein fetter, hellgelber Teckel, eine Hündin, die so alt war, daß ihr die Haare an der Schnauze bereits ergraut waren. Das eine, noch nicht völlig blinde Auge glänzte überirdisch und stand immer in Thränen.

Die Frau Kammerjunker führte die Besucher zu einem Sofa, an dessen Rücklehnen zwei kleine kunstvoll gehäkelte Schutzdecken befestigt waren und über die sie allezeit hinwegstrich, bevor sie zum Sitzen einlud.

Und nun erzählte sie von sich und ihrem Manne in einem unaufhörlichen Redefluß und ohne die geringste Empfindung, daß dies den Zuhörer höchlichst langweilte. Wehe dem Unkundigen, der etwas lobte, etwa ihr neues Kleid oder einen Gegenstand im Zimmer bewunderte. Sie berichtete dann erst über den billigen Kauf, der seines Gleichen nicht hatte; dann hob sie den Stoff hervor, der ebenso echt, wie unzerreißbar, und dann erging sie sich über die Näherinnen mit einer Ausführlichkeit, daß man die Altenweibergesichter und die auf der Erde umherliegenden Stoffabschnitte deutlich

vor sich zu sehen, ja, den bekannten Nähmamsellenduft nachträglich zu spüren vermeinte.

„Erst sagten die beiden Mamsells Mielchen zu und dann plötzlich wieder ab! Da erklärte ich einfach, daß ich die Alternative stelle, sie möchten diesmal zur festgesetzten Zeit kommen, oder sich anderweitig ihre Kundschaft suchen! — Und sie kamen!" schloß sie dann mit kühn triumphierendem Ausdruck, als ob sie von zwei abgerichteten Raubtieren spräche, die endlich durch Anwendung persönlichen Mutes, durch Hunger und Prügel bezähmt worden seien.

Oder es fragte der Besuch, woher sie ihre Butter bezogen. Dann ergoß sich ein Redestrom, begleitet von Erörterungen über alle Einzelheiten: über schlechte Butter im Allgemeinen und ihre excellente Butter im Besonderen, und man sah den Bauern, sein Gehöft, die Milchstube, die Tormälensche Küche und zuletzt das beim Preis-Abhandeln enttäuschte Gesicht des Landbewohners in der Küche.

Allezeit gab sie dem Zuhörenden den Eindruck, als ob ihre Verkäufer mit einer wahrhaft blinden Verehrung an ihr hingen, that, als ob ihr Geld doppelt so viel wert sei, als das anderer Leute, und als ob das Glück, gerade sie zu bedienen, von Allen geschätzt würde wie kein anderes.

„Ja, sieht er nicht en „Büschen" kümmerlich aus, mein guter Mann?" sagte sie, wenn zufällig der Kammerjunker ins Zimmer trat, eine überaus höfliche, fast närrische Verbeugung machte und durch die Nase sprach. Und nun folgte eine Auseinandersetzung über die Bouillon mit Ei, den Malaga zum Frühstück, das Gesundheitsbier und das geschabte Fleisch, das der Schlächter besonders herausschneiden mußte, das zarte, gebratene Täubchen und den alten Rotwein bei Tisch! Man konnte bei diesen Aufzählungen vergleichsweise einen Begriff von der Fütterung der Straßburger Gänse erhalten, die bekanntlich mit einer Fettleber ihr bedeutungsvolles Dasein abschließen.

Er war eigentlich nur Egoist für sich; sie war es für sie Beide; für sich und ihn. Er glich einem auf Lebenszeit abonnierten Rekonvalescenten, der durch die ausgesuchtesten Nahrungsmittel Jahr aus, Jahr ein, seine Kräfte wiedergewinnen sollte. Natürlich war er eigentlich kerngesund.

Diese beiden Müssiggänger wußten Alles, was in der Stadt vorging. In mehreren Fenstern waren Spiegel, sogenannte Spione angebracht, um die Straße hinab schauen zu können, und wenn eine bekannte Dame auf der Gasse auftauchte, die einen neuen Mantel trug, kombinierte die Frau Kammerjunker nicht nur den Laden, wo er gekauft war, sondern sprach auch alle ihre Gedanken und Bedenken aus über den Schnitt, die Farbe, die

wahrscheinlichen Kosten und endlich über das Gesamtauftreten der Inhaberin überhaupt.

Alle Hypothekenfolien und Geheimbücher des Städtchens lagen vor den Augen dieser Beiden ausgebreitet, alle Verhältnisse waren ihnen aufs Genaueste bekannt, und es war gleichviel, ob eine junge Frau lebhafte oder sanfte Augen hatte; sie war für die Frau Kammerjunker in dem einen Falle kokett, in dem andern eine Heuchlerin.

Diese Selbstüberschätzung und diese Kleinheit, dieser Egoismus und diese Souveränität waren eigentlich große Eigenschaften, denn es konnte nicht geleugnet werden, die beiden Menschen schwitzten förmlich in ihrem glücklichen Fett. Während sie über die Fehler ihrer Umgebung erbarmungslos zu Gericht saßen, übten sie an sich selbst eine rührend milde Kritik und hielten sich für geehrt, bewundert und geliebt. —

Seit längerer Zeit war schon davon die Rede, daß der Landesherr das Städtchen besuchen werde; nun endlich war die sichere Kunde davon eingelaufen.

Der Bürgermeister versammelte den Magistrat und die Stadtverordneten und es war ein Festkomitee gewählt, das die Arrangements für die drei Feiertage zu besorgen hatte. Eine erhebliche Summe wurde aus dem Stadtsäckel votiert, Sammlungen bei Arm und Reich veranstaltet und das Hauptkomitee erwählte aus der Bürgerschaft wiederum Abteilungskomitees, denen entweder die spezielle Fürsorge für die Beleuchtung, die Einholung durch Berittene, Jungfrauen und Kinder, oder der Aufmarsch der Gewerke, die Festgesänge, die Ansprachen, oder endlich die Unterbringung und Bewirtung der Gäste oblag.

Seit vierzehn Tagen sprach die ganze Stadt nur von der Ankunft des Monarchen.

Die Rücken der Schneider bogen sich unter der Arbeitslast, und alle Faullenzer unter den Handwerkern fanden Vorwände, die Werkstätten zu verlassen und in den Bierhäusern zu disputieren.

Auch der Kammerjunker und seine Gemahlin waren in großer Aufregung. Die letztere bestellte sofort die beiden Fräulein Mielchen, die an einem neuen, umfangreichen seidenen Kleide nähen mußten und mehrere Treppen von Volants aufzusetzen hatten.

Für ihn hatte der Schneider eine neue Uniform in Arbeit. Auch bestellte sich der alte Geck ein Paar Lackstiefel, obgleich seine Füße erfahrungsmäßig in dieser heißen Hülle die größten Qualen zu erdulden hatten.

Es waren noch drei „Vons“ in der Stadt und es galt nun zu zeigen, wer den Vorrang habe.

„Die Rangordnung wird doch in Ihre Hände gelegt?“ fragte der Kammerjunker den Bürgermeister, dem seit längeren Jahren eine blasse Frau im Bett lag, und der selbst wenig Ambition an den Tag legte.

Das Haupt der Stadt drückte dem Kammerjunker, bei dem er stets den besten Rehrücken aß und den besten Rotwein trank, verständnisvoll die Hand und das Ansehen des Hauses derer von Tormälen schien gerettet!

Und der Tag kam!

Es wälzten sich die Menschenströme über die Stadt hinaus an den Bahnhof, der fast eine Stunde vom Zentrum der Stadt entfernt lag.

Welche Sorgfalt war auf die äußere Erscheinung jedes Einzelnen verwendet und wie achtlos ging das doch vorüber! Keiner sah es, daß der Drechslermeister und Stadtverordnete Kühne neue Vatermörder angesteckt und noch gestern Abend spät seine Uhrkette mit Putzpulver blank gemacht hatte! Wie rasch hatte der Hut des Bierbrauers Bock den Glanz der Neuheit verloren und wie wenig fiel die ungewohnte Kopfbedeckung auf, obgleich er sonst den ganzen Tag in Haus und Hof mit der auf das Hinterhaupt zurück geschobenen Mütze einherlief.

Und der Kornhändler Jochen hatte neue weiße Handschuhe an und sie waren ausnahmsweise nicht geplatzt, saßen vielmehr strammglatt über den Fingern, verdeckten Umfang und Röte der Faust, und der Druck der Knöpfe an der Handwurzel war unbedeutend.

Dann der neue Frack des Handwerkers Paulsen! Wer sah es ihm an, daß sein Besitzer sich bei der Anprobe unzählige mal vor dem Spiegel hin und her gedreht, und daß der Schneider Stichel gerufen hatte: „Bitte hier, nach dem Licht!“ während ihm sein Bewunderungsdrang immer wieder nach dem Ort trieb, wo er seine Gestalt wiederspiegeln konnte.

Selbst die gestopften Strümpfe der kleinen Leute waren heute bei Seite gelegt, an den Überkleidern fehlte kein Knopf, die langzipfligen, herabhängenden Kravatten hatten kein unsauberes Vorhemd zu verbergen, — nein, Alles war wie aus einem Magazin hervorgegangen, jedes hätte heut unter die schärfste Lupe gebracht werden können!

Und die Jugend! Noch gestern Abend spät hatte Mutter Fröhlich die Stickerei um die Höschen ihrer Minna genäht und die Rüsche an Malchens Kleid befestigt. Und ihre Nachbarin machte sich einen neuen Saum um ihr Seidenes, in dem sie das letzte mal beim Schützenfest Bewunderung erregt hatte.

Neue Hüte mit Federn und Sammetaufputz, deren Frische der Staub zerstörte, sauber geplättete Unterröcke, deren gestickte Ränder häßliche Spuren zeigten, weißglänzende Manschetten, die bald den Anhauch der unreinen

Luft zeigten, und neue seidene Mantillen, in deren Falten sich das Staubpulver einnistete. Denn es war ein heißer, unendlich staubiger Tag und nicht nur die Schritte der Voraus eilenden waren verderblich für den Nachzügler, ohnedies ward alles von dem Mehl der Landstraße eingehüllt. Selbst die Bäume an der Chaussee zeigten eine kränkelnde Farbe; auf den Blättern lag der fremde Eindringling. Genug, bevor man die Station erreichte, war Jedermanns Schnupftuch über das von Schweiß und Staub bedeckte Gesicht geglitten.

Und Wagen rollten vorüber, in denen die Vertreter der Stadt saßen. Alles wich zur Seite und grüßte, und leiser Neid stieg auf oder der Volkswitz machte sich Luft.

Auch der Kammerjunker mit dem goldenen Kneifer auf der Nase saß neben seiner kraushaarig-rotbäckigen, dicken Frau zurückgelehnt in einer Karosse und grüßte mit vornehmer Überraschung, als ob er trotz der Augengläser blind sei. Und die Pächterstochter mit den vierprozentigen Kapitalien zur ersten Stelle grüßte auch, aber nur, indem sie die stets feucht schimmernden Mundwickel langsam einzog, statt, wie alle Welt, den Kopf zu neigen.

Inzwischen ordneten sich die Gewerke an der Landstraße entlang, die Jungfrauen und kleinen Mädchen in weißen, frischgewaschenen und geplätteten Kleidern harrten im Empfangssalon. Die in der Stadt Zurückgebliebenen steckten die Fahnen heraus; jeder Nachbar schielte nach dem andern; allmählich hoben sich die Dachziegel, eine verwickelte bunte Leinwand erschien, wurde gedreht und gedreht, bis das Fahnentuch sich endlich löste und, wie befreit in die Sommerluft hinausflatterte.

Die letzten Guirlanden waren auch befestigt, und manches Mannes Stolz auf sein Kunstwerk wurde erheblich gedämpft, wenn er die mit einem „Willkommen" verzierten Laubgehänge seines Nachbars erblickte und sie mit dem Resultat seiner eigenen schweren Mühen verglich. Alle Straßen und Gassen waren gefegt und die Hausthüren, wie am Sonntag, geschlossen. Alle Gebäude sahen ernsthaft und feiertäglich aus. Die Fensterscheiben waren geputzt, und die Krämer und Handwerker hatten ihre Schaustücke von Treppen und Straßen entfernt. Die Hunde bellten nicht, und die Schuljugend klapperte nicht, wie sonst, lärmend durch die Hauptgasse.

Die Bauerwagen, auf denen die Landleute zur Stadt gefahren waren, und die sonst vor den Wirtshäusern auf der Gasse standen, waren, zufolge Polizeivorschrift, auf den Höfen plaziert, und die Sonne glänzte, die Luft war blau, die Tagesarbeit ruhte, und hunderte von neugierigen Köpfen guckten bereits aus den Fenstern die Hauptstraße hinab.

Und es war gelungen! Hinter den Vätern der Stadt und hinter den

Landschaftsvertretern sollten auf dem Perron einige Auserwählte Posto fassen, und zu ihnen gehörte der Kammerjunker! Die andern beiden „Vons" standen neben ihm.

Da war zuerst ein etwas hinkender Herr mit einem graumelierten Schnurrbart, in einem Frack mit goldenen Knöpfen, der „von Toll" hieß, und aus einem kleinen Fideikommiß ein unbeschäftigtes Dasein fristete, einen ungeratenen Sohn hatte nach Amerika schicken müssen, und jeden Mittag zwölf Uhr unter den Bierphilistern am Stammtisch bei Heckscher saß und sich eigentlich genierte, da nebenan die höheren Beamten und das Militär ihre Stammkneipe hatten, zu denen er sich doch eigentlich gesellen und bei denen er doch eigentlich Platz nehmen mußte.

Und der dicke, alte, malitiöse „von Griebenow" stand neben ihm, dem auf dem einen Auge ein schwarzes Schutzpflaster saß, das mit einem starken Bande von derselben Farbe um die Stirn gebunden und das eigentlich kein Läppchen war, sondern eine kleine, schwarze Halbkugel. Von Griebenow besaß kein Vermögen, aber er war der beste L'hombrespieler im Lande, gewann immer und schickte in Notfällen gewisse Briefe an seine reich verheiratete Schwester, die auch immer Erfolg hatten, da er nicht allzu oft kam und seine Ansprüche sich bewältigen ließen.

Das Militär fehlte am heutigen Tage; es war schon zu den großen Manövern ausgerückt. Der Monarch berührte nur zufolge besonderen Wunsches der Stadtvertretung den Ort.

Daß kein Militär zugegen, war gut, weil sonst doch das Zivil die Rolle des Beiläufers gespielt hätte! Das empfand auch Jeder; aber schlimmer war's, daß die Regimentsmusik fehlte, da die Stadtmusik kaum ausreichte. Am Ende des Perrons waren die Mitglieder der Kapelle aufgestellt, und als nun der Zug in Sicht kaum, ertönte der Trompetenmarsch und dazwischen tausendfältiges „Hurra"!

Und Tücherschwenken, Stoßen, Drängen und Schwitzen, und Plätze erobern und Kindern, auf Bitten der Mütter, den Vortritt lassen, und Hälse recken und den Stützpunkt auf den Beinen verändern, abermaliges Drängen und immer noch Hurras und Hurras und kein Ende!

Dann aber plötzlich Stille, als ob ein Friedensengel mit der Hand gewinkt habe! Der Landrath hielt eine Rede. Selbst die Vögel in der Luft zwitschern nicht, sicher hatte sie die Erhabenheit der Situation zum Schweigen gebracht!

Nach dem Landrat sprach der Bürgermeister, und nach seiner Rede öffnete sich die Gasse. Die Weißgekleideten traten mit Blumen aus dem Empfangssalon hervor, und ein kleines Mädchen mit bewunderungswürdig

kecker Haltung überreichte ein Vergißmeinnicht-Bouquet mit Rosen und schloß mit seiner Kinderstimme:

„So nimm aus unmündigen Händen
Die Blumen unserer Liebe dar,
O, daß Sie, Herrscher es verständen —“

Die letzten Worte verschluckte das Kind, denn der Monarch hob es empor und küßte es auf die Stirn. Und in demselben Augenblicke spielte die Kapelle einen Tusch und abermals erfüllte Jubel die Luft.

Zum Schluß, und bevor der Monarch mit seiner Umgebung die bereitstehenden Wagen bestieg, erfolgten einzelne Vorstellungen und kurze, gnädige Anreden.

Erwartungsvoll verharrten die drei „Vons“. Atemverhalten, mit hervorgestrecktem Halse dehnte sich namentlich der Kammerjunker. Würde sich der Monarch seiner erinnern? Würde der Bürgermeister ihn in erster Reihe vorstellen, wie er es ihm unaufgefordert zugesagt? Gewiß! Und jetzt war auch der Augenblick gekommen. Jetzt oder nie!

Da, im entscheidenden Moment, drängte sich von Griebenow mit seinem dicken Leibe derartig hervor, und Graf Toll wurde ihm so rasch von den Hintenstehenden nachgeschoben, daß der Kammerjunker in die Hinterreihe gepreßt ward.

Die Hoheit sprach mit den beiden andern Vons, reichte ihnen sogar die Hand, und schon öffnete der Bürgermeister den Mund, deutete mit einer Handbewegung hinüber und wollte des Kammerjunkers Namen nennen, als der Monarch noch einmal links und rechts grüßend, sich den Empfangsfeierlichkeiten entziehend, zur Seite wandte und gefolgt von dem Troß, rasch durchs Bahnhofsgebäude an den bereitstehenden Wagen eilte.

Darauf abermals endloses Hurra, bis sich die fürstlichen Equipagen mit dem gesamten Gefolge in Bewegung setzten.

„Niederträchtig! Unerhört! Ich fordere für diese boshafte Rücksichtslosigkeit Satisfaktion!“ rief der Kammerjunker dem höhnisch lächelnden Griebenow zu und ein „Stehe jederzeit zur Verfügung!“ tönte ihm zurück. Dann eilte Tormälen in seinen Wagen und fiel erschöpft neben seiner wartenden Frau in die Kissen zurück.

„Was ist, Axel?“ rief sie, seine Erregung ängstlich beobachtend; und der zornbleiche Gatte erzählte der bei dieser Nachricht vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben die Farbe wechselnden Gattin, wie Griebenow, diese Canaille, ihn absichtlich um die Huld des Fürsten gebracht habe. Was wogte alles durch die Brust des Kammerjunkers, und welche Mühe hatte die

Pächterstochter, ihn zu besänftigen, obgleich ihr wennmöglich noch erregter zu Mute war.

Es machte keinen Eindruck auf ihn, daß sein Wagen die fürstlichen Equipagen einholte, daß er in nächster Nähe folgte und daß von dem nicht enden wollenden Hurrarufen der Bevölkerung auch ein Teil auf ihn überging. Nur Enttäuschung und Zorn hockten in seinem Innern und verwischten alle anderen Empfindungen.

Aber allmählich stieg doch die Reue über die Griebenow hingeworfene Forderung in ihm auf. Ein Mann in seinen Jahren in solchem Konflikt! Und der mögliche Ausgang des Duells und das Bekanntwerden der eigentlichen Ursache! „Stehe jederzeit zur Verfügung", klang's ihm in den Ohren. Schrecklich! Schrecklich! — Zuletzt mochte er gar nicht mehr denken, und erst als seine Frau ihm zuraunte, es sei ja nichts versehen, — beim Fest-Diner könne eine Vorstellung nachgeholt werden, auch werde der Bürgermeister schon zwischen ihm und Griebenow vermitteln, — atmete er auf, warf seine Augen wieder links und rechts, grüßte und ließ sich grüßen, bis ihn der Wagen vor seiner Wohnung absetzte.

Die Einholung hatte am Vormittag stattgefunden. Einige Stunden später sollte das Diner im Rathause stattfinden. Aber im Hause kamen dem Kammerjunker von Neuem tausend Bedenken. Am liebsten würde er sich gar nicht zeigen! Am besten, er meldete dem Festordner, er sei unwohl geworden, er fühle sich sehr angegriffen. In seinem Alter auch kein Wunder nach solchem Affront! Für alte Leute paßte die Ambition nicht mehr! Er wollte Ruhe haben; was scherte ihn das aufregende Treiben der Welt! Die paar Jahre seines Lebens sich noch mit solchen Dingen zu vergällen; das fehle noch! Der königliche Rock war so viel, wie ein Orden! Alles Unsinn, Thorheit! —

So redete er hin und her, und die Frau Kammerjunker saß daneben und sagte, die Spitzen an die Ärmellöcher des neuen seidenen Kleides nähend:

„Nun habe ich mich aber auch nicht auf Mittagbrod gerichtet, Axel, wenn Du wirklich —. Und alle Ausgaben umsonst, mein Seidenes und was darum und dran hängt. — — Aber, wie Du meinst und willst —"

Diese Einwände machten den Kammerjunker wieder schwankend.

„Gut, wir werden also gehen, und ich werde mit dem Bürgermeister reden" — änderte der große Mann seine Entschlüsse und herrlich angethan, fuhr er fünf Minuten vor drei Uhr nach dem Rathause ab. Abends sollten die Damen zum Ball und Souper folgen.

Dort angekommen, wogte schon die Menschheit auf den Treppen und

im Speisesaal auf und ab. Die Herren eilten an die Tafel, um nach ihren Plätzen zu sehen, während die Stadtvertretung im Vestibule verharrte, um den jeden Augenblick erwarteten hohen Gast in Empfang zu nehmen. Auch der Kammerjunker suchte am Mitteltisch der Festtafel nach seinem Namen und erschrak nicht wenig, als er neben sich „von Griebenow" plaziert fand.

Der Festordner war der Bürgerworthalter, Privatbesitzer der städtischen Gasanstalt, mit dem der Kammerjunker auf dem besten Fuße stand. Aber, wo war der jetzt zu finden? Und nun im letzten Augenblick! Hatte sich denn Alles gegen ihn verschworen! Es schien ihm sogar, als ob er nicht so höflich von den Anwesenden begrüßt worden sei! Sein vermeintliches Unglück machte ihn bereits mißtrauisch.

Während er noch ratlos um sich blickte, machte sich eine Bewegung in den umherstehenden Gruppen bemerkbar und die Rufe: „Er kommt!" wurden hörbar. — Nun war nichts mehr zu machen, wenn er nicht rasch und selbständig handelte. Tormälen ergriff die mit dem Namen „von Griebenow" beschriebene Karte und wechselte sie mit einer anderen, weiter unten liegenden aus, neben der er die seinige legte. Der Feind war jetzt aus seinem Gesichtskreis; neben ihm zur Linken saß irgend Jemand aus dem Stadtverordnetenkreise, und zur Rechten Graf Toll.

Und nun erschien der Monarch, und ein rauschender Tusch von der oben in der Galerie plazierten Stadtmusik ertönte. Die Menge drängte geräuschvoll herein und Alles nahm Platz.

Der Kammerjunker zitterte, als er von Griebenow hervortreten sah, denn zu spät fiel ihm ein, daß er sicher alle Fatalitäten vermieden haben würde, wenn er sich selbst ein wenig weiter ab plaziert und Griebenow und Toll den Stadtverordneten als Nachbar gegeben hätte.

Er sah absichtlich nicht neben sich, starrte vielmehr wie angezogen von der Erscheinung des Monarchen, grad aus, als plötzlich eine Stimme sagte: „Kommen Sie, lieber Toll, hier sind unsere Plätze!"

Und als ob der Sprechende des Kammerjunkers geheimen Thätigkeit zugeschaut habe, fügte er hinzu: „Die Auswechselung der Plätze ist sehr angenehm! Bitte, lieber Krüger," — so hieß der Stadtverordnete — „nehmen Sie Platz!"

Damit schob er den Kammerjunker einfach bei Seite, und ehe dieser es sich versah, stand er hinter den besetzten Stühlen.

Ein Wutschrei verhallte in des Enttäuschten Brust und schwankend, beinah ohnmächtig, wankte der Betrogene an das Ende der Tafel. —

* * *

Der Herbst war gekommen, aber noch hatte die Sonne, wenn auch die Natur die Zeichen ihres Lebens abgestreift hatte, ihre Macht nicht ganz verloren.

Das Gartenfenster stand geöffnet, obgleich ein Kranker, der schon Monate lang das Haus hatte hüten müssen, im Bette lag, und die mild-stärkende Luft drang herein und umfächelte eine bleiche Stirn.

Neben ihm saß eine Frau mit bedrückter Miene, selbst ihre äußere Erscheinung zeigte eine gewisse Vernachlässigung. Die Perücke hatte sich verschoben, und das ergraute Haar war auf der Stirnhöhe sichtbar.

Eine Unzahl Medizinflaschen standen auf einem kleinen Tisch neben dem Bett, nnd mit leisen Schritten ging die im Gemach hantierende Magd aus und ein.

Der Kranke war der Kammerjunker und die neben ihm Sitzende seine Gemahlin.

An jenem Abend war er totenbleich nach Hause gekommen.

Schon während des Diners, beim Fisch, verspürte er ein Unwohlsein und schwankte aus dem Saale, und die Frau Kammerjunker hatte das neue Seidene in den Schrank gehängt, ihren Mann aber ins Schlafzimmer gebettet.

Während in den Straßen die Menge auf und ab wogte, um die Illumination zu bewundern, die Menschen jubilierend einher marschierten, die Wirtsstuben überfüllt waren, auf den Tanzböden sich muntere Paare drehten und im Rathause pokuliert und später nach Straußschen Walzern getanzt ward, dabei der Mond sein silberhelles Friedenslicht über die Stadt und ihre vergnügten Einwohner ausgoß, lag der Kammerjunker im Fieber, und bittere Medizin glitt statt Champagner über seine glühenden Lippen. Und neben ihm hockte, verdrießlich-resigniert, die Tochter des Pächters. Statt von dem Monarchen angesprochen zu werden, statt die neidischen Blicke ihrer Umgebung auf sich zu lenken, mußte sie im einsamen Krankenzimmer den unruhigen Schlaf ihres Mannes bewachen. Wie ganz anders hatte sie sich diesen Tag in ihren Gedanken vorgestellt! —

Und dann waren Wochen und Monde vergangen, und der alte Herr hatte sich mühselig erholt. Keine menschliche Seele, außer einem gewissen Anhang, auf dessen Teilnahme die Frau Kammerjunker durchaus keinen Wert legte, hatte sich während der Krankheit gezeigt. Die bessere Gesellschaft hatte Wichtigeres zu thun; sie verkehrte ohnedies nur notgedrungen mit Tormälens — Freunde besaßen diese verknöcherten Egoisten nicht und so empfanden sie auch noch die ganze Demütigung des Alleinstehens.

Das Schlimmste aber war, daß Griebenow gleich nach der Festfreude seine Bereitwilligkeit zu einem Gange auf Waffen energisch wiederholt hatte.

Nun rettete vorläufig die Krankheit des Kammerjunkers Ehre! Aber was dann? Mit Begierde nahm die Frau Kammerjunker den Vorschlag des Arztes auf, ihren Gatten, sobald es seine Kräfte gestatteten, nach Italien zu begleiten.

Und so geschah es. In aller Stille reisten sie eines Tages in der Frühe ab, und es verging ein Jahr, ehe sie an die Rückkehr dachten.

Aber endlich ergriff sie die Sehnsucht nach der Heimat und sie packten in Neapel, wo sie ihren letzten Aufenthalt in einer Villa genommen hatten, bereits die Koffer.

Da traf aus der Heimat an den Kammerjunker ein Brief ein, der eine unbekannte Handschrift trug. Gelassen in seinem Lehnstuhl, am offenen Fenster sitzend, — draußen plätscherte die klare Flut, und zum schimmernden Azur des Himmels hinauf stieg durch die unbewegliche Luft die grade Rauchsäule des ewig dampfenden Berges — öffnete der Kammerjunker das Schreiben.

Nachdem er es gelesen, rief er erregt nach seiner Frau.

„Was ist's, Axel? Doch nichts Unangenehmes?"

„Pack' die Koffer wieder aus. Wir bleiben einstweilen noch und gehen später nach Rom."

Bleich und ahnungsschwer ergriff sie das Schreiben; es lautete:

„Täglich, seit der Abreise unseres Allerhöchsten Herrn, habe ich meine Waffen geputzt und dem glücklichen Augenblick entgegen gesehen, Ihnen mit einer Tief-Quart zu dienen. — Da nun anderthalb Jahr verflossen sind, ohne daß Sie meiner Bereitwilligkeit auf Ihre Forderung stattgegeben haben, frage ergebenst an, ob Ihnen vielleicht in Portici unter den blühenden Orangen- und Zitronen-Bäumen ein Waffengang angenehm sein würde?

„Meine Sekundanten sind bereit.

„Ich leide an Podagra und bin kein Jüngling mehr, — die Zeit schreitet vorwärts, — mein Haar ergraut! Lassen Sie mich Ihre Nachrichten nicht auf dem Sterbebett erhalten!

„Sollte ich nicht die Ehre haben können, noch in dieser Welt Ihnen gegenüber zu stehen, so bitte ich am Auferstehungstage um das Vergnügen, Sie mit meiner Degenspitze spießen zu dürfen.

„Ich bezweifle freilich, daß mir das Glück zu Teil werden wird, Ihrer kaltblütigen Seele (— sie war es schon auf Erden! —) eine Portion warmes Blut abzuzapfen. Aber den Stich kann ich mir nicht versagen!

Ergebenst
von Griebenow."

„Unverschämter Kerl!“ rief die Frau Kammerjunker, nahm ihres Mannes Arm, wanderte durch die Orangen- und Zitronenhecken und machte einen neuen Kontrakt auf 6 Monate.

Nachdem die Zeit verflossen und ein weiteres halbes Jahr in Rom vergangen war, regte sich abermals des Kammerjunkers Sehnen nach der Heimat, und er überlegte mit seiner Gattin, ob er nicht zurückkehren und vorher den Bürgermeister schriftlich angehen könne, den Konflikt mit Griebenow ein für alle Mal zu beseitigen. Freilich stolperte er auch diesmal wieder über das „Wie?!“ Denn nach diesem Affront noch gute Worte geben? Unmöglich!

Da traf abermals, gleichsam als eine unmittelbare Antwort, ein Schreiben an Herrn von Tormälen ein:

„Da ich nicht das Vergnügen hatte, von Ihnen mit einer Antwort beehrt zu werden, habe ich meine Zuflucht zu einem anderen Auskunftsmittel genommen, um den unerledigten Zwist durch die Waffen auszugleichen. —

„Einer meiner Freunde, der Rittmeister von Karsdorf, reiste vor acht Tagen nach Italien ab und wird seine Reise bis nach Rom ausdehnen. Wenn es Ihnen gefällig ist, wird dieser statt meiner den Degen mit Ihnen kreuzen. Seine Sekundanten findet er unter Freunden, die sich zur Zeit in der ewigen Stadt aufhalten.

„Ich hoffe, daß Ihnen dieser Ausweg genehm ist und würde mich freuen, wenn es der bewährten Geschicklichkeit meines Freundes gelingen würde, Sie bald dahin zu versammeln, wohin ich mit starken Schritten auf dem Wege bin.

„Ich habe nämlich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich seit einigen Monaten ziemlich hoffnungslos darniederlege und in der That auch wenig Wert darauf lege, ferner auf einem Planeten umherzuwandeln, auf welchem es mir versagt ist, guten, alten Rotwein zu trinken, und beim Lhombre-Tisch die misère dieses vom Schöpfer recht schlecht konstruierten Weltteils zu vergessen.

„Auf Wiedersehen also im Himmel! Ich bin sicher, Sie seiner Zeit unter den „Schafen“ nicht zu vermissen.

Ergebenst
von Griebenow.“

Am folgenden Tage packte der Kammerjunker von Tormälen seine Koffer und reiste nach Monaco ab. Und auch hier verweilte er einige Monate, als ihm eines Tages, von Rom nachgesandt, abermals ein Schreiben zuging.

Dieses war datiert: „Im Himmel. — Rechts“ und lautete:

„Euer Hochwohlgeboren

schreibe ich aus lichten Höhen, wohin ich nach dem unerforschlichen Ratschluß der Vorsehung abgerufen bin. Es würde mir recht gut hier gehen, wenn ich nicht den quälenden Gedanken hätte, Ihr Schuldner zu sein.

„Jedesmal, wenn ich fragen ließ, ob Sie angekommen seien, empfing ich eine verneinende Antwort.

„Eilen Sie, Verehrter, damit endlich unsere Sache aus der Welt — jetzt richtiger ausgedrückt — aus dem Himmel kommt.

„Ich blätterte neulich in den hier oben ausgelegten Schicksalsbüchern unter dem Buchstaben T. Den Namen „Tormälen" fand ich nicht. Als ich Erkundungen einzog, erwiderte man mir kurz, Sie seien auf der linken Seite der Böcke ausgelegt. Ich wurde sehr stutzig! Aber ich empfing die Erlaubnis, seiner Zeit einige Stunden Urlaub zu nehmen, um mich mit Ihnen dort zu konfrontieren und Ihnen diejenige Satisfaktion zu geben, welche Sie so dringend von mir erheischen und ich „unter allen Umständen" zu geben gewillt bin.

„Also auf baldiges Sehen.

Ergebenst
von Griebenow."

Nachschrift.

„Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mein Kompliment zu vermelden. Es wird sie interessieren, daß man hier oben keine Krinolinen und Schleppen trägt. Alles glatt in Weiß!

„Neulich begegnete ich den beiden Nähmamsells Mielchen. Sie gelangten vermöge ihrer sanften Seelen auf die rechte Himmelsseite.

„Da die Himmlischen Kleider geliefert werden und es hier droben keine Mode giebt, führen sie ein recht einsames und unbeschäftigtes Dasein.

„Als ich Ihrer Frau Gemahlin Erwähnung that, ballten sie wuterregt die mageren Händchen: ‚Sie, sie hat uns tot geärgert!' riefen sie in einem Atem.

„Ich ließ sie nicht ausreden, sondern sprach nur die Erwartung aus, Sie Beide bald hier zu sehen.

„Also nochmals auf baldiges Begegnen!

Ergebenst
von Griebenow."

Drei Monate nach den vorerwähnten Ereignissen erschien in dem Tagesblatte des Städtchens, welchem Herr von Tormälen so treulos den Rücken gewandt, eine weitläufige, mit tiefem schwarzen Rand umgebene Annonce und die Einwohner lasen die nachstehende Anzeige:

„Heute entschlief nach längerem andauernden Leiden infolge eines Gallenfiebers mein teurer Gatte, der Königliche Kammerjunker

Axel von Tormälen.

Um stilles Beileid bittet

Die tieftrauernde Wittwe
Treulinde von Tormälen,
geborene Rülphahn.

Monaco den 11. Februar 18..

So war der Verstorbene denn endlich Griebenows wiederholtem Drängen zu einem Waffengange gefolgt.



Aus meinem Leben.

Allotria von Adolf Schafheitlin.

(Rom.)

Brasilien — das Land der Palmen, der Tropensonne und des Meeres, das ist mein Geburtsland.

„Das ist Dein erstes Pech!" sagt Freund Max, der eben an der Staffelei ein Nachtbild untermalt. „In dem schönsten Reiche kamst Du zur Welt, dem Reiche der Palmenlandschaften, der süßen Südfrüchte, der Diamanten — was weißt Du davon?"

Er hat recht! Im goldnen Eldorado kam ich zur Welt, und kam wieder hinaus, ehe ich noch überhaupt Etwas wußte. Mit zwei Jahren nahmen mich meine Eltern mit auf das blaue Meer, und wir segelten hinaus aus dem Reiche der Palmen, der süßen Südfrüchte und der Diamanten zu dem Lande des kühlen Schnees, des schwarzen Brodes und der Schulbank — Europa.

„Hättest Du nur wenigstens den Schatten einer Erinnerung von all der südlichen Herrlichkeit," meint Max, „da ließe sich doch ein Bild malen von einem gediegneren Hintergrunde, als diese europäischen Bilder, bei denen Vergangenheit, Gegenwart und besonders die Zukunft nebelhaft ist!"

„Und ich wollte die Indianer und all die interessanten Typen schnell in Gyps konterfeien," meint seine wackere Frau Luise.

Piano, piano! meine Lieben! ruf ich. Etwas hab' ich doch mitgebracht, und was für Euch! — Es existiert noch ein Aquarellbild aus jener

Zeit. Da schwimme ich als kleiner, weißer Tropfen auf dem Busen einer großen, schwarzen Amme. Ja, Frau Luise, ich habe Mohrenmilch getrunken! Es soll reizend ausgesehen haben, wenn mich die schwarze Pepita auf die Promenade trug. Da war die Negerin behängt mit dem kostbarsten Schmuck ihrer Gebieterin — (denn darin setzen die Sennoras ihren höchsten Stolz!) — Und ich blickte strahlend in die Welt; ich wußte es ja wohl, daß mich die schönste Mohrin auf Händen trug. Ach, meine schwarze Pepita, wie sich die Zeiten ändern! Dein kleiner „Jojo“ ward groß, und hat es auch versucht, manche weiße Schwester auf Händen zu tragen — Schwarze Pepita, Du verstandest das besser!

Frau Luise: „Sind Sie denn nicht seekrank geworden auf der langen Segelfahrt?“

Ich: Gott bewahre! Ich bin auf dem Schiffe herum gelaufen um die Wette mit den Matrosen. Aber hören Sie: als wir im Hafen zu Hamburg ankamen, nahm mich der Kapitän — (der alte Fuchs!) — auf den Arm und fuhr mit meinen Eltern zum Hotel. Dort stellte er mich auf den Boden und — ich konnte nicht stehen, auf dem festen Boden konnte ich nicht stehen! — Ich muß es aber bald gelernt haben. Denn als ich darauf in der Hedwigskirche zu Berlin von meinem alten Onkel Pfarrer sollte getauft werden, da — war der Täufling nirgends zu finden. Man sucht und sucht, endlich hört man in der Sakristei ein höllisches Geläute. Da kam der Knirps mit der großen Meßnerglocke in der Hand freudestrahlend daher gesprungen. Sie sehen, was für Talente ich schon früh hatte!

„Nun“, meint Frau Luise, „späterhin haben Sie den Leuten auch manchen Schrecken eingejagt, wie mir Max erzählte.“

Ich: Richtig! Max weiß das. Als wir Kollegen waren auf dem Werderschen Gymnasium zu Berlin. Der gute, alte Direktor Bonnell wollte manchmal erstarren, wenn er aus seiner Schulwohnung trat und seine Zöglinge in erbittertem Kampfe mit den Schülern des französischen Kollége erblickte. Weißt Du noch, Max? — Das ist nun lange her. Und doch, in dem großen Kriegsjahre hat man mich nicht unter den Tornister stecken wollen, obgleich ich wahrlich manche Probe meines Kampfmutes gegeben. — Wenn mich aber Göttin Bellona verschmähte, so empfing mich dafür mit vielversprechendem Lächeln ihre Schwester, Dame Busineß. Ja, ich kann Euch sagen, ein neuer Horizont ging mir auf, als ich die ganze Größe und unwiderstehliche Macht der kleinen, klingenden Münze erkannte, dieser ehernen Achse, um die sich die ganze, große Welt dreht. Gelehrig war ich freilich nicht sehr, und von Dame Busineß habe ich nichts geerntet, als manchmal ein stummes Achselzucken oder ein vielsagendes Deuten ihres

Fingers auf meine Stirn. Ich kalkulierte, meine Ungelehrigkeit läge vielleicht an dem Klima, und daß mir ihre Weisheitslehren in einer andern Sprache verständlicher klingen würden. So ging ich nach Brüssel. Aber o weh! Ich denke noch meiner Verlegenheit, in die ich in einem „Magasin de Modes“ kam, als mich eine reizende, kleine Vlamänderin fragte — (es war gerade die Einzugszeit der — ich muß das Kind doch beim Namen nennen — „tournure“!) — als sie fragte: wie man denn das Ding anzöge? — In welche Lagen bringt uns der Kampf um den schnöden Dollar! Verse im Herzen recitieren und „tournuren“ verkaufen — Heiliger Cervantes! Du hast ja selbst die Galeere gerudert: hilf mir Armen über diesen Zwiespalt der Natur! Aber die kleine Vlämin hatte ein Paar Augen — die trösteten über alles Mißgeschick, denn sie ließen mir gar keine Zeit zum Philosophieren. Ja, so blicken Götter auf die armen Sterblichen, und erschauen unter der groben Lederschürze und der Mistgabel den edlen Dulder in diesem großen Augiasstall!

„Ja,“ seufzt Max, emsig malend, „und schließlich bleibt ja immer die Himmelfahrt!“

Frau Luise führt schweigend das Taschentuch an die Augen.

Inzwischen ist es Nacht geworden — auf Maxens Leinewand.

Es klopft.

„Avanti!“ ruf ich. Ein tritt der Briefträger und buchstabiert: „Signore Adolfo Ska . . . Skalp . . . Skalb . . . —“

Ich: Für mich! Geben Sie! (Briefträger verschwindet.) Diese Italiener können doch nie moderne Namen aussprechen!

Frau Luise: „Was enthält denn das Packet? Ein Buch?“

Ich (lesend): Epigramme von M. G. Im Selbstverlage des Verfassers.

Frau Luise: „Im Selbstverlage? Er scheint viel Absatz zu haben im Deutschen Reiche?“

Ich: Was wollen Sie: er ist ein deutscher Poet!

Frau Luise: „Doch lesen Sie, lesen Sie nur ruhig, das stört Maxen nicht in seiner Nacht!“

Ich (lesend): „O Sokrates, bei deinem“ . . . Uff! Es ist mir was ins Auge geflogen. Max, lies Du!

Max (lesend):

„O Sokrates, bei deinem Leben,
Was wird das für Gewitter geben!
Welch ein Skandal und Völkerschlacht!
Hört, was sie für Gesichter macht!“

„Hm! Dolf, kommen wir zu Deinem Leben!“

Frau Luise: „Es ist vielleicht ein Druckfehler?“

Ich: Das mag wohl sein! — Und wer hat darunter zu leiden? Wir! Man mag es den Leuten noch so oft einschärfen, vorsichtig zu sein beim Drucken. Es hilft nichts. Und so gehen wir mit fehlenden Silben, verkehrten Gliedern, ja unsinnigen Gedanken in die Welt. Und an all diesem sind Schuld, die uns in die Welt setzen!

Frau Luise: „Doch wie können wir das ändern?“

Ich: Was ist leichter gesagt, als gethan.

Frau Luise: „Man muß darüber nachdenken.“

Max: „Da kommen wir nie zum Leben! — Lies doch endlich!“

Ich: Ja, wo war ich doch stehen geblieben?

Frau Luise: „Bei Ihren melancholischen Thaten in Belgien.“

Ich: O, es kamen noch viel bessere nach, in Paris, London und Leipzig. Besonders die letzte Stadt wird mir ewig denkwürdig bleiben, weil ich in ihr Dame Busineß, deren ich schon lange überdrüssig geworden — sitzen ließ. Es war um die Ostermesse, da sah ich sie mit einigen Rittern im langen Rock aus Polen liebäugeln — weg war ich!

Frau Luise: „Max läßt den Mond aufgehen, sehen Sie! Er hält Schritt mit Ihrem Leben.“

Max: „Es klopft wieder — Favorisca!“

Cecco, der einäugige Cicerone, der Max immer die Modelle besorgt, meldet, daß eine kleine Römerin draußen sei, die absolut Max sprechen wolle. Max sagt, er brauche keine Modelle. Cecco erwidert, daß er sie durchaus nicht loswerden könne.

Max: „Ich will nichts von ihr wissen!“

Frau Luise: „Aber, Max, so höre doch das Mädchen an!“

Max (seufzend): „Wenn Du es willst, in Gottes Namen!“ Das Modell erscheint. Es ist eine kleine, dralle Trasteverinerin mit tiefdunkeln Augen und Haar, in der bunten ciocciara-Tracht.

Sie wäre ja von dem Herrn bestellt, meint sie — da wäre sie nun! Wir könnten wohl gleich beginnen?

Max sagt, er wisse von garnichts.

Modell: „Ach freilich! Ihr habt mich ja gestern Abend auf der Straße herbestellt!“

Max: „Ich? — Dieses Mädchen ist toll! Luise, sprich Du mit ihr!“

„Nein, Ihr wart es!“ ruft das Modell, sich plötzlich dicht vor mich hinstellend.

Ich, verwirrt über diesen plötzlichen Angriff, lasse mein Leben auf die Erde fallen. Die ciocciara hebt es schnell auf und reicht es mir graziös zurück. Ich stottere mit hochroten Wangen, daß ich ja gar nicht genug Italienisch verstünde, um so etwas zu sagen oder zu wagen. Auch sei ich kein Maler.

Modell: „Was thut das? So seid Ihr Skultore. Denn Eines von den Beiden sind die Inglesi alle! Und der Signore ist ja Maler! (wieder auf Max zuspringend, der vor seiner Staffelei sitzt). Wenn Ihr mich auch nicht herbestellt habt, das schadet nichts; Ihr könnt mich doch gebrauchen!"

Max schüttelt den Kopf.

Modell: „Warum nicht? Vielleicht doch. Und Ihr könnt mich ja immer einmal ansehen. Das wird Euch doch nichts schaden!" (sich aufnestelnd).

Max (abwehrend): „Grazie! grazie!"

Modell: „E pazzo!" . . . (verschwindet).

Frau Luise: „Diese Mädchen! Ist man wohl je vor ihnen sicher?"

Max: „Dolf, Dein Leben kommt ja nie zu Ende, wenn das so weiter geht!"

Ich: O, bitte —!

Frau Luise: „Ja, lesen Sie!"

Ich: Was soll ich lesen? Ist es nicht besser, zu leben und zu **er**leben?

Frau Luise: „Und all Ihre Poesien?"

Ich (auf das Bild deutend): Sehen Sie, wie schön der Mond da steht über den Tempelruinen von Girgenti, dort wo wir uns nach langen Jahren zuerst wiederfanden! Das Meer schimmert in der Ferne, und ringsum Säulen, Trümmer, Tempel, die Zeugen erhabner Geschichte; Alles in tiefem Schweigen. Sollen wir prahlen mit unsern Historien? —

Komm, Max! laß die Trümmer ruhen — Frau Luise, werfen Sie den Skalpel hin! Die Nachtluft weht so kühl — bei Porta Pia fließt ein frischer Quell „Marino". Dort stoßen wir an auf Kunst und Poesie und wollen fröhlich das weise Wort besiegeln:

„Gedenke zu leben!"



Unser Dichteralbum.

Lazzaronesken

von Adolf Schafheitlin.*)

Don Nikól.

I.

So sprach zwischen Äpfeln und Birnen,
Zwischen Körben, Pomeranzen voll,
Neapels alter Rhapsode,
Der brave Don Nikol;

„Gestorben und begraben
Ist längst die Poesie!
Mit eurer zu stolzieren,
Ist Alles verlorne Müh'!

„Ihr jungen Kerle schrumpftet
Zu Jammerzwergen ein.
Welch Piepsen, Girren, per Bacco!
In euern Reimerein!

„Welch Witzeln von süßen Sachen,
Verzückerte Seelenkost —
Hei wie die Schädel krachen
Im alten Ariost!"

So klang's. Noch seh' ich vor mir
Die Don Quijote-Gestalt,
Das bleiche Gesicht, die tiefen
Augen von dunkler Gewalt.

Zehn kleine, hungrige Mäuler
Erharrten von ihm Brod;
Doch wenn sie satt, dann schrieb er
Wohl bis ans Morgenrot.

Am Strand im Kreis der Fischer
Mit flatternd, weißem Gelock
Drauf steht er recitierend
Mittags und schwingt den Stock.

Da mäht er Türkenköpfe,
Zermalmt das Drachengeblüt,
Und freit die schöne Gefangne
Im tönenden Rolandslied.

Und Abends am Mercato
In bunter Buden Reihn
Verkauft er Leibes Labsal,
Früchte beim Fackelschein.

Dort sah ich just den Alten,
Wie stets auch polternd heut,
Mit einem Musenkollegen,
Einem Sohn vom Stamme Teut.

Der stand, den Stock an Lippen,
Als knackt' mit spöttelndem Zahn
Er taube Kritiker-Nüsse,
Und blinzelt den Alten an.

Der neue Eulenspiegel,
Kaum hat er mich erkannt,
Als stolpernd er drei Körbe
Pomeranzen umgerannt.

Er drückt mich in die Arme,
Stellt vor mich würdevoll
Bei seinen rollenden Äpfeln
Dem schimpfenden Don Nikol.

„Papa, ein deutscher Poeta" —
Wie da der Alte steht,
Vergessend Alles ringsum,
Ein jeder Zoll Poet!

Greift still dann in den Busen.
Das dort vor Sturm und Wind
Geruht, graziös erscheinet
Sein jüngstes Musenkind.

Mit Liliput-Hieroglyphen
Auf fett'gem Pergament
So mühsam hingekritzelt,
Als wär's sein Testament:

*) Wir entnehmen die folgenden drei Gedichte dem prächtigen Büchlein, das Adolf Schafheitlin unter dem Titel „Lazzaronesken. Neapolitaner Bilderbuch" soeben bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinen ließ.

Ein Heldengedicht in Stanzen!
„Jetzt gebet einmal Acht,
Wie unter 'nem alten Ritter
Pegasus Sprünge macht!

„Es sind so fünfzig Canti
Von hundert oder mehr
Oktaven — Sitzt derweilen
Nur auf den Korb daher!"

Und blaue Brillengläser
Schob er sich auf die Nas',
Indes beim Schein der Kerzen
Er las und las und las.

Und las, als sollten hören
Wir bis zum jüngsten Tag
Von „Helden lobebären"
Unendliche Not und Plag'!

II.

Ein kühlrer Nachthauch wehte
Entlang den öden Platz;
Doch ungeschwächt erklirrte
Die eiserne Versehatz.

Die Zaubrer und Mohrenköpfe,
Die sanken rechts und links —
Und um ein Haar die Töpfe
Voll Makkaroni rings!

Es kauerten Bettelbuben
Frierend herum und wach;
Die lockt ja nicht ein warmes,
Elterliches Gemach.

Die Stuben und die Eltern,
Die haben sie nie gekannt;
Sie drücken die müden Köpfchen
Zur Ruh' in den Straßensand.

Und zu den Speiseherden
Auf offnem Gassendamm
Wie tragen sie Myrtenreiser
Und Lorbeer in die Flamm'.

Das knistert und das prasselt!
Wie loht der Lorbeer hell!
Da reißt Freund Eulenspiegel
Einen Zweig vom Feuer schnell.

„Maestro!" ruft er dem endlos
Reimenden Don Nikol,
„Poeta! nehmt der Poeten
Verdienten Dankeszoll!"

Und um die Stirn ihm schlingt er
Die knisternde Lorbeerkron'.
Es stirbt dem Volkspoeten
Auf Lippen jeder Ton. —

Und durch das große Dunkel
Erglomm, wie weltentraubt,
Mit lieblichem Gefunkel
Das greise Dichterhaupt!

Pepinell und Mariutsch.

Der Schwefelhölzchen kleiner Händler
War Pepinell, den Alle sahn
Begleitet stets von einem kleinen,
Krausköpfigen, trällernden Cumpan.

Ob dies ein Bübchen, ob es ein Mädel,
Erraten hättest Du's sicher nicht.
Ein alter Mannsrock hüllte vom Beinchen
Den kleinen Kerl bis zum Gesicht.

Sie handelten Beide mit gleicher Ware,
Und dennoch zankten sich Beide nie.
Mir löste ein Doppelrätsel das Kerlchen,
Das rief: „Signore, ich heiße Marie!"

Kurzhaarig, kraus, gebräunt und fröhlich —
Am Kirchenthor sah ich sie heute stehn.
Sie plapperten vor zwei Steinfiguren,
Adam und Eva, die dort zu sehn.

Die Kleine lehrte: „Das ist Großvater
Und -Mutter, so sprach Jesumina heut;
Doch auch die von Dir und allen Menschen!"
„„Ach?"" rief das Bürschchen erstaunt und erfreut.

„„Doch wer ist Großvater von den Beiden?""
Die Kleine stutzte . . . dann rief sie geschwind:
„Ja, Pepinell, das kann man nicht wissen,
Dieweil sie nicht angezogen sind!"

Neapolitanisches Liebeslied.

Ihr schwarzen Augen, ihr krausen Locken,
Wer kann euch schaun ohn' Herzensstocken?
Ihr blassen Wangen, du roter Mund —
Ihr machet uns elend, ihr macht gesund!

Und ach! wer hörte der Stimme Tönen
Und bliebe gebannt nicht von süßem Sehnen?
So süß und heimlich ist, was sie spricht —
Wer löst mir das Rätsel? Ich find' es nicht!

O bleib', o weile! Sonst muß ich sterben,
Wie ohne Licht sich Blumen entfärben!
Die Locken streiche, wie Wolken, vom Blick —
O schwarze Sonne! mein strahlendes Glück!

Vom Dorfe.

Unter der blühenden Birne
Lag beim Burschen die Dirne,
Hat unter Thränen gelacht.

Aber die Blüten verflogen
Und die Dirn' war betrogen,
Als im Herbst schwoll die Frucht.

Wieder blühte die Birne.
An der Wiege die Dirne
Hat geweint und gelacht.

Mittag im Winter.

Es webt ein blöder Dämmerschimmer
Um Mittag noch wie Rauch daher,
Ganz dunkel ist's im Wirtshauszimmer,
Es gähnt das Hirn gedankenleer.

Die Menschenbrut schleicht gar verdrossen
Und frostig um den Markt herum,
Es ächzt, geschleppt von matten Rossen
Ein Schlitten, selbst der Hund ist stumm.

O bring' mir Wein, schwarzbraune Kleine,
Und setz Dich zu mir, eng und heiß,
Mir ist, ich läg im Totenschreine,
Als fröre all mein Blut zu Eis.

Greiz. Gottfried Doehler (Fritz Hölder.)

Nach dem Maskenballe.

Fünf Treppen hoch, dicht unterm Dach
Sank sie erschöpft zusammen,
Der Brust entfloh ein stöhnend Ach,
Doch aus den großen Augen brach
Ein unstät flackernd Flammen.

Schweratmend steckte sie in Brand
Ein letztes Stückchen Kerze,
Zog aus den Staat und Maskentand,
Das Flitterzeug mit buntem Band —
Dann schrie sie auf vor Schmerze:

„O Mutter, Mutter! Fluch auf Dich!
Du hast mir dieses Leben
Gezeigt, und nun die Jugend wich,
Der Glieder holder Reiz verblich,
Wer soll mir Nahrung geben?

Hab einmal noch mich aufgemacht,
Der Lust mich feil geboten:
Es hat mir Schimpf und Hohn gebracht
Und schnöde hat man mich verlacht —
O Fluch, noch selbst der Toten.

Hal denk' ich dran, wie schamlos Du
Mich einst in Schmach gestoßen —
Er kam — er ließ mir keine Ruh —
Du gingst — ich wollte nach, doch zu
War schon die Thür geschlossen.

Ich fiel. Du hast das Geld der Lust
Gewaltsam mir genommen,
Und als Du sterben dann gemußt,
War mir — ich hatt' es längst gewußt —
Kein Heller überkommen.

Rasch ging's bergab. Der Sünde Kot
Ward mir zum Elemente —
Doch dann — dann kam die bittre Not
Und hungernd mühen sich um Brot
Die welken, matten Hände.

Und Du bist schuld! Dir soll im Grab
Mein Fluch nicht Ruhe lassen!
Kein Laut der Klage dringt hinab
Zu Dir, die mir das Leben gab,
Kann Dich nur hassen, hassen!"

Dumpf schlug sie hin. Am andern Tag:
Ein Arzt, Herrn vom Gerichte;
Man konstatiert: dem Lungenschlag
Und einem Blutsturz sie erlag. —
Die Not! — Bekannte Geschichte.



Karlsruhe. Wilhelm Platz.



Die vernagelte Litteratur.

Von Conrad Alberti.

(Berlin.)

Wir haben eine Schlacht verloren, aber wir sind nicht besiegt. Wir sind glorreich einer Macht unterlegen, gegen die es einen Widerstand nicht giebt: der Überzeugung des Gerichtshofes.

Das Urteil in dem bekannten „Realistenprozeß" ist mittlerweile durch alle Zeitungen gegangen, und die Leser kennen es schon: die I. Strafkammer des Landgerichts zu Leipzig, unter Vorsitz des Herrn Oberjustizrat Vollert hat unsern Verleger Wilhelm Friedrich aus formellen Gründen freigesprochen, Walloth zu 150, mich zu 300 Mk. Geldstrafe verurteilt, die Romane „Dämon des Neids" und die „Alten und die Jungen" für unzüchtige Schriften im Sinne des § 184 des Reichsstrafgesetzbuchs erklärt und ihre Vernichtung ausgesprochen. Einem gleichen Schicksal verfiel unseres verstorbenen Conradis „Adam Mensch", das außerdem noch für ein gotteslästerliches Werk erklärt wurde.

Die mildere Bestrafung Walloths erfolgte mit Rücksicht auf seine krankhafte Nervosität — die sich infolge der Anklage bis zum höchsten Grade gesteigert hatte.

Der Staatsanwalt hatte gegen Friedrich eine Geldstrafe, gegen mich Gefängnis beantragt.

* * *

Es steht mir nicht zu, das Urteil des Gerichtshofes zu kritisieren, noch mich über den Gang und die Leitung des Prozesses zu äußern. Man weiß, wie derartige Urteile in Deutschland aufgefaßt werden, und der Herr Vorsitzende hat gezeigt, daß er in unserem Falle die volle Strenge des Gesetzes aufrecht erhalten wolle. Als ich in meiner Verteidigungsrede die Überzeugung aussprach, daß der Herr Staatsanwalt den Ovid nicht verstehe (in Anlehnung an Lessings bekanntes Wort), wurde ich in eine Ordnungsstrafe von 40 Mark genommen „weil ich dem Herrn Staatsanwalt Unbildung vorgeworfen". Es wurde mir untersagt, analoge Stellen zu den in meinem Roman incriminierten, aus Plato, Schiller und Goethe zu verlesen, ich mußte mich mit einem Hinweis auf sie begnügen. Ich beabsichtige nicht, dem Herrn Staatsanwalt Gelegenheit zu einem neuen Prozesse gegen mich zu geben, wir werden uns ohnedies noch einmal sprechen, denn die Revision gegen das Urteil ist bereits eingelegt, und ich zweifle nicht an der Wiederaufnahme der Verhandlung.

Also keine Kritik an dieser Stelle — nur den Ausdruck meiner Genugthuung! Die Ergebnisse dieses Prozesses sind gleich erfreulich für die Schriftsteller wie für den Herrn Staatsanwalt.

Die deutschen Schriftsteller wissen nunmehr, wie weit sie bei dem gegenwärtigen Kulturzustande Deutschlands in der Entfaltung ihres künstlerischen Temperaments, in der Verwendung der von allen Klassikern anstandslos gebrauchten künstlerischen Ausdrucksmittel gehen dürfen, ohne zu Verbrechern zu werden. Der Herr Staatsanwalt Nagel aber wird, wenn er noch einige solcher Prozesse führt, bald die Befähigung zur Bekleidung einer ordentlichen Professur der deutschen Litteraturgeschichte erlangen. Er wußte auf Walloths Befragen nicht, wer Hebbel ist: heute weiß er das schon. Auch den Raskolnikow kannte er noch nicht, er wußte nur, das sei was russisches. Heute kennt er ihn.

Den Ovid aber kennt er — das weiß ich nun ganz genau. Er wird daher wohl auch wissen, wo der Vers steht:

„Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis."

Um keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen — der Barbar bin ich, ist Walloth.

Die Leser werden sich das richtigste Bild von dem Ganzen aus dem stenographischen Berichte machen, der hier folgt. Statt jedes Räsonnements verweise ich einfach auf ihn.

Ich zürne den Richtern nicht wegen ihres Spruches — im Gegenteil, ich bewundere sie. Sie haben Großes geleistet in der Zeit vom 23. bis 26. Juni. Am Montag den 23. konstatierte der Herr Vorsitzende, daß der größere Teil des Gerichts die 3 Romane noch nicht kenne, am 25. erkrankte einer der Richter und ein anderer trat für ihn ein. Am 26. Juni konnte der Herr Vorsitzende konstatieren, daß alle Richter alle drei Romane gelesen hatten. Vier dicke Bände in zwei Tagen — ja sogar in zwölf Stunden durchzulesen, und mit jener Gründlichkeit, welche die historische Eigentümlichkeit deutscher Beamten ist; das bezeichnet eine Leistung, eine Selbstaufopferung, derer selbst der fixeste berufsmäßige Zeitungskritiker nicht fähig wäre. Noch einmal — meine aufrichtige Hochachtung!

Ohne jeden Zweifel haben die Richter sich nur von ihrer besten Überzeugung leiten lassen. Sie halten die drei Romane für unsittlich. Sie haben sich lediglich von ihrer juristischen Überzeugung leiten lassen — und sie thaten Recht daran. Sie haben keine Rücksicht genommen auf die Klassiker — nicht auf die Urteile unserer größten litterarischen Kapazitäten, ja nicht einmal auf die erlauchter Persönlichkeiten. So stehen zwei Thatsachen aktenmäßig fest:

1) der Herzog von Koburg hat den „Dämon des Neids" ohne Bedenken gelesen und in seiner Bibliothek aufgestellt;
2) das Landgericht Leipzig hat den „Dämon des Neids" für ein unzüchtiges Buch erklärt.

Ich wage nicht aus diesen beiden Prämissen die logischen Folgerungen zu ziehen, deren geringste eine schwere Beleidigung eines deutschen Bundesfürsten wäre.

* * *

Nein, auch als Schriftsteller bedaure ich nicht den Prozeß, noch das Urteil. Ich zweifle nicht an seiner Gerechtigkeit — aber der hohe Gerichtshof verzeihe es mir: in meinem litterarischen Wirken werde ich mich dadurch in keiner Weise stören lassen. Ich werde fortfahren zu schreiben, wie ich muß, wie es mir der Geist gebietet, und wenn es Staatsanwälte vom Himmel regnete. Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Und wäre, als ich die „Alten und die Jungen" schrieb, die Muse selbst in eigener Person zu mir herabgestiegen und hätte mir alle Folgen vorausgesagt, Anklage, Strafe, Einziehung — ich hätte doch das Buch wörtlich so geschrieben, wie es da steht. Ich verdiente nicht den Ehrennamen eines Schriftstellers, wenn ich anders dächte. Von Walloth erhoffe ich ein Gleiches. Mein toter Freund Conradi wenigstens hätte ebenso gedacht, das will ich beschwören. Lieber im Gefängnis schmachten als sich selbst verstümmeln!

Mein Buch mag strafbar sein. Es wird durch das Urteil vernichtet. Aber es wird dadurch nicht schlechter, als es ist. Und ich selbst — bin ich seit dem 27. Juni ein schlechterer Schriftsteller als ich bis dahin war? Ich überlasse die Antwort der Litteraturgeschichte.

Noch nie ist eine große geistige Bewegung — und eine solche ist der Realismus, schon durch seine kosmische Ausdehnung — getötet worden durch gerichtliche Urteile wider ihre Vorkämpfer. Diese Urteile, wie gerecht sie auch immer seien, beweisen nur eines: daß das Gesetz, auf Grund dessen sie gefällt wurden, der Verbesserung bedürftig ist. Ich fürchte daher auch nicht für den Realismus.

* * *

Das Wort von der vernagelten Weltlitteratur, daß ich dem Herrn Staatsanwalt Nagel in meiner Verteidigungsrede zurief, ist sofort in Leipzig populär geworden — ein Beweis, daß ich damit ins Schwarze getroffen habe. In der That, ich behaupte noch heute: wenn ich strafbar bin — und das Gericht bejaht dies — so muß die halbe klassische Litteratur aller Zeiten und Länder konfisciert werden. Ich habe bereits bei der Kgl. Staatsanwaltschaft zu Leipzig eine Denunziation eingereicht gegen die Ausgaben des

Platoschen Gastmahls, des Petronschen Gastmahls des Trimalchio und Schillers Räuber (Originaltext) in der Reclamschen Universalbibliothek, und werde von dem Ergebnis dieser Denunziation die Leser später unterrichten. Wenn ein Gesetz den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr entspricht, muß man seine logische Wirkung bis in die äußerste Konsequenz steigern, so daß es unerträglich wird und die empörte Logik selbst seine entsprechende Verbesserung bewirkt.

* * *

Nein, ich bedaure das Urteil weder in litterarischer noch in persönlicher Hinsicht! Ich bedaure es höchstens als Patriot. Denn ich sehe voraus, wie die Franzosen, die Skandinavier, die Italiener, im Besitz ihrer freien Anschauungen vom Wesen der Kunst, ihrer liberalen Gesetze diese willkommene Gelegenheit ergreifen werden, über unser Vaterland, seine mangelhaften Gesetze, seine allzuph—ilosophische Sittenstrenge, seine uns so oft vorgeworfene angebliche Barbarei herzufallen. Ich höre ihre frivolen Witzeleien, ich sehe die großen französischen Blätter sich mit gallischer Aufgeblasenheit in die Brust werfen und auf ähnliche Prozesse in Paris hinweisen, die stets mit Freisprechungen endeten, ich höre sie ihre bekannten dreisten Tiraden wiederholen von dem „Frankreich, das trotz allem noch immer an der Spitze der Zivilisation marschiert". Und ich weiß, wie begierig man in der ganzen Welt solche Deutschlands Kultur herabsetzenden Äußerungen aufgreift und ausbeutet. Dieser Prozeß könnte gar zu leicht Deutschlands Ruhm schaden — und dies allein setzt mich in Unruhe, denn ich liebe mein Vaterland, wie man eine Mutter liebt, auch wenn sie uns in weiblicher Nervosität übel behandelt, ohne daß wir uns einer Schuld gegen sie bewußt sind. Mögen meine Ahnungen nicht eintreffen, möge die öffentliche Beurteilung dieses Prozesses auch im deutschfeindlichen Auslande eine würdige sein! Möge man nicht in tendenziöser Weise das Urteil eines Gerichtshofes ausbeuten, vor dem ich mich beuge, weil es auf zwei Grundlagen ruht, die ich zu jeder Zeit verehre — dem geltenden Gesetz und der individuellen Überzeugung; verehre, auch wenn ich sie beide für verbesserungsbedürftig halte, auch wenn sie sich gegen mich kehren!

Dies ist mein einziger und letzter Gedanke, den der Prozeß in mir wachgerufen hat!

Der nun folgende, nach dem Stenogramm gefertigte Bericht über die Prozeßverhandlung ist als Separatbroschüre bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen und durch jede Buchhandlung zum Preise von 1 Mk. zu beziehen.



Der Realismus vor Gericht.

Vorgeschichte des Prozesses.

Wilhelm Walloths moderner Künstlerroman „Der Dämon des Neids" erschien im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig im Januar 1889, in gleicher Weise wie alle andern Werke dieses Schriftstellers. Ebenso wurde von der Verlagshandlung Hermann Conradis psychologischer Roman „Adam Mensch" im April 1889 ausgegeben. Das letztere Buch hatte bei seinem Erscheinen bereits eine Geschichte hinter sich. Als Herr Conradi Herrn Friedrich das Manuskript anbot, wurde letzterer darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Romane eine Herrn F. bekannte Persönlichkeit als Modell benützt sei und daß sich heftige Angriffe gegen deutsche Regierungen in beleidigender Form darin befänden. F. beschloß daher, das Manuskript nicht zu drucken, und ließ es als Faustpfand für einen Conradi gegebenen Vorschuß bei sich im Geschäft liegen. Conradi, der mittlerweile in Lockwitz und München Aufenthalt genommen, arbeitete daher den ganzen Roman völlig um, versicherte F. auf Ehrenwort, daß alles Anstößige nun beseitigt sei, und daraufhin druckte F. sofort den Roman.

Bald nach Erscheinen liefen zwei Denunziationen gegen beide Bücher aus, welche dieselben der Unsittlichkeit und im besondern „Adam Mensch" noch außerdem der Gotteslästerung beschuldigten.

Der K. Staatsanwalt Nagel in Leipzig gab der Denunziation Folge und belegte am 19. Juli 1889 im Friedrichschen Geschäftslokale alle dort lagernden Vorräte beider Romane persönlich mit Beschlag.

Im September 1889 wurde von der Friedrichschen Verlagshandlung der zweibändige soziale Roman „Die Alten und die Jungen" von Conrad Alberti ausgegeben.

Auch gegen diesen Roman lief eine Denunziation auf Unsittlichkeit ein, der der Staatsanwalt gleichfalls Folge gab, indem er zwei Monate nach Erscheinen, am 2. November, das Verfahren eröffnete und gleichfalls die lagernden Vorräte beschlagnahmen ließ.

In der nunmehr eröffneten Voruntersuchung erklärten alle 4 Angeschuldigten gleichmäßig, daß Friedrich keine Kenntnis von dem Inhalt der Bücher gehabt habe, als er sie druckte. Die resp. Verfasser erklärten, daß sie die volle Vertretung für ihre Bücher übernähmen, die sie keineswegs für unsittlich hielten.

Die Staatsanwaltschaft schenkte der ersteren Erklärung keinen Glauben und auf ihre Veranlassung wurden am 22. Juli und 6. November 1889 die

Briefe der Autoren an den Verleger, die Kopiebücher des letzteren und andere Schriftstücke in Beschlag genommen. Ebenso fanden am 24. Juli 1889 bei Walloth und Conradi Haussuchungen statt. Auf erneuten Antrag der Staatsanwaltschaft fand am 4. Februar 1890 eine sehr eingehende Haussuchung in Friedrichs Geschäftslokal und Privatwohnung nach Albertischen Briefen statt, nachdem bereits am 30. Nov. 1889 die Voruntersuchung geschlossen war.

Walloth war inzwischen durch die Aufregungen des Verfahrens so nervös geworden, daß er sich selbst einer Heilanstalt übergeben mußte, Conradis schwache Gesundheit kam vollends ins Wanken, und am 8. März 1890 starb er in Würzburg.

Am 15. Februar 1890 stellte der K. Staatsanwalt Nagel den Antrag an die Strafkammer auf Eröffnung des Hauptverfahrens. Damit endet die Vorgeschichte des Prozesses und wir lassen nunmehr die Dokumente nach dem Stenogramm selbst reden.

Conrad Alberti.

An
Die Strafkammer I.
des Königlichen Landgerichtes
zu
Leipzig.

Nach den Ergebnissen der Voruntersuchung ist wider

1. den hiesigen Verlagsbuchhändler
   Max Wilhelm Karl Friedrich
   geboren am 5. November 1851 zu Anclam,
2. den Studenten der Philosophie und Staatswissenschaften
   Hermann Conradi in Würzburg,
   geboren am 12. Juni 1862 zu Jeßnitz,
3. den Schriftsteller
   Wilhelm Walloth in Darmstadt,
   geboren daselbst, 30 Jahre alt,
4. den Schriftsteller
   Konrad Sittenfeld in Berlin,
   geboren zu Breslau am 9. Juli 1862,

Folgendes beanzeigt:

I.

Am 1. April 1889 ist im Verlage von Friedrich, hier, ein von Conradi verfaßter und im Jahre 1888 Erstgenanntem zur Drucklegung und zum buchhändlerischen Vertriebe überwiesener Roman, betitelt

„Adam Mensch“

in einer Auflage von 1050 Exemplaren erschienen. Derselbe ist seither in 751 Exemplaren an Sortimentsbuchhandlungen zur Versendung bez. zum Verkaufe gelangt.

Der Inhalt des Romans fällt nach mehreren Richtungen unter das Strafgesetz.

1. Auf Seite 27 heißt es von Hedwig Irmer:

„Wird es ihr öfter nicht doch zu Sinn, als müßte sie aufspringen, einmal laut — laut aufschreien — aufschreien, wie Jesus, ehe er am Kreuze . . . . —!"

Der Ausdruck . . . . wird nur vom Tier, und auch da — im Gegensatze zu „verenden" — nur im wegwerfendsten Sinne gebraucht. Angewandt auf die Person Christi und dessen Opfertod, bringt das Wort in der Gleichstellung jener Verehrung und Heilighaltung erfordernden Persönlichkeit mit den niedrigsten Kreaturen der Schöpfung, Verachtung des Heiligen zum Ausdruck, enthält demnach obige Satzverbindung, eine in beschimpfenden Äußerungen erfolgte Lästerung Gottes.

Daß die Lästerung öffentlich erfolgt ist, und dadurch Ärgernis gegeben wird, bedarf keiner weiteren Darlegung.

2. Die Schilderungen auf Seite 167—175, 180, 198, 200 ff., 236 ff., 263 ff., 277, 293—299, 339, 425 verletzen das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich. Verführungsszenen, außerehelicher Geschlechtsverkehr, widernatürliche Befriedigungsakte, unzüchtige Hantierungen werden hier nicht nur nebenher, vielmehr mit erkennbarer Absichtlichkeit berührt, hervorgekehrt, geschildert, der Verfasser gefällt sich in ihrer Ausmalung oder — oft nicht minder kitzelnden — Andeutung. Sie stehen zum gesamten Umfange des Buches in einem derartigen Verhältnisse, drücken dem Buche, zumal im Zusammenhalt mit Schilderungen und Bemerkungen, wie sie Seite 128, 133 ff., 291, 304, 306, 309, 367, 394, 428 sich finden, eine derart charakteristische Signatur auf, daß es nicht bedenklich fallen kann, das Buch als „eine unzüchtige Schrift" zu bezeichnen.

Der Angeschuldigte Friedrich hat behauptet, daß er von dem Inhalte des Buches vor der Verbreitung keine Kenntnis gehabt, daß er von dem bestberufenen Schriftsteller, was dieser schreibe, in seinen Verlag nehme, ohne jedes einzelne Produkt zu prüfen, und daß er demgemäß auch das Manuskript zum vorliegenden Buche, ohne es gelesen zu haben, direkt in die Druckerei gesandt habe. Seite 2 der von ihm übergebenen gedruckten Erwiderung hat der Angeschuldigte sogar behauptet, daß das Manuskript noch an demselben Tage, wo es ihm von Conradi übergeben worden, in die Druckerei befördert worden.

Diese Behauptungen stehen aber nach dem beschlagnahmten Beweismateriale mit den Thatsachen in direktem Widerspruche.

Aus den Briefen vom 18./8., 25./8., 25./9., 12./10. 1888 im Umschlag XIX geht unzweideutig hervor, daß das Manuskript zu „Adam Mensch“ zunächst ein volles Jahr in Friedrichs Besitz sich befunden hat, ohne daß derselbe zu dessen Drucklegung sich hat entschließen können; daß er es geprüft und was er gefunden, schreibt er mit wünschenswertester Deutlichkeit im Briefe im Umschlage XIV an Conradi selbst:

> „Über die Gründe der Ablehnung des „Adam Mensch“ informierte Sie s. Z. ein eingeschriebener Brief, der die Gründe, die von rechtlicher Seite gegen die Veröffentlichung sprechen, enthielt und auf den ich Sie hiermit verweise. Von Garantien und Ehrenwort kann doch selbstverständlich, wie ich Ihnen, glaube ich, schon einmal schrieb, gar keine Rede sein, am allerwenigsten einem Manne gegenüber, der in harmlos kindlichster Weise Duellforderungen in die Welt hinausschreit und seine Sekundanten dann an die Luft setzen läßt. Was nun Ihr opus anbetrifft, das ich als „totes Kapital“ in meinem Schranke liegen lasse, so sollten Sie seelenvergnügt sein, daß ich es eben als „totes“ Kapital betrachte und es nicht in Kurs setze, indem ich es etwa dem Staatsanwalte zur Kenntnis unterbreite,“

und daß Friedrich auch, nachdem Conradi das Manuskript noch einmal überarbeitet hatte, dasselbe geprüft, und es erst nach weiterer Frist in die Druckerei geliefert hat, erhellt aus dem Briefe Conradis vom 6./12. 88 im Umschlag XIX:

> Haben Sie sich in pkto. des „A. M.“ definitiv entschlossen? Ich kann doch nicht von der Publikation dieses Werkes ablassen... Bedenken Sie auch, nun habe ich das Ding ganz durchgearbeitet und nun soll's wieder nichts sein ... die Einleitung also opfere ich! 2c. 2c.

Die von Friedrich zurückgewiesene Einleitung ist in demselben Umschlage ersichtlich; in derselben stand auch der Satz:

> „ganz abgesehen von der Darstellung des ‚intimsten‘ — ja wohl! intimsten — Stimmungslebens 2c. 2c.“

Das Manuskript ist dann erst am 12./12. 88 in die Druckerei befördert worden mittels der urschriftlichen Mitteilung in Umschlag X. Diese urkundlichen Unterlagen lassen den Schluß gerechtfertigt erscheinen, daß Friedrich vor der endlichen Drucklegung des „Adam Mensch“ dessen Inhalt genau gekannt hat, um so mehr, als auch die in Umschlag XIX enthaltene Manuskript-

probe eine recht gute Handschrift aufweist und nicht minder Conradi in seinem Briefe v. 16./2. 89 in Umschlag XIX die Deutlichkeit des Manuskripts hervorhebt.

II.

Am 22. Januar 1889 ist in Friedrichs Verlag erschienen:

„Der Dämon des Neides, Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Walloth."

Seitens des Buchbinders sind 1012 Exempl. des Buches an Friedrich abgeliefert worden, versandt hat Friedrich seither aber bereits 1030 Exemplare an die Sortimenter, außerdem sind Rezensionsexemplare abgegeben worden.

Das Manuskript des Romans ist vom Angeschuldigten Walloth mittels des in Umschlag XVII ersichtlichen Anschreibens — nicht datiert — aber nach den übrigen Karten und Briefen daselbst offenbar Anfangs November 1888 an Friedrich zu dem Zwecke übersandt worden, den Roman drucken zu lassen und selbigen dann im Wege des Buchhandels zu vertreiben.

Dieser Roman enthält auf Seite 14 ff., 20, 38, 42—44, 61, 62, 63, 67, 133—142, 198, 201 ff., 206, 207—209, 255, 259 ff., 261—263, 268, 391, 456—59, 460 ff., 464 ff., 474 ff. Stellen, deren Inhalt das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich verletzt. Daß das Geschlechtliche nicht bloß nebenher gestreift, sondern geflissentlich herbeigezogen wird, beweisen ferner Stellen wie Seite 12 ff., 38, 67, 112, 203, 250, 280, 284 ff., 286 ff. und das charakteristische Bild 473 innerhalb einer Selbstmordszene! —

„und starrte verschlafen auf die weißen, wie Weiberbusen schimmernden Hügel!"

Daß aber die inkriminierten Stellen keineswegs mit gleichsam „eiserner Naturnotwendigkeit" dem Künstlerinnern entflossen sind, daß sie sehr einfach auf den Erfolg berechnet waren und der Verfasser sich ihrer Qualität recht wohl bewußt gewesen, erhellt aus folgenden Stellen Wallothscher Korrespondenz.

Walloth schreibt an Friedrich im Briefe vom 10./11. 88 (Umschlag XVI):

„Wie geht's denn mit meinen Sachen? Kann ich in 1 Jahre durchdringen? Ich will den neuen historischen Roman mal so halten, daß ihn jedes Mädchen in die Hand nehmen darf. Meinen Sie, das sei gut? Oder zieht Realismus mehr? Amyntor meint, ich würde schneller durchdringen, wenn ich ganz anständig schreibe. Was meinen Sie? Der Dämon des Neides ist furchtbar realistisch, wollen sehen, wie das zieht. Preisen Sie den Dämon des Neides an als den einzigen deutschen Roman, der bis an die äußerste Grenze des Realismus streift."

Weiter in der Karte vom 16./12. 88 (ibid.):

„Sollte dieser Dämon doch vielleicht dem Raskolnikow zu ähnlich sein? Übrigens las ich eben erst den Raskolnikow zu Ende. Als ich den Dämon schrieb, kannte ich den Raskolnikow bloß bis etwa Seite 108, da hörte ich auf, weil mir die Geschichte zu brutal war.

Die Verteilung der oben bezeichneten Stellen über das ganze Buch, ihr Verhältnis zum Ganzen, die ersichtliche Tendenz ihrer Aufnahme lassen die Schrift als solche als „unzüchtig" erscheinen.

Die obenerwähnten Äußerungen Walloths sowie die Anfrage in der Karte vom 11./11. 88 (ibid.) legen nun zwar weiter auch den Schluß nahe, daß Friedrich vom Inhalte des Romans mindestens vor dessen Erscheinen Kenntnis sich verschafft hat, auch Walloth nimmt dies an, Bl. 25 act. Gegenüber dem bezüglichen Bestreiten Friedrichs aber fehlt es hier, da Antworten auf jene Anfragen nicht gefunden worden und der Zeitpunkt der Ablieferung des Manuskripts nicht näher festzustellen gewesen, vgl. Bl. 67^b act. und den Brief r. 12./11. in Umschlag XIII, an ausreichendem Beweise.

III.

Am 2. Sept. 1889 ist weiter im Friedrichschen Verlage erschienen der von Sittenfeld verfaßte Roman unter dem Titel:

„Die Alten und die Jungen. Sozialer Roman von Conrad Alberti."

Die Auflage hat 1000 Exemplare betragen, 751 Exempl. sind seither an die Sortimentsbuchhandlungen zur Versendung und bez. zum Verkaufe gelangt. Das Manuskript des Romans war Friedrich von Sittenfeld zum Zwecke der Drucklegung und Verbreitung auf buchhändlerischem Wege überwiesen worden.

An zahlreichen Stellen Seite 172—74, 181, 182, 183, 220, 248, 253—59, 264, 296—304 des 1. Bandes und Seite 151—59, 170—71, 226, 229, 235—37, 259, 260 des 2. Bandes, finden sich Schilderungen, Äußerungen, die das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Hinsicht gröblichst verletzen. Die ganze Darstellung atmet derartig Sinnlichkeit (zu vgl. auch S. 163, 228, 242, 244, 245, 284 des 1. Bandes u. S. 52, 104, 136, 140 des 2. Bandes), daß die Schrift als solche als unzüchtig zu bezeichnen ist. Daß auch bei Sittenfeld die pikanten Stellen nicht künstlerische Selbstzwecke haben, dürfte aus dem Briefe an Friedrich vom 14./7. 89 (Umschlag XI) überdem zur Genüge erhellen.

Auch hier ist jedoch durch die Voruntersuchung kein Beweis dafür er-

bracht, daß Friedrich vor der Verbreitung des Romans von dem wesentlichen Inhalte desselben Kenntnis gehabt hat.

Es werden demgemäß angeklagt:

Zu I.

Friedrich und Conradi gemeinschaftlich

1. dadurch, daß sie öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott gelästert und Ärgernis gegeben,

2. unzüchtige Schriften verkauft und sonst verbreitet zu haben.

Vergehen aus §§ 166, 184, 47 des Strafgesetzbuches.

Zu

II. Walloth

III. Sittenfeld

unzüchtige Schriften verkauft und sonst verbreitet zu haben.

Vergehen aus § 184 des Strafgesetzbuches.

Beweismittel:

Die anliegenden, 3 oben genannten Romane, die in den Anlagen und bei den Akten befindliche Korrespondenz, nebst sonstigen Schriftstücken, Buchdruckereibesitzer Schlieder in Leipzig-Reudnitz als Zeuge.

Beantragt wird

in Gemäßheit der Anklage das Hauptverfahren gegen Friedrich, Conradi, Walloth und Sittenfeld vor der Strafkammer des Königlichen Landgerichts zu eröffnen,

dagegen zu II. und III. Friedrich außer Verfolgung zu setzen.

Leipzig, am 15. Februar 1890.

Königl. Staatsanwaltschaft.

Beglaubigt den 25. Februar 1890.

Der Gerichtsschreiber
der Strafkammer I. des Königl. Landgerichts
Leipzig
Aktuar Geigenmüller.

Kollegial-Beschluß.

Der Verlagsbuchhändler Max Wilh. Carl Friedrich in Leipzig
der Schriftsteller Wilhelm Walloth in Darmstadt,
der Schriftsteller Conrad Sittenfeld (auch Conrad Alberti genannt) in Berlin, erscheinen hinreichend verdächtig,

1) Friedrich

vom April 1889 ab dem von dem inzwischen verstorbenen Schriftsteller Hermann Conradi verfaßten, in seinem, Friedrichs, Verlage in einer Auflage von 1050 Exemplaren erschienenen Roman „Adam Mensch“, eine Schrift, deren Inhalt das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich verletzt, mit Kenntnis von diesem Inhalte in mehr als 700 Exemplaren an die Sortimentsbuchhändler versendet und verkauft,

2) Walloth

und

3) Sittenfeld.

Ersterer das Manuskript des von ihm verfaßten Romans „Der Dämon des Neides, Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Walloth“, letzterer das Manuskript des von ihm verfaßten Romans „Die Alten und die Jungen. Sozialer Roman von Conrad Alberti“, Schriften, deren Inhalt ebenfalls das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Beziehung gröblich verletzt, dem unter 1 genannten Verlagsbuchhändler Friedrich zu dem Zwecke und in der Absicht übergeben oder übersendet, daß jener diese Romane durch den Druck vervielfältigen lassen und die gedruckten Exemplare im Wege des Buchhandels vertreiben solle, hierdurch aber, wie dies in ihrem Willen lag, bewirkt, daß durch Friedrich von Januar 1889 ab über 1000 gedruckte Exemplare des vorbezeichneten Wallothschen Romans, von Anfang September 1889 ab über 700 gedruckte Exemplare des Sittenfeldschen Romans an die Sortimentsbuchhändler versendet und verkauft worden sind,

sonach

sämtliche drei Angeschuldigte und zwar Friedrich gemeinschaftlich mit dem verstorbenen Conradi unzüchtige Schriften verkauft und sonst verbreitet zu haben.

Vergehen nach § 184 des R.-Strf.-G.-B. bez. Friedrichs verbunden mit § 47.

Auf Antrag der Kgl. Staatsanwaltschaft wird daher gegen Friedrich, Walloth und Sittenfeld das Hauptverfahren vor der Strafkammer I des Kgl. Landgerichts, hierselbst, eröffnet.

Dagegen erscheint nicht genügend beanzeigt,

daß der Angeschuldigte Friedrich sich durch Verkauf und Verbreitung des Romans „Adam Mensch“ auch des in § 166 des Strf.-G.-B. bezeichneten Vergehens schuldig gemacht hat, da in dem Romane nur an einer Stelle und in einem einzigen Satze (auf Seite 27) eine Äußerung, durch welche nach Annahme der Anklage Gott in beschimpfender Weise gelästert wird, enthalten ist, und in Betracht des beträchtlichen Umfanges des Romans die

Möglichkeit, daß dem Angeschuldigten Friedrich, Seiten dessen die Kenntnis der fraglichen Stelle beim Verkaufe des Romans bestritten wird, diese Stelle entgangen ist, nicht ausgeschlossen erscheint, auch nach Lage der Sache ihm diese Kenntnis voraussichtlich nicht wird nachgewiesen werden können. Eines besonderen Ausspruches, daß Friedrich deshalb außer Verfolgung zu setzen oder die Eröffnung des Hauptverfahrens bezüglich dieses Punktes abzulehnen sei, bedurfte es nicht, da, wenn man ihm des in Frage stehenden Vergehens für hinreichend verdächtig erachtet hätte, ideelles Zusammentreffen mit dem Vergehen nach § 184 des Strf.=G.=B. hätte angenommen werden müssen.

Es wird aber weiter der Angeschuldigte Friedrich dem Antrage der Kgl. Staatsanwaltschaft entsprechend, in sofern ihm beigemessen war,

> durch Verkauf und Verbreitung der unter 2 und 3 bezeichneten Romane des Vergehens nach § 184 des Strf.=G.=B. in Gemeinschaft mit Walloth und bez. Sittenfeld sich schuldig gemacht zu haben, außer Verfolgung gesetzt

und werden die in so weit erwachsenen Kosten des Verfahrens der Staatskasse auferlegt, da nach den Ergebnissen der Voruntersuchung ausreichender Anhalt für die Annahme, daß Friedrich vor und bei der Verbreitung der Romane Kenntnis von dem wesentlichen Inhalte derselben gehabt habe, bei dem Leugnen Friedrichs nicht vorliegt.

Die gegen den Studenten der Philosophie und Staatswissenschaften Hermann Conradi erhobene Anklage hat dadurch ihre Erledigung gefunden, daß ausweislich der von dem Standesamt zu Würzburg anher mitgeteilten Ausfertigung der Sterbeurkunde Nr. 398 Conradi am 8. März d. J. zu Würzburg verstorben ist. Die bezüglich dieses Angeschuldigten erwachsenen Kosten des Verfahrens werden bei dieser Sachlage der Staatskasse auferlegt.

Die von dem Verteidiger Friedrichs in der Eingabe vom 28. bis 29. März d. J. beantragten Beweiserhebungen (und anderweite Befragung der Zeugen Werner und Cohn, sowie Einforderung des Friedrichsschen Kassabuches und Einsichtnahme in dasselbe) werden abgelehnt, da der gegen Friedrich vorliegende Verdacht auch in dem Falle, daß die unter Beweis gestellten Thatsachen erwiesen werden sollten, nicht beseitigt sein würde.

Desgleichen wird die von dem Verteidiger Walloths nach Bl. 99b und 107 beantragte Abhörung des Dr. med. Benighof in Darmstadt über den Gesundheitszustand Walloths zur Zeit, als er den Roman „Der Dämon des Neides“ verfaßte, abgelehnt. Es lag genügende Veranlassung dafür, diesem Antrag stattzugeben, nicht vor, da von dem Verteidiger selbst nicht behauptet worden ist, daß Walloth zur Zeit der Begehung der ihm zur

Last gelegten Straftat sich in einem, seine freie Willensbestimmung ausschließenden Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befunden habe, auch sonst die Voruntersuchung für diese Annahme einen Anhalt nicht ergeben hat.

Dem Antrage des Verteidigers Sittenfelds Bl. 88a/b, es möge das Verfahren gegen diesen Angeschuldigten von demjenigen gegen die beiden anderen Angeschuldigten abgetrennt werden, stattzugeben, lag ausreichende Veranlassung nicht vor, es empfahl sich vielmehr aus Zweckmäßigkeitsgründen, zumal der Angeschuldigte Friedrich bei der Sittenfeldschen Strafsache wenigstens als Einziehungsinteressent beteiligt ist, § 477 f. der Strf.-P.-O., es bei der zeitherigen Verbindung der drei Strafsachen zu belassen."

Gleichzeitig wurde der Antrag des Verteidigers Albertis, als Sachverständigen Dr. Karl Frenzel in Berlin vorzuladen, als unerheblich abgelehnt.

Verhandlung
vor
der I. Strafkammer des Kgl. Landgerichts
Leipzig
gegen den K. R. Hofbuchhändler Wilhelm Friedrich,
den Schriftsteller Conrad Alberti (Sittenfeld)
den Schriftsteller Wilhelm Walloth,
wegen Vergehen gegen §§ 184 und 166 des D. R.-S.-G.-B.

---

§ 184 lautet: „Wer unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen verkauft, verteilt oder sonst verbreitet, oder an Orten, welche dem Publikum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft."

§ 166 lautet: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis giebt oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft."

Die Anklage vertritt Herr Staatsanwalt Nagel.

Der Gerichtshof setzt sich zusammen aus: Oberjustizrat Landgerichtsdirektor Vollert (Vorsitzender), Landgerichtsräte: Vieler, Dr. von Abendroth, Leonhardt II, Assessor Lobe.

Als Zeugen sind vorgeladen: Hr. Paul Werner, Hr. Alfr. Cohn, Schriftsteller Hans Merian, Buchdruckereibesitzer Schlieder.

Als Sachverständige: Geh. Hofrat Rud. v. Gottschall (erscheint nicht, weil verreist), Buchhändler Schulze, in Firma Kittler (ebenso, wie auch zwei von Herrn Walloth geladene Ärzte), Dr. Rudolf Kleinpaul, Dr. Ewald Hecker (Johannisberg a. Rh.).

Erster Verhandlungstag.

Montag, den 23. Juni 1890.

Eröffnung 9¼ Uhr.

Es erfolgt die Verlesung des Anklagebeschlusses.

Präs. (nach Schluß der Verlesung): Herr Sittenfeld, wollen Sie sich hierzu aussprechen?

Angekl.: Gewiß! Ich behaupte zunächst, daß mein Roman durchaus kein unsittliches Buch ist und das Schamgefühl durch dasselbe nach keiner Richtung hin gröblich verletzt wird. Ich behaupte vielmehr, daß seine Tendenz eine vollständig moralische und sittliche ist, daß es vor allen Dingen auf die gesamte Tendenz eines Buches ankommt und nicht nur auf einzelne Stellen aus demselben. Ich berufe mich hierbei auf Erkenntnisse des Reichsgerichts und die Ansicht von Autoritäten wie Moritz Carrière in München, auf dessen Gutachten ich mich beziehen werde. Ich berufe mich ferner auf meinen Roman selbst und behaupte, daß der Umfang der nicht inkriminierten Stellen viel größer ist als der der inkriminierten und daß mein Roman sehr zahlreiche und ausführliche Stellen enthält, welche nicht nur nicht unsittlich, sondern im höchsten Grade ethisch sind! Ich habe meinen Herrn Verteidiger gebeten, eine kleine Anzahl von diesen Stellen vorlesen zu lassen und dieser wird sich erlauben, den betreffenden Antrag zu stellen. Ich glaube ferner, daß auch die einzelnen inkriminierten Stellen in keiner Weise das zulässige Maß überschreiten und behaupte, daß sich viel stärkere Stellen in den Werken der Classiker aller Zeiten und Länder finden. Obwohl wir diese Schriften kennen, finden wir sie nicht strafbar, weil es auf einzelne starke Stellen nicht ankommt, sondern auf die gesamte Tendenz des Ganzen, und von den bei mir inkriminierten Stellen

bleibt der bei weitem größere Teil gegen Stellen der Classiker bedeutend zurück. Ich bin bereit, aus den deutschen und ausländischen, modernen und antiken Schriftstellern eine größere Anzahl Stellen zu verlesen, aus denen hervorgeht, daß Aristophanes, Ovid, Schiller, Goethe, Lessing noch viel schlimmeres geschrieben haben, als ich, und es muß einem modernen Schriftsteller erlaubt sein, wenn er in seinem ganzen Werke sittliche Tendenzen verfolgt, auch im Einzelnen bis zu der Grenze zu gehen, welche die mustergiltigen Schriftsteller gezogen haben, sie, die noch heute der Jugend als mustergiltig vorgeführt und uns auf dem Gymnasium, in der häuslichen Erziehung als litterarische Vorbilder, als Begleiter auf dem ganzen Lebenswege, als Führer zu allem Schönen und Edlen, in die Hand gegeben werden. Ich werde beantragen, solche Stellen zur Verlesung gelangen zu lassen. Ich behaupte ferner, daß die inkriminierten Stellen in gar keinem räumlichen Verhältnis zu dem Ganzen stehen, daß dieselben vielmehr einen sehr kleinen Raum einnehmen, so daß man auch daraus keinen Vorwurf gegen mich erheben kann. Wo soll denn das Maß oder die Grenze gefunden werden? In dem persönlichen Belieben des Staatsanwalts doch sicher nicht! Als Michelangelo sein „jüngstes Gericht" malte, konnte man ihm nicht vorschreiben, wieviel Quadratmeter Leinwand er zur Schilderung der Qualen der Sünder nehmen sollte, sondern es mußte ihm überlassen bleiben, dies mit seinem eigenen künstlerischen Gewissen auszumachen: denn es kam ihm darauf an, daß das ganze Bild, welches er von den Strafen der Unsittlichkeit entrollte, in seiner Gesamtheit einen sittlichen Charakter hatte, es kam ihm darauf an, zu zeigen, daß er die Unzucht nicht um ihrer selbst willen malte, sondern wie die Unzucht im Jenseits bestraft wird. Ich habe nicht gezeigt, wie sie dort bestraft wird, sondern meine Absicht ging dahin, zu zeigen, wie sie schon in diesem Leben bestraft wird. Ich wollte darlegen, wie junge Leute mit hohen Idealen ins Leben treten, und teilweise zu Grunde gehen an der Gemeinheit der Gesellschaft, beziehungsweise dem die Gesellschaft beherrschenden Geldprotzentum, welchem jedes Ideal, fehlt, teilweise an der eigenen Maßlosigkeit, weil sie nicht genug inneren sittlichen Halt besitzen, sich in den Irrfahrten und Gefahren, welche die Großstadt einem genialen, jungen Menschen bietet, rein zu erhalten und über dieselben den Sieg zu behalten. — Das habe ich in der Person Hofmeisters gezeigt — in der Person Felschers dagegen, wie das moderne Strebertum, indem es sich aller erlaubten und unerlaubten Mittel bedient, wohl eine Zeitlang oben bleibt und vorübergehende Erfolge, ja bedeutende Erfolge erzielen kann, zum Schluß aber doch, sei es durch höhere Fügung, sei es durch Zufall, in sich zusammenbricht, und um seine Erfolge betrogen

wird. Drittens habe ich gezeigt, wie wohl ein Mensch, selbst wenn er nicht hervorragende Eigenschaften des Genies besitzt, durch seine innere sittliche Festigkeit alle diese Gefahren der Großstadt und der Unsittlichkeit aus sich selbst heraus überwinden und zu einem tüchtigen, für die menschliche Gesellschaft brauchbaren Menschen werden kann, wie man durchaus diesen Gefahren der Großstadt, der modernen Unsittlichkeit nicht absolut zu erliegen braucht, sondern sich im Gegenteil durch einen starken moralischen Entschluß retten kann. Ich behaupte daher, daß mein Buch nicht nur nicht ein unsittliches, sondern im Gegenteil ein höchst moralisches, ein ebenso moralisches ist, wie die Schriften eines Aristophanes, eines Juvenal und aller Klassiker, wenn es auch an ästhetischem und künstlerischem Wert nicht an die gewaltige Höhe derselben heranreicht. Jedenfalls ist es mein Wille gewesen, ein höchst moralisches und sittliches Werk zu verfassen, und ich behaupte daher, daß es ein, ich will nicht sagen poetisches, aber ethisches Verdienst war, es zu schreiben. Dies ist auch von der gesamten Kritik anerkannt worden und ich werde beantragen, Gutachten unserer hervorragendsten Autoritäten über dieses Buch, denen es vorgelegen, zu verlesen und ich behaupte, es ist ein solches, das ohne jede Gefahr und Bedenken der reiferen Jugend selbst, geschweige den Erwachsenen in die Hände gegeben werden kann. Ich behaupte ferner, deshalb schon nicht strafbar zu sein, weil das Gesetz voraussetzt, daß in irgend einer Weise auf den unzüchtigen Inhalt hingewiesen werden müsse. In meinem Roman aber ist nichts dergleichen; mein Buch ist ein zweibändiger dicker Roman, es ist sehr teuer, und es wird in ihm viel und eingehend über die wichtigsten Fragen gehandelt; viel über Musik, Philosophie, soziales Leben; es setzt, um nur zwei oder drei Bogen zu verstehen, bedeutende wissenschaftliche Kenntnisse voraus. Wer also ohne Bildung an mein Buch herangeht, wird es schon nach den ersten Seiten weglegen müssen, weil er es nicht versteht. Aus allen diesen Gründen glaube ich, durchaus kein im Sinne des § 184 strafbares Buch geschrieben zu haben, sondern im Gegenteil ein höchst sittliches, und glaube, daß die Anklage nicht aufrecht zu erhalten ist!

Präs.: Sie haben einen Verlagskontrakt mit Herrn Friedrich?

Angekl.: Ja; eine Generalabmachung.

Präs.: Diese Bezeichnung möchte ich erklärt wissen.

Angekl.: Mein Generalvertrag lautet dahin, daß ich verpflichtet bin, alle Belletristik, die ich schreibe, Romane, Novellen rc. Herrn Friedrich zum Verlag anzubieten, und es ist in dem Vertrag ein bestimmtes Minimalhonorar festgestellt, das über-, aber nicht unterschritten werden kann. Ich schrieb die ersten Kapitel dieses Buches in Leipzig und habe sie Herrn Friedrich vor-

gelesen; es waren auch Damen des Herrn Friedrich dabei, wie ich auch später außerhalb Leipzigs, wo ich das weitere schrieb, anderen Damen das Ganze vorgelesen habe, aber auch diese fanden nicht das mindeste Anstößige dabei.

Präs.: Sie haben sich verbindlich gemacht, Herrn Friedrich Alles, was Sie schreiben, anzubieten?

Angekl.: Jawohl.

Präs.: Macht Herr Friedrich Auswahl dabei?

Angekl.: Nein, er druckt Alles von mir.

Präs.: Sie bekommen etwa einen festen Gehalt dafür?

Angekl.: Das nicht!

Präs.: Wie wird denn da der Preis bestimmt?

Angekl.: Pro Druckbogen.

Präs.: Haben Sie schon längere Zeit mit Herrn Friedrich in geschäftlicher Verbindung gestanden?

Angekl.: Ja. Seit Jahren; es ist sozusagen ein freundschaftliches Verhältnis und wir stehen uns persönlich ziemlich nahe.

Präs.: Sie bezweifeln nicht, daß eine Auflage von 1000 Exemplaren von Ihrem Buche veranstaltet worden ist? Nach den Ermittelungen sollen 751 davon zur Versendung gelangt sein?

Angekl.: Darüber weiß ich nichts, da ich mich grundsätzlich um geschäftliche Fragen nicht kümmere.

Präs.: Sie bezweifeln es aber wohl nicht?

Angekl.: Ich habe keinen Grund es zu bezweifeln.

Präs.: Sie haben das Manuskript Ihres Buches zum Zwecke der Drucklegung Herrn Friedrich überreicht?

Angekl.: Ich habe es ihm zum Verlag angeboten nach dem Wortlaut meines Vertrags.

Präs.: Sie sind auch bezahlt worden dafür, Herr Sittenfeld?

Angekl.: Ja, natürlich. Doch möchte ich mir hier eine Bemerkung gestatten.

Präs.: Sprechen Sie, bitte.

Angekl.: Ich habe allerdings hervorzuheben, daß ich dieses Buch nicht zu Bereicherungszwecken geschrieben habe. Und das ist wohl auch ziemlich klar. Wenn man aus der Litteratur ein Geschäft macht, schreibt man keine sozialen Romane. Die idealisierende, verlogene Backfischlitteratur wird viel besser bezahlt und wird viel besser gekauft, als ein ernster sozialer Roman, der sich an ein der Zahl nach beschränktes gebildetes Publikum wendet. Ich glaube wohl, es wird niemand bezweifeln, daß ich, wenn ich die Absicht gehabt hätte, mich an der Litteratur zu bereichern, auch die Fähigkeit gehabt hätte, für Back-

fische zu schreiben. Die Thatsache, daß ich soziale Romane schrieb, beweist, daß ich keine Bereicherungsgelüste bei meiner litterarischen Thätigkeit hatte.

Präs.: Das habe ich auch nicht behauptet. Nur über das geschäftliche Verhältnis, in welchem Sie zu Herrn Friedrich stehen, wollte ich Näheres wissen. Herr Walloth, wollen Sie sich nun aussprechen?

Angekl. Walloth (spricht äußerst unverständlich, hastig und in ruckweise abgebrochenen Sätzen): Schlimme Erfahrungen trieben mich dazu, die Menschen wenn auch nicht zu hassen, so doch auch nicht zu lieben. Ich wollte in meinem Roman von der Verführungskunst der Welt, von der Menschenverachtung ausgehen; ich wollte mir meine Empfindungen über die Menschheit von der Seele schreiben.

Präs.: Bitte treten Sie weiter vor. Ich verstehe Sie nicht.

Angekl. (tritt mehrere Schritte vor): Mein Roman ist aus der Stimmung einer ziemlich starken Menschenfeindschaft geflossen. Denn wenn ich die Menschen auch nicht grade hasse, so liebe ich sie auch nicht, und dem wollte ich Ausdruck geben. Ich wollte mir meine Empfindungen darüber von der Seele schreiben.

Präs.: Wollen Sie etwas langsamer sprechen! Wir haben für das Protokoll Notizen zu machen.

Angekl.: Schlimme Erfahrungen haben mich dazu getrieben, die Menschen wenn auch nicht zu hassen, so doch auch nicht zu lieben. Ich wollte meiner Menschenverachtung Ausdruck geben und mir meine Gefühle von der Seele schreiben. Daher der Ton meiner Arbeit; die grausam schmerzliche Lust hat mich dazu getrieben, Alles, auch Alles herauszuschreiben; auch das Ekelhafte, Blutige, ja Verrückte, und in meinem Menschenhaß mag es mir passiert sein, überempfindliche Ohren verletzt zu haben Ich glaube aber, daß dies wohl zu entschuldigen ist.

Präs.: Sie waren also in einer ganz besonders düsteren Stimmung, als Sie Ihren Roman schrieben? Und dieser Stimmung haben Sie also Ausdruck geben wollen? Alle diese Stimmungen sind Ihnen also aus der Seele herausgeflossen?

Angekl.: Gewiß! Ich wollte zeigen, wie es in der Menschen Gemüt eigentlich aussieht und wie man dazu kommen kann, durch die Beobachtung der Menschheit sich sein Leben zu verbittern. Jeder Mensch ist gewissermaßen ein Gauner, ein Verbrecher, ein Wesen, das körperlich zum Bösen beanlagt ist. Dies wollte ich zeigen.

Präs.: Ihr Buch ist also mehr gelehrter Richtung? Sie hatten die Absicht, die Welt zu bessern, indem Sie es schrieben?

Angekl.: Jawohl. Wir können keinen unser Brüder verurteilen, weil

wir in unserem Gehirn eine physische Anlage haben können, die uns eines Tages zwingt, ebenso zu handeln wie er. Die Tendenz ist die, zu erweisen, daß die Welt etwas ist, was nicht sein soll, und diese Tendenz ist auch in meinem Roman enthalten.

Präs.: Eine höhere ideale Tendenz haben Sie in Ihrem Buche nicht verfolgt, Herr Walloth?

Angekl.: Insofern Schopenhauer sagt .... (Angeklagter wird völlig unverständlich.)

Präs.: Haben Sie einen besonderen Verlagskontrakt mit Herrn Friedrich?

Angekl.: Nein!

Präs.: Also nur so wie Herr Sittenfeld, im Allgemeinen?

Angekl.: Ja.

Präs.: Sie sind auch verpflichtet, Herrn Friedrich Alles das zum Verlag anzubieten, was Sie schreiben?

Angekl.: Ja. Gewiß.

Präs.: Sie haben Ihr Buch vielleicht gar nicht gedruckt haben wollen, Herr Walloth?

Angekl.: O ja! Aber ob ich etwas dabei heraus bekäme, war mir egal. Ich bin unabhängig, habe Vermögen und nicht nötig, aus der Schriftstellerei ein Geschäft zu machen.

Präs.: Kennen Sie die Zahl der versandten Exemplare Ihres Romans?

Angekl.: Nein.

Präs.: Es sollen 1012 Exemplare an Herrn Friedrich abgeliefert worden und 1035 zur Versendung gelangt sein. Bezweifeln Sie das?

Angekl.: Nein.

Präs.: Sie haben Herrn Friedrich das Manuskript Ihres Romans übersendet?

Angekl.: Ja, per Post.

Präs.: Und wenn war das? Wahrscheinlich Anfang November 1888?

Angekl.: Ich weiß nicht, ob es nicht schon Dezember war.

Präs.: Diejenigen Stellen Ihres Buches, welche inkriminiert sind, halten Sie für unzüchtig?

Angekl.: Nein. Deshalb nicht, weil das Abstoßende derselben wirken und den Leser bekehren soll.

Staatsanw.: Ich werde später Herrn Walloth fragen, ob er im Geschäftsverkehr mit Herrn Friedrich aus seinem Roman Einnahmen gehabt hat und ob derselbe vor der Drucklegung geprüft worden ist oder nicht?

Präs.: Herr Friedrich, wollen Sie sich einmal äußern.

Angekl. Wilh. Friedrich: Ich habe von den Herren Alberti, Conradi und Walloth Werke in Druck genommen und verlegt. Aus den Akten aber wird hervorgehen, daß ich die Romane von diesen Herren nicht gelesen habe. Herr Conradi hat mir im Jahre 1887 ein Manuskript übergeben. Dieses Manuskript hat sich längere Zeit bei mir befunden. Ich habe ihm dasselbe am 16. Oktober 1888 zurückgeschickt mit der Erklärung, daß ich den Roman nicht drucken würde. Er versprach darauf, daß er denselben umarbeiten wolle und er hat mir dann am 16. November 1888 mitgeteilt, aus Leipzig, daß er den Roman in der Neubearbeitung mir wieder übergeben werde. Der weitere Verkehr zwischen uns ist ein mündlicher gewesen und das Manuskript ist sofort, nachdem es verändert worden war, in die Druckerei gegangen. Ich möchte nun, um dies zu beweisen, um gefällige Vorlesung meines Briefes an Conradi vom 16. Oktober, des Briefes Conradis vom 16. November, meiner Antwort vom 19. November und des Briefes Conradis vom 6. Dezember 1888 ersuchen.

Präs.: Ihre Anträge notiere ich mir. Haben Sie sonst noch etwas zu sagen? Zum Druck hatten Sie also das Manuskript angenommen?

Angekl.: Ja.

Präs.: Wissen Sie, wieviel Exemplare des Buches hinausgegangen sind? Etwa aus dem Kopfe?

Angekl.: Nein.

Präs.: Wohl gegen tausend.

Angekl.: Ja.

Präs.: Der Roman „Alte und Junge" ist in 808 Exemplaren —

Angekl.: — Werden verschickt sein!

Präs.: Jawohl. Und glauben Sie, daß der Roman „Adam Mensch", welchen Sie doch jedenfalls später lasen, eine unzüchtige Schrift ist?

Angekl.: Nein durchaus nicht.

Staatsanw.: Ich nehme übrigens auch die Anklage wegen Gotteslästerung gegen Herrn Friedrich wieder auf.

Angekl. Friedrich: Ich halte „Adam Mensch" für ein in seiner Tendenz sehr moralisches Buch.

Präs.: Sie sagten, Sie hätten das Manuskript vor dem Druck nicht gelesen. Wie kamen Sie denn darauf, den ersten Entwurf des Buches zu beanstanden? Weshalb thaten Sie das?

Angekl.: Ich that dies aus mehreren Gründen. Der Hauptgrund war, daß ich von jemand aufmerksam gemacht wurde, der in dem Manu-

skript geblättert hatte, daß eine mir bekannte Persönlichkeit darin geschildert werde. Darauf hin hatte ich jemand beauftragt, den Roman durchzusehen. Herr Cohn machte mich auf einige politisch ihm anstößig erscheinende Stellen aufmerksam und dieser Nachweis war der Grund, weshalb der Roman zurückgeschickt wurde.

Präs.: Also das rein Persönliche war der Grund und ferner, weil Ihnen politisch erscheinende anstößige Stellen darin waren, daß Sie die Drucklegung noch beanstandeten und das Manuskript zurücksandten?

Angekl.: Jawohl.

Präs.: Sie sandten es nach Würzburg?

Angekl.: Nein, nach Lockwitz. Conradi war damals in München und ging dann nach Lockwitz. Am 16. Oktober 1888 ging dorthin das Manuskript.

Präs.: Und dann hat er es Ihnen wieder gesandt?

Angekl.: Nein.

Präs.: Sie haben das erste Manuskript nicht gelesen?

Angekl.: Nein.

Präs.: Haben Sie denn nun das neue, umgearbeitete gelesen?

Angekl.: Nein. Dazu hatte ich keine Veranlassung. Conradi hatte mir mündlich und schriftlich mehrmals mitgeteilt, daß das Buch jetzt nicht mehr zu beanstanden sei und ich es sofort meinem Versprechen gemäß drucken könne.

Präs.: Besaßen Sie denn von Conradi eine persönliche Garantie für diesen Umstand? Wenn Ihnen auch Conradi so schrieb, so konnten Sie doch nicht gleich an die Erfüllung Ihrer Erwartungen glauben?

Angekl.: Doch. Ich hatte Vertrauen zu ihm.

Präs.: Ich frage nämlich deswegen, weil später ein Brief zur Vorlesung kommen wird, der erweist, daß Sie mit Conradi gerade nicht auf allzu vertraulichem Fuße gestanden haben.

Angekl.: Und doch ist das Fall gewesen, wenn es auch im geschäftlichen Leben Augenblicke giebt, wo Verstimmungen eintreten. Das ist leicht begreiflich. Nie habe ich meine persönliche Hochachtung vor dem Verstorbenen hintangesetzt.

Präs.: Sie haben doch Conradi gegenüber einmal auch von einem Ehrenwort —

Angekl.: Das bezog sich auf etwas Anderes.

Präs.: Nicht auf Conradi selbst?

Angekl.: Nein, dieser hatte mir zu der Bemerkung keinen Anlaß gegeben.



Präs.: Sie sagen also, Sie haben das Buch nicht damals gelesen, sondern erst später?

Angekl.: Erst nach der Anklage.

Präs.: Sie hatten doch auch einen Verlagskontrakt mit Conradi?

Angekl.: Ja.

Präs.: Auch so allgemein gehalten?

Angekl.: Ja.

Staatsanw.: Es wird behauptet, daß das Manuskript zu „Adam Mensch" nach der zweiten Bearbeitung nicht sofort in die Druckerei gegeben worden ist?

Angekl.: Das ist nicht genau festzustellen.

Präs.: Der Herr Staatsanwalt meint das neue Manuskript Conradis, das Ihnen persönlich überbracht wurde. Sie haben dasselbe, ohne es gelesen zu haben, und ohne den Auftrag zu geben, es für Sie zu lesen und Ihnen ein Referat darüber zu liefern, zum Druck gegeben?

Angekl.: Jawohl.

Präs.: Ist das sofort geschehen?

Angekl.: Das wird sich jetzt nicht mehr genau feststellen lassen, da man über mündliche Verhandlungen kein Buch führt. Bei Herrn Walloth und Alberti wird es sich feststellen lassen, da hier brieflicher Verkehr vorliegt. Bei mündlichen Verhandlungen jedoch ist dergleichen undenkbar. Ich würde später bitten, Herrn Merian zu vernehmen, wann das gewesen ist; dies ist der Herr, welcher mit Conradi am meisten zu jener Zeit verkehrte. Ich selbst bestreite, daß das Manuskript längere Zeit in meinem Geschäftslokal gelegen hat.

Präs.: Dasselbe ist am 12. Dezember 1888 in die Druckerei gegangen.

Angekl.: Jawohl.

Präs.: Wieviel Tage vorher war das Manuskript in Ihre Hände gekommen?

Angekl.: Es ist möglich, daß Conradi im Anfang Dezember mit dem Manuskript zu mir kam — aller Wahrscheinlichkeit nach. — Er hatte mir dasselbe dagelassen und da wir übereingekommen waren, es sollten nicht mehr als 20 bis 25 Druckbogen werden, sandte ich das Manuskript sofort in die Druckerei, damit dort kalkuliert werde, wieviel Bogen es seien. Soviel mir erinnerlich ist, habe ich Conradi dann mitgeteilt, daß der Umfang ein größerer sei, als vereinbart worden, und ich nicht gewillt wäre, mehr zu drucken. Ich habe ihm das Manuskript darauf wieder zurückgegeben. Dies kann Anfang Dezember gewesen sein, und das Geben

und Zurückgeben des Manuskriptes kann höchstens zwei Tage in Anspruch genommen haben. Conradi hat dann ein Vorwort zu seinem Buche geschrieben, welches ich ohne Weiteres ebenfalls vom Druck ausschloß, da ich Vorworte zu schönwissenschaftlichen Werken überhaupt nicht für angezeigt halte, weil gemeiniglich litterarische Fehden darin enthalten sind. Conradi bedurfte Geld, und ich glaube nicht, daß ich ihm einen weiteren Vorschuß auf den Roman gewährt habe, als bis die Sache zur Einigung gelangte. Eine derartige Zahlung ist am 7. Dezember geleistet worden nach meinem Kassen-Buch. Vom 6. Dezember wird sich ein Brief von ihm bei den Akten befinden, worin er sein Einverständnis mit der Streichung des Vorwortes erklärt. Jedenfalls ist das druckreife Manuskript vor dem 10. oder 11. Dezember nicht in meine Hände gelangt und es ist nicht vierundzwanzig Stunden in meinem Geschäftslokal gewesen.

Präs.: Das erste Manuskript ist nur bruchstückweise gelesen worden?

Angekl. Jawohl.

Präs.: Das Gericht wird nun zur Verlesung derjenigen Stellen in den Werken der Angeklagten schreiten, welche inkriminiert worden sind, und würde ich vorschlagen, die Öffentlichkeit hierbei auszuschließen. Ich frage den Herrn Staatsanwalt. —

Staatsanw.: Jawohl.

(Verteidiger und Angeklagte stimmen zu.)

Präs.: Ich bemerke noch, daß der Ausschluß der Öffentlichkeit sich nur auf die Dauer der Verlesung der inkriminierten Stellen erstreckt.

(Die Fortsetzung der Verhandlung findet bei verschlossenen Thüren statt. Die inkriminierten Stellen aus „Adam Mensch“ werden verlesen. Wiedereröffnung nach $^{1}/_{2}$12 Uhr vormittags.)

Bei Wiedereröffnung der Verhandlung wird zunächst der Sachverständige Dr. Ewald Hecker aus Johannisberg a. Rh. bezüglich des Geisteszustandes W. Walloths vernommen.

Dr. Hecker: Ich lernte Herrn Walloth kennen, als er Anfang April d. J. in meine Kuranstalt für Nervenkranke nach Johannisberg kam, auf Rat seines Arztes, des Herrn Dr. Bennighof, der mir über den Patienten wörtlich Folgendes schrieb: „Herr W. leidet seit seiner Jugend an großer nervöser Erregbarkeit mit Schlaflosigkeit. Seitdem ihm ein Prozeß und Bestrafung wegen seiner litterarischen Produktionen in Aussicht stehn, haben alle Erscheinungen zugenommen und wäre deshalb ein ruhiger Aufenthalt bei Ihnen sehr wünschenswert, ohne daß er stören würde, obgleich er sehr viele Eigen-

heiten hat. Ein ruhiges Schlafzimmer mit einem freibleibenden daneben wäre notwendig.“ Ich sagte Herrn W. die Aufnahme zu, schrieb dabei aber ausdrücklich, er möge mir seine Ankunft vorher anmelden, da er sonst keinen Wagen am Bahnhof Geisenheim finde. Trotzdem kam Herr W. eines Abends unangemeldet in G. an, fand wirklich keinen Wagen und mußte (bei seiner Leistungsunfähigkeit im Gehen allerdings ein hartes Stück für ihn) den Weg zu mir nach dem Johannisberg zu Fuß zurücklegen. Er kam in gereizter Stimmung hier oben an und fragte gleich nach der Kündigungsfrist, bezahlte dann aber am nächsten Morgen programmmäßig die Pension für einen Monat voraus — wobei ich ihm zufälligerweise aus Mangel an kleinem Gelde 20 Mark nicht herausgeben konnte. In der Schilderung seiner Krankheit, die Herr W. mir entwarf, fand ich im Wesentlichen die Mitteilungen des Herrn Dr. B. bestätigt, daß es sich um einen überaus nervös beanlagten Menschen mit reizbarer Schwäche, sehr schnell wechselnden Stimmungen, Schlaflosigkeit und Angstzuständen handle. Sehr vervollständigt aber wurde das Krankheitsbild durch das weitere Benehmen und Verhalten des Herr Walloth, aus dem sein excentrisches Wesen, Mangel an der notwendigsten Selbstbeherrschung und krankhaftes Mißtrauen sehr deutlich hervorgingen. Er sprach viel und in ängstlicher Weise von seinem Prozeß und der Möglichkeit seiner Bestrafung. Ich gab ihm, da ich nach Lektüre seines Buches eigentlich nicht an die Möglichkeit einer Bestrafung glaubte, die beruhigendsten Zusicherungen, versprach ihm auch, auf seinen Wunsch, ihm über seinen nervösen Zustand ein Attest auszustellen. — Am nächsten Nachmittag kam Herr Walloth plötzlich in sehr gereizter Stimmung zu mir, erklärte in ziemlich beleidigender Weise, er müsse sofort abreisen, sprach sich dabei über die von mir eingeleitete galvanische Behandlung dahin aus, daß er dieselbe für Schwindel halte, ließ durchblicken, daß er in der Anstalt geprellt werde und fragte endlich in sehr gereiztem Tone, ob ich vielleicht vergessen habe, daß ich ihm noch 20 Mark schuldig sei. Er fuhr ab und schrieb mir noch in derselben Stunde von Rüdesheim aus auf einem Zettel mit Blei folgende Zeilen:

„Sehr geehrter Herr! Ich schreibe dies im Hotel zu Rüdesheim und bitte Sie daher das Blei zu entschuldigen. Ich sehe ein, daß ich mich Ihnen gegenüber zu sehr übereilt habe und bitte Sie, mir meine Unumwundenheit zu verzeihen. Ich bereue nachträglich mein Vorgehen, das Sie meinem nervösen Zustande zuschreiben müssen und daher als Arzt gütigst entschuldigen. Ich will, wenn mein Prozeß vorbei, nochmals 4 Wochen bei Ihnen zubringen, etwa im Oktober. Jenes Attest können Sie mir ja mit gutem Gewissen trotzdem vorher ausstellen. Hochachtend W.

Nachschrift. Darf ich auf Antwort hoffen? Ich würde vielleicht noch diesen Monat nach J. zurückkehren."

Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, auf diesen mehr als naiven Brief zu antworten. W.'s Furcht vor Verurteilung hielt ich für eine krankhafte Ängstlichkeit, ihn selbst für ein „verrücktes Genie", dem man in der That sein Vorgehen nicht übelnehmen dürfe. —

Einige Tage später kam der Schriftsteller Herr Carl Muth aus Worms, der sich hier in der Nähe zur Kur aufhielt, nach Johannisberg, um seinen Freund Walloth, den er noch hier wähnte, zu besuchen. Ich nötigte denselben zum Bleiben, da es mich interessierte, durch ihn über Walloth Einiges zu erfahren. Herr Muth entwarf mir nun mit wenigen Zügen ein Bild von der Schrullenhaftigkeit, krankhaften, mißtrauischen Empfindlichkeit, nervösen Reizbarkeit und Wankelmütigkeit seines Freundes, den er sonst wegen seiner übrigen vortrefflichen Eigenschaften verehrte. Er bestätigte mir ferner, was ich durch eigne Lektüre des Wallothschen Romans mir schon selbst eingestehen mußte, daß Herr Walloth ein dichterisches Genie vornehmen Ranges sei und als solches namentlich auch unter seinen Kollegen aufs höchste geschätzt. Dadurch sah ich mich veranlaßt, den Wallothschen Brief zu beantworten und dem Patienten zu seiner Beruhigung das nachstehende Attest zu schicken:

„Der Schriftsteller Herr W. Walloth hat sich zwei Tage in meiner Heilanstalt für Nervenkranke aufgehalten, damit ich seinen Zustand beobachten und ihm ein Attest ausstellen soll. Mit gutem Gewissen kann ich bescheinigen, daß Herr Walloth ein überaus nervös beanlagter, krankhaft reizbarer Mensch ist, dem eine Kontrolle seiner Empfindungen durch seine Nervosität aufs äußerste erschwert ist und der sich von seinen Impulsen erschreckend leicht fortreißen läßt. Wie es sich bei Genies häufig findet, und ein solches ist Herr Walloth wohl unbestritten, streifen gerade die ihn als Dichter ersten Ranges stempelnden Eigenschaften vielfach an das Krankhafte heran, und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß die Handlungen, Worte und Schriften eines solchen Mannes nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden können, und daß man da, wo es sich um Überschreitungen handelt, eine verminderte Zurechnungsfähigkeit annehmen muß, ohne daß aber bei Herrn Walloth von einer wirklichen Geisteskrankheit im gewöhnlichen Sinne die Rede sein kann."

Ich halte dies mein Gutachten auch jetzt in vollem Umfange aufrecht, möchte nur zur Erklärung desselben Folgendes hinzufügen: Es ist eine überaus tragische Beobachtung, die jeder Irrenarzt zu machen in der Lage ist, daß zwischen Genie und Geisteskrankheit erschreckend nahe Berührungs-

punkte bestehen. Der Ausspruch des berühmten Griesinger „wo ich von einem Genie in einer Familie höre, frage ich gleich nach, ob sich nicht auch ein Blödsinniger in ihr findet," streift die eine Seite dieser Frage, während der Ausspruch Moreaus (in seiner Psychologie morbide. Paris 1859): „ont peut considérer le genie comme une nevrose" die andere Seite — wohl etwas zu grell — beleuchtet. Es ist natürlich falsch und übertrieben, das Genie ohne Weiteres als eine Krankheit anzusehen, soviel aber ist sicher, daß der Zustand des Gehirns, der das Genie zustande kommen läßt, eine so subtile Verfeinerung der Organisation, eine so große Erregbarkeit der Nervenelemente, eine so große Labilität des Gleichgewichts und andrerseits eine so gewaltige, schwer zu zügelnde, rücksichtslose Kraft voraussetzt, daß man sich leicht erklären kann, warum so überaus häufig gerade Genies in Wahnsinn verfallen sind (ich nenne von Dichtern Tasso, Lenau, Heinr. von Kleist, Hölderlin, Gutzkow) — und andrerseits warum neben den großen und erhebenden Eigenschaften sich bei ihnen allerlei krasse Eigentümlichkeiten und Perversitäten finden, welche die Grenze des Gesunden deutlich überschreiten. Die Gefahr liegt eben zu nahe, daß ein Mißverhältnis zwischen der gewaltigen einseitig wirkenden Kraft und der verfeinerten Organisation des Gehirns entsteht und es ist, wie die Entwickelung vieler unserer größten Dichter zeigt, fast immer eine mehr oder weniger lange Zeit nötig, um dieses Mißverhältnis auszugleichen. Ich erinnere Sie nur an die Erstlingswerke Schillers, in denen diese Disharmonie doch wahrlich kraß genug zum Ausdruck kommt. — Wenn wir also für Herrn Walloth, nach dem Urteil sachverständiger Kritiker und nach dem eignen Urteil die Berechtigung in Anspruch nehmen dürfen, ihn ein Genie hervorragenden Ranges zu nennen, so folgt daraus, daß seine Perversitäten und Exzentrizitäten von einem anderen Gesichtspunkte aus zu beurteilen sind als dem Gewöhnlichen. Wir sahen schon oben bei der Schilderung seines nervösen Verhaltens, daß ein harmonischer Ausgleich der seelischen Kräfte bei ihm noch nicht stattgefunden hat. Dieselbe Disharmonie tritt nun auch in seinen dichterischen Schöpfungen kraß zutage. — Es spielt bei ihm die grobe Sinnlichkeit, die sein Denken und Empfinden beherrscht, eine große Rolle. Nach dem oben Gesagten kann es kaum bezweifelt werden, daß diese Sinnlichkeit sich mit einer gewissen elementaren, der Willkür entzogenen Gewalt seinem Denken und Fühlen aufdrängt. Damit ist aber keineswegs bewiesen, daß es sich bei ihm einfach um den Durchbruch einer unkeuschen Natur handelt, denn sein Privatleben ist, wie ja auch die polizeilichen Nachforschungen ergeben haben sollen, absolut rein. Das Feuer, mit dem diese Sinnlichkeit lodert, ist kein bloß verzehrendes und zerstörendes, sondern es erzeugt andrerseits gerade die Glut, an

der sich die schönsten Blüten der Dichtkunst erwärmt, aus dem sie den Schmelz ihrer glänzendsten Farben geschöpft haben. Wenn diese Flamme nebenbei etwas garstigen Rauch giebt, wenn sie hie und da einen Lappen versengt, weil sie bei dem noch so jugendlichen und nervösen Dichter zunächst noch stärker ist, als die sie zügelnde Kraft, so kann meiner Meinung nach dem Dichter dafür nicht die volle Verantwortung zugeschoben werden. Sofern es sich bei Herrn W. um ein wirkliches Genie und nicht bloß um ein dichterisches Talent handelt, haben wir Erscheinungen vor uns, die nach beiden Richtungen hin nach dem Erhabenen und Großen einerseits und nach dem Niedrigen und Gemeinen andrerseits das Maß des Gewöhnlichen überschreiten. Ich bin der Meinung, daß die Exzentrizitäten und Perversitäten der freien Willkühr mehr oder weniger entzogen sind, und daß für dieselben eine verminderte Zurechnungsfähigkeit anzunehmen ist. Bei dem leider so seltenen Vorkommen wirklicher Genies ist die Gefahr eines gefährlichen Mißbrauchs dieser Auffassung wohl ausgeschlossen.

Präs.: Im Zustande der künstlerischen Erregung, also des verminderten Bewußtseins, ist also die freie Bestimmung ausgeschlossen?

Dr. Hecker: Es ginge zu weit Geistesstörung anzunehmen.

Präs.: Somit läge nervöse Gereiztheit im hohen Maße vor? — Haben Sie den Roman selbst gelesen?

Dr. Hecker: Ja, in einer Nacht, Herr Walloth hatte ihn mit.

Präs.: Wann war das?

Dr. Hecker: Anfang April. Ich habe das Buch natürlich nur durchflogen und entnehme daraus, daß es ein Kunstwerk ist und keines, das aus unsittlichen Tendenzen geschrieben wäre!

[Nunmehr wird an jeden der Richter je ein Exemplar der beschlagnahmten Romane verteilt, da der Gerichtshof in seiner Mehrheit die Romane noch nicht gelesen hat. Rechtsanw. Munckel (ruft): Der Herr Staatsanwalt verteilt unzüchtige Schriften!]

Es werden alsdann eine Reihe von Briefen Hermann Conradis an W. Friedrich und umgekehrt aus der beschlagnahmten Korrespondenz verlesen, aus denen nach Annahme der Staatsanwaltschaft hervorgehen soll, daß Friedrich von dem Conradischen Buche Kenntnis gehabt habe.

Sodann werden zwei Angestellte des Friedrichschen Verlagsgeschäfts, die Herren Paul Werner und Alfred Cohn vernommen, welche über denselben Punkt und das Verhältnis zwischen Friedrich und den Autoren und die Lesbarkeit der Conradischen Handschrift Auskunft geben.

Darauf (Mittag 1/2 2) wird die Verhandlung auf Donnerstag den 26. Vorm. 9 Uhr vertagt.

Zweiter Verhandlungstag.

Donnerstag, den 26. Juni, vormittags 9 Uhr.

Präs.: Ich eröffne hiermit die Verhandlungen im Prozeß gegen die Schriftsteller Wilh. Walloth, Alberti und deren Verleger Wilh. Friedrich wieder und teile mit, daß dieselben wieder ganz von vorn aufgenommen werden müssen, da ein Richter bettlägerig geworden ist. Herr Landgerichtsrat Sachse tritt für ihn ein.

Es folgt der Aufruf der Zeugen Paul Werner, Alfred Cohn, Buchdruckereibesitzer Schlieder, Schriftsteller Hans Merian, der Sachverständigen Dr. Rudolf Kleinpaul und der mittlerweile auf Antrag des Staatsanwalts geladene Prof. Rudolf Seydel.

Auf Vernehmung des von Walloth vorgeschlagenen Zeugen Rippert verzichtet der Angeklagte.

Der Sachverständige Dr. Hecker ist nicht anwesend, der Angeklagte Walloth behält sich seine eventuelle nochmalige Vorladung vor.

Staatsanw.: Ich bemerke noch, daß ich als Sachverständigen zur Begutachtung des Romans von Conradi „Adam Mensch“ Herrn Prof. Seydel geladen habe.

Präs.: Ich bitte nunmehr die Zeugen, sich zu entfernen.

Die Zeugen verlassen den Saal.

Präs.: Wir müssen also nun noch einmal von vorne anfangen. Zuvor aber konstatiere ich, daß inzwischen sämtliche Richter alle drei Bücher gelesen haben, auch der neueingetretene. Ich bitte also zunächst Sie, Herr Sittenfeld!

Angeklagter Sittenfeld-Alberti wiederholt auf Befragen die in der ersten Verhandlung bereits geäußerten Mitteilungen bezüglich seiner Personalien, worauf das Gleiche bei dem Angeklagten Walloth und dem Angeklagten Wilhelm Friedrich erfolgt. Der Präsident verliest hierauf nochmals den Anklagebeschluß.

Alberti erklärt: „Mit Rücksicht darauf, daß ich voraussetze, daß der Mehrzahl der Mitglieder des hohen Gerichtshofs meine Erklärungen vom vorigen Montag noch bekannt sind, werde ich mich kurz fassen.“ Er rekapituliert deren Inhalt. Ebenso wiederholt er seine Überzeugung, daß der Angeklagte Wilh. Friedrich das Manuskript nicht gelesen habe.

Präs.: Nun, ist es denn eigentlich üblich, daß ein Verleger größere Werke sans façon in Druck giebt und verlegt, ohne eine genauere Kenntnis von ihnen zu haben?

Alberti: Im allgemeinen ist es üblich, daß ein Verleger Werke von solchen Autoren, die schon bei ihm verlegt haben und deren Arbeiten günstig besprochen wurden, in Druck giebt, ohne sie zu lesen, indem er voraussetzt,

daß das Werk dieselbe litterarische Höhe hat, wie die früheren. Dasselbe Verhältnis besteht auch zwischen mir und anderen Verlegern, wie Otto Wigand in Leipzig, die auch nicht lesen, was ich einsende und sich nur einfach entscheiden, ob sie drucken wollen oder nicht.

Präs.: Und noch etwas, Herr Sittenfeld, Sie haben ausgemacht, daß der Verfasser Freiexemplare bekommt?

Alberti: Jawohl. Zehn Stück habe ich kontraktlich zu bekommen.

Präs.: Sie haben zehn erhalten?

Alberti: Soviel habe ich kontraktlich zu verlangen.

Präs.: Was haben Sie denn mit diesen Exemplaren gemacht?

Alberti: Einige habe ich an hervorragende litterarische Persönlichkeiten verteilt, um von ihnen Urteile über das Werk zu erbitten.

Präs.: Haben Sie auch welche verkauft?

Alberti: Dazu wäre ich kontraktlich garnicht berechtigt!

Präs.: Also nur zu Privatzwecken haben Sie die Exemplare fortgegeben?

Alberti: Jawohl.

Präs.: Also nur um ein Urteil über Ihre Arbeit zu hören?

Alberti: Jawohl.

Präs.: Sind Sie der Meinung, daß diese Herren, die die Exemplare von Ihnen erhalten haben, sie weitergegeben haben?

Alberti: Nein, das glaube ich entschieden nicht. Ich habe z. B. Hans Hopfen und Anderen Exemplare geschickt. Es ist eben üblich, daß herüber und hinüber von den Autoren die Werke ausgetauscht werden.

Präs.: Das ist im Allgemeinen üblich?

Alberti: Jawohl. Ich bekomme wohl jede Woche irgend ein Buch von einem Bekannten oder Unbekannten, der mir sein Werk in der Hoffnung übergiebt, eine Kritik von mir darüber zu erhalten, in einer Zeitung und dergl.

Präs.: Herr Walloth, bei Ihnen handelt es sich um den „Dämon des Neides". Wollen Sie sich einmal zur Sache aussprechen.

Walloth (abermals sehr unverständlich und abgerissen sprechend): Ich habe meinen Roman aus der Stimmung heraus geschrieben, die mich der Welt gegenüber beseelt. Ich habe durchaus dabei in etwas schwarzen Farben gemalt und gezeigt, wie jedes Verbrechen aus der Naturanlage des Menschen hervorgeht; nicht aus dem freien Willen des Einzelnen, sondern aus seiner körperlichen Beschaffenheit. Ich habe gezeigt, wie ein solcher Mensch daher eigentlich für seine That nicht verantwortlich zu machen ist, weil er sie begeht, indem er durch die Natur dazu getrieben wird. Ich wollte beweisen, was ich schon gesagt habe, daß, wie Schopenhauer und

Hartmann beweisen, die Welt etwas ist, was eigentlich nicht sein sollte. Die Welt ist daher zu verneinen in der Verneinung des Willens zum Leben.

Präs.: Das hat aber nichts zu thun mit den inkriminierten Stellen, Herr Walloth. Es handelt sich doch darum, daß gewisse Stellen im Roman als unzüchtig zu betrachten seien.

Walloth: Ich wollte eben beweisen, daß der Held des Romans ohne seinen Willen zur That getrieben wird und dies mußte ich in der Situation durchführen. Die als unzüchtig bezeichneten Stellen sollen beweisen, daß eine krankhafte Erregung bei dem Helden vorhanden ist.

Präs.: Und glauben Sie, es sei nötig dies anzunehmen?

Walloth: Ja.

Präs.: Sie behaupten ebenfalls, daß Ihr Buch kein unsittliches ist?

Walloth: Jawohl. Wenn Sie meinen Roman in die Hände bekommen, dann können Sie an manchen Stellen verblüfft sein, etwa so wie ein Laie, der in einem Buch über Vivisektion blättert und darin Stellen findet, die geradezu Unmenschliches enthalten, so, daß man ein Kaninchen zu Tode brät, oder einer Hündin die Jungen lebendig aus dem Leibe herausschneidet. „Das ist doch scheußlich", wird der Laie da sagen; und ebenso einer, der ein Buch in die Hand nimmt, welches realistisch ist und in ihm Stellen findet, in denen die Natur bis in's Innerste verfolgt wird. Wenn Sie Hebbels „Judith und Holofernes" lesen, werden Sie eine Notzuchtsszene finden, — Sie kennen Hebbel?

Staatsanwalt Dr. Nagel: Hebbel? Nein! Sind seine Schriften in Leipzig erschienen?

Alberti (ruft dazwischen): Nein, aber in Wien hat man Hebbel ein Denkmal gesetzt und vom Kaiser ist ein großer Beitrag dazu gegeben worden!

Präs.: Sie verneinen also, Herr Walloth, irgendwie unsittliche Tendenzen verfolgt zu haben.

Walloth: Gewiß. Ich sage allerdings auch zugleich, daß ich ein nervös sehr gereizter Mensch bin und manchmal vielleicht etwas mehr gethan habe, als gut ist, aber ich kümmere mich wenig um die Welt, lebe zurückgezogen und habe die Welt auch nicht nötig, weil ich für mich lebe. Daher der Widerstreit.

Präs.: Haben Sie die Meinung, daß Herr Friedrich, bevor er sein Wort gab, Ihr Buch zu drucken, dieses gelesen hat?

Walloth: Ich kann nichts Genaues angeben. Herr Friedrich hat ja mehr Erfahrung darin als ich.

Präs.: Herr Friedrich, wollen Sie einmal dazu sprechen?

Wilh. Friedrich: Ich habe kontraktliche Verhältnisse mit den Herren Conradi, Walloth und Alberti. Ich habe sie gebeten, mir ihre Werke in meinen Verlag zu geben, mehrere Werke von ihnen gedruckt und kenne die drei inkriminierten Romane erst nachdem sie inkriminiert waren; ich habe weder diese noch die früheren im Manuskript gelesen. Zu Herrn Walloth bin ich gekommen auf Empfehlung eines Bekannten, Herrn Dr. Franz Hirsch, dem Redakteur von Schorers Familienblatt, hin, der den ersten Roman von ihm im Manuskript las, und mir denselben warm empfahl, und auf dessen Empfehlung hin wurde der Roman gedruckt. Die Kritiken und Urteile des Publikums haben Dr. Hirschs Urteil gerechtfertigt und ich habe keinen Anstand genommen, weitere Arbeiten von Walloth zu verlegen, ohne sie zu lesen. Von Herrn Alberti habe ich den ersten Band Novellen, den er schrieb, und in einem anderen Verlag erscheinen ließ, gelesen; der hat mir imponiert und ich habe mich entschlossen, die nächsten Novellen, als er mit ihnen zu mir kam, unbesehen zu verlegen. Herr Conradi stand seit ungefähr 1880 mit mir in geschäftlicher Verbindung, durch Zeitschriften, die in meinem Verlag erscheinen und das erste Buch von ihm ist eine Sammlung von Gedichten, die ich in den verschiedensten Zeitschriften gelesen hatte. Der litterarische Erfolg dieser Sammlung war ein derartiger, daß ich Conradi an meinen Verlag fesseln zu sollen glaubte und habe ich dann ein weiteres Buch von ihm, einen Roman genommen, der ebenfalls günstig besprochen wurde. Ich habe darauf ein festes Verhältnis mit ihm eingerichtet, welches auf Leistung und Gegenleistung beruhte. Dies mein Verhältnis zu ihnen.

Präs.: Und nun zu dem Roman „Adam Mensch“.

Wilh. Friedrich: Da bestreite ich, daß ich den Inhalt desselben gekannt habe.

Präs.: Es sind zwei Manuskripte da.

Wilh. Friedrich: Ja, ich betone, daß ich das Manuskript nicht gelesen habe, bevor es zum Druck ging.

Präs.: Das erste aber?

Wilh. Friedrich: Nur sehr oberflächlich.

Präs.: Oberflächlich? Warum haben Sie es denn beanstandet?

Wilh. Friedrich: Aus rein persönlichen Gründen zum größten Teil.

Präs.: Nicht deshalb, weil von Unzucht darin die Rede war?

Wilh. Friedrich: Daran habe ich überhaupt niemals gedacht.

Präs.: Oder waren politische Dinge darin?

Wilh. Friedrich: Darauf bin ich erst später gekommen. Ursprünglich waren es rein persönliche Gründe. Ich weiß nicht, ob ich mich darüber auslassen soll, da es sich hier um sehr persönliche Interessen handelt.

Präs.: Nein! — Sie meinen, ein Herr aus Freundeskreisen habe Sie aufmerksam gemacht?

Wilh. Friedrich: Jawohl; es handelte sich um eine Sache, die sich später aufklärte, indem mich Conradi versicherte, daß meine Vermutung auf einem Irrtum beruhten. Damit gab ich mich denn zufrieden.

Präs.: Wann bekamen Sie das erste Manuskript?

Wilh. Friedrich: Es wird 1887 gewesen sein.

Präs.: Und Sie haben am 16. Oktober 1888 das Manuskript zu „Adam Mensch" an Conradi zurückgesendet? Es ist dafür auch ein Brief da.

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Präs.: Dann ist bis 16. November 1888 das zweite Manuskript noch nicht an Sie gelangt?

Wilh. Friedrich: Nein. Am 16. November teilte mir Conradi mit, daß er in Leipzig sei.

Präs.: Dazu haben wir einen Brief Conradis vom 19. November.

Wilh. Friedrich: — Diesen schrieb ich —

Präs.: — Haben Sie Conradi geschrieben, daß er Sie besuchen möge.

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Präs.: Wir haben auch einen Brief vom Anfang Dezember, nach welchem Conradi Sie auch besucht hat.

Wilh. Friedrich: Schon möglich.

Präs.: Am 7. Dezember, und Sie haben ihm da auch Vorschuß gegeben.

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Präs.: Am 7. Dezember haben Sie die Genehmigung zum Druck erteilt.

Wilh. Friedrich: Nein.

Präs.: Unter der Bedingung, daß die Einleitung beseitigt werde.

Wilh. Friedrich: Nein. Das Datum läßt sich ja nicht feststellen, denn am 19. November habe ich Conradi geschrieben, daß ich zu seiner Verfügung stände und er mich besuchen möge. Nun tritt ein mündlicher Verkehr innerhalb und außerhalb des Hauses ein, wir haben Spaziergänge zusammen gemacht und uns von diesem und jenem unterhalten; natürlich auch über „Adam Mensch", wurden uns aber hierbei nicht über den Umfang einig. Es ist mir gesagt worden, daß der Umstand, daß Conradi am 6. Dezember an mich schrieb, wie der bei den Akten befindliche Brief erweist, ein Beweis dafür sei, daß das Manuskript bereits in meinen Händen war. Dies bestreite ich; es ist noch kein Beweis mit diesem Briefe gegeben, daß das Manuskript zu dieser Zeit in meinen Händen gewesen sein müßte. Ich bestreite, vor dem 10. oder 11. Dezember das Manuskript von

Conradi erhalten zu haben und, auf keinen Fall ist es dann länger als 24 Stunden in meinem Besitz gewesen. Ich frage den Herrn Vorsitzenden, nachdem er ja die Les- resp. Unlesbarkeit von Conradis Manuskript persönlich erprobt hat, ob es denkbar ist, daß in so kurzer Zeit wohl ein derartiges Manuskript von 463 Druckseiten in der Handschrift zu lesen sei, — und zwar noch ganz abgesehen von meiner sonstigen geschäftlichen Thätigkeit. Ich bin tagsüber beschäftigt und habe Anderes zu thun.

Präs.: Am 12. Dezember haben Sie also das Manuskript zur Druckerei gegeben?

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Präs.: Noch etwas. Ist es üblich, daß ein Verleger solche Werke sans façon im Verlag nimmt und in Druck giebt, ohne eine Kenntnis vom Inhalt des Manuskripts zu haben? Ist das denkbar? Es ist doch da möglich, daß irgend etwas ganz Verbrecherisches in die Welt hinausgeht.

Wilh. Friedrich: Ich habe mich zu erfreuen, daß ich diese drei Herren nicht erst seit gestern kenne. Ich kenne ihre soziale Stellung, sie sind mir teilweise befreundet, und ich habe monatelang, ja jahrelang mit ihnen verkehrt. Daher sehe ich keinen Grund, daß irgendwelche verbrecherische Absichten möglich wären. Ich habe keinen Grund daran zu zweifeln, daß sie von den besten Absichten durchdrungen sind, und im übrigen ist ein Verlagshaus etwas anderes, als ein gewöhnliches Kaufmannsgeschäft. Der gesamte Verlagsbuchhandel dem Schriftsteller gegenüber beruht auf dem Vertrauen, ist lediglich Vertrauenssache. Das beste Buch geht bisweilen erst nicht, man muß eben das Vertrauen zu dem betreffenden Schriftsteller haben! Conradi hätte mich sogar zum Druck seines Werkes zwingen können.

Präs.: Sie verlangten nicht, daß innerhalb einer gewissen Zeit etwas gemacht werde?

Wilh. Friedrich: Nein.

Präs.: Wie lange bestand denn dieses Verhältnis?

Wilh. Friedrich: Seit Anfang vorigen Jahres, aber auch schon früher bestand es, wenn auch nicht in so festen Formen, — erst seit Anfang vorigen Jahres wurde es dauernd, indem ich mich da verpflichtete.

Präs.: Sie hatten von Conradi noch andere Werke im Verlag?

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Präs.: Schon seit längerer Zeit?

Wilh. Friedrich: Seit 1880 besteht unser litterarisches Verhältnis.

Präs.: Sie haben wohl alle Jahre etwas von ihm gehabt? Hinterher haben Sie die Werke aber wohl gelesen. Haben Sie da etwas Unzüchtiges, Bedenkliches gefunden?

Wilh. Friedrich: Nicht das mindeste. Ich halte das Buch Conradis für ein hochmoralisches seiner Tendenz nach.

Staatsanw: Wie ist es denn mit der Zeit des Erscheinens der drei Werke. Wann erschienen dieselben?

Präs.: Wissen Sie das noch, Herr Friedrich?

Wilh. Friedrich: Da muß ich erst die Geschäftsbücher einsehen.

Staatsanw.: Bezüglich des Romans „Adam Mensch“ geben wohl die Versandtbücher Aufschluß.

Präs.: Und die andern beiden Romane?

Staatsanw.: Der „Dämon des Neides“ erschien am 22. Januar 1889.

Wilh. Friedrich: Wird wahrscheinlich so sein.

Staatsanw.: Die „Alten und die Jungen“ am 2. September 1889; Herr Alberti weiß das wohl?

Alberti: Ich kümmere mich um das Geschäftliche garnicht und weiß das nicht.

Staatsanw.: Es ist schon früher bestätigt worden.

Präs.: Es sollen also am 2. September 1889, wie der Herr Staatswalt sagt, die ersten Exemplare von Albertis „Alten und Jungen“ zur Versendung gekommen sein. Nun, das würden Sie wohl in Ihren Büchern nachsehen können, Herr Friedrich.

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Staatsanw.: Die Feststellung über die Erscheinungszeit ist bereits im ersten gerichtlichen Protokoll enthalten.

Präs.: Nach dem, was damals Herr Friedrich sagte, soll der Roman „Adam Mensch“ im April 1889 erschienen sein. Stimmt das auch?

Wilh. Friedrich: Jawohl.

Die Zeugen Alfred Cohn und Buchdruckereibesitzer Schlieder werden nur bezüglich der Frage vernommen, ob Friedrich das Conradische Manuskript gelesen habe oder nicht und ob Conradis Schrift leicht oder schwer lesbar sei.

Darauf erfolgt Ausschluß der Öffentlichkeit, während dessen die inkriminierten Stellen aus „Adam Mensch“ und „Dämon des Neides“ verlesen werden.

Um 1 Uhr mittags wird die Verhandlung vertagt und um $3^1/_4$ Uhr wieder aufgenommen, zunächst wieder bei geschlossenen Thüren. Aus den „Alten und Jungen“ werden die inkriminierten Stellen verlesen, ferner eine Reihe von Stellen, deren Verlesung die Verteidigung Albertis beantragt hat, um den ethischen Charakter des Buches zu kennzeichnen.

Um $^{3}/_{4}5$ Uhr wird die Öffentlichkeit wieder hergestellt. Zeuge Werner wird zuerst vernommen, um zu bekunden, ob Friedrich die drei Manuskripte gelesen habe.

Präs.: Ich bitte nun als Zeugen Herrn Merian; doch wollen wir zuvor noch zur Verlesung des Korrespondenz Conradis mit Herrn Friedrich schreiten. Herr Friedrich, Sie hatten beantragt, die Briefe Conradis zur Verlesung zu bringen?

Wilh. Friedrich: Jawohl.

(Folgt abermalige Verlesung der Korrespondenz.)

R. Zehme: Ich bitte um Verlesung eines Briefes Conradis vom 17. Juli 1888 an Herrn Friedrich!

Präs. (verliest): Sie wünschen nichts weiter, Herr Staatsanwalt?

Staatsanw.: Ich bitte um Verlesung des Schreibens von Walloth.

Präs. (verliest ein undatiertes Schreiben und ferner Zuschriften Walloths an Friedrich vom 10. November 1888, Umschlag 17, und 16. Dezember 1888).

Staatsanw.: Ich möchte nun keine weiteren Anträge mehr stellen.

Walloth: Übrigens habe ich noch eine Karte abzugeben, die sich auf eine Stelle aus meinem Briefe bezieht, wo Amyntor sagt, wenn ich anständiger schriebe, würde ich große Erfolge erzielen. Das ist aber nur so ein Schriftstellerausdruck.

Präs.: Haben Sie sie mit? Geben Sie her.

Walloth: Ja hier. Doch bezieht sie sich auf den historischen Roman „Der Gladiator", nicht auf den „Dämon".

Präs.: Dann brauchen wir sie nicht.

Walloth: Ich wollte nur beweisen, daß das, was Amyntor mir anrät, sich auf den „Gladiator" bezieht, nicht auf den „Dämon".

Präs. verliest eine Zuschrift vom 15. Oktober 1888 von Gerhard von Amyntor, ferner einen vierseitenlangen Brief Albertis vom 10. Juli 1889, in dem die letzten 4 Zeilen beanstandet sind.

Alberti (fällt ein): Mein Verleger macht mich aufmerksam, daß ich ihm einen Brief geschrieben habe, in dem ich mich über die Tendenz meines Buches ausspreche und ihm sage, er solle nicht besorgt sein und habe nichts vom Gericht zu befürchten. Dieser Brief muß sich bei den beschlagnahmten Korrespondenzen befinden.

Präs.: Glauben Sie, daß er etwas Wesentliches enthält?

Alberti: Ich behaupte, ihn an demselben Tage geschrieben zu haben, wo die Beschlagnahme eintraf.

Präs.: Wo ist der Brief?

Alberti: Ich weiß es nicht.

R. Broda: Wir brauchen ihn nicht.

Alberti: Herr Staatsanwalt, wieviel Briefe haben Sie von mir beschlagnahmt? Ich glaube, es sind über 200?

Staatsanw.: Ich habe alles da.

Alberti: Es ist doch merkwürdig, daß der Staatsanwalt unter zwei bis dreihundert Briefen nicht mehr Anklagematerial gefunden hat. Und selbst dieser Brief —

Präs.: Sie antizipieren, Angeklagter. Das ist Sache des Plaidoyers.

Alberti: Ich bin allerdings in den juristischen Formen nicht bewandert und bitte daher um Verzeihung; ich habe niemals die Ehre gehabt, vor einem Gericht zu erscheinen.

Präs.: Herr Merian soll kommen.

(Zeuge erscheint und wird vereidigt.)

Präs.: Sie sind auf Veranlassung des Herrn Friedrich vorgeladen. Kennen Sie die Friedrichschen Verhältnisse und seine geschäftlichen Beziehungen zu den einzelnen Schriftstellern, insbesondere die bezüglich Conradis?

Zeuge Merian: Ja gewiß, einigermaßen wenigstens.

Präs.: Es handelt sich um das Buch „Adam Mensch". Haben Sie Conradi gekannt?

Merian: Ja.

Präs.: Haben Sie dessen Beziehungen zu Herrn Friedrich gekannt?

Merian: Ziemlich.

Präs.: In welcher Weise ist das Manuskript zu „Adam Mensch" denn in die Hände des Herrn Friedrich gekommen? Wissen Sie das?

Merian: Das kann ich nicht direkt wissen, da ich mit Conradi über das Manuskript speziell nicht gesprochen habe.

Präs.: Niemals?

Merian: Nein, über das Manuskript speziell nicht.

Präs.: Aber über sein Werk?

Merian: Ja, sogar viel.

Präs.: Über das Manuskript nicht?

Merian: Nein; nur über das Werk!

Präs.: Das erste Manuskript soll noch einmal umgearbeitet worden sein?

Merian: Das weiß ich.

Präs.: Von wem? Von Conradi selbst?

Merian: Ja, von ihm selbst.

Präs.: Hat er Ihnen gesagt, warum?

Merian: Hauptsächlich war es wohl zu lang gewesen; auch glaubte Herr Friedrich, daß Conradi irgendwelche Personen, die ihm bekannt waren, darin abkonterfeit habe, daß es sich also um einen sogenannten Modellroman handle. Conradi aber bestritt dies und war sehr ärgerlich über Herrn Friedrich, weil ihm eine Umarbeitung zugemutet wurde.

Präs.: Wissen Sie, ob Conradi sein Manuskript ganz oder teilweise umgearbeitet hat?

Merian: Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er den „Adam Mensch", der ihm sehr am Herzen lag, noch einmal, und wahrscheinlich gründlich umgearbeitet, Herrn Friedrich zum Verlag angeboten hat. Ich weiß auch, daß er sehr bös über die Sache war und sehr ungern davon sprach. Conradi wußte, daß, was er schrieb, recht geschrieben war, und deshalb eben war er über die an seiner Arbeit gemachten Ausstellungen sehr wütend. Näheres über das Manuskript selber, ob es da war oder nicht da war, haben wir nicht gesprochen, das war mir so ziemlich gleichgültig.

Präs.: Hat Ihnen Conradi mitgeteilt, daß, und in welcher Weise er das Manuskript umgearbeitet hat?

Merian: Nein. Darüber hatten wir keine Veranlassung zu reden. Wir sprachen nur über den Roman an sich, seinen künstlerischen Wert, seine Tendenz. An welcher Stelle er hinzugesetzt oder fortgelassen hatte, daüber sprachen wir nicht.

Präs.: Haben Sie mit Herrn Friedrich über dieses Verhältnis gesprochen?

Merian: Ja, warum sollte ich nicht?

Präs.: Ich frage eben.

Merian: Ja gewiß, wir sprachen davon.

Präs.: Nun was denn?

Merian: Ich weiß nur, daß mir Herr Friedrich sagte, dies oder das passe ihm nicht, zum Beispiel das Vorwort; auch werde der Roman zu lang.

Präs.: Hat Ihnen Herr Friedrich nichts Näheres gesagt, warum er den Roman beanstandete?

Merian: Nein.

Präs.: Hat er Ihnen davon gesprochen, ob er das zweite Manuskript gelesen hat?

Merian: Niemals. Ich glaube auch nicht, daß er es gelesen.

Präs.: Warum?

Merian: Weil er niemals Manuskripte liest.

Präs.: Hat er es vielleicht lesen und sich ein Referat geben lassen? Etwa weil er vielleicht selbst nicht Zeit hatte?

Merian: Das kann ich nicht bestimmt sagen, glaube es aber nicht. Herr Friedrichs Geschäftspraxis ist ganz anders. Er nimmt nur Manuskripte von Autoren an, die er persönlich kennt, oder deren künstlerische Befähigung und Tendenzen ihm im Voraus bekannt sind.

Präs.: Haben Sie mit Conradi davon gesprochen, daß sein „Adam Mensch" Stellen enthalte, die bedenklich erscheinen könnten?

Merian: Wir haben allerdings davon gesprochen, aber, offen gestanden, vor der Inkrimination nicht. Weder er noch ich hätten uns im Traume einfallen lassen, daß das Buch inkriminiert werden könnte. Wir haben wohl Verschiedenes über die bewußten Stellen gesprochen, aber, wie gesagt, erst nach der Inkrimination. Conradi selbst war der festen Meinung, daß er mit seinem Buche ein absolut sittliches Werk geschaffen habe. Er wollte erstens ein Kulturbild geben und, zweitens, ethische und psychologische Fragen in Romanform behandeln. Wahrscheinlich ist dem Herrn das Buch jetzt bekannt, und ich bitte Sie, Näheres zu fragen, wenn Sie über einzelne Stellen vielleicht genauere Auskunft wünschen.

Präs.: Nicht nötig, wir wünschen nur zu wissen, ob darüber gesprochen worden ist, bevor das Buch hinausging, ob das Werk möglicherweise als ein solches erachtet werden könnte, welches wenigstens unsittliche Stellen enthalte.

Merian: Darüber konnten wir, bevor das Buch hinausging, nicht sprechen und nachdem es in der Welt war, konnten wir es auch nicht; da wie beide das ganze Buch für ein durchaus sittliches hielten, vorher und nachher. Ich kann Ihnen übrigens sagen, daß Conradi die Anklage sehr schwer empfand. Namentlich, daß ihm Gotteslästerung vorgeworfen wurde, das hat ihn eigentlich ins Herz getroffen. Da er heute nicht mehr selber vor Ihnen erscheinen kann, so fühle ich mich verpflichtet Ihnen das zu sagen.

Präs.: Darüber wollte ich Sie eben fragen. Eine Stelle ist hier von der Anklage herangezogen worden; aber Sie meinen, daß Conradi nicht eine Gotteslästerung oder Religionsschmähung damit gewollt hat?

Merian: Nein! Garnicht! Nicht im geringsten! Ich weiß ja, daß ich, als ich die Stelle las, selber darüber gestolpert bin, wie jeder Mensch; Ich erkannte aber sofort, daß Conradi dieses Wort nur aus einem Mitleidsaffekt heraus gebraucht haben konnte. Er wollte Mitleid mit dem Leiden Christi erwecken. Nachher habe ich mit Conradi speziell darüber gesprochen und ihn gefragt, ob er nicht ein anderes Wort hätte wählen können, das ebenso den Dienst gethan haben würde. Conradi, in seiner eigentümlichen Art sagte: nein, er bestehe auf dem Worte, die Situation erfordere es. Da uns heutzutage das Gefühl für das Leiden Christi durch die Behandlung des Stoffes in Kirche und Schule abhanden gekommen und durch die

zahlreichen Darstellungen des gekreuzigten Erlösers abgestumpft worden, seien wir nicht mehr imstande, bei der Vorstellung vom Leiden Christi, die ganze Tiefe dieses Leidens mitzufühlen. Darum, sagte er, habe er ein Wort gewählt, bei welchem jeder Mensch, auch wenn er nicht mehr christlich fühlt, sofort sich empört, und dadurch die ganze Tiefe des Leidens Christi wieder mit empfindet. Dies war seine psychologische Motivierung dieses Ausdrucks. Ich weiß, daß Conradi um alles in der Welt, die Gestalt Christi nicht in ein ungünstiges Licht hätte stellen wollen. Conradi dachte über die Person Christi nicht wie etwa ein Heinrich Heine in seinem Romancero. Ich weiß ferner, daß Conradi gerade damals mit dem Plan zu einem Werke über Christus beschäftigt war, und zwar sollte darin, wie er mir mitteilte, die Person Christi nicht beschimpft werden, ganz im Gegenteil. Er hat diesen Plan, wie so viele anderen, mit ins Grab genommen und steht nun vor einem höheren Richter.

Rechtsanw. Zehme: Ist Ihnen aus Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit bekannt, daß feste Verträge zwischen einem Verleger und seinen Autoren bestehen, und daß Verleger Manuskripte ungelesen in die Druckerei geben?

Merian: Derartige Fälle habe ich selbst gehabt; so veröffentlichte ich bei Reinhold Werther ein Werkchen, wo ich teilweise selbst das Manuskript in die Druckerei trug, teilweise der Drucker es selbst bei mir abholte. Der Verleger hat es zuvor garnicht gesehen. Ein anderer Fall, daß das Manuskript ungelesen in die Druckerei wanderte, passierte mir ferner unlängst bei einem Verleger, der sonst die Manuskripte mit peinlicher Sorgfalt zu prüfen pflegt, bei Carl Reißner. Solche Fälle kommen sehr häufig vor. Ebenso sind die sogenannten festen Verträge bei einzelnen Verlegern gebräuchlich, und ich glaube sogar, daß sich Buchhandel und Autoren besser stünden, wenn sie die Regel wären.

Präs.: Nun möcht ich Herrn Dr. Kleinpaul bitten.

Präs.: Sie wohnen in Leipzig?

Sachverst.: Ja. Leipzig-Gohlis.

Präs.: Wie alt sind Sie?

Sachverst.: 45 Jahre.

Präs.: Evangelisch?

Sachverst.: Evangelisch.

Präs.: Sie sind von Herrn Friedrich genannt als Sachverständiger bezüglich des Inhalts der inkriminierten Schrift „Adam Mensch", nur um über diese allein ein Urteil abzugeben. Das Gericht geht in seiner Beurteilung von dem Standpunkte aus, daß sie unsittlich sei oder insbesondere sich als der dichterischen Intuition fremd charakterisiere. Wollen Sie sich über die Frage

verbreiten. Ich nehme an, Sie haben den Roman „Adam Mensch" ganz gelesen?

Sachverst.: Ja.

Präs.: Also bitte.

Dr. Kleinpaul: Sie wollen mir die Ehre anthun, Herr Präsident, ein Gutachten von mir zu verlangen über den unsittlichen resp. unkünstlerischen Charakter und Inhalt des genannten Romans. Da ich mich auf eine ganz spezielle Kritik hier nicht wohl einlassen kann, so erlaube ich mir, einzelne allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen, die hoffentlich dem hohen Gerichtshof nützlich sein werden zur Beurteilung dieser immerhin ziemlich komplizierten Frage. Vorher denke ich jedoch speziell auf einen isolierten Punkt, der zur Sprache kam, einzugehen, nämlich auf die Wahl des fatalen, angeblich gotteslästerlichen Ausdruckes .....

In der Beurteilung resp. Verurteilung einzelner Ausdrücke, die dem Publikum befremdlich erscheinen und vielleicht anstößig sind, ist äußerste Vorsicht nötig, denn es kommt außerordentlich häufig vor, daß dieselben landschaftlich wechseln, daß sie landschaftlich an Wert und Klang verlieren. Ganz beiläufig will ich da bemerken, daß in Bayern nach dem sehr bekannten Schmellerschen Wörterbuch „verrecken" soviel wie „vollstrecken, verzichten" heißt. „So soll er auch verrecken was er zu thun sich vermaß." Anderseits kommt es sehr häufig vor, daß die Ausdrücke mit der Zeit an Wert abnehmen, und die besten, edelsten Bezeichnungen im Munde des Volkes degradiert werden. Das ist Pessimismus der Sprache. Tausend Beispiele könnte ich anführen; z. B. das Wort Mätresse. In Frankreich ist es noch „Herrin", bei uns entschieden anrüchig. Das Wort Schalk, an sich nichts weiter als Knecht, hat den Sinn von Schelm bekommen. Das Wort Bube, selbst das Wort Knabe, englisch knave, ist ein Herabkömmling. — Zu diesen Ausdrücken gehört das Wort ..... selbst. Es ist unzweifelhaft, daß dasselbe noch vor zwei Jahrhunderten, ja, noch vor einem, nichts weiter als sterben und verenden in ganz unverächtlichem Sinne bedeutet hat. Ich habe eine Stelle von Andreas Tscherning, einem Dichter des 17. Jahrhunderts notiert, der den Ausdruck braucht: „die Frömmigkeit verreckt".

Opitz, ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert, schreibt: „die deutsche Redlichkeit, so jetzt verrecken will", „die graue Treue verreckt", d. i. schwindet hin. Ja, ich kann noch Jean Paul anführen, der sagt: „im Winter sehen die fruchttragenden Bäume aus, wie die verreckten", d. h. die abgestorbenen.

Dem Worte ist es eben ähnlich gegangen, wie dem einfachen Worte recken. Nach der Aussage aller Etymologen bedeutet verrecken: „die Glieder

starr ausreckend verenden". Es liegt also schon in der Etymologie durchaus nichts, was etwas Verächtliches ausdrückte. Es ist gewissermaßen nur die letzte Zuckung eines verendenden animalischen Wesens. Das Wort recken war im Mittelalter und ist zum Teil jetzt noch, in Süddeutschland, viel gewöhnlicher, als bei uns. Es ist bei uns auch nicht gerade vollständig anstößig, aber es hat einen harten Klang. Es kommt z. B. in der Bibel außerordentlich häufig vor. In der Bibel heißt es von Gott, daß er seine Hand ausreckt, seinen Finger ausreckt; demnach heißt es noch bei Arndt: „und Gott den Finger recken sehen". Besonders in gehobener Sprache wird so gesprochen; uns klingt es hart und anstößig. Nun kam aber hinzu, daß im Mittelalter recken ein Ausdruck der weiland Justiz war; es war ein Terminus, der so viel wie „foltern" bedeutete, und zwar als ein völlig gebräuchlicher Terminus, der sich selbst bei Luther findet. „Ins Gefängnis gesetzt, gestreckt und gereckt"; es war außerdem ein Terminus der mittelalterlichen Leichenbesorgung und ist es zum Teil heute noch. Der Tote wurde gereckt; daher ausgereckte Glieder soviel wie „Totengebeine". Bei Goethe ist das noch erhalten, indem er, ich glaube im Faust, sagt: „wir legen noch ein gültig Zeugnis nieder, daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder in Padua an heilger Stätte ruhn". Dieser Ausdruck soll nichts weiter heißen, als: die toten Glieder. In dem Sinne recken, das heißt foltern ist das Wort ausdrücklich sogar auf Christus und den sterbenden Erlöser selbst angewendet worden. In dem „geistlichen Himmelsglöcklein von 1685" — ich habe die Stelle selbst nicht gefunden, aber in Schmellers berühmtem Wörterbuch ist sie enthalten — steht folgende Stelle, die sich nur auf Christus beziehen kann. Sie heißt: „Der Manchen hat vom Tod erweckt, der lieget hie vom Tod gereckt", was unbedingt nichts anderes bedeutet, als „zu Tode gemartert". Es ist ein Ausdruck, wie sie in alten Kirchenliedern ja außerordentlich häufig vorkommen. Z. B. in einer bekannten Litanei: „Maria zart, dein Sohn verrart am Kreuz sein heilig Blute". In mittelalterlichen Gesängen und Passionsliedern sind eben dergleichen Derbheiten gar nichts Seltenes.

Wenn es nun Thatsache ist, daß in dem Roman Conradis durchaus keine irreligiöse oder antichristliche Tendenz vorherrscht, muß der Leser geradezu überrascht sein von einem Ausdruck, von dem er nicht weiß, wie der Verfasser zu ihm gekommen ist. Man kann nach der psychologischen Ursache fragen und sagen, der Ausdruck ist dem Verfasser in die Feder gekommen. Der Herr Staatsanwalt wird freilich antworten, Conradi lebte ja im neunzehnten, nicht mehr in den früheren Jahrhunderten, da hat ja das Wort eine andere Bedeutung gewonnen! — Ich kann darauf nur ent-

gegnen, daß Schriftsteller und Dichter häufig Archaismen und seltene Ausdrücke hervorholen und mit Absicht anwenden, um der Rede eine gewisse Kraft zu verleihen, die auch, wenn mit Glück verwendet, den erwünschten Effekt haben. Ich will damit nicht sagen, daß diese Wahl nicht zu anstößig für das moderne Sprachgefühl wäre, um sie als glücklich bezeichnen zu können. Ich will jedoch die psychologische Seite der Sache hervorheben und fragen, wie der Mann, der nach Allem keinen Grund hatte, Christus zu verhöhnen oder zu verspotten, auf den Ausdruck gekommen sein mag. Da ist es denn nicht unmöglich, daß ihn ein solches altes Kirchenlied dazu veranlaßt habe; denn es ist nicht die einzige Stelle, die ich anführte, wo das Recken von Christus und seiner Marter vorkommt; Ähnliches erscheint auch in dem bekannten Paul Gerhardschen Liede; bei den Mystikern ferner habe ich es gefunden und sage: es ist möglich, daß Conradi einen solchen Ausdruck im Sinne gehabt hat und ihn unwillkürlich anwandte, daß er damit nichts anderes hat sagen wollen, als daß Christus den Martertod am Kreuz erlitt, unter besonderer Beziehung auf das alte Foltern. Hochgeehrte Herren, Conradi ist inzwischen verstorben, er steht jetzt vor einem höheren Richter. Nun, dem Toten zu Liebe will ich annehmen, weil es in der That annehmbar ist, daß ihm infolge einer solchen Ideenassociation vielleicht ein Archaismus in die Feder gekommen sei.

Präs.: Von Ihrem Standpunkt als Schriftsteller frage ich Sie, sind die inkriminierten Stellen als unzüchtig aufzufassen?

Dr. Kleinpaul: Mich leitet bei der Beantwortung dieser Frage folgende Erwägung. Sieht man sich den Standpunkt, welchen die Menschen den geschlechtlichen Ausdrücken, Obscönitäten und Zoten gegenüber einnehmen, näher an, so findet sich, daß derselbe nach Zeit und Ort, nach Kulturstufe und Stand außerordentlich verschieden ist. Es klingt uns heute Vieles obscön, was es unsern Vorfahren durchaus nicht gewesen ist und in England Vieles unanständig, woran Deutsche keinerlei Anstoß nehmen, man spricht dort nicht einmal vom Rücken und vom Bein. Ich will, um nur ein Beispiel anzuführen, das lateinische mentula nennen, welches im Augusteischen Zeitalter entschieden obscön war, indogermanisch aber nichts weniger als obscön ist. In den Veden kommt das Wort, welches diesem entspricht, als pramanthas, Bezeichnung des Reibholzfeuerzeugs, des uralten Feuerzeugs vor, und dies wird in den Veden ausdrücklich zum Vergleich mit der Zeugung unaufhörlich herbeigezogen. In Italien wird das Wort Coglione, unser Kujon, sogar von Damen häufig in den Mund genommen, wir finden den entsprechenden Begriff äußerst unanständig. In Italien und in der höheren Gesellschaft stillen die Mütter ihre Kinder öffentlich .....

Präs.: Ich bitte Sie, sich möglichst kurz zu fassen und sich nur an Ihren Standpunkt als Schriftsteller zu halten. Haben Sie von diesem aus etwas Unzüchtiges in der Stelle Conradis gefunden?

Dr. Kleinpaul: Bei den verschiedenen Standpunkten, die die Menschen solchen Ausdrücken gegenüber einnehmen, ist es Sache des Künstlers: sich seine Leute anzusehn. Der Standpunkt ist ein dreifacher: man darf einen natürlichen, einen gesellschaftlichen und einen emanzipierten Standpunkt annehmen. Wie verhält sich also der Schriftsteller dem gegenüber? Der Schriftsteller soll meines Erachtens allen dreien gerecht werden; er soll ebenso den schamhaften Standpunkt, auf welchem das Naive zur Zote wird, wie den natürlichen, unschuldigen, kindlichen, wie den emanzipierten schildern, wenn das die Sache fordert. Es ist für das Publikum, und selbst für gebildete Leute, außerordentlich schwer, zwischen dem Schriftsteller selbst und den Personen, die derselbe in seinen Dramen auftreten läßt, einen Unterschied zu machen. Wenn z. B. Shakespeare Richard III. etwas sprechen läßt, sagen die Leute: „Shakespeare sagt das", aber dieser sagt eigentlich gar nichts, sondern läßt es sprechen; er denkt vielleicht etwas ganz Anderes dabei, ist eine Person wie Gott, der über einer Welt steht. Verantwortlich zu machen ist der Dichter für diese Welt, die er darstellt, unbedingt nicht, solange er sich ihr gegenüber objektiv verhält. Objektivität ist das Höchste, was verlangt werden kann. Alles kommt bei der Frage in Bezug auf die Unsittlichkeit der inkriminierten Romane darauf an: haben die betreffenden Schriftsteller wirklich die Absicht gehabt, ein Stück Welt, das ihnen vorgekommen ist, treu und wahrhaft zu schildern, mit anderen Worten: haben sie wirklich ein Kunstwerk schaffen wollen, oder haben sie nur die Jugend anreizen, die Leute verderben wollen, im eigentlichen Sinne also schmutzige Zwecke angestrebt. Da kann ich nun mit gutem Gewissen sagen: ich bin überzeugt, es hat keiner von allen Dreien, vor Allem nicht Conradi, eine eigentlich schmutzige Absicht gehabt. Des guten Glaubens ist er gewesen, hier ein Kunstwerk geschaffen zu haben, welches nach seiner Meinung darin bestand, die Wirklichkeit gezeichnet zu haben. Mehr kann man gewissermaßen nicht von ihm verlangen, kann auch nicht sagen, daß er verderblich dadurch gewirkt hätte. Viel eher könnte man das von einer Menge Zeitschriften, wie den sog. Wiener Karikaturen sagen, die entschieden meines Erachtens verderblich wirken. Diese haben die ausgesprochene Absicht, zu reizen, dies aber hat Conradis Roman entschieden nicht gethan! Im Gegenteil, ich möchte sagen, es geht ein schwermütiger, unglücklicher Ton und Zug durch den Roman, daß man sich nicht einmal selbst befriedigt fühlt in seiner Darstellung. Ich halte den Roman nicht gerade für ein großes Kunstwerk, aber doch für ein Kunstwerk. Der Zweck des Buches war ein

idealer und künstlerischer. Ich will nicht gerade sagen, es war der, den Menschen Moral beizubringen, aber es wurde doch auch nichts Unmoralisches darin gewollt, der Verfasser wollte nicht die Jugend zum Laster anreizen, sondern nur Menschen aller Stände schildern. So lange kein Gesetz existiert, wonach gewisse Stände und Menschenklassen von der künstlerischen Darstellung überhaupt ausgeschlossen sein sollen, muß sie der Schriftsteller, wenn er sie schildert, so schildern wie sie sind. Ich finde, ein Romanschriftsteller ist nicht schuld an der Verderbnis seiner Zeit, sondern umgekehrt, die Zeit ist schuld an der Verderbtheit seiner Schilderungen. Wenn solche Menschen auftreten, wie dieser Adam Mensch mit seinen drei Frauengestalten, da ist nicht Conradi als Verfasser anzuklagen, sondern das Traurige ist eben, daß es solche Existenzen giebt, jetzt, in der Welt, die vorliegt! Er würde nicht auf die Idee des Romans gekommen sein, hätte er nicht das Modell dazu gefunden. Sicherlich ist es zu bedauern, wenn ein Romanschriftsteller wie Conradi sich mit Vorliebe dergleichen schlüpferige und häßliche Süjets aussucht, aber man kann mit ihm nicht gerade rechten darüber; es dünkt mich wohl schöner, eine Alpenlandschaft im Bilde zu sehen als einen Sumpf, aber ein Sumpf kann ebenso gut ein Bild sein, eine Heldengestalt hat etwas erhebendes, aber ein Trunkenbold, ein Verbrecher kann auch gemalt werden, ein zerrissener Stiefel ist auch ein Bild. Der Realismus ist eine Weltbewegung; nicht bloß in dem Schriftstellerwesen, sondern auch in der Musik, in der Malerei, im Zeitgeist macht er beständige Fortschritte. Wenn man nur Augen dafür hat! Man kann es bedauern, daß ein talentvoller Schriftsteller sich gerade mit solchen Dingen abgiebt, sie zum Vorbilde nimmt; wenn er es aber mit derselben Treue thut, wie ein Spiegel die vorüberziehenden Figuren aufnimmt, wenn er objektiv darüber steht, wenn er, von sich ausgehend, als ein Philosoph, mit Ernst und mit Würde spricht, finde ich, hat er Alles gethan!

Präs.: Also ist Alles subjektiv? Ich verstehe nicht, man kann also Alles schildern?

Dr. Kleinpaul: Ja!

Präs.: Alles Obscöne also, das Schmutzigste, Gemeinste darf ich sonach darstellen? Und das gilt im Allgemeinen nicht von der vorliegenden Schrift allein? Wenn nur der Betreffende malt, ohne den Dolus zu haben, etwas Unzüchtiges malen zu wollen, wenn er nur sagt, solchen Schmutz habe ich gesehen und gefühlt; das kann ich also schildern, und wenn es auch noch so sehr geeignet wäre, das sittliche Gefühl eines Menschen zu berühren? Es wäre also zulässig, dies in die Welt zu schreiben? Wenn man nur die Idee hat, einen andern damit belehren, bessern zu können?

Dr. Kleinpaul: Ja, ja. Ich halte dafür. Er muß nur objektiv dabei bleiben.

Präs.: Also objektiv?

Dr. Kleinpaul: Der Darstellende darf selbst keine Freude daran empfinden noch Lust; er muß unempfindlich sein!

Präs.: Würden Sie also zulässig finden, ein Werk zu malen, so groß wie diese Wand, worauf ein paar über alle Begriffe unanständige, zotige Sachen dargestellt werden, bloß wenn der andere sagt, es ginge so zu in der Welt? Das habe er gesehen, das habe der und der erlebt? Ist das zulässig?

Dr. Kleinpaul: Ja.

Präs.: Ich will nur die Konsequenzen wissen.

Dr. Kleinpaul: Ja, ja, ich muß allerdings einwenden, es muß künstlerische Form darin sein.

Präs.: Das ist meine Voraussetzung; wenn Jemand es eben erlebt hätte!

Dr. Kleinpaul: So würde es kulturhistorisch unbedingt einen Wert haben, wenn man vielleicht nach tausend Jahren sagen könnte: damals ist es so gewesen. Man denke an Pompeji! Freilich handelt es sich dabei um eine sehr gefährliche Sache, die natürlich nur für ernste und wissenschaftliche Männer würde bestimmt sein können.

Präs.: Ich schreibe aber nicht bloß Romane für die gescheidten und alten Leute! Ein Roman geht doch hinaus in die Welt.

Dr. Kleinpaul: Das gebe ich zu. Man beschränke den Leserkreis.

Präs.: Ich will bloß wissen, ob ich Sie recht verstehe, ob in der Theorie, die Sie aufstellten, diese Konsequenzen auch gezogen werden können.

Dr. Kleinpaul: Ich muß dabei bleiben, daß es etwas Wertvolles ist, wenn der betreffende Schriftsteller oder Künstler, mag es sein was es will, die Welt wahrhaft und mit künstlerischem Sinn auffaßt, das heißt, wenn er ohne irgendwelchen Sinnenkitzel, der Wahrheit zu Liebe das darstellt, was er sieht. Das muß einen positiven Wert haben.

Präs.: Ich bitte nur um ein einfaches Ja oder Nein. Ich möchte wissen, ob Sie die Stellen, die hier verlesen worden sind, auf Antrag der Staatsanwaltschaft, ob Sie diese Stellen als Stellen betrachten, die über die dichterische Lizenz nicht hinausgehen, sondern dem Schriftsteller nach Ihren Begriffen vom ästhetischen Standpunkte aus gestattet sind?

Dr. Kleinpaul: O ja; das muß ich bejahen.

Staatsanw.: Ich bitte den Begriff noch näher zu fixieren. Sie sagen, das Wesen der Kunst sei erschöpft, wenn sie die Natur getreu reproduziert?

Dr. Kleinpaul: Es muß dem Künstler gestattet sein, das zu thun. Aber als Künstler hat er den Stoff zu gestalten und die Thatsachen zu gruppieren.

Präs.: Herr Rechtsanwalt Zehme hat vielleicht noch eine Frage an den Herrn Sachverständigen zu richten?

R. Zehme: Ist Ihnen bekannt, daß bei größeren Verlegern und Schriftstellern Manuskripte nicht gelesen zu werden pflegen?

Dr. Kleinpaul: Jawohl. Bei meinem Prachtwerk „Rom" z. B. ist zwar die erste Lieferung von den Herren Schmidt und Günther gelesen worden, aber das Manuskript, welches ich darauf weiter zu dem Verleger gebracht habe, ist niemals mehr gelesen worden. Bei einem ganz unbekannten Schriftsteller natürlich ist dies notwendig; da muß das Manuskript von dem Verleger oder von einer Vertrauensperson gelesen werden. Wie soll überhaupt ein Verleger ein Werk immer selber lesen, von dem er bisweilen gar nichts versteht?

Alberti: Und ich möchte nur den Herrn Sachverständigen fragen, ob nicht ein Mißverständnis zwischen ihm und dem Herrn Vorsitzenden obwaltet. Ich erlaube mir Ihre Gymnasialreminiscenzen aufzufrischen. Wir haben doch alle in Prima den Laokoon gelesen. Lessing schrieb ihn ja doch gerade, um nachzuweisen, wo die Grenze zwischen Malerei und Dichtkunst liegt, und da weist denn Lessing nach, daß sich der Dichter noch sehr viel mehr herausnehmen darf als der Maler.

Präs.: Sie haben die ganze Frage, die ich an Herrn Dr. Kleinpaul richtete, nicht richtig aufgefaßt. Ich habe gefragt, ob die Konsequenzen, die ich aus Herrn Dr. Kleinpauls Darlegungen zu ziehen glaube, solche seien, welche auch nach Dr. Kleinpauls Standpunkt gezogen werden dürfen. Was Sie da sagen, hat hier keinen Einfluß.

Alberti: Dann muß ich um Entschuldigung bitten.

Präs.: Herr Professor Seydel, wollen Sie die Güte haben?

(Professor Seydel als vom Staatsanwalt noch zugezogener Sachverständiger erscheint.)

Staatsanw.: Ich verzichte auf das Gutachten des Herrn Professor. Ich erwartete lediglich ein Gutachten von ästhetischem Wert und Standpunkt über das Buch, das ist aber nicht gegeben worden. Ich würde jedenfalls den Sachverständigen nicht danach befragen, ob er das fragliche Buch für unzüchtig hielte; diese Frage kann nur das Gericht entscheiden.

Präs.: Haben Sie ein Interesse an der Vernehmung des Herrn Professor Seydel, Herr Rechtsanwalt Zehme?

Rechtsanw. Zehme: Nein.

Präs.: Bevor ich dem Herrn Staatsanwalt das Wort gebe, möchte ich fragen, ob Herr Friedrich noch etwas zu beantragen hat?

Wilh. Friedrich: Nein.

Präs.: Oder Sie, Herr Walloth?

Walloth: Nein.

Präs.: Herr Sittenfeld?

Alberti: Nein.

Staatsanw.: Meine Herren! Es wird hier zu erörtern sein, ob die zum Verlag gebrachten heute hier behandelten Romane als unzüchtig im Sinne des § 184 des Reichsstrafgesetzbuches zu erachten seien. Eine unzüchtige Schrift ist nach reichsgerichtlichem Erkenntnis eine solche, die das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzt und zwar in geschlechtlicher Beziehung. Man hat gegen diese Definition den Einwurf erhoben, sie enthalte den relativen Begriff gröblich, ich bin aber der Meinung, daß gerade der Wert dieser Rechtsprechung des Reichsgerichts darin liegt, einen Fingerzeig für das richterliche Ermessen gegeben zu haben, dessen dasselbe unbedingt bedarf. Bevor ich auf die thatsächliche Erörterung eingehe, gestatten Sie mir, zuvor zwei Fragen ans Licht zu ziehen. Einmal ist bereits die Rede davon gewesen, daß es sich mit der heutigen Verhandlung um einen Angriff gegen den Realismus handle. Diese Behauptung ist absurd! Ich würde es für unnötig halten, darüber ein Wort zu verlieren, da aber heute alles gedruckt wird was man spricht, so möchte ich mich davor verwahren. Ich möchte auch zu meiner Schande gestehen, daß ich bis zum Tage des Eingangs der Denunziation keinen der drei Romane, über die hier verhandelt wird, gekannt habe. Also nicht darum handelt es sich, gegen den Realismus einen Schlag zu thun, sondern um die rein juristische Prüfung, ob hier nicht realistische, sondern unzüchtige Schriften vorliegen. Zweitens muß ich mit Energie ein Schlagwort zurückweisen, welches hier hereingebracht worden ist, nämlich das Schlagwort „Kunst und Strafgesetz!" Meine Herren, das ist eine meines Erachtens völlig unrichtige und mir völlig mißverständliche Fragestellung! Ich könnte damit beginnen, daß behauptet worden ist, Künstler und Kunstwerk stehen überhaupt nicht unter dem Strafgesetz. Gegen eine derartige Auffassung muß ich mich energisch aussprechen. In Deutschland steht allein der Souverain über dem Gesetz; jeder Staubgeborne hat sich dem zu fügen, was durch Gesetz festgestellt ist, und kein Kunstwerk, sei es auch noch so groß, wird sich dem Gesetz entziehen können, wenn es Punkte bietet, die das Gesetz verurteilt! Also es wird sich der Künstler bescheiden müssen, daß er von uns in seinen Werken dahin geprüft wird, ob er die Grenzen überschritten hat, die ihn von dem Strafgesetz trennen. Nun ist

aber in jenem Schlagwort ein Gedanke ausgesprochen worden, dem eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Die Seele der Kunst soll seit Jahrtausenden die Liebe gewesen sein, die Liebe in ihren verschiedenen Beziehungen, und aus ihr hat der Künstler stets die größte Anregung empfangen. Daß diese Anregung auch in den Produkten seines Schaffens stets erscheint, meine Herren, kein Vernünftiger wird sich dieser Überzeugung entziehen, Keiner! Aber, meine Herren, was ist denn nun dasjenige, was ein unter diesem Standpunkt zu stehen kommendes Produkt von der Anwendbarkeit des Strafgesetzes trennt? Es ist der der Kunst immanente Begriff des Strebens nach dem Schönen!

Dieses Streben, die Handlung unter diesem Gesichtspunkte, ist dasjenige, was den Stoff, den der Künstler zu seinen Werken wählt, selbst dann veredeln kann, wenn dieser zunächst auch nur aus dem Staube, dem Gemeinen schafft. Das Prototyp ist die Leda mit dem Schwan! An den vielen künstlerischen Darstellungen, die seit Jahrtausenden dieser künstlerischen Idee gewidmet worden sind, werden wir vorübergegangen sein, weil die ganze Darstellungsweise derart veredelt ist, daß wir nur vom Schönen überwältigt werden. Aber es giebt auch zwei Darstellungen aus der Antike davon, die mir zufällig bei einem anderen hiesigen Prozeß bekannt geworden sind — wenn diese allerdings verbreitet würden, würde jeder deutsche Staatsanwalt pflichtwidrig handeln, wenn er nicht dagegen aufträte! Nach diesen prinzipiellen Darlegungen werden wir auch im vorliegenden Falle lediglich zu prüfen haben, ob das in jenem Roman dargelegte unter dem Gesichtspunkt des Schönen veredelnd dargestellt ist oder ob Szenen da sind, die das Schamgefühl gröblich verletzen!

Ich behaupte, daß solche Stellen und zwar in einem solchen Umfange da sind, welcher dieselben strafbar erscheinen läßt, nehme aber keine Veranlassung, auf einzelne derselben einzugehen. Nur einen Vorwurf möchte ich noch zurückweisen, der erhoben ward unter dem Gesichtspunkt, daß jedenfalls, soweit ein dem Leben entnommener Vorgang objektiv wahr dargestellt wird und nicht irgend welche Zuthat subjektiver Art empfängt, unter allen Umständen eine Darstellung vorliege, welche der rechtlichen Beurteilung entzogen sei und niemals anstößig werden könne. Dafür habe ich kein Verständnis. Die Konsequenzen sind bereits meines Erachtens seitens des Herrn Vorsitzenden gezogen worden. Ich könnte hierbei noch an Goethe erinnern, welcher sagte „Und wenn ich den Mops meiner Geliebten noch so naturgetreu malte, ich hätte immer noch kein Kunstwerk, sondern höchstens zwei Möpse". Nun ist es ja aber ohne weiteres zuzugeben, daß die Tendenz der vorliegenden drei inkriminierten Romane keineswegs

die ist — was auch aus den Darlegungen des Herrn Sachverständigen herausklang — die Jugend zu verderben! Dies hat auch die Anklage schlechterdings nicht behauptet, sondern nur das, daß Stellen, die das Schamgefühl gröblich verletzen, in derartiger Anzahl über das ganze Werk verbreitet sind, daß sie um deswillen demselben eine unzüchtige Signatur geben! Demgemäß verweise ich auf das ganze Buch. Für die Beurteilung der Frage, ob jemals eine unzüchtige Stelle einem Schriftsteller entschlüpfte, der sich nichts Bedenkliches dabei dachte, und dem sie deshalb harmlos erschien, ist maßgebendes Gewicht darauf zu legen, ob die Darstellung mit einem Beiwerk versehen ist, aus welchem man weiteres schließen kann.

Für alle drei Romane, meine Herren, sind derartige Momente vorhanden! Nur andeutungsweise kann ich dies hier bemerken. Vor allen Dingen will ich im Beratungszimmer bitten, zu berücksichtigen, wie sorgfältig im Einzelnen Stellen, Kleinigkeiten wie Öffnen des Korsetts u. s. w., die für die Darstellung des Vorfalls völlig gleichgültig und nur unter dem Gesichtspunkt da sind, auf die Lüsternheit zu reflektieren, behandelt sind. Meine Herren! Ich glaube, daß ich damit über die objektive Frage genug gesagt habe. Ich kann mir weiteres vorbehalten und frage weiter: Sind diese Momente den Angeklagten, zunächst den beiden Autoren, zum Bewußtsein gekommen? Allerdings! Wenn diese Stellen völlig unbewußt den beiden Angeklagten aus der Feder geflossen sein sollten, ihnen gar nicht zum Bewußtsein gekommen wären, dann würde von der Anklage allerdings ein weiterer Beweis angetreten werden müssen.

Daß dem aber so ist, daß die Angeklagten sich ihrer Handlungen bewußt gewesen sind, entnehme ich aus den Korrespondenzen.

Meine Herren! Wenn zunächst der Angeklagte Sittenfeld seinem Verleger den Vorschlag macht, auf der Friedrichstraße in Berlin, bekanntlich der belebtesten Straße der Stadt, wo Tausende von Menschen vorbeiziehen, ein Schaufenster zu errichten, die zwanzig neuesten Bände des Friedrichschen Verlags auszulegen und die pikantesten Stellen darin aufzuschlagen, so muß ich für mich das Recht in Anspruch nehmen, aus dem Briefe herauslesen zu können, daß es Sittenfeld darum zu thun war, mehr zu erreichen, als lediglich ideale Ziele; er wollte Neugier erregen, Sensation machen, wie Conradi schrieb. Ebenso sind die verlesenen Briefe höchst charakteristisch für die Walloth'sche Korrespondenz. Dort ist ja offen ausgesprochen, daß diese ganze bis an die Grenze des Realismus gehende Waare, lediglich darauf berechnet ist, hoffentlich in einem Jahre durchzudringen. Das steht ja in der Karte! „Wir wollen es mit dem Realismus versuchen!“ Wenn das die Herren in ihrer eigenen Korrespondenz mit dem Verleger niederlegen, so

ist damit meines Erachtens unzweifelhaft das Bekenntnis gegeben worden, daß diese pikanten Stellen von ihnen zweck- und zielbewußt, auf die Menge berechnet, geschrieben worden sind und daß von einer künstlerischen Bethätigung zu sprechen, kein Recht vorhanden ist. Ich habe hiernach zu beantragen, daß die Angeklagten Walloth und Sittenfeld wegen der Verbreitung unzüchtiger Schriften nach § 184 des Reichsstrafgesetzbuches bestraft werden.

In juristischer Beziehung habe ich noch eine Bemerkung zu machen. Es ist geltend gemacht worden, die Angeklagten könnten nicht strafbar sein, weil sie die Bücher nicht vertrieben hätten. Das ist eine zu enge Interpretation. Denn wenn ich einen Wechsel fälsche und ihn mit meinem Lehrling auf die Bank schicke, würde mich darnach niemand wegen Urkundenfälschung verklagen? Es ist auch nicht bestritten worden; daß Herr Friedrich die Verbreitung der Romane gutgläubig bewirkt hat, er ist das Werkzeug der Angeklagten und diese sind daher verantwortlich. Die Rezensionsexemplare würden übrigens schon ausreichen, dem Thatbestand zu genügen. Ich wende mich nunmehr zu Conradis Buch, welches ich vor Allem unter den § 184 gestellt wissen will. Meine Herren, die Verteidigung seitens des Herrn Sachverständigen ist, mindestens als möglich, unternommen worden, daß der Schriftsteller der allerdings jetzt vor einem höheren Richter steht, beim Niederschreiben der betreffenden Stellen sich nichts dabei gedacht habe und Archaismen gebracht haben könne. Diese Verteidigung erscheint nicht stichhaltig. Wer solche Romane schreibt, beherrscht die Sprache. Wer einige zwanzig Jahre alt ist, und die Sprache so spricht, wie wir es gewohnt sind, muß als Schriftsteller mit der Bedeutung der Ausdrücke vertraut sein! Er kann sich nicht darauf berufen, ein Wort im Sinne des siebzehnten Jahrhunderts angewendet zu haben. Jean Paul gehört immerhin zu den älteren Schriftstellern und bei ihm ist das Wort verrecken immerhin nur von Bäumen gebraucht! Wir brauchen heute nicht mehr vom Menschen das Wort „verenden", nur vom Tier brauchen wir es noch, „verrecken" aber sagen wir nicht einmal mehr von einem Tiere; „meine Katze ist verreckt", sagt einer nicht einmal mehr heutzutage. Dieser Ausdruck deutet nun in dem Roman „Adam Mensch" auf das Höchste und Heiligste, was unsere Religion kennt, und vor dem muß jeder Mensch die Achtung haben, die man vor dem Heiligen haben soll. Es muß die tiefste Empörung hervorrufen, wie bei mir, so jedenfalls auch bei Anderen!

Es fragt sich nun, wie steht es mit des Verlagsbuchhändlers Friedrich strafrechtlichem Verschulden? Dieser gestand zu, er habe die Werke gutgläubig übernommen und bestritt, eine Kenntnis vom Inhalt derselben gehabt zu haben. Sowie das zweite Manuskript zu „Adam Mensch" fertig gewesen ist, hat er es in die Druckerei gegeben! Ich erkläre, daß ich die

Anklage gegen Herrn Friedrich auf § 166 des Reichsstrafgesetzbuches fallen lasse! Der Beweis ist allerdings nicht erbracht, daß Herr Friedrich von der inkriminierten Stelle des Conradischen Buches Kenntnis gehabt habe, weshalb nur Conradi nach § 166 des Strafgesetzes zu verurteilen wäre. Daß der Angeklagte Kenntnis hatte wenigstens von einem Teil der Stellen, die von uns als anstößig bezeichnet werden müssen, ist nicht zu bezweifeln, ich bitte in dieser Beziehung das Gericht, maßgebendes Gewicht auf die vorhandene Korrespondenz zu legen. Aus ihr wollen Sie ersehen, daß im Jahre 1887 oder 1888 im September konstatiert worden ist, daß das Manuskript „Adam Mensch" bereits seit über einem Jahre bei dem Verleger war und von diesem als zur Drucklegung nicht geeignet erachtet wurde. Die Gründe der Beanstandung gehen aus dem einen Brief, aus der Zeit vom 21. August (Kopierbuch) klar hervor, indem Herr Friedrich schreibt: „Conradi solle vor allen Dingen vergnügt sein, daß das Manuskript nicht dem Staatsanwalt zur Kenntnisnahme unterbreitet werde." Hierin hat Herr Friedrich Conradi zu erkennen gegeben, daß ihm rechtliche Bedenken beigekommen waren, daß, wenn er das Werk aus dem Schranke nahm und dem Staatsanwalt abliefere, Conradi ein unangenehmer Konflikt drohe. Die Bezugnahme darauf, daß Herr Friedrich sich auf die ihm von fremder Seite zu teil gewordenen Nachrichten stützte, bei Verweigerung der Drucklegung dieses Manuskriptes, muß ich diesem Briefe gegenüber zurückweisen. Daß rechtliche Bedenken bei ihm bestanden, geht aus diesem Briefe zweifellos hervor. Es ist aber ein Brief, der offenbar nach einem vorhergehenden geschrieben worden ist, denn daß Herr Friedrich nicht Veranlassung hatte, Conradi zu schreiben, von rechtlicher Seite seien Bedenken erhoben, glaube ich, nicht erst auseinandersetzen zu müssen. „Nicht weil Sie mich mit abgemalt haben, drucke ich nicht, aber Bedenken von rechtlicher Seite sprechen dagegen!" Meine Herren, die Bedenken rechtlicher Natur sind ja teilweise von dem Zeugen Cohn mitgeteilt worden. Derselbe hat vor allen Dingen auch von politischen Bedenklichkeiten gesprochen, aber doch auch erklären müssen, daß er nicht leugne, auch in sittlicher Beziehung seien Stellen von ihm angestrichen worden. Daß dem so ist, wird absolut aus dem Briefe vom 16. November 1888 bestätigt. Wenn Conradi, nachdem das zweite Manuskript von ihm fertig gestellt war und er es Herrn Friedrich überreichen wollte, schreibt: „gewisse Realismen lasse ich mir nicht nehmen" 2c., so ist dieser Brief nur absolut verständlich, wenn früher derartige Realismen beanstandet waren. Politische Realismen aber, meine Herren, sind mir unverständlich! Aus dem ganzen Gefüge des Romans können Sie entnehmen, daß es Bedenken nach § 184 des Strafgesetzes waren, die von Herrn Friedrich erhoben wurden, und ich

glaube, die Beweisführung des Staatsanwalts ist unanfechtbar, die diese Anschauung vertritt. Aber weiter! Am 16. November ist von Conradi das umgeänderte Manuskript Herrn Friedrich zur Verfügung übergeben worden; der Autor hatte es offenbar sehr eilig, denn es handelte sich um Geld, wie er schrieb; er schrieb, das Manuskript sei druckfertig und er erwarte nun sofortigen Druck.

Wenn nun am 19. November Herr Friedrich schreibt, daß er Conradi in Leipzig erwarte, so ziehe ich den Schluß, daß Conradi am nächsten Tage, nachdem er den Brief empfangen, spätestens im Comptoir war und das fertige Manuskript abgeliefert hat. Wenn es anders wäre, würde jedenfalls ein Gegenbeweis erforderlich sein! In dieser Zeit jedenfalls ist die Ablieferung erfolgt, wie aus dem Schreiben vom 6. Dezember erhellt, wo Conradi schreibt, er sei sehr betreten, daß eine abermalige Ablehnung erfolgen solle. „Bedenken Sie auch, nun soll es wieder nichts sein! Die Einleitung opfere ich." Ich glaube, aus diesem Briefe ist zu folgern, daß der Verlagsbuchhändler Friedrich sich vom Inhalt des Werkes Kenntnis verschaffte! Schon früher war der Gesichtspunkt rechtlicher Bedenken von demselben hervorgehoben worden und gewisse Stellen gelangten zur Ausmerzung, das Manuskript mußte an Umfang verloren haben. Warum sollte es jetzt nun des Umfanges halber nicht zum Druck geeignet sein? Hätte ich aber diesen Brief nicht — so wollen wir uns einmal auf den rein menschlichen Standpunkt stellen: Ein Manuskript wird beanstandet, denn es sind Stellen darin gefunden worden, die der Verleger selbst als interessant für den Staatsanwalt gefunden hat. Er giebt das Manuskript zurück an einen Mann, auf dessen Ehrenwort er unmittelbar vorher nichts giebt, wie er in einem Briefe gesagt hat, — dieser Brief bezieht sich ja sicher auf Conradi —. Auf Jemand, dessen Ehrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit gegenüber ich mich so skeptisch verhalte, daß ich ihm so anzügliche Briefe schreibe, auf einen solchen Mann verlasse ich mich nicht! Dann prüfe ich eben selbst! Und im vorliegenden Falle wird dies auch so gewesen sein! Wäre dem nicht so, hätte Herr Friedrich das Manuskript nicht geprüft, so glaube ich, wäre es im vorliegenden Falle nicht möglich gewesen, von dem „Staatsanwalt" zu schreiben.

Ich beantrage, auch den Verlagsbuchhändler W. Friedrich wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften mit Strafe zu belegen; sämtliche Romane sind natürlich einzuziehen. Bezüglich der Angeklagten Friedrich und Walloth bitte ich ohne Weiteres auf Geldstrafe zu erkennen, bezüglich Walloths schon wegen seines körperlichen Zustandes; gegen Sittenfeld, dessen Buch das schamloseste ist und in den hier inkriminierten Stellen das Schamgefühl nicht nur gröblich, sondern auf das Gröblichste verletzt, beantrage ich Gefängnis-

strafe. Es wird ganz gut sein, wenn ein Erkenntnis auf Grund dieses meines Antrages zum Vollzug käme; es steht sonst zu befürchten, daß die Grenzen der schriftstellerischen Darstellung noch weiter gezogen werden, als wenn den Herren gezeigt wird, daß das Strafgesetzbuch doch eine Grenze kennt. „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie!"

Präsident: Herr Rechtsanwalt Munckel als Verteidiger des Angeklagten W. Walloth.

Rechtsanwalt Munckel: Meine Herren: Wenn ich absehe von dem Charakter der inkriminierten Schrift selbst, auf die ich noch komme, wenn ich dem Herrn Staatsanwalt nachgeben wollte darin, es sei festgestellt worden, daß dieselbe als unzüchtig erkannt wäre, so würde ich deswegen doch noch nicht meinen, daß der § 184 des Strafgesetzbuches hier Anwendung finden könnte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er für einen solchen Fall nicht bestimmt ist! Nicht der Autor, welcher sein Werk dem Verleger in die Hand giebt, verkauft dieses Werk im Sinne des § 184, sondern derjenige, der die Exemplare des Werkes, wenn sie fertig gestellt sind, verbreitet, verkauft oder sonstwie an den Mann bringt! Der, der ein solches Werk schreibt, und es dem Verleger überliefert mit dem Bewußtsein, daß dieser es verbreiten werde, kann im Sinne des § 184 vielleicht der Gehilfe zur That des Verlegers werden, selbständiger Thäter aber wird der Autor als solcher nicht, und namentlich nicht in dem Sinne, daß er etwa, des Verlegers, der das eingereichte Werk nicht las, als willenloses Werkzeug sich bedienend, die Verbreitung der Schrift selbst übernähme. Darauf ist der Sinn des Autors nicht gerichtet. Dieser will allerdings gedruckt und gelesen sein, aber mit dem Akt der Verbreitung als solchem hat er nichts zu thun. Er kann aber ebensalls nicht voraussetzen, wie erst nachgewiesen werden müßte, und der Herr Staatsanwalt als unwahrscheinlich bezeichnete, daß sich der Verleger als willenloses Werkzeug hergäbe. Es ist vor kurzem ein ähnlicher Prozeß in Paris entschieden worden. Das französische Strafgesetz ist die Mutter, oder besser gesagt der Vater des unseren. Es handelte sich um Descaves' „Sousoffs". Die Anklage ist ganz von dem nämlichen rechtlichen Gesichtspunkt aus gegen den Verfasser erhoben worden als Gehilfen zur That, deren sich die Verlagsfirma schuldig gemacht haben soll und ich meine, das ist in der That das rechtlich allein Mögliche. Schon das, wenn in den beiden hier vorliegenden Fällen der Staatsanwalt zugiebt, gegen den Verleger nicht vorgehen zu können und nur die Anklage gegen die beiden Schriftsteller aufrecht erhält, beweist, daß diese eine selbständige That nicht begangen haben konnen. Ich rechne dahin auch nicht die Mitteilung einzelner Exemplare des Werkes an Bekannte und an solche

die kunstverständig waren; dies wird im Sinne des Gesetzes als eine Verbreitung nicht angesehen werden können; daß die bekannte Gewohnheit, daß der Autor an einen kleinen Kreis von Bekannten, welche auf sein Werk begierig sind, Exemplare vergebe, als auf Vertrieb hinweisend aufzufassen wäre, wird nicht anzunehmen sein. Und da ich nun einmal bei dieser Frage bin, so will ich gleich bemerken, daß wenn das hohe Kollegium diesem Folge geben sollte, es auch zu dem sogenannten objektiven Strafverfahren aus § 42 des Strafgesetzbuches nicht kommen kann. Wir haben ein so absolut objektives Strafverfahren, wie man es in Österreich zu haben scheint, nicht. Der § 42 sagt nur, daß wenn aus Gründen eine bestimmte Person nicht strafrechtlich verfolgt werden kann wegen einer strafbaren That, das Objekt dennoch mit Beschlagnahme zu belegen sei. Es wird aber eine strafbare That vorausgesetzt und strafbar ist doch nach deutschem Gesetz niemals eine Sache, sondern immer nur eine Person. Es muß also angenommen werden, daß eine sich strafbar gemacht habende Person überhaupt nach dem Delikt, dessen Folgen nach § 42 bemessen werden sollen, vorhanden ist, daß aber diese Person von einer Strafe nicht betroffen werden kann, sei es, weil sie tot ist, sei es im Falle, daß eine strafgesetzlich unverantwortliche Person auf den sonderbaren Gedanken gekommen sein sollte, gegen § 184 zu sündigen. Es kann nun an und für sich die Sache so liegen, daß jemand etwas Strafbares beging, aber dieser Jemand aus Gründen seiner Person nach nicht mehr verfolgt werden kann. Dann wird § 42 hier einschlägig sein. Ist das jedoch nicht der Fall, so wird man auch von dem objektiven Strafverfahren abstehen müssen. Deshalb aber meine ich, brauchte das hohe Kollegium die Frage, ob in dem Werke — und jetzt beschränke ich mich auf meinen Klienten allein — in dem Roman „Dämon des Neides“ an und für sich etwas Unzüchtiges zu sehen ist, gar nicht zu beschäftigen. Nachdem aber einmal die Sache vor die anklagende Behörde gekommen, und nachdem das Hauptverfahren eröffnet worden ist, muß ich wünschen, daß das hohe Kollegium sich auch mit dieser Frage beschäftige, niemals aber in dem Sinne des Schlußantrages, den der Herr Staatsanwalt stellte. Dies würde ich bedauern, weil es sich um eine ernsthafte Richtung in unserer neuen Litteratur handelt, und daß sie ernsthaft vorhanden ist, kann man wohl kaum bezweifeln, auch die nicht, die sie nicht nach ihrem Geschmacke finden.

Wenn es sich hier um eine litterarische Richtung handelt, die sich emporringen will, so kann man mit dem Strafgesetz und speziell der Strafart der Gefängnishaft nicht einschreiten, und ist diese Richtung eine solche, welche an Verbreitung zunimmt, und an und für sich geistig begründet ist, dann wird es dem gegenüber ein sehr vergeblicher Versuch sein, dieselbe

— jedenfalls aber nicht den Realismus selbst — zum Fall zu bringen, sondern die Justiz würde sich ein Denkmal setzen, welches ich ihr nicht empfehlen kann.

Wäre das Ding so, wie es doch zweifellos im schlimmsten Falle für den Angeklagten nur sein kann, daß dieser im ernsten Streben etwas gethan hat, was das jetzige Gesetz noch nicht erlaubt, so würde es die verkehrteste Moral sein, mit der Strenge des Gesetzes dagegen anzukämpfen. Nun gehöre ich nicht zu denen, die da behaupten — ich weiß nicht, ob solche überhaupt existieren — daß die Kunst und die Künstler dem Strafgesetz nicht unterworfen wären. Gewiß nicht! Warum soll denn der Künstler nicht auch sündigen können? Aber ich bin der Überzeugung, daß, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt, die strafrechtliche Beurteilung sich unter Umständen anders gestalten kann, als wenn das Werk, welches vorliegt, bloß auf den reinen Sinnenkitzel hin berechnet wäre, wenn wir es mit einer bloßen Spekulation zu thun hätten. Läge der Fall vor, daß mit einer Spekulation auf die Sinnlichkeit ein großes buchhändlerisches Geschäft gemacht werden sollte, dann könnten wir mit dem Urteil sehr schnell fertig werden, wenn wir es aber wirklich mit einem Kunstwerk zu thun haben, wird uns die Aufgabe schwerer werden; nicht weil die Kunst dem Strafgesetz nicht untersteht, sondern weil das Strafgesetz für diesen Fall überhaupt nicht gegeben ist. Und das behaupte ich, auch wenn ich mit dem Herrn Staatsanwalt darüber einig bin, daß ich in der Kunst der Regel nach das Schöne suche. — Der Kunstgenuß soll die Seele veredeln, und dies ist wenigstens die Meinung der allmählich von der Bühne abtretenden Idealisten, zu denen ich mich zähle — sie emportragen über das Gemeine! Die Kunst hat zum Gegenstand das Schöne, ich glaube und hoffe aber, die Kunst wird von dem idealen Streben überhaupt niemals ganz verdrängt werden! Indessen, meine Herren, es kann im Realismus ein Übermaß geben und dieses verflüchtigt sich dann von selbst, wie wir es in manchen Litteraturepochen gesehen haben. Der Idealismus kann nur bestehen, wenn er aus dem gesunden Realismus neue Kräfte bekommt! Darum hat auch der Realismus seine Rechte! Darum darf die Kunst, die das Schöne zum Gegenstand hat, auch das Häßliche darstellen. Auch das Häßliche ist ein Vorwurf für die Kunst.

Meine Herren! Wer hat denn je bezweifelt, daß in der Tragödie, auch im modernen Kriminalroman — wenn der auch noch ein Kunstwerk ist — wo die Regungen der verbrecherischen Seele geschildert werden, wie der Gedanke zum Mord zuerst entsteht, sich weiter zum Entschluß verdichtet und dann zur Ausführung kommt, Häßliches dargestellt wird! Das sind doch Schönheiten gewiß nicht! Aber kein Mensch wird wohl behaupten, daß ein

Dichter, der sich diesen Vorwurf wählt, den Mord empfiehlt! Kein Mensch wird Schiller vorwerfen, im „Wallenstein" zur Empörung gegen den rechtmäßigen Herrn aufgefordert zu haben, und doch ist es ein Verbrechen, was darin geschildert wird. Sie kennen ja die ersten Schillerschen Stücke — nun, auch hier haben wir es mit ziemlich jugendlichen Herren zu thun! In seinen ersten Stücken hat er das Verbrechen ja auch glorifiziert, auch das Verbrechen vertreten und manches geschrieben, was man besser unerwachsenen Töchtern noch nicht in die Hand giebt! Aber er that dies, indem er ein Kunstwerk schuf und erreichte dennoch dabei die Wirkung des Schönen, wie auch der Musiker, wenn er eine schöne Harmonie geben will, die Dissonanz dazu nicht verschmäht. Nun sage ich, der Künstler soll Wahrheit geben, nicht im Sinne wie Goethe, der kein Maler war, einen Mops malen wollte; dann würden es eben nur zwei Möpse sein, ein natürlicher und ein gemalter, und es wäre noch sehr die Frage, welcher der wertvollere gewesen ist. Das ist eben die Hauptfrage, der Künstler soll die Wahrheit lieben, der Künstler die künstlerische, der Dichter die dichterische, und dazu braucht er die Menschheit wie sie ist, und nicht nur das Vollkommene, auch das Korrupte muß geschildert werden. Personen mit einem sittlichen Gebrechen sind ja heutzutage sehr interessante Persönlichkeiten. Wenn ich es dem Künstler und dem Dichter nicht verwehren kann, das schwärzeste Verbrechergemüt zu malen und sagen muß, das Gemälde kann schauerlich schön sein, wenn derselbe vor dem Verbrechen und seiner Genesis nicht zurückschreckt, wie soll er dann das, was auch nach dem Herrn Staatsanwalt die große Triebfeder in der Welt ist, das geschlechtliche Verhältnis, überhaupt ignorieren können? Meine Herren, das geschlechtliche Verhältnis ist nicht zu ignorieren und das häßliche freie kann nicht unter allen Umständen fortgeschwiegen werden! Gewiß nicht!

Und wenn wir wissen wollen, als trockne Juristen, was nicht fortgeschwiegen werden kann, brauchen wir nur unser Strafgesetz zu lesen, wo mit den herbsten Ausdrücken dergleichen Sachen geschildert werden; nicht um anzulocken, sondern um abzuschrecken! — Nicht jede Behandlung des geschlechtlichen Lebens ist unzüchtig, auch nicht jede Erwähnung solcher geschlechtlicher Handlungen, die in gröblicher Weise das Gefühl verletzen, nein, sondern darauf kommt es an — und das ist dem reichsgerichtlichen Erkenntnis gegenüber wesentlich, welcher Zweck dabei verfolgt wird! Deshalb ist auch das Beispiel des Herrn Vorsitzenden mit dem gemalten großen Wandgemälde, welches vermutlich keinen vernünftigen und keinen künstlerischen Zweck haben würde, sowenig wie das vom Mops hier von Bedeutung, nicht einmal auf Laokoon brauche ich deshalb zurückzugreifen. Ich bleibe dabei,

die Wissenschaft muß das Böse bisweilen erwähnen, um es zu bekämpfen; gewiß! Der Mediziner mit den Heilmitteln der Wissenschaft, und der Sittenmaler, meine Herren, mit dem Talent, das ihm Gott gegeben hat, und das unter Umständen vielleicht nicht das Unwirksamste ist! Es kann recht wohl sein, daß eine gute Sittenschilderung von diesen Dingen besser wirkt, und zum Heil der Menschheit dient, als Arzt und Strafrichter zusammen, das zu üben ist auch ein Amt und dazu ist der Dichter berufen! Ich stehe sonst auf dem Standpunkt, daß ein Kunstwerk der Malerei, der Musik, wie Sie wollen, nur den Zweck hat, zu existieren und von den Menschen gesehen und genossen zu werden. Wenn das Gesetz bei dem § 184 verlangt, daß der Thäter unsittliche geschlechtliche Dinge berührt habe mit einer unlauteren Absicht und zum Zweck, Lüsternheit zu erregen, so würde ich mit dem Satz allein schon, daß das Kunstwerk keinen Zweck hat, sondern sich selbst Zweck ist, möglicherweise der Anwendbarkeit des ganzen Paragraphen begegnen, immer vorausgesetzt, daß es sich um ein wirkliches und wahres Kunstwerk handle, oder wenigstens, was für uns Kriminaljuristen dasselbe wäre; daß es sich nach dem Urteil dessen, der es schuf, um ein wirkliches Kunstwerk handeln sollte. Aber, meine Herren, ich weiß, daß die Judikatur gesagt hat, das Kunstwerk allein, die Eigenschaft als solches, schließe nicht die Anwendbarkeit des § 184 aus. Ich halte das für falsch, denn dann handelte es sich ja eben nicht mehr um ein reines Kunstwerk; ein Kunstwerk kann keinen Nebenzweck haben! Möglich ist ja wohl, daß neben dem Selbstzweck noch irgend etwas nebenher verfolgt wird, sei es auch nicht als Zweck, so doch mit dem Bewußtsein, daß eine bestimmte Nebenwirkung erreicht werde.

Nun bitte ich Sie, von diesem Standpunkt aus heranzutreten an Walloths Werk und sich zu fragen, bleibt das Werk objektiv, wie ist es, wie hat es nach der Meinung des Verfassers wirken sollen? Nun, meine Herren, ich meine, ich kann mich ja jetzt auf Ihre Kenntnis beziehen und brauche nicht auf das Gutachten des Herrn Sachverständigen zurückzugehen, der uns sagte, was man unbefangen aus dem Buche herausfinden kann, daß Herr Walloth ein Genie sei. Ich will nicht sagen, daß einer seiner litterarischen Freunde, der allen dem Namen nach bekannt ist und nicht im Verdacht des Realismus steht, Amyntor, ihm ein ähnliches Zeugnis giebt, aber das muß ich sagen, daß die Wirkung der Lektüre dieses Romans auf mich, ich bedaure nur, daß die Herren seit Montag ein bischen viel von der Sache gehabt haben —, drei Bücher auf einmal ist viel und es verdaut sich schlecht — ich wünschte, daß derselbe hätte allein gelesen werden können — eine gewaltige war. Diese Wirkung will ich zwar nicht als Muster hinstellen, ich muß aber von ihr ausgehen und sie war stärker, als ich sie

voraussetzte. Ich bin nämlich bis jetzt noch nicht bis zur Anhängerschaft der realistischen Schule durchdrungen; bei mir wehrt sich noch einstweilen manche ästhetische Rücksicht, aber von einem sittlichen Widerstreit, meine Herren, habe ich trotz allen den inkriminierten Stellen nichts verspürt! Gewiß! Er wendet sich damit an das große Publikum, und es kann Personen geben, die ihre Lüsternheit an diesem Werke vielleicht — aber die müssen schon ziemlich verschroben sein — entzünden können.

Es kann Persönlichkeiten geben, die manches erfahren haben, was sie nach unserer jetzigen Anschauung — namentlich weibliche — nicht zu früh erfahren sollen, wie man sich überzeugen kann. Indessen, meine Herren! Das kann nicht verlangt werden, daß ein Autor, der ein Buch in die Welt schickt, in welcher es dem ganzen Publikum offen steht, geschrieben haben soll, um lesbar zu sein ebenso für den Backfisch, wie für den gereiften Philosophen. Das Publikum selbst mag seine Auswahl treffen, und ist das Werk nur ernsthaft geschrieben, so werden sich nur solche, die sich an ihm wirklich erfreuen, Freunde desselben werden. Das Buch von Walloth ist ein tief moralisches. Der Hauptheld ist ein in geistiger Hinsicht anspruchsvoller, sich selbst mit großen Ansprüchen verfolgender Mann, der sich selbst nicht genügen kann. Das ist der künstlerische Konflikt in ihm, und der sittliche Defekt dazu vollendet das, was der intellektuelle will. Wie dieses Seelenleben sich entwickelt von einem zum andern, ursprünglich kaum sich selbst genügend, bis zur verbrecherischen That, wie dabei namentlich auch der sexuelle Defekt mitwirkt und jede Grundlage der Moralität ihm allmählich benommen wird, ist meiner Meinung nach ein tief tragisches Schauspiel, und ich glaube, man kann nicht umhin, die Anklage eines schweren Mißverständnisses zu zeihen, wenn sie zum Schluß bei einem Vergleich, den das Werk zieht und worin beschneite Hügel mit etwas anderem verglichen werden, meint, darin liege ein unzüchtiger Gedanke. Der diesen Weg durchschreitet, geht freiwillig dem Tod entgegen, und es ist ein feiner künstlerischer Zug, daß ihm nicht bloß dieser Vergleich, der jedem geistig Gesunden nicht gekommen wäre, ersteht, sondern auch noch die wollüstigen Gedanken im letzten Augenblick, die furchtbare Mischung von lüsternen und selbstmörderischen Trieben.

Psychologisch ist das wahr, wie sonst nichts! Ästhetisch vielleicht nicht schön!

Nun gebe ich zu, meine Herren, es sind ja mancherlei böse Szenen darin! Aber es sind diese Szenen zum Teil so, daß der Ekel, den der Verfasser einflößen will, sich jedem gesund fühlenden Menschen sofort klar macht. Ich will nicht ausmalen, was der Herr Staatsanwalt zu meiner

Freude nicht that, die Szene, wo Rudolph das Weib schlafend findet in der derangierten Toilette. Wenn Einer hier ist, der sagen kann, diese Szene habe ihn mit Lüsternheit erfüllt, ich würde ihm sofort meine ganze Bewunderung aussprechen, über das darin liegende außerordentliche Maß von Selbstüberwindung. Wenn der Verfasser übrigens in der Schilderung der Situation, wo er mit Dezenz vorgeht und das, was geschieht, vor dem Leser stets dezent bleiben läßt, einzelne Detailmalerei liebt, wenn er von Corsetts u. s. w. spricht — es kommt zu nichts Argem, meine Herren! — so sind das feine Züge, die zur Malerei gehören. Wenn ich eine Kriminalsache schildere, die mit dem sexuellen Gebiet nichts zu thun hat, werde ich alle geistigen Regungen einzeln aufzeichnen, so schön wie irgend möglich, um ein wahres Bild des Gemütszustandes zu geben! Und nun soll mit einem Mal, wo man sich auf das sexuelle Gebiet begiebt, die Kleinmalerei verboten sein? Die gehört doch zum Verständnis! Soll das, was einen so großen Raum im Leben einnimmt, mit kriminellen Strafen etwa unter Hinweis auf § 184 des Strafgesetzes in der Novelle belegt werden? Das zu verlangen ist ein Unding, meine Herren! Und ich glaube, es ist eine Thorheit, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen wollen, als dürfe in unsrer Kunst — in der Dichtkunst namentlich — das Erotische und Sexuelle überhaupt nicht Gegenstand der Behandlung werden. Je mehr es zum Verständnis der Menschheit mitwirkt, je mehr dadurch der ganze Mensch und seine Seele verständlich wird, desto mehr ist es Pflicht der Kunst, auch diesem Problem herzhaft zu Leibe zu gehen, und es ist unrecht, wenn man sonst diese Beziehungen verschweigt. Es ist hier wie mit dem Kitzeln, meine Herren! Wenn man leise streichelt, in süßlich verhüllter Manier, so wird damit der Kitzel gemacht. Hier aber sind viele Stellen in Walloths Roman, die nur Ekel einflößen sollen; das ist ein herzhaftes Zugreifen, welches nicht kitzelt, sondern verwundet, denn das wollte, das war die streng sittliche Tendenz des Verfassers! Da meint der Herr Staatsanwalt, „er ist aber doch ein böser Mensch, denn er hat doch in seinen Briefen anerkannt, daß sein Roman Anstößiges enthalte!“ O nein, diese Briefe enthalten nur die Frage, ob man der gegenwärtigen ästhetischen Richtung gegenüber schon so viel wagen dürfe, wie die Vertreter der Jungdeutschen langsam angefangen haben, zu wagen, und die Frage ist berechtigt, denn es wird manchem so gehen, wie mir; manchmal ist es einem noch ein bischen zu viel, man muß sich erst daran gewöhnen, aber das sind ästhetische Rücksichten, durchaus keine kriminalistischen! Danach fragt der Verfasser, dem es darum zu thun ist, daß er bekannt wird in der deutschen Litteratur und der den sonderbaren Wunsch zu hegen scheint, wissen zu wollen, wann es einem gelingen könnte, berühmt

zu werden, falls er es noch bei Lebzeiten zu werden gedenkt. Er will, wie er sagt, in einem Jahre durchkommen! Ich wünsche ihm, daß es ihm gelinge, und ich kann's ihm nicht verdenken. Wenn er fragt, „kann ich das wohl riskieren", so meint er damit doch nicht, daß er von seinem Standpunkte aus bisher unanständg geschrieben hätte, sondern er fürchtet die noch herrschende Prüderie, die ihm das Schreiben bedenklich macht!

Dies ist der Inhalt seiner Briefe! Darum fragt er an!

Fragt er etwa in jenen Briefen, wie er den Ruhm erlangen will, so ist das ein Zeichen, daß er ihn als deutscher Dichter erlangen will, er mag Realist sein oder nicht. Wenn man ein deutscher Dichter ist, hat man ein ernstes sittliches Streben wie wenige, und dieses ernste sittliche Streben schließt diesen Paragraphen 184 völlig aus! Irrt sich der Dichter in seinem Streben, meine Herren, nun, auch das kommt der Kunst und dem Künstler zu gute; solche Menschen sind eben exzentrischer Natur, und Herrn Walloth ist ja ausdrücklich noch in dem ärztlichen Attest bezeugt worden, daß er es sei! Sollte man ihn wirklich mit dem Maß für nüchterne Juristen gemessen haben, gut, so müssen wir ihn jetzt mit seinem Maße messen! Ich glaube, daß der Angeklagte nichts gethan hat, was dem Gesetz widerspräche, es handelt sich hier wirklich — wenn auch unter Zuhilfenahme uns ärgerlich erscheinender Mittel — um die Erfüllung eines Gebotes der Sittlichkeit im herbsten Gewande! Wenn wirklich etwas objektiv ist, so ist er es, und daß er objektiv zu sein geglaubt hat, darauf wette ich Brief und Siegel. Aus allen diesen Gründen, meine Herren, — die alle zum großen Teile auch bei den übrigen Herren zutreffen, beantrage ich, den Angeklagten Walloth von Strafe und Kosten freizusprechen. Für die Litteraturbewegung sowohl, wie für die Jurisprudenz wird dieses Urteil gleich gut sein!

(Lebhafte Bewegung im Saale.)

Präs.: Ich bitte die Zuhörer, sich ruhiger zu verhalten!

Herr Rechtsanwalt Broda hat das Wort als Verteidiger des Angeklagten Sittenfeld!

Rechtsanw. Broda: Der Herr Staatsanwalt hat die Verpflichtung gefühlt, im Beginn seines Vortrags zwei Schlagwörter zurückzuweisen, unter denen dieser Prozeß besprochen werde. Ich will auch meinerseits an diese Schlagworte anknüpfen, um zwar einerseits mich in Übereinstimmung zu erklären mit dem juristischen Standpunkt der Staatsanwaltschaft, andererseits aber zu erklären, daß mit der Zurückweisung dieser Schlagworte die Anklage durchaus noch nicht ihre Berechtigung findet. Daß seitens der Verteidigung, einen Gegensatz zwischen „Kunst- und Strafgesetz" zu konstruieren, nicht versucht werde, hat der Vorredner bereits dargethan. Inzwischen glaube ich

noch einige Worte prinzipiell sagen zu müssen in Bezug auf das zweite Schlagwort, gegen welches sich der Herr Staatsanwalt verwahrte, daß es irgendwie den Motiven der Anklage zu Grunde gelegt werden könnte. Der Herr Staatsanwalt sagte, es läge der Anklage fern, einen Kampf mit dem Realismus zu beginnen, er sagte, daß die Anklage ihre Aufgabe verfehlen würde, wenn die Staatsanwaltschaft diesen Kampf aufnähme! Darin hat der Herr Staatsanwalt recht. Auch ich stehe auf dem Standpunkt, daß es sich in dem hier heute zur Entscheidung gelangenden Prozeß schlechterdings nicht darum handelt, eine Entscheidung über die ästhetische Berechtigung des Realismus zu geben. Denn, meine Herren, der Gerichtshof ist kein Areopag, der als Hüter der guten Sitte und Moral von litterarischen oder sittlichen Standpunkt aus ein Urteil fällen könnte, sondern der heutige Gerichtshof wird sich streng an das Strafgesetz anschließen müssen und zu beantworten haben, inwieweit ist der § 184 überhaupt anwendbar, wenn es in der That sich um ein Kunstwerk handelt, welches einer litterarischen Schule, die zweifellos besteht, angehört, gegen eine Kunstrichtung, die heute bezeichnet wird als realistische. Es ist also heute zu prüfen nötig, ob § 184 sich hinsichtlich der Werke dieser Richtung anwenden läßt. Mein Herr Vorredner hat bereits vom kunstästhetischen Standpunkt aus ebenso beredt wie geistvoll nachgewiesen, daß von diesem Standpunkte aus eine solche Einordnung und Unterordnung schlechterdings nicht zulässig sei. Er ist dahin gekommen, obwohl nicht Realist, den Satz zu vertreten, daß der Kunst und dem Kunstwerk erlaubt sei, bis an die Grenze des Wahren und Schönen zu gehen, selbst wenn es unsittlich erscheine. Ich will mich indessen auf einen mehr realistischen Standpunkt, das heißt den juristischen, begeben, nach dem idealistischen des Herrn Vorredners und präzisiere denselben folgendermaßen: § 184 bestraft unzüchtige Schriften; es ist aber zu unterscheiden, — ob man vor sich hat eine Schrift, die ihrem ganzen Inhalt nach, ihrer Totalität und Zweckbestimmung nach unzüchtig ist, oder hat man vor sich Werke, in welchen nur unzüchtige Stellen vorkommen. Selbst die Anklage kann nur behaupten, daß in den heute inkriminierten Werken lediglich Stellen derart vorkommen. Die Staatsanwaltschaft hat ohne weiteres daraus das Werk als Ganzes als unzüchtig hingestellt. Das ist aber ein juristischer Irrtum, in dem sich die Staatsanwaltschaft befindet. Nicht der Umstand, daß einzelne Stellen objektiv unzüchtig sind, giebt den Schluß an die Hand, daß nun ohne weiteres das ganze Werk unzüchtig sei, und das Reichsgericht hat danach schon entschieden, daß bei Beurteilung einer ganzen Schrift Rücksicht zu nehmen sei auf die Zweckbestimmung derselben, und bis zu einem gewissem Grade auf das räumliche Verhältnis der unzüchtigen Stellen zu dem

gesamten Werke. Ich ergehe mich in dieser Richtung zunächst über Albertis Werk.

Da ist zu konstatieren, daß dieses Werk, welches der Staatsanwalt als schamlos bezeichnete, einen zweibändigen Roman darstellt. Mit der Lupe und der größten Gewissenhaftigkeit ist es nun gewiß gelesen und geprüft worden von der Staatsanwaltschaft, aber es ist meiner Ansicht nach nur eine verhältnismäßig äußerst geringfügige Anzahl von Stellen herauszufinden gelungen, welche unzüchtig sein sollen. Ich bin der festen Überzeugung indessen, daß, wenn Sie als Richter das Buch unter dem Gesichtspunkt von § 184 lesen und beurteilen werden, Sie unzweifelhaft zu der Ansicht kommen, daß bei Weitem nicht alle die Stellen, die die Staatsanwaltschaft anführte, in Betracht kommen. Selbst wenn Sie den äußersten Maßstab anlegen wollen, werden Sie dahin gelangen, daß ein gut Teil der inkriminierten Stellen nicht als unzüchtig erscheint. Die Staatsanwaltschaft ist so weit gegangen, Stellen als unzüchtig zu bezeichnen, die nichts weiter sind, als wahrheitsgetreue Darstellungen des Lebens. Soweit können Sie nicht gehen. Ich stelle diesen Standpunkt prinzipiell fest und sage, die Darstellung einer Begebenheit des wirklichen Lebens, wenn sie auch noch so drastisch ist, kann nicht unzüchtig sein im Sinne des Strafgesetzbuches. Die Unzüchtigkeit im Sinne des § 184 kann nur in der Schilderungverfänglicher Situationen gefunden werden, welche den erkennbaren Zweck, Lüsternheit zu erregen, verfolgen. Wenn nun in dem Albertischen Roman die treue Schilderung des Weltstadtlebens enthalten ist und bis an die äußerste Grenze der Wahrheit verfolgt wird, so wird dies unter allen Umständen nicht der Gegenstand einer Verurteilung auf Grund eines Gesetzesparagraphen werden können. Der Albertische Roman, von diesem Standpunkt aus betrachtet und juristisch erwogen, stellt sich als Kunstwerk dar einer Richtung, die sich die realistisch-naturalistische nennt und über deren Berechtigung man außerordentlich streiten kann. Vom ästhetischen Standpunkt aus möchte ich mich dem Vorredner nicht anschließen, daß unter allen Umständen Alles erlaubt sei zu malen und zu zeichnen und zu dichten, was je in der Wirklichkeit passiert. Hätten wir es nun mit einem Werke zu thun, welches nur darauf ausginge, solche Situationen zu schildern, die Lüsternheit erregen, so würde die Staatsanwaltschaft berechtigt sein, ihre Anklage zu erheben. Da dies aber nicht der Fall, steht der heutige Prozeß beispiellos da! Wir haben noch nicht verhandelt über die Werke einer Richtung, die zweifellos, mit oder ohne Berechtigung, existiert, und in der Litteratur ebenso verworfen, wie von Manchen auch begeistert anerkannt wird. Dieser Schule gehören die beiden Angeklagten an, die das Prinzip der Kunst so verwirklichen zu können meinen.

Dies ist doch aber immerhin ein Kunstprinzip und zweifellos von ihm aus haben die Angeklagten ihre Werke geschrieben. Wenn also Werke vorliegen, von denen die Staatsanwaltschaft selber zugegeben hat, daß es nicht ihr Zweck war, Lüsternheit zu erregen, sondern daß der Zweck ein ethischer sein könne, so kann man diese Werke doch nicht unter das Strafgesetz stellen. Ich bin der Ansicht, daß in der That auch das angeblich schamloseste Buch, das Albertische ein Kunstwerk ist. Herr Alberti hat Ihnen seine Tendenz einleitend schon vorgetragen und gesagt, er habe mit seinem Buch bezweckt, darzustellen, wie ein Mensch ohne sittlichen Halt dazu gelangen kann, unterzugehen, weil ihm dieser eben fehlt; er hat gesagt, es sei seine Aufgabe gewesen, darzustellen, daß wer moralischen Halt hat, zum Ziele, zum Siege gelangen kann.

Meine Herren! Sie sind vielleicht geneigt, zu sagen, das sei eine Phrase Albertis, aber wenn Sie das Buch gelesen haben, werden Sie mir zugeben, daß das, was Alberti als seine Tendenz bezeichnete, durch das ganze Buch Bestätigung findet, und daß vor allen Dingen dieser Zweck nicht dadurch illusorisch gemacht ist, daß er, um sein Problem zu lösen, sehr tief in den Schmutz hineingegriffen hat. Was Alberti angegriffen hat in seinem Buche, sind wunde Punkte des sozialen Lebens; verhehlen wir es uns nicht; er hat soziale Krebsschäden rücksichtslos aufgedeckt, aber im Rahmen eines Kunstwerkes. Meine Herren! Wie man bei dieser Annahme dazu kommen kann, Albertis Buch schamlos zu bezeichnen, ist mir absolut nicht erfindlich, und Sie gestatten mir wohl, weil das Gegenteil hervorgehoben worden ist, darauf hinzuweisen, daß Alberti an hundert Stellen seines Buches gezeigt hat, daß er kein Mensch ist, der ein schamloses Buch schreibt und daß keine Schamlosigkeit in seinem Buche ist, trotz anstößiger einzelner Stellen. Wenn ein Autor in seinem Buche den Standpunkt vertritt, daß wie er wörtlich sagt, ohne sittliche Ordnung keine Welt, keine Kunst bestehen kann, wenn diese Stelle in einem Buche enthalten ist und hieraus klar die Tendenz des Autors hervorleuchtet, so fällt der Vorwurf der Schamlosigkeit. Nach meiner Meinung ist objektiv der Standpunkt zu vertreten, daß ein Buch, welches sich als Kunstwerk darstellt, unter keinen Umständen dem § 184 unterstellt werden kann.

Was aber die subjektive Seite anlangt, so kann ich auch in dieser Beziehung nur zu Gunsten des Angeklagten Alberti sprechen. Auch Alberti gehört der realistischen Schule an. Er war fünfundzwanzig Jahre alt, als er jenen Roman schrieb, in einer Sturm- und Drangperiode, in welcher eine große Reihe jüngerer Männer mit ihm sich befindet. Und in dieser Stimmung, in der Überzeugung von der Berechtigung des Realismus ist er

in diesem Roman zwar bis an die äußersten Grenzen des ästhetisch Zulässigen gegangen, er hat aber nicht gegen den § 184 verstoßen. Nach meiner Meinung liegt also ein Kunstwerk vor, und der Angeklagte ist schon aus dem Grunde, weil somit keine unzüchtige Schrift vorliegt, freizusprechen. Ich brauche nicht weiter auf die sonstigen rechtlichen Bedenken einzugehen. Herr Rechtsanwalt Munckel hat die rechtliche Seite der Sache schon dargelegt, und ich habe meinerseits nur noch hinzuzufügen, daß vom Gesetzgeber in dem fraglichen Paragraphen der Schwerpunkt auf das Verbreiten gelegt worden ist! Der Autor sollte hiernach in Schutz genommen werden. Zu Gunsten Albertis kommt noch hinzu, daß derselbe durch einen Vertrag verpflichtet war, Herrn Friedrich sein Werk anzubieten, er hat also offenbar keine Verbreitung mit seinem Angebot im Auge gehabt, sondern nur eine zivilrechtliche Verbindlichkeit erfüllt. Wenn nun Herr Friedrich seinerseits das Werk verbreitete, so hat er das Weitere zu verantworten. Auch der Gesichtspunkt der Teilnahme ist hier unmöglich, denn eine Teilnahme an der Verbreitung hat zweifellos nicht stattgefunden. Aus allen diesen Gründen gelange ich zu dem Antrag, den Angeklagten Alberti von der erhobenen Anklage freizusprechen und mache nur eventuell geltend, daß er keinesfalls anders zu beurteilen ist als der Angeklagte Walloth, was die Strafart anlangt. Soweit eine Verurteilung der Angeklagten eintreten sollte, würde übrigens nicht auf Vernichtung des ganzen Buches zu erkennen sein, sondern nur der Stellen, die im Sinne des § 184 als unzüchtig festgestellt werden können.

Präs.: Herr Rechtsanwalt Zehme!

Rechtsanw. Zehme: Meine Herren! Das Studium der schönen Litteratur ist ebenso nützlich als angenehm. Es giebt aber Ausnahmen von dieser Regel. Wenn beispielsweise der Herr Staatsanwalt Zeit findet, neben der Behandlung von Diebstahl, Raub, Mord und Totschlag sich dem Studium der Litteratur zuzuwenden, so ist das immerhin ein bedenkliches Zeichen — natürlich nicht für den Herrn Staatsanwalt, sondern für den Schriftsteller, dessen Werke die Auszeichnung genießen, die Aufmerksamkeit des Staatsanwalts auf sich zu ziehen. In der Regel konzentriert sich das Interesse des Herrn Staatsanwalts darauf, die Schriftsteller und deren Werke nach berühmten Mustern ebenso wie die übrigen Verbrecher unter Anklage zu bringen — ich bitte um Entschuldigung, wenn ich damit die Herren Schriftsteller als Verbrecher klassifiziere, — und leider ist unsere Gesetzgebung so gestaltet, daß neben dem Schriftsteller auch der Verleger auf der Anklagebank erscheinen muß, obwohl er derjenige ist, dem am wenigsten Verantwortung beizumessen wäre.

Diesem Umstand hat Herr Friedrich die Ehre zu verdanken, hier er=

scheinen zu dürfen. Meine Herren Kollegen haben bereits die Güte gehabt, in der Hauptsache diejenigen Umstände in Erwähnung zu bringen, die sich auf die objektive Seite der Frage beziehen. Für den Verleger, für meinen Klienten, liegt aber der Hauptschwerpunkt auf der subjektiven Seite. Es entsteht in erster Linie die Frage, hat Herr Friedrich Kenntnis gehabt von dem Manuskript „Adam Mensch"? Hat er dieselbe nicht gehabt, so wird man nicht zu prüfen brauchen, ob der Roman „Adam Mensch" gegen § 184 verstößt! Nur dann, wenn dem Angeklagten die Kenntnis des Inhaltes des Manuskriptes nachgewiesen werden könnte, wäre weiter zu erörtern, ob das Conradische Werk in der That ein unzüchtiges im Sinne des Gesetzes ist. Der Herr Staatsanwalt hat mit apodiktischer Gewißheit die Schlußfolgerung gezogen, Herr Friedrich müsse den Roman gekannt haben! Erwiesen ist dies aber nicht, so apodiktisch es auch der Herr Staatsanwalt hinzustellen beliebt. Zunächst nämlich hat sich nicht das Manuskript „Adam Mensch" im Besitz des Herrn Friedrich befunden, sondern ein Manuskript! Nicht dasjenige, welches zum Druck gelangte, sondern ein ganz anderes! Eines, welches von Herrn Friedrich beanstandet war! Der Herr Staatsanwalt sagt, Herr Friedrich habe es wegen gewisser Realismen beanstandet, die sich Conradi nicht nehmen lassen wollte, und nach Aussage Herrn Cohns wären ja wohl auch jedenfalls unsittliche Stellen darin gewesen. In diesem Punkte giebt der Herr Staatsanwalt die Aussage des Zeugen nicht ganz korrekt wieder. Herr Cohn hat nicht bestätigt, daß unzüchtige Stellen sich in dem Manuskript befunden haben, sondern nur gesagt, es ist möglich, daß sich die eine oder andere anstößige Stelle darin befand, ich kann aber die Frage weder bejahen noch verneinen! Demnach ist also nicht festgestellt, daß unzüchtige Stellen von Herrn Cohn in dem ersten Manuskript bemerkt worden sind. Es ist aber nun weiter vom Zeugen Cohn bestätigt worden, daß im ersten Manuskript des Romanes Stellen enthalten gewesen sind, welche politisch bedenklicher Natur waren und endlich bejaht worden, daß im ersten Manuskript Anspielungen sich vorgefunden haben, die sich auf die Person des Herrn Friedrich oder auf diesem nahestehende Personen bezogen. Hier findet die Aussage des Herrn Cohn Unterstützung in dem Briefe von Conradi, den ich dem hohen Gerichtshof heute überreichte, und in welchem Conradi ausdrücklich erklärt, die Meinung Herrn Friedrichs bezüglich persönlicher Anzüglichkeiten sei eine irrige, der Roman habe nicht den vermuteten Inhalt. Hiernach ist etwas Positives zu Ungunsten des Herrn Friedrich über den Inhalt des ersten Manuskripts nicht festgestellt! Dagegen steht fest, daß das erste Manuskript am 16. Oktober 1888 an Conradi zum Zweck der Umarbeitung zurückgeschickt wurde. Wenn es also anstößig gewesen sein sollte, so war es

damit für Herrn Friedrich beseitigt. Erst am 16. November schreibt nun der Autor, daß das neue Manuskript von „Adam Mensch“ umgearbeitet sei. Erst nach dem 19. November ist Herr Friedrich mit Conradi zusammengetroffen und nun haben sich zwischen beiden die Verhandlungen darüber, ob das Werk gedruckt werden solle oder nicht, längere Zeit hingezogen, bis Anfang Dezember. Der Herr Staatsanwalt übersieht einen wesentlichen Umstand, wenn er annimmt, daß vom 19. November ab oder seit einigen Tagen später bis Anfang Dezember das Werk im Besitz Herrn Friedrichs gewesen sein sollte. Er übersieht, daß in der Zwischenzeit das Manuskript in die Druckerei zum Zwecke der Feststellung des Umfanges geschickt wurde. Diese Feststellung ist erfolgt. Erst nachdem der Druckumfang inzwischen kalkuliert worden war, äußerte Herr Friedrich Bedenken wegen des allzugroßen Umfanges. Es ist daher durchaus nicht, wie der Herr Staatsanwalt meint, auffällig, wenn Herr Friedrich gegenüber dem ersten Manuskripte nicht schon das gleiche Bedenken geltend machte, denn damals hatte noch gar keine Kalkulierung desselben stattgefunden. Nunmehr bekommt Conradi das Manuskript zurück, um es auf den besprochenen Umfang zurückzuführen. Deshalb giebt Conradi in dem Brief vom 6. Dezember, seinem Unmut darüber Ausdruck, daß der Verleger wieder neue Änderung wünsche, und daß er noch mehr opfern solle. Er entschließt sich aber, dem Wunsche Herrn Friedrichs entsprechend die Einleitung zu opfern, und schreibt auch, ich opfere sie. Folglich konnte am 6. Dezember das Manuskript noch nicht im Besitz des Herrn Friedrich sein, weil es ja nach der Kalkulierung wieder an Conradi fortgegeben war, damit das überflüssige Material beseitigt werde. Da nun nachgewiesenermaßen das Manuskript am 12. Dezember zum Druck kam, bleibt nur ein Zeitraum von einigen Tagen übrig, innerhalb denen das fertige Manuskript im Besitz des Herrn Friedrich sich befunden haben kann. Diese einigen Tage hätten nicht genügt, das Manuskript zu prüfen. Es ist festgestellt worden, daß dasselbe höchst unleserlich gewesen sei, nicht nur aus der Handschrift der Briefe Conradis, sondern auch nach dem vollbeweisenden Zeugnis des Druckers Schlieder. Dieser sagt, daß das Manuskript nicht nur unleserlich, sondern auch ungeordnet war, sodaß ein Extrahonorar erstens für das Lesen des Manuskriptes selbst und zweitens für das Lesen einer schwierigen ersten Hauskorrektur berechnet und bezahlt werden mußte. Es ist schon gesagt worden, daß das Verlagsgeschäft des Herrn Friedrich außerordentlich umfangreich ist und daß dieser selbst sich ganz der Oberleitung widmen muß. Er für seine Person wird daher wohl am wenigsten die Zeit haben, Manuskript zu lesen. Ferner ist durch Aussage der Zeugen Cohn und Werner sowie der Herren Kleinpaul und Merian

festgestellt worden, daß bei größeren Verlegern gegenüber Schriftstellern, mit welchen sie in laufender Verbindung stehen, Prüfungen von Manuskripten nicht vorgenommen werden, sondern daß der Verleger im Hinblick auf die persönliche Zuverlässigkeit und den Namen des Schriftstellers und mit Rücksicht auf alles, was er über diesen aus dessen Leistungen und Werken weiß, die Manuskripte ungelesen druckt. In derselben Lage befand sich Herr Friedrich gegenüber Conradi: Er hatte von Conradi schon Schriften verlegt, kannte ihn aus Zeitschriften, Kritiken ꝛc. und durfte sich somit ein Urteil über die Leistungsfähigkeit Conradis bilden, sodaß für ihn keine Veranlassung vorlag, das Manuskript auf seinen Inhalt zu prüfen. Nun hatte Conradi überdies wiederholt versichert, daß er „Adam Mensch" vollkommen umgearbeitet oder „umgerenkt", wie er einmal schreibt, habe, und Herr Friedrich hatte die Zusicherung Conradis erhalten, daß dieser alles ausgemerzt habe, was Anstoß erregen könnte. Man konnte daher doch von Herrn Friedrich nicht verlangen, daß er nach alledem und nach Empfang des Ehrenwortes Conradis nun noch seine so sehr in Anspruch genommene Zeit auf das Lesen des Manuskripts verwenden solle. Auch kein dolus eventualis wie der Herr Staatsanwalt will, ist in dem Verhalten des Angeklagten zu finden. Man könnte höchstens gegen Herrn Friedrich den Vorwurf der Fahrlässigkeit erheben, aus dem Grunde, weil er das Manuskript nicht nochmals durch einen seiner Beamten durchlesen ließ. Wegen Fahrlässigkeit kann jedoch der Angeklagte aus § 184 nicht gestraft werden. Nun kommt aber noch ein anderer Gesichtspunkt in Frage, der, daß angenommen selbst, Herr Friedrich hätte im allgemeinen Kenntnis von dem Inhalt des Romans gehabt, ihn vielleicht überprüft, daraus noch nicht hervorzugehen brauche, daß er gerade diejenigen Stellen, die bei der Staatsanwaltschaft Anstoß erregt haben, auch wirklich gelesen hat, auf sie gestoßen wäre! Und noch weniger würde daraus hervorgehen, daß Herr Friedrich bei dieser Kenntnis sich hätte bewußt sein müssen, daß in dem Roman Unzüchtiges enthalten sei. Der Herr Staatsanwalt hat sich begnügt, den Nachweis führen zu wollen, daß die Kenntnis des Inhalts bei dem Verleger vorhanden gewesen sei. Dies aber war nur ein Teil seiner Aufgabe; er mußte nachweisen, daß bei Herrn Friedrich auch das Bewußtsein vorhanden war, daß die betreffenden Stellen des Romans unzüchtig seien. Herr Friedrich kann den ganzen Roman gelesen haben und sich doch nicht bewußt geworden sein, daß die gelesenen Stellen unzüchtig waren! In dieser Beziehung gebricht es der Anklage an jeder thatsächlichen Begründung. Der Angeklagte versichert ja auch, er habe bei dem nachträglichen Lesen des Adam Mensch nicht die Ansicht gewonnen, daß Stellen unzüchtig seien. Meine Herren! Alle äußeren Um-

stände des Falles sprechen dafür, daß diese Versicherung des Verlegers eine glaubhafte ist! — Die Werke, die von Verlegern ausgehen, welche unzüchtige Schriften erscheinen zu lassen pflegen oder beabsichtigen, solche erscheinen zu lassen, charakterisieren sich in der Regel ganz anders! Ich will nur erinnern an die Fabrikate gewisser Verlagsfirmen in Pest, Quedlinburg, Zürich ꝛc. Hier kann man ohne weiteres sagen, es hat der Verleger Kenntnis gehabt von der Unzüchtigkeit der verlegten Schriften; er treibt damit Spekulation! Ganz anders verhält sichs in dem vorliegenden Fall! Das inkriminierte Werk charakterisiert sich schon der äußeren Erscheinung nach als ein ernster psychologischer Roman; es ist nicht mit Bildern, Vignetten oder einem Titel versehen, welche darauf hindeuten sollen, daß der Inhalt pikant oder unmoralisch sei. Es wird auch nicht etwa, wie sonst in der Regel unmoralische Schriften, mit Reklame angekündigt! Der Herr Staatsanwalt könnte nicht auch nur eine Annonce, durch welche das Werk als pikant oder besonders interessant angekündigt worden wäre, nachweisen. Herr Alberti hat zwar die Güte gehabt, Herrn Friedrich einen Vorschlag zum besseren Vertrieb zu machen, aber ich darf wohl im Interesse Herrn Friedrichs erwähnen, daß diese Anregung ohne jeden Erfolg geblieben ist! Wenn der Rat Albertis, in der Friedrichstraße ein Auslagefenster mit den neuesten Erscheinungen des Verlags einzurichten ꝛc., Berücksichtigung seitens des Verlegers gefunden hätte, dann würde ich vielleicht dem Staatsanwalt Recht geben, der Herrn Friedrich des Vertriebs unzüchtiger Schriften zeiht! Das ist aber nicht geschehen und dies spricht gegen die oben geäußerte Annahme. Es spricht aber auch die ganze bisherige Verlegerthätigkeit des Angeklagten dagegen. Ich erlaubte mir, dem hohen Gerichtshof das Verzeichnis der Werke des Friedrichschen Verlags vorzulegen, aus dem zu ersehen ist, daß es sich dabei um einen hochbedeutenden, litterarisch ganz hervorragenden Verlag handelt! Alle Richtungen der modernen Wissenschaft und Belletristik, Litteraturgeschichte, Philologie, Pädagogik, Geographie, Kulturgeschichte ꝛc. ꝛc. sind vertreten und es zählen zu diesem Verlag die glänzendsten Namen sowohl der schönen Wissenschaften wie der Belletristik. Professor Brugsch, Eduard von Hartmann, Karl Frenzel, Hermann Heiberg und viele andere gleich hervorragende Schriftsteller verlegen bei Wilhelm Friedrich. Das sind Namen, die Herr Friedrich viel zu sehr respektiert und er respektiert zugleich sich selbst und seinen Verlag zu sehr, als daß er sich der Gefahr aussetzen werde, mit dem Brandmal aus § 184 belegt zu werden, indem er mit Kenntnis und Bewußtsein vom Inhalt eine unzüchtige Schrift verlegt! Hätte bei Friedrich auch nur der Schimmer eines Gedankens davon vorgelegen, daß von ihm mit der Herausgabe des Conradischen Romanes gegen jenen Para-

graphen verstoßen werden könnte, so würde er das Werk bei Seite gelegt haben wie schon das erste Manuskript. Daß er es trotzdem veröffentlichte, und damit Conradi neben die obengenannten Namen stellte, ist mir ein Beweis dafür, daß er das Bewußtsein davon, es sei der Inhalt des Romans ein unsittlicher, sicher nicht gehabt hat! Nun gestatte ich mir aber noch einige Worte darüber, ob Herr Friedrich auch Veranlassung hatte, selbst wenn er den ganzen Roman gelesen hätte, ihn objektiv für unzüchtig zu halten? Auch hier kommen zunächst einige äußere Merkmale in Betracht, und zwar ist da zu berücksichtigen, die Thatsache, daß die inkriminierten Stellen im räumlichen Verhältnis zum Ganzen des Romanes absolut nicht in Betracht kommen. Ich glaube einige 50 Seiten des Conradischen Romans werden beanstandet im Vergleich zu ungefähr 460 des ganzen Werkes. Aber diese 50 Seiten sind auch nicht im ganzen Umfang inkriminiert, sondern es kann sich nur um einzelne Stellen auf denselben handeln; bei diesen aber sind wiederum in großer Zahl solche, welche der Herr Staatsanwalt nach seiner eigenen Erklärung nur kolorando angeführt hat. Es spricht gegen die Beweisführung des Herrn Staatsanwalts, daß diese Stellen größtenteils ganz harmlos sind. Einige dieser Stellen des Staatsanwalts gestatte ich mir hier zu zitieren, und ich trage kein Bedenken, sie zu zitieren, weil sie eben nicht als unsittlich zu bezeichnen sind. Auf Seite 165 findet der Herr Staatsanwalt anstößig, daß der Held den bekannten Gedanken Hamlets, als er zu den Füßen der Ophelia liegt, zum Ausdruck bringt. Den Ausdruck eben dieses Gedankens hört man aber nicht nur auf der Bühne, sondern man sieht auch dessen Darstellung. Ferner beanstandet er die Stelle „Da atmete ein Weib vor ihm“ 2c. weil hier von einem knappanliegenden Kleid die Rede ist, welches die Körperformen zeichne. Dieses knappe Kleid von Seite 133 findet ein Gegenstück auf Seite 128, welche gleichfalls das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des Herrn Staatsanwalts verletzt, weil der Autor hier erzählt, „das Weiße des Spitzenbesatzes habe durch die oberste Öffnung des Kleides geschimmert.“

Hier beanstandet der Herr Staatsanwalt, daß das Kleid zu offen war und dort, daß es zu eng war. Wie soll nun der unglückliche Autor seine Heldin noch bekleiden? Dann muß man doch alle Modejournale auch als unsittlich verbieten! Ja, dann müßte man verbieten, daß Damen, welche eng anliegende Kleider tragen, auf der Straße gehen, wo man alltäglich Damen in Kleidern gehen sieht, deren Schnitt die Formen erkennen läßt. Ich schätze den ästhetischen Geschmack des Herrn Staatsanwalts selbst viel zu hoch, als daß ich nicht annehmen sollte, daß auch er lieber eine Dame mit engsitzendem Kleid sieht, als eine Dame mit schlecht sitzendem Kleide.

Solche Stellen sollte man doch nicht herbeiziehen, und ich glaube daher, Sie können aus dem Buche eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele ausscheiden. Und wenn dann selbst noch einige Stellen bedenklicher Natur bleiben, so müßte ich zurückgreifen auf das, was mein Kollege Munckel gesagt hat: man darf nicht den Maßstab anlegen, daß jedes Buch von jeder unschuldigen Jungfrau, jedem unverdorbenen Jüngling gelesen werden könne. Der Maßstab des dichterischen Schaffens muß nach dem Intellekt des reifen Mannes bemessen werden, sonst sinkt die Litteratur zu dem Standpunkt der Kinderstube herab.

Was nun im allgemeinen den Roman „Adam Mensch" anlangt, so ist hier für die Beurteilung der Frage ob „unsittlich oder nicht" in erster Linie maßgebend die Tendenz des Autors, der Zweck, den der Schriftsteller im ganzen Werke verfolgte. Man wird sich fragen müssen, hat Conradi mit seinem Werke auf die Lüsternheit, Sinnlichkeit, die geschlechtlichen Triebe des Lesers wirken wollen, oder auf etwas anderes und eventuell worauf? Nun, meine Herren! Auch hier kommt wiederum einerseits die äußere Erscheinung des Werkes in Betracht und sodann die Wirkung, die es auf den Leser ausübt. Die erste, als unsittlich bezeichnete Stelle befindet sich erst auf Seite 165. Durch die 164 Seiten vorher muß man sich also erst durchlesen, ehe man zu ihr gelangt. Ich sage absichtlich „durchlesen", weil es unter Umständen als eine Aufgabe zu betrachten ist, diesen Roman durchzuarbeiten. Und es ist im gewissen Sinne eine Arbeit, einen solchen Roman zu lesen! Schon die ganze Schreibart ist doch nicht diejenige eines Mannes, der darauf ausgeht, Sinnlichkeit zu erregen. Der Stil ist schwerfällig, ist zerhackt, der Autor spricht Gedanken nur halb aus, die Sprache ist durchsetzt von philosophischen Betrachtungen, Selbstkritiken, psychologischen Analysen u. s. w. Der Roman ist ohne Spannung, es fehlt vollständig die eigentliche Peripetie, die Erzählung enthält eigentlich nur die Schilderung der Seelenzustände eines Mannes, der aus egoistischen Motiven mit drei Frauen Verhältnisse eingeht. Ohne daß sie den Leser besonders fesseln soll, finden sich nur die unbedingt notwendigen Hinweise auf die geschlechtliche Seite des Verkehrs. Ich glaube sogar, man könnte vom ästhetischen Standpunkt aus Conradi den Vorwurf machen, daß der Roman zum Teil langweilig ist, namentlich für den, der nicht auf dem Standpunkt des Realismus steht. Hat aber der Autor langweilig geschrieben, so wollte er doch die Lüsternheit nicht anregen. Was war nun der Zweck des Romans? Der Roman hat keinen Helden im gewöhnlichen Sinne, der Held ist ein Ritter von der traurigsten Gestalt. „Adam Mensch", dessen Charakterschilderung den Gegenstand des Romans bildet, ist moralisch ein Lump, der zu schwach ist, um einen

tugendhaften Wandel zu führen, und nicht kräftig genug, um selbstbewußt lasterhaft zu sein. Er schwankt fortwährend von einem Entschluß zum andern, von einem Verhältnis zum andern; es malt sich in ihm der krasseste Egoismus und dieser überträgt sich auf seine Beziehungen zu den Frauen, die er liebt. Er ist das Prototyp der moralischen Gemeinheit. Wenn nun aber der Autor sich vorgenommen hat, einen derartigen Typus zu schildern, konnte er nicht vermeiden, daß in dem Werke und namentlich in der Person des Adam Mensch Gedanken zum Ausdruck kommen, die sittlich vielleicht roh, gemein und brutal sind, aber diese sollen auch so wirken, sollen abschreckend und geradezu häßlich wirken, und weil er den Charakter in der ganzen Häßlichkeit darstellt, will er diese auf den Leser wirken lassen, aber doch nicht um alles in der Welt die Sinnlichkeit durch die Schilderung des Geschlechtsverkehrs, oder den Szenen, die dabei notwendig sind, reizen oder damit unzüchtige Vorstellungen erwecken. Das Gegenteil ergiebt sich aus den paar Worten, die die ganze Tendenz des Romans charakterisieren. Der Autor sagt Seite 299 desselben: „Dieselben Verführungsfaktoren — dieselbe dampfende Entzündung . . . derselbe Genuß . . . dasselbe Resultat . . . derselbe Ekel . . . ach! ein so dummes, so wahnsinnig dummes und einfältiges Genarrtwerden!“

Dies ist nach meiner Meinung der Kernpunkt des Gedankenganges des Verfassers. Wenn er den Verführungsszenen, den Beischlafsszenen eine schillernde Darstellung gegeben hätte, in glühenden Farben, wie vielleicht Makart, eine Apotheose der Sinnlichkeit mit all den Reizen, geschaffen hätte, wie sie sonst wohl von Dichtern zur Zier derartigen Schilderungen beigegeben werden, dann könnte man von einer auf die Sinnlichkeit berechneten Wirkung reden. Hier aber liegt geradezu das Gegenteil vor. Grau in Grau hat Conradi gemalt, er hat den Überdruß, den Ekel, das Überlebtsein dargestellt, er hat gezeigt, wie der Mensch im Geschlechtsverkehr beim Mangel fester Grundsätze immer tiefer und tiefer sinkt. Er hat nach meiner Meinung nüchtern und prosaisch gezeichnet, er giebt nicht eine glänzende Schilderung der Sinnlichkeit, wie sie Makart malen würde, sondern er zeichnet wie Hogarth Grau in Grau. Auch Hogarth zeichnet das Gräßlichste, Gemeinste, und in der gleichen Weise hat Conradi in seinem Roman geschildert. Das Gemeine hat er aber nicht gezeichnet, obgleich es gemein ist, sondern weil es gemein ist. Die Frage, ob der künstlerische Vorwurf, den sich damit der Autor gestellt hat, ein berechtigter war, oder ob man nicht vom Standpunkte des guten Geschmackes, der Ästhetik oder aus höheren Gesichtspunkten der Ethik die Absicht des Autors verurteilen kann, sie gehört, wie man mit Recht schon bemerkt hat, nicht hierher. Sie werden, meine Herren, ledig-

lich zu prüfen haben, ob die Grenze des Gesetzesparagraphen überschritten ist. Dies aber glaube ich nicht! Ich will gern zugeben, daß sich vom herrschenden ästhetischen Standpunkte aus betrachtet, gewisse Brutalitäten, moralische Gemeinheiten in dem Buche finden, aber was brutal oder sittlich roh ist, das ist um deswillen noch nicht unzüchtig. Demnach kann auch objektiv gegen Herrn Friedrich der § 184 nicht angewendet werden. Noch erwähnen möchte ich, daß in der Verhandlung zur Sprache gekommen ist, Herr Friedrich habe bei den gesamten Verlagsunternehmungen mit den in Frage kommenden Schriftstellern nicht ein Geschäft gemacht, sondern die Werke hätten noch nicht einmal die Kosten gedeckt. Dieser Umstand ist wichtig, wenn man die Frage prüft, ob Herr Friedrich bewußt und absichtlich ein Werk gedruckt haben könne, welches sich als unsittlich charakterisiert. Er wird sein gutes Geld doch kaum dazu verwenden, um es an unzüchtigen Schriften zu verlieren! Wenn Herr Friedrich trotzdem Opfer für eine litterarische Richtung bringt, deren Berechtigung von den verschiedenen Seiten angezweifelt wird, so erklärt sich dieser Umstand daraus, daß Herr Friedrich auf einem andern ästhetischen Standpunkte steht, als momentan vielleicht der Herr Staatsanwalt. Er ist der Ansicht, daß aus der jungdeutschen Schule, die er unter seinen Schutz gestellt hat, der Genius hervorgehen soll und wird, welcher die Litteratur der Zukunft und die Zukunft der Litteratur beherrscht. Er ist der Meinung, daß diese Schule, wenn sie ihre Sturm- und Drangperiode überwunden und die erforderliche Harmonie sich erarbeitet haben wird, dann die herrschende sein wird, und von diesem vielleicht mehr idealistisch als realistisch angehauchten Standpunkte aus hat er sich leiten lassen, wenn er die Werke der heute hier angeklagten Schriftsteller verlegte. Auch dieser Standpunkt kommt wohl in Betracht, wenn es sich darum handelt, ob der Angeklagte nach § 184 des Strafgesetzes verurteilt werden kann! Ich bitte um die Freisprechung des Angeklagten.

Präs.: Ich bitte für heute die Verhandlung zu unterbrechen, um sie für morgen Freitag früh 10 Uhr fortzusetzen.

Alberti: Darf ich noch einmal ums Wort bitten?

Präs.: Ich werde es Ihnen morgen geben müssen, Herr Alberti.

(Schluß der Verhandlung abends 9 Uhr.)

III. Verhandlungstag.

(Freitag, den 27. Juni, vormittags 10 Uhr.)

Präs.: Ich eröffne also die Verhandlung wieder und frage zunächst Herrn Walloth, ob er noch etwas vorzubringen hat?

Walloth: Nein.

Präs.: Wollen Sie etwa die Verhandlung verlassen, Herr Walloth, das Urteil wird später erst erfolgen und ich stelle diese Frage an Sie, da Ihr körperlicher Zustand Sie wohl veranlassen kann zu wünschen, daß Sie diese Verhandlung verließen?

Walloth: Ich danke sehr (verläßt den Gerichtssaal).

Präs.: Herr Friedrich, haben Sie noch etwas zu bemerken?

Wilh. Friedrich: Was ich zu bemerken hätte, das ist, daß ich einen Brief vom Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha über eines der inkriminierten Bücher habe, worin derselbe sagt, daß er sich beim Erscheinen das Buch gekauft und es seiner Bibliothek einverleibt habe!

Präs.: Welches Werk war das?

Wilh. Friedrich: „Dämon des Neides." Ich habe auch noch weitere Briefe zur Verlesung mit und lege speziellen Wert auf den von Prinz Schönaich-Carolath —

Präs.: Das würde in die Beweisaufnahme gehört haben, doch teilen Sie uns immerhin den Inhalt mit!

Wilh. Friedrich: Der Prinz legt darin dar, daß bei den angeklagten Autoren, die er als Krafttalente bezeichnet, billigerweise nicht angenommen werden kann, daß sie unzüchtige Schriften verfaßt hätten; er betont außerdem, daß ein Verlag, wie der von Wilh. Friedrich, dessen Verdienste im In- und Auslande anerkannt werden, sich nicht dazu hergeben würde, ein Buch zu verlegen, von welchem er wußte, daß das Gericht dagegen einschreiten könnte. Das ist des Näheren der Inhalt. Sonst habe ich nichts zu sagen.

Präs.: Herr Sittenfeld, Sie wünschen das Wort?

Alberti: Wenn ich nach diesen eingehenden Verhandlungen, nach dieser erschöpfenden Beweisaufnahme — wohl in mehr als einem Sinne erschöpfend — nach den vortrefflichen Reden der Herren Verteidiger Sie bitte, mir noch eine Viertelstunde Gehör zu schenken, bevor Sie über mich urteilen, so ersuche ich Sie, mir zu glauben, daß ich dies nicht um meiner Person willen verlange; denn meine Person ist nicht so wichtig, Ihnen Ihre kostbare Zeit, die Sie dem Wohle der Allgemeinheit widmen, zu rauben. Es ist vielmehr durchaus keine Tirade, wenn ich sage, daß die Ohren der ganzen gebildeten Welt heute an Ihrem Munde hängen! Der Herr Vorsitzende des hohen Gerichtshofes hat in seinem Gerechtigkeitsgefühl und seiner Weisheit gleich von Anfang an diesen Prozeß aus dem Schlamme eines gemeinen Unsittlichkeitsprozesses zur Höhe einer litterarischen Sache erhoben, und gestatten Sie mir nun, diesem Beispiele des Herrn Vorsitzenden folgend, diese Sache, die uns heute hier beschäftigt, von einer per-

sönlichen zu einer allgemeinen zu machen. Nur weil ich mir bewußt bin, die Freiheit nicht nur meiner Person, sondern auch der Kunst zu verteidigen wider einen Gegner, dessen wahres Antlitz und wahren Namen ich Ihnen sofort enthüllen werde, bitte ich Sie um einige Minuten um Gehör.

Als ich die erste Nachricht von der Beschlagnahme meines Romans durch den Herrn Staatsanwalt Nagel von meinem Verleger erhielt, war ich zuerst — ich sage es offen — wie vom Donner gerührt. Ich sagte mir: „Gott im Himmel, wie ist es möglich, daß es einen gebildeten Mann, einen Juristen giebt, der dieses Buch, aus dem klar ersichtlich ist, daß es aus reinstem idealen Streben geschrieben ward, für ein unsittliches hält?" Ich fragte mich im ersten Augenblick selbst: „hast du dich geirrt? bist du zu weit gegangen, hast du die Grenze des Gesetzes überschritten?" Ich wandte mich an mehrere hervorragende litterarische Autoritäten in Deutschland, Namen wie Hans Hopfen, Ernst Wichert, Karl Frenzel, H. Bulthaupt — dessen Schauspiele Sie ja wohl vielleicht auf dem Leipziger Theater gesehen haben — und viele Andere und fragte an, „wie urteilen Sie über diesen Roman? Halten Sie ihn für ein Kunstwerk von Ihrem Standpunkt?" Und ihr Standpunkt ist keineswegs ein so fortgeschrittener, wie der meine! „Glauben Sie, daß dieser Roman an die Grenze des Verbotenen streift? Sagen Sie mir Alle Ihre Überzeugung." Und sie haben es mir denn mündlich oder schriftlich kundgegeben, der Roman sei keineswegs unsittlich, sondern ein Kunstwerk. Leider ist es ja im Rahmen unserer Strafprozeßordnung nicht möglich, Ihnen diese Briefe hier vorzulegen, aber ich darf wohl erwähnen, daß namentlich Bulthaupt mir ein Gutachten schrieb, er habe den Roman „Die Alten und die Jungen" gelesen und stehe nicht an, die Anklage auf Unsittlichkeit für einen ‚schweren Irrtum' zu erklären. Er sagt allerdings, daß zahlreiche Schilderungen widerwärtiger Situationen und das Sexuelle vielleicht einen zu breiten Raum darin einnehmen und ein erotomanischer, bedenklicher Zug darin walte, der sich in einer großen Anzahl Personen des Romans kundgebe, aber er betonte, daß er nirgends auch nur die geringste Spur von Lüsternheit gefunden habe oder ein Behagen an dem Unsittlichen. Im Gegenteil, er hob hervor, daß der Autor versteht, durch seine Person über die Köpfe der Gestalten hinweg, sogar in direkter Rede ad lectores darauf hinzuweisen, daß Unsittlichkeit etwas Verderbliches, Vernichtendes sei, und ich bei jeder Stelle, wo ich die Verderbtheit schildere, zugleich den Ekel davor schildere, sodaß mein Roman eher abregt als aufregt; so sei II. Seite 269 und 271 eine Stelle der gereinigten Stimmung des Helden von großer Schönheit. Er schrieb, daß sich zwar manche ästhetische Einwürfe gegen den Roman erheben ließen, betonte aber, er sei keineswegs pornographisch.

Ich glaube in der That, daß ich auf dem Boden des Gesetzes, auf dem Boden der maßgebenden litterarischen Kritik stehe, wenn ich behaupte, daß mein Roman nach seiner Gesamtheit, Tendenz, durchaus sittlich, moralisch, national und patriotisch ist.

Der leitende Gedanke meines Romans ist, wie ich Ihnen schon bei meiner ersten Verantwortung andeutete, der, daß die moralische Schwäche trotz aller Genialität schließlich doch zu Grunde geht und sie rettungslos dem Wahnsinn und frühzeitigen Tode verfällt, wie dies in der Person des Hofmeister der Fall ist. Ich habe ferner dargethan, daß das ideallose, unsittliche Streben nach dem äußern Erfolg, das bloße Streben nach Genuß, wie bei Felscher, wohl vorübergehende Erfolge erzielen kann, aber zum Schluß immer um die Früchte seines Strebens betrogen wird, und nur die feste Sittlichkeit eines Menschen, der einen moralischen Halt in sich hat, selbst wenn er kein Genie und nur mittelmäßig begabt ist, falls er die Kraft besitzt, den Gefahren des modernen Weltstadtlebens zu entsagen und sich aus den Schlingen der Unsittlichkeit zu entreißen, zum Schluß doch immer zu einem guten Ende kommt, und daß auf ihm ganz allein die einzige Hoffnung auf gesunde Fortentwickelung der Kunst und des sozialen Lebens beruht. Das glaube ich in der Person des Franz Treumann gekennzeichnet zu haben. Er ist der Einzige, welcher im Roman „übrig bleibt" und den der Leser mit Hoffnung auf seine eigene Zukunft verläßt. Ich möchte Sie ferner aufmerksam machen auf die Stellen: II, S. 79; II, S. 174; II, S. 143. Ich verzichte auf die Verlesung des Wortlauts und werde immer nur darauf aufmerksam machen. Ferner habe ich in meinem Roman dargethan, daß es nicht auf das große Genietum ankommt, nicht auf das Geld, das Einer besitzt und wofür er sich alle Genüsse verschafft, sondern daß die ernste, ehrliche Arbeit zum Besten der Kunst, der Wissenschaft, des Vaterlandes das einzige, vom sittlichen Standpunkt allein Berechtigte ist, und daß wer diesem Ziele folgt, zu dem höchsten Erfolg in der Welt kommt. Dies habe ich dargethan II, S. 268 und bitte, es zu berücksichtigen. Aber auch die Arbeit und das sittliche Bewußtsein ist das Höchste noch nicht; nach meinem Roman ist das Höchste die Liebe: jene Liebe, welche Verzeihung für alle Sünden findet, über das Grab hinaus dauert und über dieses hinaus Frieden stiftet, jene große erhabene Liebe, wie sie unter anderm im Christentum gepredigt wird, die sogar für einige Augenblicke die gemeinste Kneipe zu einem Gotteshaus weihen kann, nach II, S. 207, 278. Auf diesen Punkt möchte ich einen besondern Wert legen. Ich glaube, daß gerade in unserer heutigen materialistischen Zeit, der die Ideale immermehr verloren gehen, ein solches Streben, wie es in meinem Roman niedergelegt ist, ein besonderes

Lob verdient, und deshalb mein Roman besonders verbreitet werden sollte! Sie werden sich vielleicht wundern, hoher Gerichtshof, wie ich als ein Mann, der der christlichen Gemeinschaft nicht angehört, in diesem Roman die christliche Liebe gewissermaßen verherrlicht habe, aber ich möchte da betonen, daß ich einer religiösen Gemeinschaft überhaupt nur durch ein äußerliches Band angehöre, und möchte zu bedenken geben, daß es in meiner Ansicht lag, daß die christliche Liebe, ganz abgesehen von den christlichen Dogmen, etwas so Großes ist, daß sie bewundern, anerkennen, verehren muß, wer jener Religion auch nicht angehört, und gleichviel ob er an den Dogmen hängt, die mit der ethischen Seite der Religion nichts zu thun haben. Und daher werden Sie begreifen, daß es mir ernst darum zu thun war, als ich jene Stellen schrieb, auf die ich einen besonderen Wert lege.

Aber noch eine weitere Tendenz muß ich hervorheben; den Kampf gegen die Genußsucht und Unsittlichkeit, das Geldprotzentum eines gewissen, namentlich in Berlin, wo der Roman spielt, stark verbreiteten Standes. Ich habe das Protzentum in seiner ganzen Verworfenheit geschildert, ohne Ideale, auf nichts Rücksicht nehmend, nicht einmal auf das was dem ganzen deutschen Volke heilig ist. Ich schilderte es, wie es sogar aus dem Unglück und Elend des deutschen Volkes, das jedem Fühlenden ans Herz greift, aus dem Leidenskampfe Kaiser Friedrichs häßlichen Börsengewinn ziehen wollte, II 115. Der Kampf gegen dieses Geldprotzentum unter Führung unseres jetzigen Kaisers, der ja das Programm seiner sozialen Politik dahin entrollt hat, einen Ausgleich zwischen den berechtigten und unberechtigten Ansprüchen der verschiedenen Stände zu schaffen — das ist die Tendenz meines Romans. Und mein Roman ist ein sozialer! Ich habe die moderne Jugend am Schluß desselben aufgefordert, sich gleich Treumann um das Banner der Person des Kaisers zu scharen und gegen den Übermut des Geldprotzentums sich aufzulehnen. Ich versichere Sie, hoher Gerichtshof, daß ich in diesen Schilderungen in keinem Zuge übertrieben habe, sodaß ich behaupten darf, daß Ähnliches zu der Zeit, als Kaiser Friedrich von jenem schrecklichen Leiden heimgesucht war, in Berlin in Dutzenden von Fällen vorkam. Diese Charakteristik von der schmachvollen Wirtschaft des Protzentums und Börsenjobbertums in Berlin gründet sich auf aktenmäßige Thatsachen, und ich glaube, daß ein Roman, der solche Zwecke verfolgt und das Streben nach dem Ideal der Ideallosigkeit entgegenstellt, speziell der des Börsenjobbertums, indem er eine Mahnung namentlich an das jüngere Geschlecht richtet, jenem Banner zu folgen, nicht als unsittlich bezeichnet werden kann. Wenn dies unsittlich sein sollte, und der Herr Staatsanwalt scheint das anzunehmen, dann müßte ich freilich mit Goethes Tasso entgegnen:

„Viel lieber, was Ihr Euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte."

Und auf Eins will ich noch aufmerksam machen. Im September 1889 ist mein Roman erschienen, Januar 1890 erfolgten jene viel berühmten kaiserlichen Erlasse, welche die Grundlagen eines Reformationsplans der ganzen modernen Gesellschaft bilden. Lesen Sie bitte aufmerksam den Schluß des zweiten Bandes meines Romans durch und Sie werden finden, daß ich in nuce dort Alles antizipiert habe was fünf Monate später eintrat, daß das Wort vom poeta vates — das ich glaube auf mich anwenden zu dürfen — sich wohl selten so bewährt hat. Ich möchte mir gestatten, nur kurz darauf hinzuweisen, daß dieses bei mir durchaus nicht der erste Fall der Art ist. Schon 1888 habe ich eine damals anonym gehaltene Schrift „Was erwartet die deutsche Kunst von Kaiser Wilhelm II." erscheinen lassen, welche des Kultusministers Herrn von Goßler Aufmerksamkeit erregte, sodaß sich derselbe bei dem Verleger nach dem Verfasser erkundigen ließ und diesen aufforderte ihn zu besuchen, damit er ihm über die in der Schrift geäußerten Gedanken einmal seine Meinung ausspreche.

Ich setze voraus, daß Ihnen diese Thatsache aus den Zeitungen bekannt ist, sonst müßte ich mir erlauben, zu beantragen, den Herrn Kultusminister von Goßler als Zeugen hier vorzuladen. In dieser Broschüre hatte ich namentlich nachgewiesen, daß es eine Ehrenpflicht des Staates sei, der Litteratur Förderung vom rein künstlerischen Standpunkte, aus Staatsmitteln zu gewähren. Der Kultusminister sagte mir, daß er sich persönlich sehr hierfür interessiere — und vor nicht langer Zeit wurde thatsächlich einem jüngeren realistischen Schriftsteller eine klingende Anerkennung aus Staatsmitteln durch Herrn von Goßler gewährt. Ich möchte darauf hinweisen, daß auswärtige, geradezu deutschfeindliche Blätter darüber ausführliche Artikel brachten! So der „Figaro", ein Blatt, welches sonst alles Deutsche rücksichtslos angreift. Mir ist der Verfasser des betreffenden Aufsatzes völlig unbekannt, aber auf diese Staatsunterstützung, die an Herrn Hart gegeben worden ist, wird dort als auf einen Akt von höchster politischer Bedeutung hingewiesen und gesagt, daß wohl hauptsächlich infolge meiner — anonym erschienenen — Broschüre die Förderung eingetreten sei. Ich gestatte mir, die einschlagende Stelle des „Figaro" hier zu verlesen:

In Nr. 114 vom 24. April 1890 findet sich, unterzeichnet T. de Wyzewa, es ist das ein namhafter Pariser Kunstschriftsteller, ein Leitartikel „Guillaume II. protecteur des lettres". Es heißt darin:

Le gouvernement prussien vient d'accorder une subvention à M. Henri Hart, poète réaliste, pour lui permettre de terminer un grand

ouvrage: *le Chant de l'humanité* . . . En fait, la subvention accordée à ce poète réaliste — sur l'initiative de l'Empereur, cela n'est pas douteux — constitue un événement politique et social d'une grande portée et nous renseigne pour le moins autant sur le programme du jeune souverain que les récents rescrits ou le renvoi de M. de Bismarck.

Dann kommt der Autor auf den Realismus zu sprechen:

Tout récemment encore, les trois représentants les plus intéressants de la littérature réaliste affirmaient leurs revendications dans des articles et des brochures qui menaient grand bruit. M. Conrad demandait à l'Empereur de s'opposer à l'invasion des œuvres étrangères. M. Hermann Conradi saluait en lui le chef de la *Nouvelle Génération* et l'invitait à prendre en main la cause de la rénovation artistique. Et M. Alberti — un jeune romancier israélite d'un talent tout à fait remarquable — notait par le menu *„ce quel'art allemand attend de Guillaume II.“* Il suggérait à l'Empereur un programme complet d'action, établissant en principe absolut que l'art doit être entretenu et dirigé par l'Etat, et que la condition indispensable au maintien des tendances artistiques supérieures est de les soustraire à la dépendance du public . . .

Und weiter:

Voilà ce que répètent les auteurs de ces brochures: et croire que ce sont là des manifestations isolées, sans écho, c'est ne pas connaître le profond esprit de discipline des Allemands. Il n'y a pas aujourd'hui un jeune étudiant ami des lettres qui, au sortir du gymnase, ne lise la revue de la Jeune-Allemagne, la *Gesellschaft*, et n'adopte plus ou moins les doctrines littéraires, philosophiques, politiques et sociales qu'il y voit exposées. Ainsi se forme autour du jeune Empereur une jeunesse qui attend tout de lui et ne se fait pas faute de le lui dire crûment, mais qui est patiente de nature, enthousiaste, toute prête à lui faciliter les innovations les plus audacieuses. Et voici que Guillaume II. paraît s'en être rendu compte, car c'est à un poète *réaliste* qu'il a accordé la première subvention officielle, à un collègue de MM. Conrad et Alberti.

Es war ein verdienstvolles Unternehmen von mir, durch meine bescheidene litterarische Thätigkeit für die Bestrebungen der deutschen Regierung der jüngeren Generation, unseres Kaisers die Sympathie des Auslandes, ohne es gewollt zu haben, zu erlangen und ich glaube, daß so etwas kein Schriftsteller thut, der in seiner übrigen Thätigkeit unsittliche Tendenzen verfolgt! Nein, ich behaupte, mein Roman ist gleich patriotisch wie moralisch! In Frankreich besteht eine schöne Sitte, daß alljährlich der Roman von der

Académie française mit einem Preis bedacht wird, welcher zur Sittenbesserung das Meiste beigetragen. In letzterer Zeit erhielt ihn Daudets „Fromont" für ein Werk, in welchem die Folgen des Ehebruchs in ausführlichster Weise, aber als abschreckend geschildert wurden. In aller Bescheidenheit sei gesagt, daß ich, wenn bei uns in Deutschland eine derartige schöne Sitte bestände, nicht zögern würde, einen derartigen Preis für meinen Roman „Die Alten und die Jungen" anzustreben! (Bewegung.)

Aber es ist ja möglich, daß ich in der Ausmalung des Lasters zu weit gegangen bin, daß ich wohl die Absicht hatte, einen sittlichen Roman zu schreiben und einen unsittlichen schrieb und damit mich und mein Buch strafbar machte. Ich bestreite aber auch, daß diese Thatsachen zur Verurteilung meines Buches hinreichten, denn es ist festgestellt und entspricht den Ansichten der allgemeinen Moral der Öffentlichkeit und auch Autoritäten habe ich dafür, wie Prof. Moritz Carrière u. A. daß ein Roman nicht darum an sich unsittlich ist, weil einzelne Stellen darin unsittlich wären, sondern er muß es als Ganzes sein! Es wird von ihm ausdrücklich darauf hingewiesen, daß eine Situation, eine Rede noch so roh und unzüchtig, manches Wort noch so zotenhaft sein kann, im Falle es nur zur Charakterisierung von Personen und Verhältnissen beiträgt, wenn nur das Ganze dann als völlig sittlich erscheint! Die Hauptsache ist, daß die Frechheit überwunden und die Unsittlichkeit als das nicht sein Sollende dargestellt werde. Das aber habe ich in meinem Buche gethan und bin daher nicht strafbar. Ferner sind zur Bestimmung der Unsittlichkeit ja besondere Veranstaltungen nötig; es müssen Bilder, besondere Seitenangaben, Vignetten zum Buche gehören, wie das Reichsgericht ausdrücklich erkannt hat, aber von alledem ist in meinem Roman nichts vorhanden! Casanovas Memoiren, denen jeder sittliche Halt fehlt, sind nicht einmal an sich strafbar, sondern nur eine bestimmte Ausgabe mit Bildern und Seitenzahlen, die auf die unzüchtigen Stellen hinweisen. Das ist ausdrücklich vom Reichsgericht erkannt worden. Ebenso ist es mit „Nana", da in der deutschen Ausgabe überall Bilder stehen, wo sich schlüpfrige Stellen finden, z. B. wo Nana in völliger Nacktheit sich im Spiegel beschaut! In meinem Roman ist von alledem nichts! Zum Schluß desselben finden Sie eine ganze Reihe von Kritiken angehängt, die ausdrücklich auf den sittlichen Charakter meiner Thätigkeit hinweisen. Ich will nur noch kurz darauf aufmerksam machen, daß die Motive, welche seinerzeit von der Regierung des Norddeutschen Bundes dem Entwurf des Strafgesetzbuchs bei § 184, damals 181 beigegeben wurden, ausdrücklich besagen, daß derselbe gegen die „billige Kolportagelitteratur" angewendet werden solle. Ausdrücklich steht dies dort und ich

bitte Sie, darauf Rücksicht zu nehmen. Die Logik des Staatsanwalts wird wohl nicht so weit gehen, daß sie einen zweibändigen Roman für 9 Mark zur billigen Kolportage rechnet! Ich glaube, wenn es der Herr Staatsanwalt gleichwohl thäte, wäre dies dem Geiste des Gesetzes zuwider, indem er sich auf einen vielleicht zweifelhaften Ausdruck des Paragraphen stützt. Einen so dicken und theuern Roman als unzüchtiges Werk anzusehen, widerspricht völlig dem Geist des Strafgesetzbuches. Es wäre, wenn der Staatsanwalt diese Auslegung des Paragraphen annähme, geradezu ein Schlag, den das öffentliche Rechtsbewußtsein, welches immer der Anschauung ist, daß die amtlichen Motive, die einem Gesetz beigegeben sind, auch maßgebend für die Auslegung sein sollen, ins Gesicht erhielte!

Ferner, meine Herren, behaupte ich, daß keine der inkriminierten Stellen das erlaubte Maß überschritten hat! Es heißt ausdrücklich in der reichsgerichtlichen Erklärung des Paragraphen, daß das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzt sein müsse! Diese Ausdrücke sind ein wenig schwankend. Wessen Scham- und Sittlichkeitsgefühl soll verletzt sein? Man wird mir ohne Weiteres zugeben, daß nur ein sehr geringer Teil der Leser von so fein organisiertem Scham- und Sittlichkeitsgefühl ist wie der Herr Staatsanwalt! (Lebhafte Bewegung.) Er stößt sich sogar an jede Erwähnung des Wortes „Fleisch". Aber man kann einen Roman doch nicht nur vom Standpunkt des Vegetarianers aus lesen!

Man wird mir auch zugeben, daß der Ausdruck „gröblich" sehr dehnbar ist! Was ist fein? Was ist grob? Der Herr Präsident meinte, daß ich gestern einen Fehler beging, und ich bitte alsdann um Entschuldigung dafür, aber ich muß wiederholen: allerdings besteht ein gewisser Unterschied zwischen Malerei und Poesie, und letzterer ist manches erlaubt, was der Malerei verboten ist! Ein Gemälde kann zu gleicher Zeit von sehr Vielen betrachtet werden, während man ein Buch nur in der Stille des Zimmers allein vor sich hat. Das ist ein großer Unterschied. Dann möchte ich den Herrn Staatsanwalt, der ja ein großer Kenner von Münzen sein soll, darauf aufmerksam machen, daß wohl die Hälfte der in den Münzkabinetts aller europäischen Hauptstädte ausgestellten antiken und mittelalterlichen Münzen mit ihren Bildern feinem feinen Scham- und Sittlichkeitsgefühl nach sofort als strafbar eingezogen werden müßte! Diese Grenzbestimmung des Erlaubten und Unerlaubten, welche das Reichsgericht offen läßt, glaube ich gefunden zu haben, und zwar in den Werken der Klassiker. Meine Herren, ich behaupte, daß wenn mein Roman als unsittlich strafbar ist, und konfisziert werden sollte, der größte Teil aller Klassiker aller Zeiten und Nationen gleichfalls konfisziert werden muß, denn in diesen finden sich zahlreiche Stellen, die

viel, viel stärker sind. Ich will gleich bemerken, das ist nicht nur meine Ansicht! Ich hatte vor einigen Tagen Gelegenheit, mit der größten litterarischen Autorität in Leipzig über diese Angelegenheit zu sprechen, mit Herrn Geheimrat Zarncke. Dieser hat mich versichert — ich habe ihn nicht vorladen lassen, weil derselbe seine Zeit wohl besser für die Wissenschaft verwendet, als für mich — daß er über den Charakter einer solchen Anklage, wie sie gegen mich unternommen worden, geradezu empört sei und ganz meiner Ansicht sei, daß alsdann ein großer Teil der Klassiker verboten werden müßte. Er machte mich selbst auf viele aufmerksam, gab mir noch mehrere Werke an, die ich übersehen und bat mich, mich darauf zu berufen. Wenn der Antrag des Staatsanwaltes rechtliche Giltigkeit erlangte, würde es nicht mehr möglich sein, viele der wichtigsten litterarischen Erscheinungen der Weltlitteratur neu zu drucken und herauszugeben. Ich werde nicht durch lange Vorlesungen Ihre Zeit in Anspruch nehmen, nur einige Stellen —

Präs.: Sie werden doch hier nicht etwa vorlesen?!

Alberti: Wenn Sie es nicht wünschen, so begnüge ich mich mit Hinweisen. Nach der Auffassung des Staatsanwalts wäre z. B. das erste Buch Moses eines der verruchtesten Bücher. Viele Dutzende von Stellen schlimmster Art finden sich in dem Buche; ich will nichts vorlesen, sondern nur darauf aufmerksam machen. Z. B. die Geschichte von Noas Scham, von Sarahs Verkauf, von den Töchtern Loths, von Abimelech, von Lea, von Hagar, von Thamar, von Potiphar. Alle diese Dinge sind ganz genau geschildert, sogar in allen Einzelheiten eine Entbindung an einer Stelle auf das Genaueste, — Sie besinnen sich wohl darauf, hoher Gerichtshof. Das müßte doch im höchsten Grade als unzüchtig gelten! Ich erwähne ferner die klassische und antike Litteratur, die bei uns auf den Schulen gelesen wird. Hier in dem Abriß der antiken Litteratur von Dr. Rex, den wir den Kindern zur Orientierung in die Hand geben, ist als ein Buch, das für Jedermann geeignet sein soll, Platons Gastmahl genannt, welches für Jedermann in Reclams Universalbibliothek für zwanzig Pfennig käuflich ist und viel tollere Stellen enthält; z. B. das berühmte Märchen des Aristophanes von der Entstehung der Geschlechter; und am Schluß die Geschichte, welche Alcibiades erzählt, wie er dem Socrates etwas, was nach den heutigen Begriffen sehr unsittlich ist, ja nach § 175 streng bestraft wird, anbietet, und wie geschickt sich Socrates aus der Schlinge zieht. Ferner, als ebenfalls bei Phil. Reclam käuflich, bitte ich, Petrons Gastmahl des „Trimalchion“ zu lesen, wo die römische Sittenlosigkeit geschildert ist, und ganz besonders eine Eifersuchtsscene zwischen Trimalchions Frau und seinem Lieblingsknaben. Ich will die Szenen aus Rücksicht auf die Öffentlichkeit nicht vorlesen. In

Aristophanes Lysistrate, Ekklesiazusen und Thesmophoriazusen ferner werden gleichfalls die gröbsten Ausschweifungen geschildert. Bei Homer ferner nenne ich unter vielen Stellen das Abenteuer von Venus und Mars, wo die Götter alle um das Lager treten und die Szene öffentlich mit ansehen. Auch auf Ovid mache ich aufmerksam, bei dem zu Hunderten derartige Stellen vorkommen, die wir unsere Kindern in Tertia lesen lassen. Sie haben ja wohl selbst dort den Homer und Ovid gelesen. Dann Juvenal, der die Verworfenheit der Gesellschaft seiner Zeit bis in die kaiserliche Familie hinein mit vollster Nennung und Schilderung der Thatsachen zeichnet; Donner hat ihn vortrefflich übersetzt. Da kommt in der berühmten neunten Satire eine tolle Szene vor, wo das Leben der Gemahlin des Kaisers Claudius bis in alle Einzelheiten in einem öffentlichen Hause geschildert wird. Ich nenne ferner die Nibelungen mit der Brautnacht der Brunhild, ferner auch die rohen geschlechtlichen Stellen bei Shakespeare, und weise darauf hin, daß Lessing, Schiller und Goethe noch viel Schlimmeres verbrochen haben, als wie ich schrieb! Ich erinnere Sie an die „Räuber", die in Reclams Ausgabe für zwanzig Pfennige gleichfalls käuflich sind und an die darin befindliche Szene, wo Spiegelberg im Nonnenkloster ist; dann das „Tagebuch" von Goethe, welches ausdrücklich durch gerichtliches Erkenntnis freigegeben worden ist, nachdem es in Anklagezustand versetzt worden war. Deutlicher als dort kann man sich über geschlechtliche Dinge nicht aussprechen. Lesen Sie die Stelle, wo sich Goethe in einer sehr pikanten Situation neben einem jungen Mädchen befindet und von dem Alleräußersten nur durch die Erinnerung an die Geliebte zurückgehalten wird.

Staatsanwalt: Ist hier von einer Publikation der Verlagsgesellschaft Dettmann & Cie. die Rede?

Alberti: Das weiß ich nicht. Es handelt sich um Goethe, nicht um Dettmann.

Staatsanwalt: Die werden steckbrieflich verfolgt wegen Vergehens gegen den § 184 des Strafgesetzes.

Alberti: Ich mache Sie ferner aufmerksam auf die Stelle in Goethes Schweizer Reise im VI. Bande seiner Werke, sein Abenteuer in Genf betreffend. Ferner auf die bekannte Schrift Lessings, den wir unseren Kindern zu Weihnachten schenken, die Rettungen des Horaz, indem dort Horaz verteidigt wird gegen einen Vorwurf schwerster Unsittlichkeit, von der die ganze Schrift handelt. Viele antiken Schriftsteller werden da über diese Dinge zitiert, viel breiter und ausführlicher, als ich schrieb. Dann Wieland, besonders der 16. Gesang des neuen Amadis! Ferner von Heinse das kleine Epos „Die Kirschen", welches Laube für so bedeutend hielt, daß er

es neu herausgab. In allen diesen Stellen sind viel ärgere Dinge; ebenso im Boccaccio, im Simplicius Simplicissimus, Don Quixote, in Machiavellis Mandragola, im Schelmuffsky, worauf mich Herr Prof. Zarncke aufmerksam machte. Kurz es giebt kaum einen berühmten Schriftsteller, kaum ein berühmtes klassisches Werk, in dem nicht Ähnliches vorkäme. Ich appelliere daher an die klassische Bildung des hohen Gerichtshofes, und bitte, sich ein Bild zu machen von der Weltlitteratur, wie sie aussähe, wenn der Staatsanwalt alles Geschlechtliche aus ihr entfernte! Machen Sie sich ein Bild von solch einer vernagelten Weltlitteratur! Alle wichtigen litterarischen Dokumente sind entfernt, die Weltlitteratur ist auf den Standpunkt des Backfisches erniedrigt worden! Wenn mein Roman für unzüchtig erklärt wird, behalte ich mir vor, alle diese Werke, die ich anführte, dem Staatsanwalt zu denunzieren, und ich bin neugierig darauf, ob man auch gegen Schiller, Goethe, Plato, welche den Stolz der Menschheit bilden, vorgehen wird, wie gegen mich. Warum geben wir denn unsere Klassiker den Kindern in die Hand? Weil wir sie nicht für unsittlich halten! Weil das Erotische in ihnen ohne Lüsternheit dargestellt wird, so wie es bei mir der Fall ist! Weil für die Darstellung des allgemeinen Menschlichen auch das Geschlechtliche durchaus notwendig ist und aus dem Wesen der Kunst hervorgeht. Keine Kunst kann ja bestehen ohne Schilderung der Nachtseiten des Lebens. Ich erkläre, sich daran stoßen zu wollen, ist falsche Prüderie!

Dies ist die Ansicht der größten Gelehrten, z. B. von Rosenkranz, dem großen Hegelianer, dem Lieblingsschüler Hegels. In seiner Ästhetik des Häßlichen weist er nach, daß rücksichtslose Offenheit für die Kunst notwendig sei. Er sagt:

„Als Historiker hätt ich das nicht geburft, als Philosoph stand es mir frei. Und trotz meiner außerordentlichen Vorsicht wird mancher urteilen, ich hätte wohl nicht nötig gehabt, in solchem Grade aufrichtig zu sein. Dann hätte aber, darf ich versichern, die Untersuchung überhaupt nicht gemacht werden dürfen, nicht gemacht werden können. Es ist traurig, daß bei uns auch für die Wissenschaft sich eine gewisse Prüderie einschleicht, indem man namentlich bei Gegenständen der tierischen Natur und der Kunst die Dezenz zum exklusiven Maßstab macht. Und wie erreicht man diese Dezenz heutzutage am Besten? Man spricht gar nicht von gewissen Phänomenen. Man dekretiert ihr Nichtdasein. Man sekretiert sie gewissenlos, um salonfähig zu bleiben. Man giebt z. B. mit Holzschnitten — denn ohne holzschnittliche Illustrationen ist eigentlich auch schon moderne Wissenschaftlichkeit nicht mehr möglich —, mit mikroskopischen Enthüllungen, eine Physiologie, eine Lehre vom Leben, Vorlesungen, gehalten vor einem Kreise von Damen und Herren in einer

Hauptstadt, und sagt vom ganzen Generationsapparat und von allen sexuellen Funktionen kein Wort. Gewiß recht dezent. Unsere deutsche Litteraturgeschichte ist durch das Zurechtmachen derselben für Mädchenpensionate und höhere Töchterschulen schon ganz kastriert worden, um nur immer das Edle, Reine, Schöne, Erhebende, Erquickende, Gemütvolle, Liebliche, Veredelnde und wie die Stichworte weiter lauten, für die zarten Jungfrauen- und Frauenseelen herauszustellen. Es ist dadurch eine unglaubliche Falschmünzerei der Geschichte der Litteratur in Gang gekommen, die auch schon über die pädagogischen Rücksichten hinaus die Auffassung entstellt und durch höchst einseitig ausgewählte traditionelle Blumenlesen unterstützt. Ein Glück, daß jetzt ein Werk, wie das von Kurz, erscheint, was durch seine Selbständigkeit die Fabrikarbeiter nötigen wird, doch einmal auch wieder andere Objekte und in anderer Ordnung und mit anderem Urteil, als in dem zum Ekel ausgetretenen Gleise, zu berühren. Jeder Einsichtige wird begreifen, daß ich bei allem Anstande, einen solchen bleichsüchtigen Pensionatsstyl nicht schreiben durfte, und daß ich überhaupt wohl auf den vorliegenden Fall Lessings Wort anwenden darf:

„Ich schreibe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn". —

Und ich erlaube mir in aller Ergebenheit zu behaupten, es giebt auch Staatsanwälte, die den Ovid nicht verstehen.

Staatsanwalt (aufspringend): Nun bitte ich aber den Angeklagten in Ordnungsstrafe zu nehmen.

Präs.: Sie haben jetzt die Grenze des Zulässigen überschritten und zwar wiederholt. Das letzte aber war zu viel!

Staatsanwalt: Ich bitte zu Protokoll zu nehmen, daß ich Strafantrag wegen des gefallenen Ausdruckes stelle!

R. Broda: Ich möchte dann einwerfen, daß die Bemerkung, es gäbe Staatsanwälte, die den Ovid nicht verstehen, nicht als persönlich verletzend aufgefaßt werden kann. Der Angeklagte kann damit einen Staatsanwalt nicht in seiner Ehre beleidigt haben!

Präs.: Jedenfalls dürfen Sie, Herr Alberti, über den zulässigen Standpunkt nicht hinaus!

Alberti: Ich bitte um Verzeihung, meine Herren; aber bedenken Sie, es handelt sich hier um meine litterarische Ehre —

Präs. (einfallend): Sie brauchen sich nicht so zu erregen, wir sind erwachsene Leute und wollen uns nicht zanken oder bissige Bemerkungen machen.

Es ist eine ernste Sache, wegen der wir hier sind und wir haben auch den äußeren Anstand dabei zu wahren. Ich verstehe nicht, wie Sie gerade als Schriftsteller so animos sein können!

Einer der Richter: Das mag wohl in Berlin so Mode sein!

Alberti: Verzeihen Sie. Ich habe noch niemals vor Gericht gestanden und weiß nicht genau wie ein abgefeimter Verbrecher, was hier üblich ist und was nicht! Ich erkläre aber, daß ich den Herrn Staatsanwalt nicht habe beleidigen wollen —

Präs.: Sie haben doch ohne jede Veranlassung dem Herrn Staatsanwalt etwas imputiert, wozu gar keine, auch nicht einmal eine äußere Veranlassung gegeben war.

Alberti: Aber mir ist vom Staatsanwalt gestern Schamlosigkeit vorgeworfen worden!

Präs.: Nein! Nicht Ihnen, sondern nur Ihrem Buche! Der Autor ist hier nicht gemeint.

Alberti: Aber diese Äußerung des Herrn Staatsanwalts hat mich tief verletzt, weil ich dazu nicht die mindeste Veranlassung gegeben zu haben glaube. Ich habe nur nach künstlerischen Idealen gestrebt.

Präs.: Herr Staatsanwalt halten Sie Ihren Strafantrag aufrecht?

Staatsanw.: Ja.

Präsident: Dann wird der Gerichtshof später darüber beschließen.

Alberti: Ich möchte nun noch darauf verweisen, daß man sagen könnte, ich hätte die unzüchtigen Stellen zu ausführlich behandelt und das tiefste Schwarz, das brennendste Rot gewählt, welches sich finden wollte. Aber als Breughel die Hölle malte, konnte er auch kein Lilienweiß, kein Veilchenblau brauchen! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Bestrebungen und die meiner engeren Genossen doch sehr ernste sind, daß allgemein anerkannt wird, daß wir keine schamlosen Zwecke verfolgen, sondern im Gegenteil künstlerische. Ganz kürzlich noch hat ein bedeutender Schriftsteller, Spielhagen, dies anerkannt. Er sagt in seiner eben erschienenen Selbstbiographie: „Ich erkläre, daß ich die Strebungen unserer jungen und jüngsten Litteratur mit größter Teilnahme verfolgt. Ich erblicke in ihrem entschlossenen Vorgehen die völlig berechtigte Sorge, von dem machtvollen Fortschreiten der Wissenschaft, von dem sich so gewaltig ausgestaltenden Leben überholt zu sehen. Ich begreife wie sie — die junge Litteratur — in dieser Frage sich unter die Botmäßigkeit von Wissenschaft und Leben stellt, indem sie die Resultate der ersteren für sich verwerten und sich dem letzteren mit möglichst kopistischer Treue anzunähern und anzuschmiegen sucht. Sie spricht zur Wissenschaft: ‚Du kannst nichts lehren, wozu ich mich zu bekennen nicht den

Mut hätte'. Sie sagt zum Leben: ‚Du kannst nichts aufdecken, und wäre es noch so furchtbar und grauenhaft, das ich nicht darzustellen wagte'. — Wer, wie die Dinge heute liegen, in diesem Wagemut unsrer jungen Litteratur nicht sowohl ihr gutes Recht sieht, als ihre ganz unabweisliche Pflicht, stellt sich damit das Zeugnis aus, daß er in Wahrheit zu den im schlimmen Sinne ‚Alten', d. h. Veralteten gehört. Seiner Litteratur verbieten wollen, den Anforderungen ihrer Zeit zu entsprechen, sich jedes Stoffgebiets zu bemächtigen, das ihr die Zeit erschließt, nach neuen Formen zu suchen, in welchen dieser neue Stoff auszuprägen sei, heißt einfach ihren Tod wollen, oder sie zu einem kläglichen, nichtsnutzigen Vegetiren verdammen, das schlimmer ist als der Tod. Also weg mit dem Kopfschütteln, den moralisch-ästhetischen Achs und Ohs! Wir Alten haben, als wir jung waren, es nicht anders gemacht, und wenn wir es etwa zu etwas gebracht, verdanken wir es einzig und allein dem, daß wir uns ebensowenig an die Achs und Ohs kehrten."

Ich glaube, diese Worte Spielhagens, des berühmten Romandichters, der zum Überfluß von der jüngeren Generation oft der Schönmalerei angeklagt wird, sind wohl die beste Stütze für die Berechtigung dessen, was ich geschrieben habe, wenn ich auch objektiv etwas weit ging. Und noch Eins. In aller Bescheidenheit sei gesagt, der Herr Staatsanwalt hat sich gestern eine kleine Verwechselung zu schulden kommen lassen, als er mir Unsittlichkeit vorwarf. Ich glaube, er hat Sittlichkeit mit Sitte verwechselt. Das sind wohl ganz verschiedene Dinge, wenigstens nach Ansicht aller Philosophen. Die Sittlichkeit bildet die Grundlage der bestehenden Gesellschaft; sie habe ich in meinem Buche in keiner Weise verletzt und zu verletzen versucht, und sie muß auch allerdings das Gesetz als Hüter der Gesellschaft nach jeder Richtung hin schützen, selbst wenn die Angriffe gegen sie berechtigt sind.

Hätte ich Eigentum, Religion und Familie angegriffen, wenn auch mit Recht, so wäre ich formell strafbar — aber im schlimmsten Falle habe ich mich doch höchstens über die Sitte, diejenigen konventionellen Formen, die im gesellschaftlichen Verkehr üblich sind, hinweggesetzt, traditionelle Dinge, und Gepflogenheiten sind es doch höchstens, die ich angegriffen habe. Ich habe Dinge beim Namen genannt, die man im Salon verschweigt. Über diese Äußerlichkeiten aber sich hinwegzusetzen, muß das Recht eines Schriftstellers oder Künstlers, überhaupt der Kunst sein. Wollte man ihr das nicht zugestehen, so hätte sie nur sehr wenig Recht; dann müßte man z. B. alles Nackte verbieten. Schlimmstenfalls also nur die Sitte, die manchmal von heute zu morgen wechselt, habe ich angegriffen und das kann kein Verbrechen sein.

Der Herr Staatsanwalt wird vielleicht sagen, dies sei Alles nicht von Belang, ich habe thatsächlich das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gewisser Leute angegriffen und gröblich verletzt, indem Denunziationen gegen mich eingelaufen sind. Aber ich glaube, diese Denunziationen sind von ganz anderem Gesichtspunkt ausgegangen. Gewisse Kreise nehmen mir schon seit Langem meine ganze soziale litterarische Thätigkeit übel; nicht nur in diesem Roman, sondern auch in meinen früheren Romanen und Novellen. Meine Tendenz war stets die, die Verderblichkeit der rücksichtslosen egoistischen Wirtschaft des modernen Geldprotzentums zu bekämpfen, welches alle Ideale verwirft, zu zeigen, daß nicht ein Stand alle anderen rücksichtslos ausbeuten darf, sondern die berechtigten Forderungen anderer Stände, sofern sie gesetzlich sind, anerkennen und erfüllen muß. Dies habe ich namentlich in der Novellensammlung „Plebs" dargelegt. In gewissen Kreisen nun hat man mir meine sozialen Forderungen, die sich beinah mit dem sozialen Programm unseres Kaisers decken, übel genommen und es hat sich in der ganzen Presse, namentlich in dem Teil, der sich in den Händen dieser Gesellschaftsklassen befindet, wie der „Kölnischen Zeitung" und „Börsenkurier" u. A. seit Jahren ein vollständiges System der Verhetzung gegen mich gebildet, indem ich in der schimpflichsten Weise jeden Augenblick einmal angegriffen werde, nicht sowohl der Unsittlichkeit meiner Werke wegen, sondern meiner sozialen Forderungen halber. Diese Denunziation nun ist das letzte Glied dieser Kette, der letzte Schuß in einem Kampfe, der seit Jahren gegen mich geführt wird. Man hat mit ihr nicht meinen unsittlichen Roman, sondern meinen sozialen Roman angreifen wollen. Lediglich an meiner Kritik der bis vor Kurzem bestehenden und noch vorhandenen Auswüchse des Jobbertums hat man sich gestoßen und mir Eins versetzen wollen, indem man mich für einige Zeit unschädlich machte, wenn ich denunziert und eingesperrt würde. Ich habe gehofft und geglaubt, daß meine Ideen viel mehr den Anschauungen selbst des Herrn Staatsanwalts entsprechen würden, denn sie sind ja gewissermaßen eine Verteidigung nicht nur der Kunst, sondern überhaupt jedes geistigen Strebens, überhaupt aller der Stände, die geistige Interessen haben gegenüber dem materiellen Geldprotzentum und Börsenschwindel. Eine solche Tendenz mußte, meine ich, wohl dem Herrn Staatsanwalt und einem hohen Gerichtshof außerordentlich sympathisch sein, und ich bedaure daher, daß der Herr Staatsanwalt meinen Roman so unzutreffend auffaßt und der Denunziation, die er erhalten hat, jedenfalls in bester Absicht, aber von ganz unrichtigem Gesichtspunkt aus Folge gab.

Daß ich manchmal die Grenzen des Ästhetischen gestreift, möglicherweise

auch überschritten hätte, bestreite ich vielleicht nicht; aber ich habe das volle Vertrauen zu dem hohen Gerichtshof, daß er nur beurteilen wird, ob ich das Gesetz, nicht etwa, ob ich die Regeln der Kunst verletzt habe! Hoher Gerichtshof, selbst wenn ich zugeben wollte, daß Sie ein volles Recht haben, mich als gebildete Männer zu verurteilen, so müssen Sie mich freisprechen als Richter!

Der Herr Staatsanwalt hat ein Wort Goethes bezüglich zweier Möpse zitiert — ich kann mich im Augenblick nicht besinnen wo es steht, aber ich glaube offen sagen zu sollen: der Ausspruch rührt nicht von Goethe her! Es gab einmal eine Zeit, da Jeder, der ein Paradoxon mit seinem Namen nicht zu vertreten wagte, es Goethe unterschob. Dazu wird dieses Wort wohl auch gehören. Goethe war zu gebildet, so etwas zu sagen. Zu Goethes Zeiten lebte ein berühmter englischer Maler Landsear, dessen Spezialität Hunde und besonders Möpse waren, und seine Bilder gelten allgemein als große Kunstwerke; und ich erinnere Sie an Mind, der nur Katzen zeichnete und den man der Vortrefflichkeit der Bilder wegen sogar mit Raphael verglich; ich bitte den Herrn Staatsanwalt, wenn er mir nicht glaubt, was ich sage, Herrn Professor Springer zu fragen, der wird es ihm bestätigen! Es kommt in der Kunst eben nicht auf den Stoff an, sondern auf die künstlerische Behandlung.

Ich glaube auch nicht, daß Themis und die Muse feindliche Mächte sind, wie der Herr Staatsanwalt meint, vielmehr können sie sich beide sehr gut nebeneinander vertragen, wenn nur nicht eine die andere beherrschen und unterdrücken will. Dazu ist hier auch kein Grund.

An keiner Stelle meines Buches, behaupte ich noch einmal, ist die Erregung von Lüsternheit bezweckt; hinter die Wollust habe ich sofort die Ernüchterung gesetzt, die Erkenntnis ihrer Nichtigkeit, die Enttäuschung, die Verzweiflung und die Gewissensbisse. Ich bitte zu vergleichen Bd. I. S. 184.

„Mehr als hundert Mark in einer Viertelstunde hinausgeworfen in den Schlund der Rohheit . . . wofür? Für ein nichts, für die blanke, brutale Gemeinheit, die ohne Witz, ohne Anmut, ohne Unterhaltung frech und schamlos ihre plumpen, häßlichen Glieder zeigte. Keiner hatte sich amüsiert, keiner einen Eindruck empfangen, nur die kleinste Annehmlichkeit — man hatte nur eine Viertelstunde mehr getötet."

So ist es an allen Stellen! Ich bin überzeugt, wenn ein junger Mensch dieses Buch liest, und hört, daß man sich an diesen Orten nicht amüsiert, sondern langweilt — wird er doch nicht eine Anreizung empfangen, dorthin in die Höhlen des Lasters zu gehen, sondern diese meiden. Ich glaube also,

in jeder Weise widerlegen zu können, daß ich zur Unsittlichkeit in meinem Buche hätte anreizen wollen.

Mein Buch ist allerdings offen, an manchen Stellen sehr offen, aber Offenheit ist eben deutsch. Wir sind nicht frivol wie die Franzosen, wir sprechen und schreiben uns Alles von der Seele. Was soll aber bei uns an diese Stelle treten? Vielleicht die französische Frivolität, der Cynismus? Sollen wir wie die Franzosen, das Häßliche schön und das Brutale liebenswürdig finden? Ich glaube, das Stück „Francillon", das man unbeanstandet auf Ihrer Bühne spielt, ist viel schlimmer als Alles, was ich geschrieben habe, denn dort wird einer Frau, der ihr Mann untreu wird, die Berechtigung zuerkannt, daß sie sich ganz ebenso an ihm rächen kann, und des Langen und Breiten wird darüber in allen Einzelheiten verhandelt. Da ist die Polizei nicht eingeschritten, während das Stück doch überall bei jedem empfindenden Menschen Anstoß erregte. Dies ist viel verbrecherischer, als das in meinem Buche Gesagte. Wenn Sie mich verurteilen, so beschwören Sie eine Zeit der Frivolität, der versteckten Lüsternheit herauf, eine Ära der Verlogenheit, die schlimmer ist als die rücksichtloseste Offenheit.

Ich glaube ferner, daß es ganz klar ist und meine Persönlichkeit dafür spricht, daß ich keine lüsternen Zwecke verfolge. Der Herr Staatsanwalt hat gesagt, daß er mich bis zur Denunziation nicht gekannt habe. Nun, er kannte Hebbel nicht, wie soll ich verlangen, daß er mich kenne? Es ist selbstverständlich, daß ein mit Berufsgeschäften überhäufter Mann nicht Litteratur treiben kann! Aber einen andern Juristen, der auch ein litterarisch hochgebildeter Mann war, will ich nennen, Franz von Holtzendorff, der z. B. durch eine Arbeit von mir, die er selbst las und prüfte, sich bestimmt fühlte, diese Arbeit in seine bekannte Sammlung, Deutsche Zeit- und Streitfragen, Heft 52, aufzunehmen. Diese Schrift handelt nun gerade von dem Realismus in der deutschen Litteratur und seiner Berechtigung. Ich glaube nun, wenn ein solcher Mann, der als Jurist ebenso hoch stand, wie als litterarisch gebildeter Mann, soviel Vertrauen zu meinen Leistungen hatte, ist das doch ein Beweis dafür, daß ich keine unsittlichen gesetzwidrigen Zwecke verfolgen könnte, wenn er sich entschloß, mich über ein so schwieriges Thema, wie es der Realismus ist, in einem Unternehmen, das seinen Namen trug, schreiben zu lassen.

Meine Herren, die Beweise, welche versucht worden sind, mir nachzuweisen, ich verfolgte unsittliche Zwecke, treffen in keiner Weise zu. Der Herr Staatsanwalt hat mehrmals Haussuchung bei meinem Verleger halten lassen, sogar noch nach Schluß der Voruntersuchung; alle Briefe, die im Laufe vieler Jahre gewechselt wurden, sind beschlagnahmt worden, weit über

200, Schränke haben geöffnet werden müssen, damit nachgesehen werden konnte, die Betten wurden auseinandergenommen, und alles ist gethan worden, was der Herr Staatsanwalt thun konnte, von seinem Standpunkte aus, wozu er gesetzlich berechtigt war, Anklagematerial herbeizuschaffen — und unter den vielen hundert Briefen befand sich nur ein einziger, der nach Meinung des Herrn Staatsanwalt mich belastet. In Wirklichkeit belastet er mich aber nicht. Die Sache mit diesem famosen Briefe liegt sehr einfach. Sie haben gehört, daß mein Verleger an meinen Sachen nichts verdient hat, das hat mir auch mein Verleger oft gesagt. „Wenn wir nur einmal recht viel Geld verdienten, schreiben Sie doch einmal ein recht erfolgreiches Buch!“ sagte er mir und dies hat mich, den Schriftsteller, der sich um das Geschäftliche nicht kümmerte, ärgerlich gemacht und ich habe ihm, halb unwillig, halb ironisch geschrieben, er solle seine Verlagswerke in der Friedrichstraße im Schaufenster ausstellen lassen. Es ist an der betreffenden Stelle nicht einmal von meinen Büchern die Rede, sondern nur von seinem Verlage überhaupt! In keinem meiner Briefe bin ich wieder auf diesen Vorschlag zurückgekommen. Keine Stelle ist darin, daß ich meinem Verleger unsittliche Romane geschrieben habe oder daß ich beabsichtigt hätte, durch solche pikante Stellen zu reussiren. Und pikant ist doch noch nicht unsittlich. Im Gegenteil, zahlreiche Stellen weisen auf meine künstlerischen und ethischen Bestrebungen hin. Wäre es mir Ernst mit jenem Vorschlag gewesen, dann würde ich wohl darauf zurückgekommen sein. Mein Verleger aber verstand, was ich meinte und ist gar nicht darauf eingegangen, hat gar nicht darauf geantwortet, sondern natürlich einfach gelacht und gesagt: der hat mirs ganz richtig gegeben!

Ich behaupte auch, meine Herren! was ich schon gesagt habe, daß mein Roman auf das Publikum nicht unsittlich wirken kann. Ich glaube, mein Buch ist nur für ganz gebildete Leute berechnet, andere werden es garnicht verstehen. Die langen Auseinandersetzungen über Musik ꝛc. werden sie sofort bei Seite legen. Und noch eins! Ich habe in meinem Romane absichtlich die Tendenz faustdick aufgetragen, sprichwörtlich zu reden dem Publikum auf das Brot gestrichen, immer und immer wieder habe ich selbst das Wort genommen und auf das Gemeine in der Gemeinheit hingewiesen. Ich habe vielleicht dem reinkünstlerischen Wert des Romans dadurch geschadet, — das gebe ich offen zu — habe dies aber absichtlich gethan, weil ich ein moralisches Buch schreiben wollte. Einen sozial-ethischen Zweck verfolgte ich eben.

Zum Schluß möchte ich nur noch darauf aufmerksam machen, daß auch von anderen Gerichtshöfen in ähnlichen Fällen immer so geurteilt worden ist, und hauptsächlich zwei Prozesse sind dem heutigen analog: der gegen Flau-

bert in Paris mit seiner „Madame Bovary“, ein Prozeß wegen Unsittlichkeit, in dem der Autor freigesprochen wurde. Ich verlese aus dem Urteil folgendes:

Attendu que l'ouvrage dont Flaubert est l'auteur est une oeuvre qui paraît avoir été longuement et serieusement travaillée, au point de vue litteraire et de l'étude des caractères; que les passages élevés pour l'ordonnance de renvoi, quelque répréhensibles qu'ils soient, sont peu nombreux si on les compare à l'étendue de l'ouvrage; que ces passages, soit dans les idées qu'ils exposent, soit dans les situations qu'ils représentent, rentrent dans l'ensemble des caractères que l'auteur a voulu peindre, tout en les exagérant; et en les imprégnant d'un réalisme vulgaire et souvent choquant

„Attendu que Gustave Flaubert proteste de son respect pour les bonnes moeurs, et tout ce qui se rattache à la morale religieuse; qu'il n'apparait pas que son livre ait été comme certaines oeuvres, écrit dans le but unique de donner une satisfaction aux passions sensuelles, à l'esprit de licence et de débauche ou de ridiculiser des choses qui doivent être entourées du respect de tous

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Dans ces circonstances, attendu qu'il n'est pas suffisamment établi que Pichat, Gustave Flaubert et Pillet se soient rendus coupables de délits qui leur sont imputés;

„Le Tribunal les acquitte de la prévention portée contre eux et les renvoie sans dépens.“

Ich habe das Vertrauen, daß ein deutscher Gerichtshof ebenso vorurteilsfrei, ebenso litterarisch gebildet, wie der Pariser über Flaubert urteilen wird. Ich hoffe, daß man in Leipzig, das sich mit Vorliebe Klein-Paris nennen läßt, auf derselben geistigen Höhe stehen wird, wie an der Seine und unsern Nachbarn nicht wieder eine willkommene Gelegenheit geben wird, über angebliche „teutonische Barbarei“ zu spotten. Der zweite Prozeß ist der, welcher 1835 gegen Gutzkow von ganz ähnlichen Gesichtspunkten aus geführt wurde. Damals war eine Zeit, in welcher alle freien, kräftigen Bestrebungen von oben herab unterdrückt wurden. Die Verurteilung hat aber Gutzkows litterarischer Laufbahn nicht geschadet, und er hat heute sein verdientes Denkmal in Dresden. Ich bin selbstverständlich weit entfernt, und muß die Annahme abweisen, als ob ich mich mit Gutzkow vergleichen wollte; ich weiß, daß man mir niemals Denkmäler setzen wird (Bewegung), ich bin aber überzeugt, daß man später einmal sagen wird, wenn ich das Glück habe in die Litteraturgeschichte zu kommen, daß ich sittliche und künstlerische Ideale verfolgt

habe, und nicht die Lüsternheit aufregen wollte, sondern bessern und belehren! Es ist darauf hingewiesen worden, daß Conradi, welcher jetzt vor einem höheren Richter steht, des gleichen Vergehens, wie ich angeklagt ist. Ich bitte nun zu bedenken, wie sein nunmehriger Richter über Conradis Werk urteilen wird, ob er sein Werk für so entsetzlich halten wird, daß er den Verfasser deswegen in den Pfuhl der Hölle verbannt. Ich bitte Sie, Ihr Urteil auch nach diesem zu bemessen, damit die irdische Gerechtigkeit als das erscheint, was sie sein soll — als der Abglanz der göttlichen! —

Schluß der Verhandlung ½12 Uhr Mittags.
Verkündigung des Urteils ½1 Uhr „

Urteil.

Präs.: Zunächst habe ich mitzuteilen, daß der Angeklagte Sittenfeld auf Antrag des Staatsanwalts zu einer Geldstrafe von 40 Mark zu verurteilen ist, weil er dem Herrn Staatsanwalt Unbildung vorgeworfen.

Das Erkenntnis in dem hier verhandelten Prozeß lautet dahin, daß der Schriftsteller Walloth zu einer Geldstrafe von 150 Mark, der Schriftsteller Sittenfeld zu einer solchen von 300 Mark zu verurteilen, der Verleger Wilh. Friedrich von der Anklage auf Grund des § 184 des Strafgesetzbuches freizusprechen ist. Die Kosten des Prozesses fallen zu einem Drittel der Staatskasse zu, zu zwei Dritteln den Verurteilten, die Romane „Dämon des Neides" von Wilh. Walloth; die „Alten und die Jungen" von Conrad Alberti und „Adam Mensch" von Conradi sind einzuziehen und alle zu ihrer Herstellung erforderlichen Platten &c. unbrauchbar zu machen.

Die Schriftwerke, welche im Urteil erwähnt sind, sind als unzüchtige Schriften in dem Sinne des § 184 des Strafgesetzes zu betrachten, deren Verbreitung nach demselben Paragraphen strafbar ist. Nachdem sämtliche Mitglieder des Gerichtshofes die Romane selbst gelesen haben, auch einzelne Stellen derselben zur Verlesung gelangt sind, hat das Gericht die Überzeugung gewonnen, daß die verlesenen Stellen unzüchtig sind. Diese Stellen sind in den einzelnen Werken verstreut, und sind in jedem einzelnen derselben so verteilt, daß sie nicht aus dem Werk herausgenommen werden können, ohne dieses in seiner Gesamtheit zu tangieren und den Zusammenhang zu vernichten. Die einzelnen Schriftstellen, welche verlesen worden sind, stehen im Verhältnis derart zu einander, daß das ganze Werk gleichsam dadurch infiziert worden ist, das ganze Werk somit also als ein unzüchtiges Ganzes erscheint. Es fragt sich nun, inwiefern die fraglichen Schriften als unzüchtige Schriften zu erkennen waren.

Um die Angeklagten zu bestrafen, mußte nachgewiesen werden, daß sie

das Bewußtsein hatten, jene Stellen wären unzüchtig, was bei dem Bildungsgrad der Verfasser keinem Zweifel unterworfen sein kann. Wenn man auch nicht anzunehmen braucht, daß die Schriften in erster Linie darauf berechnet waren, öffentliches Ärgernis als unzüchtig zu erregen, so hat es sich bei ihnen doch in erster Linie darum gehandelt, Geld zu verdienen. Wenn sich's dabei vielleicht auch noch darum gehandelt haben kann, soziale Schäden aufzudecken, so ist doch nach Ansicht der Strafkammer die Absicht der Verfasser darauf gegangen, geschlechtliche Erregung herbeizuführen, um dem größeren Publikum, für welches die Bücher berechnet waren, dem sie doch wenigstens zugänglich waren, Unterhaltung zu gewähren. Die Bücher nur einem beschränkten Kreis zugänglich machen zu wollen, zum Beispiel nur der Wissenschaft, davon war nicht die Rede. Es ist anzunehmen, daß, wenn auch in der einen oder anderen Richtung der eine oder andere edlere Zweck vorhanden war, doch die Bücher pikant gemacht werden sollten, um dem größeren Publikum die Sache mundgerechter zu machen. Nicht bloß das Bewußtsein aber hat seitens der angeklagten Schriftsteller vorgelegen, etwas Unzüchtiges zu schreiben, sondern auch die Absicht, geschlechtliche Aufregung herbeizuführen. Es fragt sich weiter, ob man den Schriftstellern Walloth und Sittenfeld auch die Verbreitung der Schriften beimessen kann. Beide sind Autoren, der Verleger hat die einzelnen Exemplare herstellen lassen, hinausgegeben und weiter verbreitet. Man kann sagen, die Angeklagten Walloth und Sittenfeld haben die Schriften nicht mit verbreitet, denn die Sache selbst muß ja verbreitet werden, nicht der Inhalt; die Schrift in der äußeren Gestalt also. Es ist daher namentlich von den Rechtsanwälten, die mit der Verteidigung betraut sind, geltend gemacht worden, daß der § 184 garnicht Anwendung auf die Angeklagten erleiden könne. Die Angeklagten hätten nicht ihre Schriften verbreiten, sondern sie nur verfassen können. Dieser Ansicht hat indessen die Strafkammer nicht folgen können. Man kann auch durch jemand anderes thun lassen, was man nicht selbst thut; gleich wie man ein Werkzeug benutzt, für dessen Benutzung man selbst verantwortlich ist. Es ist daher angenommen worden, daß der Verleger Wilhelm Friedrich ohne jede Kenntnis des Inhalts dieser Werke sie hat hinausgehen lassen. Er konnte auch nicht angeklagt werden, weil ihm der Dolus nicht beigemessen werden konnte. Es bleibt unzweifelhaft, daß der Angeklagte Walloth, als er dem Verleger Friedrich seinen Roman als Manuskript übergab, die Absicht gehabt hat, dieses in Druck zu geben und durch den Druck vervielfältigen zu lassen, und hinausgehen zu lassen in die Sortimente. Beide Angeklagten bedienten sich, da sie nicht selbst Buchhändler oder Drucker sind, und jemand anders dazu haben mußten, als

Werkzeugs des Verlegers Friedrich, der die Werke herstellte und in die Welt hinaussandte. Die Schriftsteller Walloth und Sittenfeld hatten daher mit Absicht und Willen die Aufforderung zum Druck mit der Übergabe der Manuskripte verbunden. Man kann daher nicht sagen, die eigene Thäterschaft liegt allein vor, wenn der andere willenlos ist; es genügt schon der Dolus. Es ist auch einer Thäter, wenn er sich z. B. zur Ermordung eines Kindes eines Verrückten bedient, der vorsätzlich die tötende Handlung vornimmt, aber nicht mit dem Dolus! Man muß also auf die Thäterschaft Walloths und Sittenfelds erkennen. Der Wille der Angeklagten ging dahin, daß Wilhelm Friedrich die Schriften drucke und vervielfältige, einbinde und hinausschaffen lasse. Insofern ist die Handlung des Verlegers Friedrich eine solche, die den Angeklagten Walloth und Sittenfeld als den Thätern kriminell zugewendet werden muß. Daß Walloth das Bewußtsein beigewohnt hat, daß er unzüchtig schrieb, darf man nach seinem Auftreten schließen, daß ihm auch die Absicht geleitet hat, sinnliche Erregung herbeizuführen, geht aus der Korrespondenz hervor, desgleichen bei Sittenfeld aus dem Korrespondenzmaterial. Hiernach waren die Angeklagten Walloth und Sittenfeld je nach § 184 des Strafgesetzes zu bestrafen. Der Verleger Friedrich war angeklagt der Verbreitung des Romans „Adam Mensch“ nach demselben Paragraphen. Er hat sich unzweifelhaft der Verbreitung unsittlicher Schriften schuldig gemacht und somit gegen § 184 verstoßen, wenn man ihm den zugehörigen Dolus beimessen könnte. Nach Ansicht der Strafkammer ist wohl einiger Verdacht dafür zu gewinnen gewesen, daß Wilhelm Friedrich die fraglichen Bücher gelesen habe, aber der Verdacht konnte durch die Beweisaufnahme nicht zur richterlichen Überzeugung erhoben werden. Von dem Verdacht ist der Angeklagte Friedrich nicht befreit, daß er die fraglichen Schriften gelesen hat und Kenntnis von den unzüchtigen Stellen darin besaß. Es ist das Verhalten des Angeklagten lediglich aus Fahrlässigkeit hervorgegangen, denn er hätte wohl, nach dem was er erfahren hatte, Veranlassung nehmen sollen, das Werk „Adam Mensch“ einer eingehenden Prüfung zunächst zu unterziehen und das zweite Manuskript zu prüfen, ehe es in Druck ging, aber man kann nicht auf den dolus eventualis erkennen, sondern nur auf grobe Fahrlässigkeit, und diese ist für die Verbreitung von unzüchtigen Schriften nicht unter Strafe gestellt. Was die Stelle mit der Gotteslästerung anlangt, so hat die Strafkammer sich für Anwendung des § 166 des Strafgesetzbuchs entschieden. Es liegt in diesem „Adam Mensch“ nicht bloß eine unzüchtige Schrift, sondern auch eine Gotteslästerung nach § 166 vor, was, wenn der Dolus vorgelegen hätte, zur Bestrafung des Verlegers Friedrich nach § 166 des deutschen Strafgesetzes geführt hätte. Da aber

nicht die volle Überzeugung zu gewinnen war, daß dieser das Manuskript gelesen hat, muß insoweit Freisprechung erfolgen. Es waren, soweit sich's um die Angeklagten Walloth und Sittenfeld handelt, nach § 41 zu erkennen, daß alle Exemplare unbrauchbar zu machen seien, ebenso wie die zu ihrer Herstellung erforderlich gewesenen Platten, Formen ꝛc. Soweit sich's um den Angeklagten Friedrich und den Roman „Adam Mensch" handelt, ist § 42 in Anwendung zu bringen; hier ist die Verurteilung nicht ausführbar gewesen, weil der nötige Dolus fehlte, der Autor ist gestorben, der als Thäter aufzufassen war. Eine Anwendbarkeit des § 42 liegt jedenfalls vor. Man hat bei Walloth und Sittenfeld von Gefängnisstrafe absehen zu sollen geglaubt und auf Geldstrafe erkannt, obwohl § 184 mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängnißstrafe bedroht. Für den Angeklagten Walloth hat man auf geringere Strafe erkannt, weil dieser, wie sein ganzes Auftreten zeigt, überaus hochnervös überreizt ist und bei ihm der Dolus nicht so intensiv gewesen ist, wie bei dem Angeklagten Sittenfeld.



Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Der „Fränkische Kurier" enthält in seiner Nr. 319 des laufenden Jahres eine interessante Betrachtung über den „Realistenprozeß", die wir nachstehend folgen lassen: Leipzig, 23. Juni. „Jung-Deutschland vor dem Staatsanwalt. Heute begann vor dem hiesigen Landgericht ein Prozeß, denkwürdig und bezeichnend in mehr als einer Hinsicht für die Litteraturverhältnisse in Deutschland. Es ist ein Prozeß, der die kritische Lage beleuchtet, in welche ein Schriftsteller bei uns durch die Rechtspflege gebracht werden kann und der zugleich die landläufigen Gepflogenheiten in der Auffassung sozialer und kultureller Fragen etwas beschämend für uns aufdeckt. Jung-Deutschland steht vor dem Staatsanwalt! Angeklagt sind die litterarischen Vertreter des realistischen Jung-Deutschlands Wilh. Walloth-Darmstadt und Konrad Alberti (Sittenfeld) in Berlin, also zwei hauptsächliche Führer dieser Richtung, und zwar ersterer wegen des Inhalts seines Romans: „Dämon des Neides", letzterer als Verfasser des Romans: „Die Alten und die Jungen". Beide Romane sind hier von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt worden. Angeklagt ist ferner der hiesige Hofbuchhändler Friedrich als Verleger genannter Bücher und als solcher des Romans: „Adam Mensch" von dem mittlerweile verstorbenen Hermann Conradi, der ursprünglich gleich-

falls mitangeklagt gewesen war. Die Anklage will auf obige Romanwerke anwenden die §§ 184 und 166 des R.-St.-G.-B., wo von „Verbreitung unzüchtiger Schriften“ und „Gotteslästerung bezw. Beschimpfung von Religionsgesellschaften“ die Rede ist. — Die Verhandlung wurde nach etwa fünfstündiger Dauer auf nächsten Donnerstag vertagt. Die angeklagten Autoren erklären sich für nichtschuldig; bei der Beurteilung eines litterarischen Werkes komme es auf die Gesamttendenz desselben an, nicht auf einzelne Stellen, die aus dem Zusammenhang gerissen sind, und die Gesamttendenz ihrer Schöpfungen sei nicht nur nicht unzüchtig, sondern im besten Sinne moralisch und bezwecke die künstlerische Schilderung von Zeitcharakteren. Mag das gerichtliche Urteil ausfallen wie es will: jedenfalls ist schon die bloße Thatsache der Möglichkeit eines derartigen Prozesses eine überaus peinliche und beklemmende und stellt kein besonders günstiges Zeugnis aus für das Vorhandensein gesunder kultureller Zustände. Machen wir uns das Fazit eines solchen Prozesses nur recht klar! Hauptvertreter einer litterarischen Richtung, die in sämtlichen Kulturländern hervorragende Wortführer und Vorkämpfer hat, die, mag sie noch so viele Irrthümer und Fehler in sich bergen, doch offenbar von einem mächtigen Wahrheitsdrang und Gefühl für das Recht der Überzeugung ausgeht, werden auf gleiche Stufe mit Pornographen und frivolen Zotenreißern gestellt, sie werden der Spekulation auf die niedrigsten Triebe, auf die wohlfeilste Lust an Cochonnerien geziehen, sie müssen sich krampfhaft und schmerzlich wehren um ein Recht, das doch selbstverständlich sein sollte: ihre Überzeugung überhaupt aussprechen zu dürfen in unmittelbarer Meinungsäußerung. Wir selbst würden niemals zu der bezeichneten litterarischen Richtung schwören und gehören; aber wir sind vorurteilslos genug, um anderen das zuzugestehen, was wir unter allen Umständen für uns selbst fordern würden. Auch wenn die Angeklagten freigesprochen werden sollten, so muß es doch als ein schweres Unrecht erscheinen, ihre persönlichen Verhältnisse in dieser Weise vor die Öffentlichkeit gezerrt zu haben, die privaten, geschäftlichen und künstlerischen Gepflogenheiten derselben schonungslos bloßgestellt zu haben. Der todte Conradi wurde zudem seinen Charaktereigenschaften nach schwer angegriffen. — Wilh. Walloth, der im Verlauf der Verhandlung von einer Seite ein Genie ersten Ranges genannt wurde, ist, wie sich im Gange derselben herausstellte, infolge der Konfiszierung seines Werkes und seiner Überantwortung in den Anklagezustand bei seiner reizbaren und äußerst sensiblen Natur nach ärztlichem Attest geradezu seelisch krank geworden. Er, der gewohnt war, still und arglos in seiner Gedankenwelt zu leben, wird jäh aus seinen dichterischen Studien geschreckt, wird in Berührung mit einer Begriffswelt gebracht, um die er sich nicht kümmern mochte. Niemals auf den Gedanken gekommen, daß er etwas Unrechtes thue, wenn er die Ergebnisse seines einsamen Sinnens veröffentliche, soll er sich plötzlich mit einem ihm völlig fremden Maßstab messen lassen, die Thatsache seines Prozesses wird ihm sozusagen zur fixen Idee, und er begab sich denn wirklich, über dieselbe gänzlich nervös geworden, in eine Heilanstalt, um sich beobachten zu lassen. Er ward irre an sich selbst. In der Verhandlung zeigte sich seine krankhafte Angegriffenheit in deutlicher Weise, und er redete etwas von Schopenhauer und Rousseau, von Gemütstiefe und pessimistischer Weltauffassung, aber erst auf besonderen Vorhalt des Präsidenten erklärte er sich direkt für schuldfrei; er konnte es offenbar gar nicht verstehen, daß man im Ernst in das Mysterium

seiner künstlerischen Innenwelt mit strafender Hand eingreifen wolle. Der Leiter jener Heilanstalt ist in der Verhandlung anwesend; als Mediziner sucht er die Grenzlinien zwischen Genie und Wahnsinn zu ziehen und weist darauf hin, daß große Geister — und als einen solchen müsse er den Angeklagten anerkennen — gewisse Perioden seelischen Kämpfens und Ringens durchzumachen haben, bis sie ihr inneres Gleichgewicht erlangt haben. Dieses Gleichgewicht habe Walloth noch nicht in seinem Streben gefunden, und so makellos auch sein Privatleben sei, neige er in seinen Phantasien zu sinnlichen und sinnenfälligen Bildern. — Der Berliner Alberti verfügte in seinen Ausführungen über eine kräftigere Redegabe wie sein Mitangeklagter; derselbe weiß sich auch besser in die Praxis des Rechtsganges zu finden und entwickelt die Gesichtspunkte, von denen der soziale Roman ausgehen müsse; er weist nach, daß der Held seines Romans von hohen Idealen geleitet werde, daß als Autor er selbst sein Werk für tiefsittlich halte und verweist auf die Grundsätze der Dichter aller Zeiten und Nationen. Ein befürwortendes Gutachten des Litterarhistorikers Professors Moritz Carrière in München kommt zur Verlesung. Hofbuchhändler Friedrich ist gezwungen, seine ganzen Geschäftsverhältnisse und seinen Verkehr mit Schriftstellern aufzudecken, um den Beweis zu erbringen, daß er von dem angeblich anstößigen Charakter der von ihm verlegten Bücher kein Bewußtsein gehabt habe. — Besonders ist zu bemerken, daß die Verhandlung zum Teil bei den Auseinandersetzungen über die inkriminierten Stellen unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, und dies nicht nur für das allgemeine Publikum, sondern auch auf besondere Anordnung hin für alle Berufsschriftsteller und Journalisten. Und doch muß es für Schriftsteller unter solchen Umständen fast eine Existenzfrage sein, dem Staatsanwalt auf seine geheimen Pfade nachgehen zu können. Schließlich kann jeder Autor, der nicht zu den Backfisch- und Zuckerwasserdichtern gehört und mit seiner Kunst ernst praktische Ziele verfolgt, die nicht in die Kinderstube gehören, Gefahr laufen, sich einer derartigen Anklage ausgesetzt zu sehen. — Vor der Denk- und Gewissensfreiheit, den besten Vorbedingungen einer naturgemäßen Kulturentwickelung, sollte der Staatsanwalt seinen Übereifer zügeln, vor ihr sollte er mit heiliger Scheu Halt machen. Er hat ja auf dem Gebiete des praktischen Lebens leider so vieles zu thun; warum sich in ästhetische Fragen mengen, die selbst von den Fachautoritäten nicht erschöpfend gelöst werden können? Und von Verkäufern unsittlicher Bilder und Zotengeschichten sind Dichter wie Walloth oder Alberti doch wohl zu unterscheiden! Es ist wirklich tiefbetrübend, zu sehen, wie Dichter dieser Gattung sich somit abquälen müssen, Zug für Zug Rechenschaft abzulegen von den intimsten Geheimnissen ihrer künstlerischen Schaffenswerkstatt, zu sehen, wie sie das Recht der freien Meinungsäußerung gewissermaßen erst als Gnade notdürftig erkämpfen müssen. Es ist ja wahr, daß die völlige Freigabe der litterarischen Produktion vereinzelt auch einmal einen Schaden da oder dort nach sich ziehen kann; aber dieser geringe Schaden bedeutet nichts gegen die Unermeßlichkeit des Schadens, den allzuschneidige Staatsanwälte durch Eröffnung derartiger Prozesse, wenn sie zur allgemeinen Sitte würden, am Bestand und Fortbestand der Bildungsschätze eines Volkes anrichten könnten. Ein derartiger Prozeß bietet auf alle Fälle ein ärgerliches Schauspiel, nachteilig in Ansehung und Wertung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse, überaus betrübend für alle Freunde eines geraden Strebens nach innerer Wahrheit. Es

giebt Länder, in denen derartige Prozesse nicht vorkommen könnten; möchte auch das unsere bald zu ihnen gehören!"

Romane und Novellen.

C. Reuling, Glücklich? Ein Roman. Zürich, Verlagsmagazin von Schabelitz. 1890.

Ein wenig versteckt behandelt Reuling in dem vorliegenden Roman das Problem des Anarchismus, ohne daß er dieses Wort auch nur einmal erwähnt. In typischen Gestalten führt er uns drei soziale Strömungen der Gegenwart vor Augen und, ohne eine direkte Kritik zu fällen, beurteilt er diese Strömungen durch die Handlungen jener Typen. Den extremen Sozialismus, dessen Endziel brutale Einreißung aller bestehenden Gesetze und Normen ist, den Anarchismus, verkörpern sowohl ein junges, schönes Weib, das von einem Adligen verführt und verlassen worden ist und das als Paria der Gesellschaft sich rächen will, als auch ein überspannter junger Arbeiter, der durch Lektüre mißverstandener sozialistischer Schriften in der Zerstörung alles Bestehenden das Heil der Welt sieht, aus Ehrgeiz eine große Zerstörungsthat begehen will, und, nachdem er jenes Weib kennen gelernt hat, auch begeht. Den gemäßigten Sozialismus vertritt ein schwedischer Geistlicher. Sein Sozialismus ist ein ernster der Humanität, der weise mit dem aufbauen will, was Jahrtausende an arbeitsfroher Kultur hervorgebracht haben. Leider greift er nicht durch Handlungen in die Aktion ein und vertritt seine Ansichten nur durch — Worte, freilich voll Überzeugungskraft und Milde. Zwischen beiden Richtungen steht ein Sozialismus, der als eine Art Kompromiß beider eben geschilderter Strömungen anzusehen ist und der ein spezifisch deutsches Gepräge hat. Es ist ein Sozialismus der Idealität, radikal wie der Anarchismus, indem er wie dieser den Gottesglauben, das monarchische Prinzip 2c. wegräumen will, gemäßigt wie der Sozialismus des Schweden, indem er zur Basis echte Nächstenliebe, reinste Humanität hat. Diese sozialistische Strömung vertritt der Held der Geschichte. Am Schluß des Romans erkennt dieser das Gährende seiner Ideen, das Unreife, und bekennt sich zu dem Sozialismus der Toleranz, der Humanität des schwedischen Geistlichen. Durch diesen versöhnlichen Schluß erhält der Roman gewissermaßen eine pädagogische Tendenz, die sich glücklicherweise nicht hervordrängt. Jedenfalls halte ich den Roman für eine bedeutende Leistung eines geistreichen und klaren Kopfes. Einzelnes habe ich aber doch zu bemängeln. Zuerst die ungeschickte Manier, eine Vorgeschichte zu erzählen (S. 3 ff.), die fast kindliche Art und Weise, wie beide einander fremde Anarchisten sich begegnen und auch sofort ihre geheimsten Pläne einander mitteilen (S. 79 ff.), auch ist die Zerstörungsmanie des anarchistischen Arbeiters nicht genug psychologisch verständlich gemacht. Das hätte geschehen können, wenn man ihm einen pathologischen Zug beigemischt hätte. Namentlich störend ist die wenigstens zwanzigmal vorkommende Manier des Moralisierens nach einer Handlung, und zwar moralisiert nicht die handelnde Person, sondern der Autor (oder, wie ich vermute, die Autorin). Dennoch möchte ich wiederholen, daß wir es hier mit einem ungemein fesselnden Werk eines jungen noch unbekannten Autors zu thun haben, ein Lob, das noch stärker sein müßte, wenn der Autor eine Dame wäre.

Ludwig Jacobowski.

Ein guter Mensch, der sich in seinem dunklen dichterischen Drange leider nicht immer des rechten Weges bewußt ist, tritt uns in August Diehl, dem Verfasser der Vers-Novellen „Opfer des Glaubens" und „Ein Streik" (Kom-

mission R. Friese in Leipzig, à 1 Mk.) entgegen. Es ist wahrhaftig kein vernünftiger Grund zu finden, warum die alltäglichsten Dinge in gereimten Zweizeilern ausgedrückt werden müssen, so lange eine schöne, gute Prosa auf alle unverdorbenen Ohren besser wirkt, als das beste Versgeleier. Man höre:

Gesagt, gethan: Am selben Tage
Besprachen wir noch unsere Lage.
Und da sich damals Aussicht bot,
Wie fänden anderweitig Brot —
Denn eben war in Vorbereitung
Der Bau der neuen Wasserleitung . . . .

Mein Gott, ja, wenn uns ein Wilhelm Busch seine Possen in solchen Reimereien vorträgt, so hat er die Lacher immer auf seiner Seite; der gute August Diehl will aber nicht nach Lachern fahnden, sondern nach nachdenksamen Leuten, ernsthaften Köpfen, reifen Gemütern! Er will schwierige soziale Zeitaufgaben behandeln, statt satte Philister mit Späßen zu kitzeln! Also warum diese Versfexerei? Ich verstehs nicht. C.

Lyrik.

Es giebt etwas, das die Maler „Kitsch" nennen. Kitsch! Das heißt Geleckthheit, Zierlichkeit, Pose, Scheinkunst, verkünstelte Unnatur, schönselige Jammerhaftigkeit, genialthuerische Philisterei und Biedermeierei u. s. w.

Da liegen vor mir „Gedichte" von Ludwig Fulda (Berlin, Fontanes Verlag), ein paar hundert mit kurzen Zeilen vollgedruckte Seiten in eleganter Ausstattung.

Lyrischer Kitsch, süßer, alberner Kitsch, mit blutwenig Ausnahmen. Ach, dieser Heyseling Fulda! Hört nur:

„Seit ich dies all vernahm, nicht unerwartet,
Doch tief eindringend, weil ein jeder Zug
Gleich einem Plektron eine Saite traf
Von meines Busens gleichgestimmter Harfe —"

Oder:

„Wir alle mit dem herben Drang ins Weite,
Sehnsücht'ge Pilger zur Unendlichkeit,
Vom fluchbeladnen Kain stammen wie:
Wie haben in uns selber frevelvoll,
Erlöset unsres Wesens Zwillingshälfte,
Die friedlich still ihr Stücklein Feld bebaut,
Im ewiggleichen Kreis die Pflugschar lenkend;
Drum flammt ob unsrer Stirn der Kainsfluch —"

Wischiwaschi, Wortdelierien, Impotenz! Vergebliches Beginnen, in diesen parfümierten Quarkchen irgend eine Herzwurzel aufzuspüren. Als Muster öder Wortvirtuosität ragt namentlich die in Terzinen geschriebene Bandwurm-Epistel an Paul Heyse hervor. Hie und da ein Witzchen, ein Antitheschen, ein Wortspielchen, ein niedliches Bildchen oder Gefühlchen. Im Ganzen, wie gesagt, Kitsch. Und dieses schon in den Windeln greisenhafte Epigönchen will sich in einigen Sinnsprüchlein selber jung geberden und den Epigonen die Leviten lesen! O Gott o Gott! R. F.

Um Himmelswillen keine ästhetische Bevormundung, keine Beschränkung der dichterischen Freiheit! Was vom Dichter einzig und allein zu fordern, wenn er auf Beachtung Anspruch machen will, ist Kraft und Natur! Ich wäre der Erste, auf allen Realismus zu pfeifen, wollte er sich als orthodoxe Kunstdogmen-Kirche konstituieren oder als Meistersingerregel-Schule oder als etwas ähnlich Beschränktes, Dummes und Lächerliches. Wir wollen Dichtercharaktere, die sich nach ihren eigenen natürlichen Gesetzen entwickeln und ausleben, nicht Automaten oder Schablonenfiguren. Darum fort mit dem ästhetischen Lehrknüppel der alten wie der neuen Schulmeisterei; Freiheit dem Flügelschlage jeder starken und echten Poetenseele! Der richtige Realismus wird sich dann ganz von selbst machen. Stilgesetze, ja; Stilrezepte, nein. Aber die Stilgesetze trägt jeder originell schaffende Geist in sich selbst und macht sie offenbar durch sein Werk. Und dann:

„Nur ein Herz, das stuemumflutet,
Schwer empfand des Leides Dorn,

Das gerungen, das geblutet,
Schöpft geklärt aus echtem Born;

Wessen Lied in weichen Tönen
Tief erschüttert, labt und stärkt,
Lust und Leid weiß zu versöhnen,
Ist ein Dichter — wohlgemerkt."

In diesem Sinne begrüße ich Anton Schmeller, irgendwo da draußen in einem Nest auf dem Lechfeld, als einen echten und gerechten Dichter. Sein Liederbuch „Aus stiller Klause" (erschienen in der Krüllschen Universitätsbuchhandlung zu Landshut in Niederbayern) enthält der prächtigsten Sachen eine große Zahl, namentlich in den Abteilungen „Durch Busch und Wald" und „Schelmenlieder". Letztere haben oft die reizendste novellistische Zuspitzung und vermeiden glücklich das Drauflosgejuchze ins Blaue hinein; die Form ist immer knapp und straff.

Moderne Liebe.

Sie kann sich nicht entscheiden,
Sie liebt ja beide gleich,
Der Eine ist nur ein Dichter,
Der Andere Baron und reich.

— — —

Sie hat ein gar weiches Herzchen,
Sie nimmt den reichen Mann,
Damit sie den armen Dichter
Recht protegieren kann.

Erinnert das nicht an die famosen Dreistropher unseres Heinrich v. Reder? Schmeller ist kein weltstürzender „Dichter-Denker", der nach den härtesten Problemen greift, um seine Leier daran zu zerarbeiten; er ist ein freundlich-sinniger lieber Mensch, der sich mit der schlichtkünstlerischen Gestaltung der ewigheutigen Lebenserscheinungen genug thut, ohne mit aufschäumenden Gefühlen und gewaltthätigen Stimmungen zu prunken. Ein Dichter des Sinnigen und Diskreten in der schönen Bedeutung des Wortes, selbst wo er die Tragik des Alltagslebens, z. B. plötzliches Wegsterben der Kinder, im Liede faßt:

Es stand in unserm Garten
Ein Pfirsichbaum voll Pracht,
Von dem sind die Blüten gefallen,
Alle in einer Nacht.

Es jauchzt auf Flur und Treppen
Der Kinder spielende Schar,
Ein böser Reif ist gefallen,
Rings still und öd es war.

Der Pfirsichbaum prangt wieder,
Im weißen Blütenkleid.
Uns will kein Glück mehr blühen,
Zu schwer traf uns das Leid.

Von da bis zu den breithinflutenden Gesängen und Harmonieen unserer Alberta von Puttkamer, zu den blutvoll schwellenden, leidenschaftlichen Liedern eines Sünders unseres Hermann Conradi oder den markigen Gedichten und plastischen Momentstimmungsbildern unseres Detlev von Liliencron ist ein weiter Weg. Aber ist die kleine, häusliche, reinliche und gemütliche Kunst deswegen weniger achtungswerte Kunst, sofern sie wahr und echt, d. h. von gesunder Natürlichkeit? Ist nur der Sturm berechtigt und nicht das Rauschen und Flüstern?

M. G. C.

Lazzaronesken. Neapolitaner Bilderbuch. Gedichte von Adolf Schafheitlin. (Leipzig, Friedrich.) Die „Lazzaronesken" enthalten Typen des Neapolitaner Volkslebens, humoristisch aufgefaßt. Die kleinen, zerlumpten, doch ewig lustigen Lazzaronibuben, der behaglich schlendernde Weltgeistliche, der Rhapsode im Kreis der Fischer, die blassen, schwarzäugigen Mädchen des Volks, das fröhliche Treiben auf dem alten „Mercato", und — nicht zu vergessen! — das deutsche Touristenpärchen selber: wer hätte sie nicht gesehen in der einzig schönen Vesuvstadt? Vielleicht ist manch heimgekehrter Italienreisender dem Verfasser dankbar, daß er all diese Bilder so farbig und fröhlich festgehalten, wie er sie selbst einst erblickt.

Drama.

Denise von Alex. Dumas Sohn, oder Problematische Naturen. Dumas, neben Ohnet der beliebteste „deutsche Dichter" hat sich vernehmen lassen. Und zwar handelt es sich in „Denise" nicht um Ehebrüche — diese, nur einer Person, Hauptstärke, nämlich Herren von Pontferrand's, gehen nebenher — sondern Vergehungen vor der Ehe sind das Problem. Nun warum denn nicht! Zur Abwechslung. Wie aber ist es aufgefaßt und gelöst?

Graf André, ein Wüstling, dem das Landleben mit „vielen Illusionen auch die Arglosigkeit der Jugend" wiedergegeben (dieser seelische Scha—fblick!) ist in Denise verliebt genug, das Problem gar nicht zu beachten: Der Held läuft d'ran vorbei und birst drei Schritte davon vor Edelmut. Marthe, seine Schwester, ein klösterlich erzogenes, liebes Mädchen, entsagt Fernand, dem Verführer Denises, weil er — geschwindelt hat. Entkräftet durch Edelmut kracht sie nach Vorhangschluß in einem Kloster nieder. Pontferrand, der vom „Dichter" nur eingeführt scheint, einige Zoten zu reißen und als geiler Greis zu ekeln, kommt mit dem Problem nicht in Berührung. Seine Frau, die ebenso mysteriöse, allerdings den seinen diametral entgegengesetzte Zwecke erfüllte auch kaum. Sie birst dennoch vor Honnetität. Clarisse, seine Tochter, ein verkehrt erzogener Fixundfertig, wäre jedenfalls gern bereit, das Problem selbst 'mal zu erproben, wenn sie der sittsame, schämige Dumas nach dem ersten Akte überhaupt noch auf die Bühne ließ. Thouvenin, der Biedere, der sich erst mit 28 Jahren verliebte und verheiratete, bald Seelenkenner, bald Tölpel, meint: „Warum sollte man Denise nicht heiraten?" und biedert an dem Kernpunkt vorbei. Er explodiert vor Edelmut und „Tugend". Frau von Thauzette sieht ihn erst, als ihr heißgeliebter Sohn und Roué gezwungen ist, seine Verführte zu heiraten, und macht aus Angst für sein Leben einen kühnen Sprung darüber, was ihr, einer alten Kokette schlimmster Sorte, prächtig steht. Sie platzt vor Mutterliebe. Fernand, ihr Sohn, will — denn es giebt ja viele Weiber in Paris — Denise heiraten. Er kommt dem Problem nahe: da reist er ab, man schnappt ihm Denise weg; er selbst ist vermutlich vor guten Vorsätzen geborsten. Brissot geht der Sache herzhaft zu Leibe: Als er vom Fehltritt seiner Tochter hört, will er Fernand murksen, sie auf die Gasse werfen; dann beide wenigstens durch Heirat unglücklich machen; drittens Denise ins Kloster stecken, weil der Engel Marthe (?!) sie erlöst hat. Endlich darf sie „nach so vielen ausgestandenen Qualen" Graf André heiraten. Seiner Frau giebt's da gar kein Problem: Sie weiß die Geschichte ja schon lang. (Übrigens die einzige Person, die wirklich gefallen kann und nicht birst — höchstens vor Weinerlichkeit, welche „Tugend" besonders die Männer des Dinges besitzen.) Denise selbst verzichtet auf alles, selbst auf Lösung des Problems, fällt aber dem Schwächling André bereitwilligst in Arm und Bett, weil er auf der letzten Seite behauptet, „er könne nicht" (?). Der Diener beschäftigt sich fast am eingehendsten damit: nämlich gar nicht und birst, glaube ich, vor langer Weile. Also das positive Ergebnis: Sie kriegen sich!

Ein Problem ist jetzt nur, warum das Stück — Anfang Juni bei Reclam deutsch erschienen — noch nicht hundertmal aufgeführt ist. Zumal Dumas doch — im Gegensatz zu den „unreifen Misthaufendichtern" à la Conrad, Walloth, Bleibtreu — nur Zoten in Handschuhen und Schleiern reißt (statt Metze od. ähnl. steht — „Geliebte"!!) und die „argen" Stellen für die Aufführung einklammern läßt. Sie bieten neuen Genuß bei der Lektüre. Das lob' ich mir. Vivat Dumas fils (sprich:) Dumas fi!

Worms a. Rhein. G. Ludwigs.

Fräulein Julie. Naturalistisches Trauerspiel von A. Strindberg. Aus dem Schwedischen von E. Brausewetter. Leipzig. Reclam.

In Nr. 1 der „Modernen Dichtung" veröffentlichte M. G. Conrad eine novellistische Skizze, welche den „Sieg des roten Blutes" verherrlicht. Denselben Gedanken behandelt in wenigstens äußerlich ähnlicher Gestaltung Strindbergs Trauerspiel „Fräulein Julie", welches kürzlich deutsch erschienen ist. Ich sage, in äußerlich ähnlicher Gestaltung; denn zwischen den natürlichen Personen Conrads und dem Ausnahmemenschen des Bizarrerie liebenden Strindberg besteht derselbe Unterschied, wie zwischen Gesunden und Kranken. Das tritt hauptsächlich in der Zeichnung der beiden Frauencharaktere hervor, welche bei Conrad wie bei Strindberg aus der Aristokratie herabsteigen zu ihren Untergebenen. Conrads Baronesse Eva verliebt sich in den Oberknecht ihres Vaters und wird sein Weib, Strindbergs Komtesse Julie, die, ähnlich wie Laura im „Vater", ihrem Gatten den Willen, „das geistige Rückgrat", zerbrechen will und hierdurch die Freier verscheucht, verführt, von Sinnlichkeit gepackt, den Diener ihres Vaters und geht, von dem traditionellen Ehrgefühl ihres Standes getrieben, freiwillig in den Tod. Das ist die ganze Handlung des Trauerspiels, dessen Hauptwert in der Schilderung dieses widerspruchsvollen, starken und dennoch nicht lebenskräftigen Frauencharakters liegt. Eine tragische Person, wie sie vollendeter nicht gedacht werden kann, freilich auch ein abnormer Charakter, wie man ihn nicht für möglich erachten würde, sähe man ihn durch des Dichters Kunst nicht vor sich leben. Strindberg übertrifft in der Fähigkeit, einen unwahrscheinlichen Charakter glaubhaft zu machen noch den großen Ibsen, dessen Meerfrau doch sicher in die Reihe derartiger Charaktere gehört. Der Partner Juliens, der rücksichtslos schlaue Diener mit seiner unausrottbaren feigen Scheu vor dem Herrn und mit seinem zielbewußten Egoismus zeigt gleichfalls, wie sehr Strindberg die Darstellung menschlicher Charaktere beherrscht, und selbst die Nebenperson des schläfrigen Dienstmädchens ist vorzüglich getroffen.

Diese drei Personen sind die einzigen des ganzen Stückes, und da Julie und der Diener allein die Träger der Handlung sind, bewegen sich diese beiden in einem fort auf der Bühne, so daß die Aufmerksamkeit des Zuschauers für sie ununterbrochen in Anspruch genommen wird. Dazu kommt, daß das Stück, dessen Dauer Strindberg auf anderthalb Stunden berechnet, der Akteinteilung entbehrt, und es ist sehr zu fürchten, daß die Aufführung, abgesehen von der Anstrengung für die Darsteller, für das Publikum sehr ermüdend sein würde. Zwar glaubt der Dichter, wie er in der interessanten Vorrede sagt, daß, „wenn man eine Vorlesung, Predigt oder Kongreßverhandlung ebenso lange anhören kann, ein Theaterstück während anderthalb Stunden nicht ermüden wird". Er läßt dabei nur außer acht, daß bei derartigen Gelegenheiten die große Mehrheit des Publikums nicht entfernt die Aufmerksamkeit entwickelt, wie sie gerade sein Drama gebieterisch verlangt. Doch werden wohl auch ohnedies seines Stoffes wegen dem Drama die Bühnen verschlossen bleiben. M. Obern.

Vermischtes.

Das konfiszierte Gretchen von heute. Das „Gretchen von heute" von Sidonie Grünwald-Zerkowitz, der Verfasserin auch der „Lieder der Mormonin", das die Neugier des Publikums in Österreich erregte, noch ehe es erschienen war, wurde soeben von der Staatsanwaltschaft in Wien nach § 516 konfisziert. (Bekanntlich der Paragraph, nach welchem

auch „La Terre“ von Emile Zola verboten wurde). „Das Gretchen von heute“ ist ein Buch von bedeutsamer orgineller Tendenz. Es tritt für das vermögenslose Mädchen in unserer Zeit ein und gegen jenes moderne Freiertum, von dem die Dichterin das Gretchen seinem Verführer sagen läßt: „Du wirst zur Schwalbenbraut wählen, die dir das Nest erbaut.“ In dem Buche ist in ziemlich freier Weise zum Teile sinnberückend ein Bild modernen Liebens entrollt, wie es im Materialismus der Zeit seine Begründung findet.

Zur Zeit der Konfiskation im Wiener Verlage fanden sich nur noch einige Exemplare von der großen Auflage des „Gretchen von heute“ vor, da sich die ganze Auflage des Buches im Leipziger Buchhandel befindet, wo das Buch nicht verboten ist.

Die Dichterin hat gegen das Erkenntnis des Wiener Landesgerichtes durch einen schneidigen Wiener Advokaten Dr. Edmund Benedikt, Einsprache erhoben. Die litterarische Welt der modernen naturalistischen Schule erwartet mit Spannung den Verlauf und Ausgang des interessanten Falles, der von Bedeutung für die gesamte moderne Richtung der Naturpoesie in Österreich werden dürfte. Dr. Edmund Benedikt wird das Recht der Freiheit dichterischen Schaffens verteidigen, wobei zur Sprache gelangen dürfte, bis zu welcher Grenze die Staatsanwaltschaft diese beschränken darf. Für das „Gretchen von heute“ wird voraussichtlich Sidonie Grünwald Zerkovitz selber das Plaidoyer sprechen. R.

In dem wissenschaftlichen Nachlaß des Philosophen Ludwig Feuerbach haben sich nachträglich Abhandlungen und Korrespondenzen von erheblichem Wert vorgefunden, die demnächst herausgegeben werden sollen. Die Sichtung und Bearbeitung des Stoffes hat ein langjähriger Freund der Feuerbachschen Familie, Professor Wilhelm Bolin, Bibliothekar der Universität zu Helsingfors übernommen, der bisher über Ludwig Feuerbach wiederholt geschrieben hat. Die nachgelassenen Aufzeichnungen des Philosophen seinen Freunden wie den wissenschaftlichen Kreisen nicht vorzuenthalten, entspringt der Wahrnehmung, daß seit etwa fünf Jahren in neuen Werken über Ethik den humanistischen Grundgedanken Feuerbachs ein ganz besonderer Wert beigelegt wird und die Überzeugung sich verallgemeinert, der irrtümlich für einen Atheisten ausgegebene Philosoph sei in der That ein religiöses Genie gewesen. In dem Sinne äußerte sich erst unlängst Professor Ziegler in Straßburg, und von gleichen Gesichtspunkten läßt sich Professor Bolin leiten. Die Lebenskraft des Feuerbachschen Idealismus ist, wie der Königsberger Rosenkranz darlegte, unverwüstlich, und er prophezeite den Ideen desselben eine Zukunft, auch wenn nach seinem Tode viele Jahrzehnte vergehen sollten, bevor man sich auf die Urkraft dieses Philosophen von neuem besänne, um sie in den Dienst des sittlichen Lebens und Empfindens zu stellen. Es gewinnt ganz den Eindruck, als solle die Voraussage des Königsberger Lehrers sich bewahrheiten, der nichts so abgeschmackt fand, wie den Versuch Einzelner, Ludwig Feuerbach den Gottesleugnern zuzuzählen. Aus allem ergiebt sich die Notwendigkeit, nichts unbeachtet zu lassen, was von ihm herrührt, und deshalb wird auch Bolins Veröffentlichung weithin Beifall finden. X. Y. Z.

Ein Buch, das namentlich den Freunden unserer deutschen Berge großes Vergnügen bereiten wird, hat uns Rodrich Gedike in seinen „Wanderungen durch die Hochalpen nebst Ausflügen nach den normannischen Inseln und Sizilien“ bescheert (Berlin, Druck und Ver-

lag von Otto Dreyer). Von den 380 Seiten des schön ausgestatteten Bandes sind über 300 den über vier Jahre sich erstreckenden Besteigungen und Durchstreifungen des Alpen-Hochgebirges in der Schweiz und Österreich gewidmet. Gedike ist nicht nur ein vorzüglicher Tourist, er ist auch ein vorzüglicher Schilderer. Er kann's mit diesem Buche getrost mit den besten Leistungen unserer anerkanntesten alpinen Schriftsteller aufnehmen. Sein Werk ist aber nicht bloß litterarisch, es ist auch touristisch sehr wertvoll, weil es mit thunlichster Vermeidung alles aus Büchern zusammengetragenen Wissenskrams den Nachdruck auf die persönliche Erfahrung und das eigene Erlebnis im Schönen und Schlimmen legt. Und was die Hauptsache: man empfängt durchweg den Eindruck, daß Gedike seine Aufzeichnungen als Mann ohne Vorurteil, als Mann von unerschütterlicher Wahrheitstreue macht. Er hat alles, was den Reisebegleiter wertvoll macht: Kenntnis, Geist, Humor, Charakter, Zuverlässigkeit.

M. G. Conrad.

Die naturwissenschaftliche Weltanschauung und ihre Ideale. Ein Ersatz für das religiöse Dogma von Carl Friedrich Retzer. Leipzig, Ernst Wiest. 64 S. Großoktav. Preis 1 Mk. Keine freidenkerlich verschwommenen Betrachtungen und Stegreifaufklärereien älteren Stils! Der Verfasser, im Kopf und Herzen gleich gut gestellt, giebt uns seine Weltanschauung nicht als abstraktes Dogma, sondern als persönliches Erlebnis. Dieses Erlebnis nimmt seinen entscheidenden Wendepunkt durch die Bekanntschaft mit den eminenten Erkenntnisschriften von J. G. Vogt: „Entstehen und Vergehen der Welt", „Die Geistesthätigkeit des Menschen", „Das Empfindungsprinzip und die Entstehung des Lebens" u. s. w. — ihrer Umschreibung und Zergliederung ist der beste Teil des empfehlenswerten Werkes gewidmet. Der Verfasser setzt zum Schlusse anstelle der religiösen Liebeslüge die ewigen sozialen Ideale der Wahrheit und Gerechtigkeit.

C.

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermeyer. (Minden, J. Burns.) In gutem Feuilletonstil gedachte und abgefaßte Erzählungen, Skizzen und Aphorismen. Manches Tiefsinnige und Eigenartige — manches Überweiche und Zerflossene. Dem Autor und seinen Gestalten würde eine gute Portion Munterkeit und Schlagkraft wohl bekommen. Leidenschaft, die nicht zugleich Sprunggelenkigkeit und thatfrohe Energie ist, macht schließlich doch einen gar zu kläglichen Eindruck. Mehr Eisen ins Blut.

M. G. C.

Im Lodenrock. Allerlei in Mundart und Schriftsprache von Leopold Hörmann. (Wien, G. Szelinski.) Im Lodenrock ist gut, in Hemdsärmeln wär besser — d. h. noch mehr Natur, weniger Salontyrolerei. Hörmanns Talent hat Wuchs und Kraft genug, um sich in stärkster Natürlichkeit auszuleben. Die Schriftdeutschen wie die Dialektfreunde werden übrigens beim Lesen dieses frischen, schmucken Büchleins gleicherweise ihre Rechnung finden. Prächtig vor allen sind die Erzählungen: „Der Klub der Unglücklichen" und „Frau Pamperls Weigerung".

M. G. C.

In Klios und Eratos Banden. Gedichte von Richard Zoozmann. (Norden, Fischers Nachfolger.) Heute nur einen Hinweis: Siehe, ein echter Poet, ohne Falsch! Daß nicht nur Frau Venus, sondern auch Mesdames Klio und Erato begeisternde und unterhaltliche Göttinnen sind, lehrt der starke Band auf jeder Seite. Freilich — — doch ich will heute nicht kritisieren, nur hinweisen. Also: Siehe, ein echter Poet, ohne Falsch

und — in anständiger Gesellschaft, ihr Philisterhunde! M. G. C.

Über Hamlet. Nebst einem Nachtrage als Vorwort. Von Emil Mauerhof. Zweite Auflage. Leipzig, T. O. Weigel. 178 S. Das Buch ist nicht von heute und gestern, es wird aber morgen und übermorgen noch in Geltung sein und die Leser fröhlich machen als das Werk eines wahrhaft modernen, tiefen und feurigen Kunstgeistes, vor dem kein Ansehen der Person und der akademischen Autoritätsansprüche gilt, sondern allein die Kraft, die Schönheit, der Sinn, die Ehrlichkeit. Wie geht dieser geharnischte Aesthetiker mit den sich selbst preisenden und gepriesensten Schwindelmeiern der schöngeisternden Zunft ins Zeug, wie deckt er den unter bald gelahrt, bald poetisch klingenden Phrasen wuchernden Blödsinn der Katheder-Aesthetiker auf! Und alles mit Namen und sachlichen Nachweisen und den wohlgegründeten Ausführungen eines Kenners, der an Wissen, Gefühl und mannhaftem Charakter seines Gleichen sucht! Ein böses Buch, ein lustiges Buch, gar nützlich und angenehm zu lesen. Herrn Prof. Johannes Volkelt und Kollegen zu geneigter Beachtung empfohlen. Sie können Verschiedenes daraus lernen, sofern Unfehlbarkeits- und Allwissens-Wahn nicht die biederen Köpfe bereits verwüstete. Die aber in freiwilliger Thorheit verharren, mögen faseln und zetern nach Herzenslust. Über Hamlet wurde noch kein besseres Buch geschrieben, als das von Meister Emil Mauerhof. M. G. C.

Der erste Schritt auf einem neuen Wege zur hygieinischen Schulreform. Von Prof. Dr. Wilhelm Loewenthal in Paris. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“. Verlag von Leopold Voß, Hamburg und Leipzig. Loewenthal hat sich als beharrlicher Vorkämpfer der Schulgesundheitslehre einen guten Namen gemacht. Der „erste Schritt“, von dem in seiner neuesten Schrift gehandelt wird, ist nicht in dem gelobten Lande des bureaukratisch-strammen, akademisch und kirchlich verzopften Schulmechanismus, sondern in der auf diesem Gebiete wirklich freien und hochsinnigen Schweiz gethan worden. In Bern werden in Zukunft an den Schulen Lehrer unterrichten und in allen Schulfragen Fachmänner entscheiden, welche die Lebensbedingungen des menschlichen Organismus kennen und die Voraussetzungen seiner gesundheitsgemäßen Entwickelung in körperlicher wie geistiger Beziehung verstehen, also Männer, welche die allein berechtigte physiologische Pädagogik zu schaffen und im öffentlichen Unterrichtswesen herrschend zu machen befähigt sind. Bei uns ist ja leider Gottes noch die formalistische und verbalistische Pädagogik der guten alten Zeit im Schwunge, mit Bildungsmaximen, die ein teuflischer Hohn auf alle moderne anthropo-biologische Einsicht sind. Nicht Häuser der Zucht sind unsere Schulen, sondern Zuchthäuser, geistige und leibliche Folterkammern.

Und es wird bei uns auch nicht besser werden, trotz aller Schulvereine und Überbürdungs-Heulmeiereien, so lange wir nicht das Übel an der Wurzel packen und die theologischen und juristischen Schultyrannen und all die orthodoxen Rückwärtsler, Machtpolitiker u. s. w. aus dem heiligen Tempel der Kindheit hinausjagen, aller politischen und empirischen Streiterei ein Ende machen und den grauenhaft mit Unsinn und Unkraut überwucherten Schulboden reinigen und ihn in gesunde, menschen- und wissenschaftswürdige Pflege nehmen. Zur Sozialreform gehört in allererster Linie auch die Schulreform, wenn über kurz oder lang nicht alles zum Teufel

fahren soll, was an Gesundheit, Natürlichkeit, Einfachheit und Freudigkeit noch auf dieser verpfuschten Erde vorhanden ist.
M. G. Conrad.

Die Bezeichnung „Kreti und Pleti“ ist volkstümlich geworden, wie viele biblische Worte und rutscht bequem über die Zunge. Des tieferen Sinnes und seiner richtigen Klarstellung denkt dabei wohl der Tausendste nicht. „Kreti und Pleti“ — eine bunte Volksmenge, damit ist's für uns abgethan. Benzion Behrend, ein jüdischer Gelehrter, enthüllt uns aber in einer 36 Seiten langen interessanten Abhandlung (Verlag von B. Behrend in Krotoschin) den tieferen geschichtlichen Inhalt dieses geflügelten Wortes. Ob Behrend recht hat, die „Heldenstreiter Davids“, die Gibborim, im engeren Sinn mit Kreti und Pleti zu identifizieren und im weiteren Sinn lediglich eine prägnante Umschreibung für Juda und Ziklag (eine davidische Besitzung im Philisterland) darin zu sehen, mögen gelehrtere und spitzfindigere Leute entscheiden. Vielleicht regt der Ausdruck und die Behrendsche Abhandlung darüber den Herrn Georg Ebers zu einem neuen biblischen Roman an. „Kreti und Pleti“ wäre unzweifelhaft ein guter Ebersscher Romantitel — und auf den Titel kommt's den Ebersschwärmern hauptsächlich an; der Inhalt ist gleichgültig, da er ja doch in den Ebersschen Büchern immer der nämliche ist, sofern überhaupt einer vorhanden und sofern die ganze Wirklichkeit von dem Dichter Ebers und seinen beliebten Romanen nicht eine altjüdische handelsmännische Fabel aus dem Wunderlande am Nile ist. Nach fünfzig Jahren wird eine aufgeklärte Zeit wohl noch an die biblische Redensart, aber gewiß nicht an die Ebersche Litteratur und ihre Erfolge in Deutschland glauben. Ammenmärchen und Humbug! wird's dann heißen, wenn einer von einem gewissen Ebers spricht. Fritz Hammer.

Kurt von Breslau, „Er geht!... Was nun? Blick in die Politik der Zukunft.“ Berlin, Verlag von Cassirer & Danziger. 1890. — Diese Schrift hat gleich nach ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregt. Und mit Recht. Denn geradezu glänzend geschrieben, enthält sie eine Fülle der anregendsten Gedanken über innere und äußere Politik, soziale und andere Fragen des öffentlichen Lebens und ferner genial durchgeführte Charakteristiken von Staatsmännern, Parteien und Zeitungen. Man vergleiche z. B. die hier gegebene Charakteristik Bismarcks. Man braucht mit ihr durchaus nicht übereinzustimmen, um doch anzuerkennen, daß ihr Autor ein feines Talent zur psychologischen Beobachtung haben muß. — In der Arbeiterfrage, die der anonyme Verfasser mit Recht als die vorderhand wichtigste Frage der Zeit ansieht, entwickelt er ein ausführliches Programm. Er fordert, unter ausführlicher Begründung, den Maximalarbeitstag für alle Arbeiter, das Verbot der Sonntagsarbeit, die Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die Ausbildung des staatlichen Fabrikinspektorats, einen Minimallohn für alle Arbeiter in Form eines Anteils am Wert der von ihm produzierten Waren u. s. w. — Wenn wir hier auch nicht mit allen Postulaten der Schrift übereinstimmen können, muß doch der oft sehr sachgemäßen Begründung volle Anerkennung gezollt werden. — Gewundert hat es uns, daß der — offenbar feingebildete und auf litterarisch-ästhetischem Gebiete ganz besonders bewanderte — Verfasser in seiner, sonst so ausgezeichneten und vielseitigen Schrift nicht daran denkt, daß durch die Sozialreform auch die ästhetischen Genüsse den unteren Klassen, besonders dem Arbeiterstande, zugänglich gemacht werden müssen. Wie ich in der „Gegenwart“ (Nr. vom 8. März 1890) in einem Aufsatze über „Sozialreform und Theater“ gezeigt habe,

wäre es recht wohl angängig, durch besondere staatlich (oder von der Gemeinde subventionierte) Theatervorstellungen auch das eigentliche Volk ästhetisch zu bilden.

G. Adler.

Prof. Dr. Heinrich Brugsch, Die Ägyptologie. Abriß der Entzifferungen und Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Sprache und Altertumskunde. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) Die ägyptologischen Studien haben seit ihrem 60jährigen Bestehen einen gewissen Abschluß erreicht und eine neue Epoche ist in der Gegenwart eingetreten, welche mit aller Notwendigkeit eine Teilung der Arbeit bedingt. Eine kritisch behandelte Übersicht der bisherigen Leistungen — natürlich mit Ausschluß parteilicher Standpunkte — ist bis zur Stunde niemals geliefert worden, denn der Versuch des verstorbenen französischen Akademikers Emmanuel de Rougé gehört einer Zeit an, in welcher unter seiner Führung die eigentliche Arbeit erst ihren Anfang nahm. Die Litteratur ist seitdem zu einem Umfang angewachsen, den die jüngere Schule vollständig zu beherrschen nicht imstande ist. Die kritische Sichtung der Masse, das Ausscheiden des Unbrauchbaren und Unbedeutenden von dem thatsächlich Wertvollen, die Verteilung der Quellen nach Fächern und Unterabteilungen, die übersichtliche Darstellung der Einzelforschungen und ihrer Ergebnisse, die Hinweise und die auszufüllenden Lücken unter sachgemäßer Ausnützung des vorhandenen Quellenmaterials, das je nach den Fächern näher anzugeben ist, mit einem Worte die Eröffnung einer geraden und gebahnten Straße, welche ohne Umwege und Irrpfade nach den näher oder ferner liegenden Zielen der Ägyptologie führt, das alles wird in dem vorliegenden Werke in glänzendster Weise geboten.

Selbstverständlich versäumt es diese Übersicht nicht, für den Jünger der Wissenschaft als Leiter und Führer auf seiner Straße zu dienen und ihn den rechten und kürzesten Weg auf dieser gehen zu lehren, und dem der Ägyptologie ferner Stehenden die Gelegenheit zu bieten, sich in einem gegebenen Falle über eine offene Frage, welche das ägyptologische Gebiet berührt, sofort auf das Sicherste zu unterrichten, ohne durch Suchen und Zweifel eine kostbare Zeit zu verlieren; in zweiter Linie bietet das Werk die Gesamtdarstellung des bisher wirklich geleisteten mit Ausschluß alles unnötigen Ballastes.

Die Verantwortlichkeit, welche nach dieser Richtung hin mit der Ausführung des Werkes verbunden ist, liegt auf der Hand, denn sie betrifft vor allem die strenge Kritik, welche mit aller Schärfe und ohne Selbsttäuschung das Sichere vom Unsicheren scheiden soll, um den Irrtum und seine Folgen unmöglich zu machen; um diese schwierige Aufgabe endgültig zu lösen, dazu war wohl Keiner geeigneter als H. Brugsch, der unter den zeitgenössischen Ägyptologen den ersten Platz einnimmt.

Was die Behandlung anbetrifft, so gliedert sich der Stoff in folgende Unterabteilungen:

I. Der ägyptische Volksstamm (Rasse, Einwanderung, Charakter, Sitten und Gewohnheiten).

II. Sprache (Dialekte), Schrift und Litteratur.

III. Gottesbewußtsein, Götter- und Totenkultus.

IV. Der Staat und seine Einrichtungen (Königtum, Hierarchie des Hofes — Verwaltungsbehörden, Polizei, Rechtswesen — Land- und Seetruppen — Priestertum und die Tempelverwaltung — die Klassen der übrigen Bevölkerung, Gewerbetreibende, Viehzüchter, Schiffer, Fischer und Jäger).

V. Die Wissenschaft (1. heilige; 2. profane [Astronomie, Zeitmaße und

berechnende Chronologie, Kalenderwesen, Rechenkunst und Mathematik, Maßkunde, Maße und Gewichte, Geldwerte — Tierkunde und Botanik, Mineralogie und Chemie, Heil- und Arzneikunde]).

VI. Die Künste und ihre Denkmäler (Baukunst — Bildhauerkunst — Malerei — Tonkunst — Gesang — Tanz — Dichtkunst).

VII. Das Kunstgewerbe und das Handwerk.

VIII. Die Geographie.

IX. Geschichtlicher Abriß. Z.

Soeben erschien bei Kohlhammer in Stuttgart der erste Band eines neuen, offenbar sehr umfangreich geplanten musik- und theatergeschichtlichen Werkes unter dem Titel: „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Württembergischen Hofe." Nach Originalquellen von Josef Sittard. Dieser erste Band behandelt die Zeit von 1458—1733, also von den ersten Spuren einer bei Hofe eingeführten Musik bis zu den musik- und theatergeschichtlichen Ereignissen unter Herzog Eberhard Ludwig. Herr Josef Sittard hat in den Staatsarchiven eingehendste Forschungen anstellen können und bietet daher ein äußerst authentisches Material und zugleich ein Werk von einer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, wie es nur wenige für die Geschichte anderer Theater giebt.

Als erster Pfleger der Musik erscheint der Herzog Ulrich (1498—1580), unter welchem eine ordentliche Hofkapelle geschaffen wurde. Auch unter den folgenden Herzögen fand dieselbe eine warme Förderung. Unter Herzog Friedrich I. (1593—1608) tauchen zum ersten Male ausländische Künstler, nämlich englische Instrumentisten, am württembergischen Hofe auf, die später eine so verhängnisvolle Rolle spielen sollten. Auch die englischen Komödianten, die damals ganz Deutschland durchzogen und so viel zur Hebung der deutschen dramatischen Kunst beitrugen, spielten wiederholt vor dem württembergischen Hofe und in verschiedenen Städten des schwäbischen Landes. Schon vor ihnen hatte Schwaben einen hervorragenden dramatischen Dichter in Nicodemus Frischlin gehabt, dessen Werke auch vielfach in den Jahren 1575 bis 1585 durch Schüler und Studenten bei Hofe gegeben wurden.*) Auch unter dem folgenden Herzog Johann Friedrich (1608—28) kamen englische Trupps nach Württemberg, bis der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges auf alle Kunstpflege einen hemmenden Einfluß ausübte, so daß infolge von Geldmangel die Kapelle reduziert werden mußte. So blieb es auch anfangs unter Herzog Eberhard III. 1628—74), ja als derselbe 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen fliehen mußte, wurde der größte Teil der Kapelle entlassen und auch nach seiner Rückkehr (1638) vermochten sich keine günstigen Verhältnisse zu entwickeln, obwohl die Kapelle damals in Samuel Capricornus einen sehr tüchtigen Kapellmeister besaß. Derselbe hatte aber nach allen Seiten hin mit so viel Anfeindungen, Widerspenstigkeit der Musiker und anderen Übelständen der ganzen damaligen Organisation zu kämpfen, daß seine Thätigkeit keine wahrhaft ersprießliche werden konnte.

Damals wurde auch eine neue Kunstgattung in Württemberg eingeführt, nämlich das „Sing-Ballet", aus dem sich später die moderne Oper entwickelte.

Recht traurig blieben die Kunstzustände auch unter Herzog Wilhelm Ludwig und bis zur Großjährigkeit des Herzogs Eberhard Ludwig (1693), in dem der Kunst wieder ein warmer Förderer erstand. So berief er 1698 den

*) Übrigens hat es in Deutschland schon vor Ende des 16. Jahrhunderts deutsche Komödianten gegeben. Prölß weist auf Spuren solcher schon 1553 und 1555 hin. E. B.

Opern-Komponisten Joh. Siegm. Cousser nach Stuttgart, der die Oper dann am württembergischen Hofe einführte, indem er teils eigene, teils Kompositionen Lullys, Steffanis und Gianettinis zur Aufführung brachte. Auch die Kapelle nahm unter ihm einen gewaltigen Aufschwung, und wirkte er nach jeder Richtung fördernd auf die musikalischen Verhältnisse; sein energisches Eingreifen verschaffte ihm aber überall Feinde, und schließlich wurde er durch den Kirchenrat, in dessen Ressort leider alle musikalischen Verhältnisse gehörten, beseitigt. Um 1700 herum scheinen auch zum ersten Male Komödianten am Hofe angestellt zu sein, doch handelte es sich dabei um kein ständiges Schauspiel. Die Künstler mußten sich wohl nur stets zur Verfügung des württembergischen Hofes bereit halten. Im Jahre 1710 wurde der Hof nach Ludwigsburg verlegt und hier finden wir 1713 auch zum ersten Male französische Komödianten vor.

Eine musikgeschichtlich sehr interessante Thatsache hat Herr Sittard aus den Archiven entdeckt, nämlich daß der berühmte Komponist Reinhard Keiser aus Hamburg, dessen Leben von 1717—28 nach dem Krach der Hamburger Oper in völliges Dunkel gehüllt war, sich von 1719—21 in Stuttgart aufhielt und um die Stelle des Hofkapellmeisters bewarb. Trotzdem er bei Hof mit seinen Kompositionen, so einer „Serenata", den größten Beifall fand, trotzdem seine bedeutende musikalische Befähigung allgemein anerkannt wurde, wußten die Italiener doch seine Anstellung zu hintertreiben.

Sittards Arbeit ist kein für das große Publikum berechnetes, interessant geschriebenes Theatergeschichtswerk, voll Anekdoten und Kuriositäten, sondern ein streng wissenschaftliches **Quellenwerk**, das dem Forscher eine große Menge neuen, hochwichtigen Materials zuführt und darf man wohl auf die nächsten Bände, die ja nun zunächst die Glanzperiode der Stuttgarter Oper behandeln müssen, gespannt sein.

E. Brausewetter.

Das deutsche Bürgertum unter Kaiser Wilhelm II. im Kampfe mit dem Junkertum und seiner Gefolgschaft. Von Dr. **Richard Hamel.** (Halle a. S., Verlag von Richard Schroedel.) Der Verfasser nennt dies Ende Januar erschienene und bereits in 3. Auflage vorliegende Buch auf dem inneren Titel „eine prinzipielle Prüfung der alten und der neuen Welt- und Staatsauffassung unter dem Gesichtspunkt einer Politik der stetigen inneren Entwicklung"; er hat es dem deutschen Bürgertum gewidmet. Es ist sein Wunsch, daß das geistig unabhängige deutsche Bürgertum, der Kern und die wahren Edelsten des Volkes, wieder die Initiative im politischen Leben ergreifen möge. Als das erhabenste Ideal der bürgerlichen Welt betrachtet er die Freiheit der Wissenschaft, die wissenschaftliche Forschung und Erkenntnis.

Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch Ost-Afrika. Reise-Tagebuch des P. Aug. Schynse. Herausgegeben von **Karl Hespers.** (Köln, J. P. Bachem.) In dem während der Reise geführten umfangreichen Tagebuch zeigt sich P. Schynse ganz so wie in seiner frühern Publikation: als vielseitig gebildeter, scharfer Beobachter, der mit überaus gewandter Feder eine Fülle plastischer Bilder zeichnet.

Plato oder Von dem Wesen der Jugendlitteratur. Ein Dialog von M. **Hartung.** (Leipzig, J. Kempe.) Es ist in dieser Broschüre darauf hingewiesen, daß unsere deutsche Jugendlitteratur seit langer Zeit keine besondere Entwicklung zeigt, daß es aber von der höchsten Bedeutung ist, diesem wichtigen Faktor der geistigen Erziehung der Jugend eingehende Aufmerksamkeit zu schenken.

„Aus allen Jahrhunderten", unter diesem Titel erscheinen im Verlage von Heinrich Schöningh in Münster illustrierte geschichtliche Charakterbilder, herausgegeben von den Gymnasiallehrern Dr. Werra in Münster und Dr. Wader in Aachen. Die beiden ersten Lieferungen der Sammlung, welche in ca. 24 Heften à 45 Pfg. bis Herbst cr. vollständig sein soll, liegen uns vor und sehen wir nach Durchblätterung derselben der Fortsetzung des Werkes, dessen eingehende Besprechung wir uns vorbehalten, mit Interesse entgegen.

Die volle Wahrheit über die Katastrophe in Meierling nach amtlichen und publizistischen Quellen von Ernst von der Planitz. (München, E. Nißlers Verlag.)

Der achtstündige Arbeitstag, physiologisch untersucht von W. Henningsen. 23. Auflage. (Kiel, Lipsius & Tischer.)

Das Kriegswesen Cäsars, von Dr. Franz Fröhlich. (Zürich, F. Schultheß.)

Das Kreuz. Betrachtungen über das Duell Vering-Salomon. Von Curt Abel. (Freiburg, Fehsenfeld.)

Die Suppe. Ein Stückchen Kulturgeschichte. Von Dr. Ed. Maria Schranke. II. Heft. (Berlin, Lüstenöder.)

Die lexikalische Urverwandtschaft des Baltoslavischen und Germanischen. Von Dr. C. C. Uhlenbeck. (Leipzig, K. F. Köhler.)

Der Kossuth-Kultus. Von dem letzten Veteranen der alten Garde Alexander von Jokey. (Preßburg, Drodtleff.)

Was thun? Erzählungen von neuen Menschen. Roman von N. G. Tschernyschewsky. Aus dem Russischen übertragen. Zweite Auflage. 3 Bände.

Zur Namen- und Volkskunde der Alpen. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Bayern-Österreichs. Von Dr. A. Prinzingen d. Ä. Mit 2 Tafeln. (München, Theodor Ackermann.)

Dr. Clarus, die rationelle Ernährung für Gesunde und Kranke. (Stuttgart, Otto Weisert.)

Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Kulturentwickelung. Von Schmidt-Weißenfels. (Berlin, Hans Lüstenöder.) Ein hochinteressantes Werk, in dem der Verfasser in gedrängter Darstellung der Ereignisse des 19. Jahrhunderts die Grundzüge des inneren Werdens unserer Kulturentwickelung vorführt.

Aus dem Leben Karl Boettichers. Von seiner Gattin Clarissa Lohde-Boetticher. Mit einem Bildnis Karl Boettichers. (Gotha, Friedrich Andr. Perthes.)

Die Staatslehre der christlichen Philosophie von Julius Costa-Rossetti (Fulda, Fuldaer Aktien-Druckerei).

Kurfürst Johann von Sachsen und seine Beziehungen zu Luther. Inaugural-Dissertation von Joh. Becker (Leipzig, Emil Gräfe).

Prolegomena der Litterar-Evolutionistischen Poetik. Von Dr. Eugen Wolff (Kiel, Lipsius & Tischer).

Bleistift-Skizzen. Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung von B. Schulze-Smidt (Bremen, F. Kühtmanns Buchhandlung).

Neue Geschichten. Ernstes und Heiteres von Paul von Schönthan (Zittau, Pahlsche Buchhandlung).

Zur Geschichte und Organisation des Vereinswesens. Drei Untersuchungen von W. Liebenam. (Leipzig, B. G. Teubner.)

Englische Litteratur.

"He was a trifle more reflective and with a trifle more „Seelenleben", as the Germans say." „Er war bedachtsamer und mit mehr ‚Seelenleben' behaftet, wie die Deutschen sagen," äußert sich der Autor an einer Stelle seines Romanes über den Helden der Geschichte, und wir finden diese Charakterisierung vortrefflich, denn mit wenigen Worten ist hier viel gesagt, und eine seitenlange Personalbeschreibung würde uns nicht so deutlich über die „seelische Beschaffenheit" des jungen Mannes unterrichten.

Aus diesem Beispiele kann der Leser schon entnehmen, daß es nicht bloß eine zum Zeitvertreib erfundene und geschriebene Fabel ist, welche wir hier einer kritischen Betrachtung unterziehen, sondern ein sich auf psychologischem Gebiete teilweise abspielender Roman, der aber immerhin eine entsprechende Handlung aufzuweisen hat, um diesen Namen zu verdienen. Ein kurzes Referat über den Inhalt wird dies bestätigen. "The sin of Joost Avelingh" by Maarten Maartens (Leipzig, Bernhard Tauchnitz) beginnt mit einer etwas mysteriösen Nachtfahrt zweier Herren. Unterwegs wird angehalten, der ältere der beiden Reisenden läßt sich ein Getränke reichen, der andere verhält sich schweigsam. Dann wird die Wagentour fortgesetzt. Den Rücksitz nimmt ein Bedienter ein. Als man am Ziele angelangt ist, ist der ältere Passagier tot. „Gott vergebe mir," ruft Joost Avelingh aus, „ich würde die Welt darum geben, wenn es nicht so wäre!"

Nach dieser Einleitung beginnt der eigentliche Roman und vorerst haben wir uns mit den Verhältnissen und Ereignissen bis zu jenem tragischen Vorkommnis bekannt zu machen. Baron von Trotsen, der Besitzer eines großen Schlosses mit ausgedehntem Grundbesitz und eines unermeßlichen Reichtums, erzieht seinen Neffen Joost Avelingh, den Sohn einer dereinst heißgeliebten Schwester, von der er seit ihrer Verheiratung mit einem einfachen Doktor sich losgesagt hatte. Der verwaiste Knabe findet bei dem Verwandten wohl Aufnahme, aber Liebe vermißt er. Nicht als ob der Baron kein zärtliches Empfinden für ihn in seinem Herzen berge, aber er vermag es nicht zu äußern, und dabei hat er der Schwester ihre Ehe noch nicht verziehen. Trefflich ist das Verhältnis zwischen Onkel und Neffen gekennzeichnet, als letzterer Studien halber das Schloß verlassen soll: „Ein fast ebenso großes Übel, als Joost bei sich zu haben, war, ihn von sich zu lassen." Joost studiert im Einklang mit seinen Wünschen, Jura, um plötzlich von seinem Onkel gezwungen zu werden, gegen seinen Willen umzusatteln und sich dem väterlichen Berufe, der ärztlichen Thätigkeit zu widmen. Er haßt aber das ihm aufgezwungene Studium, und er haßt den Onkel, welcher es ihm aufgezwungen hat. Joost liebt. Ein reizendes, junges Mädchen, Agatha van Hessel, hat er sich zum Weibe erkoren. Auch hierin stößt er auf den Widerstand des Oheims, der ihn zu enterben droht, wenn er jemals die Geliebte zu seiner Gattin mache. In diesem Falle sollte Arthur van Asveld dereinstiger Universalerbe werden. Diesen, seinen letzten Willen aufzusetzen hatte der Baron in Begleitung Joosts die nächtliche Fahrt unternommen, aber der Tod hatte ihn verhindert, seine Absicht zur That werden zu lassen. Joost tritt sein Erbe an, und heiratet Agatha.

Zehn Jahre später sehen wir ihn vor den Geschworenen, angeklagt des Mordes an seinem Onkel. Ein zufälliges Zusammentreffen Arthurs mit dem auf der nächtlichen Reise zugegen gewesenen Bedienten, hat letzteren veranlaßt, sich als Augenzeugen der schauderhaften That zu bekennen. Schon ist Joost verurteilt, da tritt der Zeuge, dessen Aussagen allein maßgebend waren, auf und gesteht, daß

er gelogen habe. Agathas Beschwörungen war es gelungen, das Herz des falschen Anklägers zu rühren. Der schon Verurteilte muß frei gelassen werden, nach wie vor verwendet er seinen Reichtum zum Heile seiner Mitmenschen, er ist ein Wohlthäter der Armen. Dies trägt Früchte. Er wird auf des Volkes eigenste Initiative hin zum Deputierten in die Kammer gewählt.

Mit dem Tode des alten Barons aber war der Haß nicht ausgelöscht, welchen Jooft gegen den Mann im Herzen trug, den er als Zerstörer seiner Kindheit, als seinen schlimmsten Feind betrachtet. Schwer trifft ihn die Erkenntnis, daß dem nicht so war. Nicht des Barons, sondern seines im Geist abgöttisch verehrten Vaters Wunsch war es, daß er sich der ärztlichen Laufbahn widme. Und warum sollte er Agatha nicht zu seinem Weibe machen? Des Mädchens Tante war einst von dem Baron geliebt worden, aber seine Sehnsucht konnte nicht gestillt werden, weil die Angebetete, wie mehrere Mitglieder ihrer Familie in geistige Umnachtung versunken war. Dies war die Ursache des Verbotes, der Baron wollte seinen Neffen vor einer Verbindung mit einem Mädchen bewahren, dessen Verwandten, und vielleicht demzufolge auch sie selbst, dem Wahnsinn preisgegeben waren. Zu spät bereut Jooft, er kann nicht wieder gut machen, was er an dem fürsorgenden Verwandten gesündigt. Sein Reichtum drückt ihn. Hatte er denn ein Recht die Erbschaft anzutreten? Hätte der Baron wenige Minuten länger gelebt, so würde Arthur zum Erben eingesetzt worden sein.

Jooft kehrt siegesfreudig nach der Wahl in sein Schloß zurück zu seinem teueren Weibe. Sie war erkrankt. Der Arzt fürchtet Wahnsinn. Aber Agatha genest. Sie weiß, was ihren Gatten quält, obwohl er es ihr vorenthalten hatte. Im Schlafe hat er es verraten. Da beschließen sie, das Erbe an Arthur auszufolgen. Auch auf seinen Deputiertensitz will Jooft verzichten, denn er muß nach Abtretung seines ganzen Vermögens für seine Familie sorgen. In der Kammer begründet er seinen Verzicht: Er sei schuldig an dem Tode seines Onkels. Nicht daß er ihn getötet hätte, nein, aber er hätte ihn retten können, da er ihn neben sich röcheln hörte. Er hatte ja Medizin studiert. Aber er war nicht im Stande gewesen, ihn auch nur zu berühren. Er sei ein Mörder im Herzen. Christus sagt: „Sünde sei ein Gegenstand der Gedanken, nicht der That."

In dem letzten Satze gipfelt die Tendenz des Romanes. Man wird ihn nicht nur unterhaltend, sondern auch interessant finden müssen. Er zeichnet sich durch vorzügliches Lokalkolorit (er spielt in Holland) aus. Die verschiedenen Gestalten sind plastisch geschildert und in ihrem ganzen Wesen klar gekennzeichnet. Der Hintergrund ist geschickt gewählt und die äußere Umgebung — so z. B. die Verhandlung, und die Wahl, oder das „Santa Clausfest" geschickt gestaltet. Die Ereignisse bilden eine natürlich entstehende Kette, die logisch zu der gezogenen Schlußfolgerung führt. Trotzdem können wir uns mit derselben nicht einverstanden erklären. Ist dieser Verzicht auf Rang und Reichtum eine Sühne? Jooft hat sich eine Unterlassungssünde zu Schulden kommen lassen, und wir müssen ihn verurteilen, unter mildernden Umständen, aber immerhin verurteilen. Er hat in Gedanken gesündigt und keine von Menschen verhängte Strafe kann ihm als Buße auferlegt werden. (Oder kommt dieser Fall unter den Paragraph fahrlässiger Tötung zu stehen?) Seine Strafe ist die Gewissensbisse, der er ausgesetzt ist.

Mit dem Verzicht auf sein Vermögen begeht er aber nicht nur ein Unrecht gegen seine Angehörigen, sondern auch gegen die Armen, denen zu Nutz und

Weil er es verwendet hat (darin lag ein ethisches Moment!) und denen er es nun entzieht, da die Erben Arthurs (dieser ist gestorben) nach den gemachten Mitteilungen wohl keinen gleichlobenswerten Gebrauch davon machen werden. Man könnte auch noch weitere Einwände erheben. So ist die Geheimniskrämerei des Barons, warum sein Neffe plötzlich Arzt werden soll, äußerst schwach motiviert. In der zweiten Hauptfrage wegen Agatha ist er durch einen Eid gebunden, durch einen Eid, den er eigentlich nie hätte leisten dürfen. Er wurde ihm abgefordert, damit der Bürgermeister, Agathas Vater, seine Tochter zu versorgen keinen Schwierigkeiten ausgesetzt wäre.

Das Verhältnis, die Liebe zwischen Agatha und Joost sind — letztere in ihrer Steigerung — poetisch schön geschildert. —

Im gleichen Verlage ist erschienen: A weif of the plains von Bret Harte. Die Geschichte bezweckt, den Leser über einige Stunden angenehm hinweg zu täuschen. Man interessiert sich für die Abenteuer des elfjährigen Clarence Brant und seiner lieblichen Gespielin Suse. Wir lernen die Kinder als Passagiere eines durch die Prairie ziehenden Fahrzeuges kennen. Spielend verlieren sie sich eines Tages, und werden so gerettet, indem die übrige Gesellschaft von Indianern überfallen und ermordet wird. Was passiert nun unserem kleinen Helden nicht alles, und wie gentlemanlike vermag sich das Bübchen in allen Situationen zu bewegen! Dabei entwickelt er eine Selbstständigkeit, welche weit das Mögliche übertrifft. Solche Kindergeschichten sind beliebt, aber nicht jeder kann eine Erzählung wie „Paul und Virginie" schreiben. Clarence und Susy, die Hauptpersonen des zu besprechenden Werkes, werden ihres Gleichen in der wirklichen Welt wohl schwerlich haben. Es ist vielleicht eine der schwierigsten Aufgaben der Schriftstellerkunst, Kinder Denken und Thun richtig und vor allem wahrheitsgemäß zu zeichnen und wenn dies Bret Harte hier nicht vollkommen gelungen ist, so müssen wir doch anerkennen, daß gar manche Züge, mit welchen er seine Kleinen ausstattet, dem Leben abgelauscht und trotzdem nicht alltäglich erscheinen.

Zum Schlusse sei noch ein kleines Büchlein erwähnt, welches eigentlich dem Gebiete der Litteratur ferne liegt. „Stammering its treatment by B. Beably 10. Auflage. London, Waterlov & Sons, Limied, Wall E. C. Es enthält genauen Aufschluß, wie aus einem Stotterer ein vorzüglicher Redner werden kann. Hauptsächlich sucht der Verfasser die von ihm geleitete Anstalt zu empfehlen, aber das, was er über seine Methode und vor Allem von seinen Erfahrungen zu erzählen weiß, ist so einleuchtend und vielversprechend, daß wir die kleine Schrift gerne an dieser Stelle erwähnen, nicht nur um deren Empfang zu quittieren, sondern auch um den Herren Kollegen, welche mit der Zunge nicht so flott sind als mit der Feder, einen Fingerzeig zu geben, wie ihnen geholfen werden kann.

Max Osterberg-Verakoff.

Catalanische Poesie in deutschem Gewande.*)

Wer hat nicht schon von den Felibres, den provençalischen Troubadouren der Gegenwart, gehört, die den Charakter des mittäglichen Frankreich zu erhalten bestrebt sind und in den zu Avignon entworfenen Statuten ihrer Akademie den Satz aussprechen: „Der Orden der Felibres ist heiter, freundschaftlich, brüderlich, schlicht und freimütig. Sein Wein

*) Catalanische Troubadoure der Gegenwart. Verdeutscht und mit einer Übersicht der catalanischen Litteratur eingeleitet von Johannes Fastenrath. Verlag von Karl Reißner. Leipzig 1890.

ist die Schönheit, sein Brot die Güte, sein Weg die Wahrheit. Die Sonne ist seine Freude, seine Liebe die Wissenschaft, seine Hoffnung Gott." Die drei bedeutendsten Felibres der Provence sind Mistral, Roumanille und Aubanel. Ihr Festgesang, den die Dichter im Chor anstimmen und zu einer einfachen zum Herzen sprechenden Melodie singen, hebt mit den Worten an: „Wir sind alle Freunde, wir sind alle Brüder, wir sind die Sänger des Landes. Jedes Kind liebt seine Mutter, jeder Vogel liebt sein Nest: unser blauer Himmel, unsere Erde sind für uns ein Paradies. Wir sind alle Freunde, Gallier und Freie und die Provence macht uns froh. Wir, wir sind die Felibres, die heitern Felibres der Provence."

Wie die alten Paladine, hat jeder Felibre Wappenschild und Devise.

Wie die Sänger an den Ufern der Rhone und der Durance, so singen ihre catalanischen Brüder an den Gestaden des Llobregat; sie singen von Liebe, von Glauben und Vaterland.

Die Catalanen sind mit den Provençalen enge verknüpft. Schon vor der Vermählung des Grafen von Barcelona Ramón Berenguer mit Dulce, der Gräfin der Provence, die 1112 stattfand, hatten beide Völker Beziehungen zu einander; das Haus der Grafen von Barcelona stammte aus Roussillon und die Gründer desselben zählten Barone der Provence zu Verwandten. Heute noch herrscht das Catalanische in Roussillon, dessen Bewohner die Catalanen Frankreichs heißen, und heute noch wird ein Catalane, der von den Palmenwäldern des orientalischen Elche an der Küste entlang nach Marseille reist, überall in seiner Sprache verstanden.

Die Catalanen thun wohl daran, wieder in ihrem heimischen Idiom zu singen, von dem Cervantes in seinem „Persiles y Segismunda" behauptete, daß es eine anmutige Sprache sei, mit der an Süße sich nur das Portugiesische vergleichen lasse. Mag das Catalanische auch von den Lippen der Männer von Figueras oder der Helden von Gerona hart klingen, es tönt lieblich in mallorquinischem Frauenmund. In der Prosa giebt es nichts Herrlicheres als der orientalische Pomp, die Majestät und Schönheit der castellanischen Sprache, in deren Reich die Sonne nicht untergeht; aber der catalanische Vers ist dem castellanischen durch Kürze und Schlichtheit und den Reichtum der Sprache unendlich überlegen.

Die catalanische Sprache ist die Sprache jenes großmütigen und weisen Königs Alfonso V. von Aragón, der den Ausspruch gethan: „Eher möchte ich alle meine Reiche verlieren, als das Wenige, was ich von litterarischer Bildung besitze."

Der stolze Bau der catalanischen Sprache, die schon im 9. Jahrhundert ihre eigenen Gesetze besaß und heute in Catalonien, Valencia und den Balearen verjüngt dasteht, wurde in diesem Jahrhundert noch vor der Renaissance der Provençalen wieder aufgerichtet. Er erhebt sich auf dem Liede des Barcelonesers Joaquim Rubió y Ors: „Der Dudelsackpfeifer vom Llobregat", das Johannes Fastenrath zuerst ins Deutsche übertragen.

Der deutsch-spanische Dichter Joh. Fastenrath ist der Geschichtsschreiber der catalanischen Litteratur, der begeisterte Herold der catalanischen Poesie der Gegenwart und ihr Dolmetsch geworden. Durch ihn, der die Feder des Gelehrten mit der Harfe der Troubadoure vertauscht, lernen wir Deutsche catalanische Patrioten und Dichter kennen, die wie Víctor Balaguer und Francesch Matheu eine patriotische Glut für ihr catalanisches Vaterland bekunden, wie sie nicht größer der Vater Arndt und Jahn

für Deutschland besitzen konnten; durch Fastenrath lernen wir eine Oase blühendster duftigster Poesie kennen. Nirgends ist die Nelke würziger als in Valencia, nirgends sind die Blumen Hesperiens herrlicher als auf der Rambla de flores von Barcelona, wo eine Verkäuferin die andere an Schönheit und eine Blume die andere an Pracht übertrifft, und schönere, lieblichere Blüten hat die spanische Lyrik nirgendwo getrieben als an den Gestaden des Mittelmeeres, im Hain von Valencia, der Stadt des Teodoro Llorente, des Vicente Wenceslao Querol und des Constantí Llombart, in der goldnen Insel Mallorca, die von den kräftigen Liedern des Geroni Rosselló und des Tomás Forteza und den zarten Klängen des Lluis Pons y Gallarza widerhallt, und in der Grafenstadt Barcelona, die der große König Pedro von Aragón die Stadt der Meere und der Könige genannt und die Cervantes unsterblich machte, indem er ihr die Ruhmestitel: „Archiv der Höflichkeit, Herberge der Fremden, Spital der Armen, Vaterland der Tapfern, Rache der Beleidigten und Erwiderung feinsinniger Freundschaft“ gab.

Fastenrath macht uns mit einer auserlesenen Schar priesterlicher Sänger bekannt, unter denen der Mystiker Jacinto Verdaguer, der, am Herzen Jesu ruhend, jetzt kaum selber begreift, daß er einst die gewaltige Atlántida geschaffen, und sein Freund, der energischkräftige Kanonikus von Vich, Jaime Collell, der bescheidene und eigenartige Mallorquiner Miquel Costa y Llobera aus Pollensa und der zärtliche Joseph Taronjí aus Palma de Mallorca hervorragen. Reus, die Stadt des Prim und des Fortuny, hat einen ausgezeichneten Dichter im Sieger der diesjährigen Blumenspiele von Barcelona, Joseph Martí y Folguera, während Barcelona außer dem ehrwürdigen Patriarchen der catalanischen Litteratur, dem poesievollen Joaquim Rubió y Ors, des mallorquinischen Dichters und Sammlers Marian Aguiló, der besonders originellen Troubadoure Angel Guimerá, Frederich Soler und Apeles Mestres, des spiritistisch angehauchten Damás Calvet und des Novellisten Narcís Oller sich rühmt. Auch die Dichterinnen fehlen nicht auf dem catalanischen Parnaß. Wir nennen nur María Josepha Massanés, Dolors Moncerdá de Maciá, María de Bell-Lloch, Victoria Penya d'Amer, Manuela Herreros de Bonet. Der poetische Wettstreit der Blumenspiele hat dem spröden Charakter der Catalanen ein anderes Gepräge aufgedrückt: der heutige Catalane ist Kavalier und Troubadour.

Ein österreichischer Erzherzog, Ludwig Salvator, der seit Jahren in der Einsamkeit von Miramar auf Mallorca wohnt, hat das Land seiner Vorliebe, die mit allen Reizen der Natur ausgestattete Insel, in vier Bänden in Wort und Bild verherrlicht. Ein Deutscher aber, Johannes Fastenrath, hat in deutsche Poesie allen Duft catalanischmallorquinischer Dichtung hineingetragen. Er führt uns 91 catalanische Dichter in ihren schönsten Liedern vor. Jedes deutsche Gedicht ist ein treues Abbild des catalanischen. Jetzt kann auch der Deutsche genießen, was dem Catalanen schon lange Labsal und Freude war und was der Castellaner, nur stolz auf die Sprache des Luis de León und des Cervantes, hochmütig verschmäht.

R. L.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.



Bjørnst. Bjørnson





Aus Friedrich Nietzsches Leben.

Seinen eigenen Aufzeichnungen entlehnt.

Mitgeteilt von M. G. Conrad.

(München.)

Mein Vater starb mit sechsunddreißig Jahren: er war zart, liebenswürdig und morbid, wie ein nur zum Vorübergehn bestimmtes Wesen, — eher eine gütige Erinnerung an das Leben, als das Leben selbst. —

„Meiner Abkunft nach ist mir ein Blick erlaubt jenseits aller bloß lokal, bloß national bedingten Perspektiven, es kostet mich keine Mühe, ein ‚guter Europäer‘ zu sein. Andererseits bin ich vielleicht mehr deutsch als jetzige Deutsche, bloße Reichsdeutsche, es noch zu sein vermöchten, — ich, der letzte antipolitische Deutsche.

„Meine Vorfahren waren polnische Edelleute: ich habe von daher viel Rassen-Instinkt im Leibe.

„Denke ich daran, wie oft ich unterwegs als Pole angeredet werde und von Polen selbst, wie selten man mich für einen Deutschen nimmt, so könnte es scheinen, daß ich nur zu den angesprenkelten Deutschen gehörte. Aber meine Mutter, Franziska Oehler, ist jedenfalls etwas sehr Deutsches; insgleichen meine Großmutter väterlicherseits, Erdmuthe Krause. Letztere lebte ihre ganze Jugend mitten im guten alten Weimar, nicht ohne Zusammenhang mit dem Goetheschen Kreise. Ihr Bruder, der Professor der Theologie Krause in Königsberg, wurde nach Herders Tode als Generalsuperintendent nach Weimar berufen. Es ist nicht unmöglich, daß ihre

Mutter, meine Urgroßmutter, unter dem Namen ‚Muthgen‘ im Tagebuch des jungen Goethe vorkommt. —

„Mein Vater, 1813 geboren, starb 1849. Er lebte, bevor er das Pfarramt der Gemeinde Röcken unweit Lützen übernahm, einige Jahre auf dem Altenburger Schlosse und unterrichtete die vier Prinzessinen daselbst. Seine Schülerinnen sind die Königin von Hannover, die Großfürstin Konstantin, die Großherzogin von Oldenburg und die Prinzeß Therese von Sachsen-Altenburg. Er war voll tiefer Pietät gegen den preußischen König Friedrich Wilhelm den Vierten, von dem er auch sein Pfarramt erhielt; die Ereignisse von 1848 betrübten ihn über die Maßen. Ich selber, am Geburtstage des genannten Königs geboren, erhielt, wie billig, die Hohenzollern-Namen Friedrich Wilhelm. Einen Vorteil hatte jedenfalls die Wahl dieses Tages: mein Geburtstag war meine ganze Kindheit hindurch ein Festtag.

„Wenn ich von meiner ganzen Kindheit und Jugend keine willkommene Erinnerung habe, so wäre es eine Thorheit, hier sogenannte ‚moralische‘ Ursachen geltend zu machen — etwa den unbestreitbaren Mangel an zureichender Gesellschaft: denn dieser Mangel besteht heute wie er immer bestand, ohne daß er mich hinderte, heiter und tapfer zu sein. Sondern die Unwissenheit in physiologicis — der verfluchte ‚Idealismus‘ — ist das eigentliche Verhängnis in meinem Leben, das Überflüssige und Dumme darin, etwas, aus dem nichts Gutes gewachsen, für das es keine Ausgleichung, keine Gegenrechnung giebt. Aus den Folgen dieses ‚Idealismus‘ erkläre ich mir alle Fehlgriffe, alle großen Instinkt-Abirrungen und ‚Bescheidenheiten‘ abseits der Aufgabe meines Lebens, zum Beispiel, daß ich Philologe wurde, — warum zum mindesten nicht Arzt oder sonst irgend etwas Augen-Aufschließendes? —

„Ich habe bis zu meinen reifsten Jahren immer nur schlecht gegessen, — moralisch ausgedrückt ‚unpersönlich‘, ‚selbstlos‘, ‚altruistisch‘, zum Heil der Köche und anderer Mitchristen. Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauers (1865), sehr ernsthaft meinen ‚Willen zum Leben‘. Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben — dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen. — Aber die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht alles auf dem Gewissen! Die Suppe vor der Mahlzeit; die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet man gar noch die geradezu viehischen Nachguß-Bedürfnisse der alten, durchaus nicht bloß alten Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des

deutschen Geistes — aus betrübten Eingeweiden ... Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit nichts fertig. — Aber auch die englische Diät, die, im Vergleich mit der deutschen, selbst der französischen, eine Art ‚Rückkehr zur Natur‘, nämlich zum Kannibalismus ist, geht meinem eigenen Instinkt tief zuwider; es scheint mir, daß sie dem Geist schwere Füße giebt — Engländerinnen-Füße. Die beste Küche ist die Piemonts. — Alkoholika sind mir nachteilig, ein Glas Wein oder Bier des Tags reicht vollkommen aus, mir aus dem Leben ein ‚Jammerthal‘ zu machen, — in München leben meine Antipoden. Gesetzt, daß ich dies ein wenig spät begriff, erlebt habe ichs eigentlich von Kindesbeinen an. Als Knabe glaubte ich, Weintrinken sei wie Tabakrauchen anfangs nur eine Vanitas junger Männer, später eine schlechte Gewöhnung. Vielleicht, daß an diesem herben Urteil auch der Naumburger Wein mit schuld ist. Zu glauben, daß der Wein erheitert, dazu müßte ich Christ sein, will sagen glauben, was gerade für mich eine Absurdität ist. — Ich, ein Gegner des Vegetariertums aus Erfahrung, ganz wie Richard Wagner, der mich bekehrt hat, weiß nicht ernsthaft genug die unbedingte Enthaltung von Alkoholizis allen geistigeren Naturen anzuraten. Wasser thut's ... Ich ziehe Orte vor, wo man überall Gelegenheit hat, aus fließenden Brunnen zu schöpfen (Nizza, Turin, Sils). In vino veritas: es scheint, daß ich auch hier wieder über den Begriff ‚Wahrheit‘ mit aller Welt uneins bin: — bei mir schwebt der Geist über dem Wasser. —

„Mehr als an irgend einer Theologen-Kuriosität hängt das ‚Heil der Menschheit‘ an der Frage der Ernährung. Man kann sie sich, zum Handgebrauch, so formulieren: ‚Wie hast gerade du dich zu ernähren, um zu deinem Maximum von Kraft, von virtù im Renaissance-Stile, von moralinfreier Tugend zu kommen?‘ — Meine Erfahrungen sind hier so schlimm als möglich; ich bin erstaunt, diese Frage so spät gehört, aus diesen Erfahrungen so spät ‚Vernunft‘ gelernt zu haben. Nur die vollkommene Nichtswürdigkeit unserer deutschen Bildung — ihr ‚Idealismus‘ — erklärt mir einigermaßen, weshalb ich gerade hier rückständig bis zur Heiligkeit war. Diese Bildung, welche von vornherein die Realitäten aus den Augen verlieren lehrt, um durchaus problematischen sogenannten idealen Zielen nachzujagen, zum Beispiel der ‚klassischen Bildung‘: — als ob es nicht von vornherein verurteilt wäre, ‚klassisch‘ und ‚deutsch‘ in einen Begriff zu einigen! Mehr noch, es wirkt erheiternd, — man denke sich einmal einen ‚klassisch gebildeten‘ Leipziger! —

„Ich habe nie über Fragen nachgedacht, die keine sind. Eigentliche religiöse Schwierigkeiten zum Beispiel kenne ich nicht aus Erfahrung. Es

ist mir gänzlich entgangen, in wiefern ich ‚sündhaft‘ sein sollte. Insgleichen fehlt mir ein zuverlässiges Kriterium dafür, was ein Gewissensbiß ist: nach dem was man darüber hört, scheint mir ein Gewissensbiß nichts Achtbares ... Ich möchte nicht eine Handlung hinterdrein in Stich lassen, ich würde vorziehn, den schlimmen Ausgang, die Folgen grundsätzlich aus der Wertfrage wegzulassen. Etwas, das fehlschlägt, um so mehr bei sich in Ehren halten, weil es fehlschlug — das gehört eher schon zu meiner Moral. — ‚Gott‘, ‚Unsterblichkeit der Seele‘, ‚Erlösung‘, ‚Jenseits‘ lauter Begriffe, denen ich keine Aufmerksamkeit, auch keine Zeit geschenkt habe, selbst als Kind nicht, — ich war vielleicht nie kindlich genug dazu? — Ich kenne den Atheismus durchaus nicht als Ergebnis, noch weniger als Ereignis: er versteht sich bei mir aus Instinkt. Ich bin zu neugierig, zu fragwürdig, zu übermütig, um mir eine faustgrobe Antwort gefallen zu lassen. Gott ist eine faustgrobe Antwort, eine Undelikatesse gegen uns Denker —, im grunde sogar bloß ein faustgrobes Verbot an uns: Ihr sollt nicht denken! ...

„Ich bin meiner Art nach kriegerisch. Angreifen gehört zu meinen Instinkten. Feind sein können, Feind sein — das setzt vielleicht eine starke Natur voraus, jedenfalls ist es bedingt in jeder starken Natur. Sie braucht Widerstände, folglich sucht sie Widerstand: das aggressive Pathos gehört ebenso notwendig zur Stärke als das Rache- und Nachgefühl zur Schwäche. — Die Stärke des Angreifenden hat in der Gegnerschaft, die er nötig hat, eine Art Maß; jedes Wachstum verrät sich im Aufsuchen eines gewaltigeren Gegners oder Problems. Die Aufgabe ist nicht, überhaupt über Widerstände Herr zu werden, sondern über solche, an denen man seine ganze Kraft, Geschmeidigkeit und Waffen-Meisterschaft einzusetzen hat, — über gleiche Gegner. — Meine Kriegs-Praxis ist in vier Sätze zu fassen. Erstens: ich greife nur Sachen an, die siegreich sind, — ich warte unter Umständen, bis sie siegreich sind. Zweitens: ich greife nur Sachen an, wo ich keine Bundesgenossen finden würde, wo ich allein stehe, wo ich mich allein kompromittiere ... Ich habe nie einen Schritt öffentlich gethan, der nicht kompromittierte: das ist mein Kriterium des rechten Handelns. Drittens: ich greife nie Personen an, — ich bediene mich der Person nur wie eines starken Vergrößerungsglases, mit dem man einen allgemeinen, aber schleichenden, aber wenig greifbaren Notstand sichtbar machen kann. So griff ich David Strauß an, genauer, den Erfolg eines altersschwachen Buchs bei der deutschen ‚Bildung‘, — ich ertappte diese ‚Bildung‘ dabei auf der That. So griff ich Wagnern an, genauer, die Falschheit, die Instinkt-Halbschlächtigkeit unserer ‚Kultur‘, welche die Raffinierten mit den Reichen, die Späten

mit den Großen verwechselt. Viertens: ich greife nur Dinge an, wo jedwede Personen-Differenz ausgeschlossen ist, wo jeder Hintergrund schlimmer Erfahrungen fehlt. Im Gegenteil, angreifen ist bei mir ein Beweis des Wohlwollens, unter Umständen der Dankbarkeit. Ich ehre, ich zeichne aus damit, daß ich meinen Namen mit dem einer Sache, einer Person verbinde: für oder wider — das gilt mir darin gleich. Wenn ich dem Christentum den Krieg mache, so steht mir dies zu, weil ich von dieser Seite aus keine Fatalitäten und Hemmungen erlebt habe, — die ernstesten Christen sind mir immer gewogen gewesen. Ich selber, ein Gegner des Christentums de rigueur, bin ferne davon, es dem Einzelnen nachzutragen, was das Verhängnis von Jahrtausenden ist. —

„Mir eignet eine vollkommen unheimliche Reizbarkeit des Reinlichkeits-Instinktes, so daß ich die Nähe oder — was sage ich? — das Innerlichste, die ‚Eingeweide' jeder Seele physiologisch wahrnehme — rieche. Ich habe an dieser Reizbarkeit psychologische Fühlhörner, mit denen ich jedes Geheimnis betaste und in die Hand bekomme: der viele verborgene Schmutz auf dem Grunde mancher Natur, vielleicht in schlechtem Blute bedingt, aber durch Erziehung übertüncht, wird mir fast bei der ersten Berührung schon bewußt. Wenn ich recht beobachtet habe, empfinden solche meiner Reinlichkeit unzuträgliche Naturen die Vorsicht meines Ekels auch ihrerseits: sie werden damit nicht wohlriechender. So wie ich mich gewöhnt habe — eine extreme Lauterkeit gegen mich ist meine Daseins-Voraussetzung, ich komme um unter unreinen Bedingungen — schwimme und bade und plätschere ich gleichsam beständig im Wasser, in irgend einem vollkommen durchsichtigen und glänzenden Elemente. Das macht mir aus dem Verkehr mit Menschen keine kleine Gedulds-Probe; meine Humanität besteht nicht darin, mitzufühlen, wie der Mensch ist, sondern es auszuhalten, daß ich ihn mitfühle. Meine Humanität ist eine beständige Selbstüberwindung. — Aber ich habe Einsamkeit nötig, will sagen, Genesung, Rückkehr zu mir, den Atem einer freien leichten spielenden Luft . . . Der Ekel am Menschen, am ‚Gesindel' war immer meine größte Gefahr . . .

„Es scheint mir, daß das gröbste Wort, der gröbste Brief noch gutartiger, noch honnetter sind als Schweigen. Solchen, die schweigen, fehlt es fast immer an Feinheit und Höflichkeit des Herzens; Schweigen ist ein Einwand, Hinunterschlucken macht notwendig einen schlechten Charakter, — es verdirbt selbst den Magen. Alle Schweiger sind dyspeptisch. Man sieht, ich möchte die Grobheit nicht unterschätzt wissen, sie ist bei weitem die humanste Form des Widerspruchs und, inmitten der modernen Verzärtelung, eine unserer ersten Tugenden. — Wenn man reich genug dazu ist, ist es

selbst ein Glück, Unrecht zu haben. Ein Gott, der auf die Erde käme, dürfte gar nichts anderes thun als Unrecht, — nicht die Strafe, sondern die Schuld auf sich zu nehmen wäre erst göttlich. —

„Worin man um keinen Preis einen Fehlgriff thun darf, ist die Wahl seiner Art Erholung. Auch hier sind je nach dem Grade, in dem ein Geist sui generis ist, die Grenzen des ihm Erlaubten, das heißt Nützlichen, eng und enger. In meinem Fall gehört alles Lesen zu meinen Erholungen: folglich zu dem, was mich von mir losmacht, was mich in fremden Wissenschaften und Seelen spazierengehen läßt, — was ich nicht mehr ernst nehme. Lesen erholt mich eben von meinem Ernste. In tief arbeitssamen Zeiten sieht man keine Bücher bei mir: ich würde mich hüten, Jemanden in meiner Nähe reden oder gar denken zu lassen. Und das hieße ja lesen . . . Man muß dem Zufall, dem Reiz von außen her so viel als möglich aus dem Wege gehn; eine Art Selbst-Vermauerung gehört zu den ersten Instinkt-Klugheiten der geistigen Schwangerschaft. Werde ich es erlauben, daß ein fremder Gedanke heimlich über die Mauer steigt? — Und das hieße ja lesen. Auf die Zeiten der Arbeit und Fruchtbarkeit folgt die Zeit der Erholung: heran mit euch, ihr angenehmen, ihr geistreichen, ihr gescheuten Bücher! — Werden es deutsche Bücher sein? . . .

„In den sieben Jahren, wo ich an der obersten Klasse des Basler Pädagogiums Griechisch lehrte, habe ich keinen Anlaß gehabt, eine Strafe zu verhängen; die Faulsten waren bei mir fleißig. Dem Zufall bin ich immer gewachsen; ich muß unvorbereitet sein, um meiner Herr zu sein. Das Instrument, es sei welches es wolle, es sei so verstimmt, wie nur das Instrument ‚Mensch' verstimmt werden kann — ich müßte krank sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihm etwas Anhörbares abzugewinnen. Und wie oft habe ich das von den ‚Instrumenten' selber gehört, daß sie sich noch nie so gehört hätten . . . Am schönsten vielleicht von jenem unverzeihlich jung gestorbenen Heinrich von Stein,*) der einmal, nach sorgsam eingeholter Erlaubnis, auf drei Tage in Sils-Maria erschien, Jedermann erklärend, daß er nicht wegen des Engadin komme. Dieser ausgezeichnete Mensch, der mit der ganzen ungestümen Einfalt eines preußischen Junkers in den Wagnerschen Sumpf hineingewatet war (— und außerdem noch in den Dühringschen!) war diese drei Tage wie umgewandelt durch einen Sturmwind der Freiheit, gleich Einem, der plötzlich in seine Höhe gehoben wird und Flügel bekommt. Ich sagte ihm immer, das mache die gute Luft hier

*) In Villa Wahnfried der Erzieher des Sohnes Richard Wagners. C.

oben, so gehe es Jedem, man sei nicht umsonst 6000 Fuß über Bayreuth, — aber er wollte mir's nicht glauben. —

„Meine Erfahrungen geben mir ein Anrecht auf Mißtrauen überhaupt hinsichtlich der sogenannten ‚selbstlosen‘ Triebe, der gesamten zu Rat und That bereiten ‚Nächstenliebe‘. Sie gilt mir an sich als Schwäche, als Einzelfall der Widerstands-Unfähigkeit gegen Reize, — das Mitleiden heißt nur bei décadents eine Tugend. Ich werfe den Mitleidigen vor, daß ihnen die Scham, die Ehrfurcht, das Zartgefühl vor Distanzen leicht abhanden kommt, daß Mitleiden im Handumdrehen nach Pöbel riecht und schlechten Manieren zum Verwechseln ähnlich sieht, — daß mitleidige Hände unter Umständen geradezu zerstörerisch in ein großes Schicksal, in eine Vereinsamung unter Wunden, in ein Vorrecht auf schwere Schuld hineingreifen können. Die Überwindung des Mitleids rechne ich zu den vornehmen Tugenden: ich habe als ‚Versuchung Zarathustras‘ einen Fall gedichtet, wo ein großer Notschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen, ihn von sich abspenstig machen will. Hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgabe rein halten von den viel niedrigeren und kurzsichtigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen thätig sind, das ist die Probe, die letzte Probe vielleicht, die ein Zarathustra abzulegen hat — sein eigentlicher Beweis von Kraft. —

„Im Jahre 1879 legte ich meine Basler Professur nieder, lebte den Sommer über wie ein Schatten in St. Moritz und den nächsten Winter, den sonnenärmsten meines Lebens, als Schatten in Naumburg. Dies war mein Minimum. In meinem sechsunddreißigsten Lebensjahre kam ich auf den niedrigsten Punkt meiner Vitalität, — ich lebte noch, doch ohne drei Schritte weit vor mich zu sehen. ‚Der Wanderer und sein Schatten‘ entstand währenddem. Unzweifelhaft, ich verstand mich damals auf Schatten... Im Winter darauf, meinem ersten Genueser Winter, brachte jene Versüßung und Vergeistigung, die mit einer extremen Armut an Blut und Muskel beinahe bedingt ist, die ‚Morgenröte‘ hervor. Die vollkommene Helle und Heiterkeit, selbst Exuberanz des Geistes, welche das genannte Werk wiederspiegelt, verträgt sich bei mir nicht nur mit der tiefsten physiologischen Schwäche, sondern sogar mit einem Exzeß von Schmerzgefühl. Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirnschmerz samt mühseligem Schleimerbrechen mit sich bringt, besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffiniert, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Décadence-Symptom betrachte, zum Beispiel im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates.

— Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, welche das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatieren können. Ein Arzt, der mich länger als Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: ‚Nein, an Ihren Nerven liegt's nicht, ich selber bin nur nervös!‘ Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesamterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat. — Eine lange, allzulange Reihe von Jahren bedeutet bei mir Genesung, — sie bedeutet leider auch zugleich Rückfall, Verfall, Periodik einer Art décadence. Brauche ich, nach alledem, zu sagen, daß ich in Fragen der décadence erfahren bin? Ich habe sie vorwärts und rückwärts buchstabiert. Selbst jene Filigran-Kunst des Greifens und Begreifens überhaupt, jene Finger für nuances, jene Psychologie des ‚Um die Eckesehens‘ und was sonst mir eignet, ward damals erst erlernt, ist das eigentliche Geschenk jener Zeit, in der Alles sich bei mir verfeinerte, die Beobachtung selbst wie alle Organe der Beobachtung. Von der Kranken-Optik aus nach gesünderen Begriffen und Werten, und wiederum umgekehrt aus der Fülle und Selbstgewißheit des reichen Lebens hinuntersehn in die heimliche Arbeit des Dekadence-Instinktes — das war meine längste Übung, meine eigentliche Erfahrung, wenn irgendworin wurde ich darin Meister. Ich habe es jetzt in der Hand, ich habe die Hand dafür, Perspektiven umzustellen: erster Grund, weshalb für mich allein vielleicht eine ‚Umwertung der Werte‘ überhaupt möglich ist. — Abgerechnet nämlich, daß ich ein décadent bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist, unter anderem, daß ich instinktiv gegen die schlimmen Zustände immer die rechten Mittel wählte, während der décadent an sich immer die ihm nachteiligen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund, als Winkel, als Spezialität war ich dekadent. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, beärzteln zu lassen — das verrät die unbedingte Instinkt-Gewißheit darüber, was damals vor allem not that. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu — jeder Physiologe wird das zugeben — ist, daß man im Grunde gesund ist. Ein typisch morbides Wesen kann nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund

machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches Stimulans zum Leben, zum Mehrleben sein. — Man gebe Acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich aufhörte, Pessimist zu sein: der Instinkt der Selbst-Wiederherstellung verbot mir eine Philosophie der Armut und Entmutigung . . . Ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum Leben, meine Philosophie . . .

„Wohlan, ich bin das Gegenstück eines décadent: denn ich beschrieb eben mich." — — —

* * *

Diese Auszüge habe ich nach den Aufzeichnungen gefertigt, welche Friedrich Nietzsche niederschrieb, als er sein vierundvierzigstes Jahr vollendet hatte, 15. Oktober 1888. Einleitend bemerkte er:

„An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwertung aller Werte, die Lieder Zarathustras, die Götzendämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophieren, — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahrs! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? — Und so erzähle ich mir mein Leben."

* * *

Diese Lebenserzählung beweist mehr als alles andere, was zwischen und in den Zeilen der Nietzeschen Bücher zu lesen und zu enträtseln steht, die durchaus intime und höchsteigenherrliche Art, wie dieser geniale Mensch zu der Methode und den Ergebnissen seiner Philosophie gelangte. Ernster und tiefer als bei irgend einem philosophierenden Individualisten in der großen Denker-Reihe der Menschheit gilt hier der Satz, daß Weltanschauung vorgelebtes Leben ist. Die Ergebnisse dieses ganz individuell bestimmten Lebens können nicht in Bausch und Bogen auf andere Leben übertragen werden. Was für Nietzsche Berechtigung und Wahrheit hatte, hat deswegen noch lange nicht Wahrheit und Berechtigung für den ersten besten Hinz oder Kunz.

Einige jüngere Leute machen bereits Miene, die Philosophie Nietzsches als Kanon modernen Denkens auszurufen und seine Wertungen und Umwertungen als verbindlich für jedermann aufzustellen. Sie beweisen damit nur das Eigentümliche der Herdennatur, die nicht ohne Leithammel leben kann und fortwährend nach neuen Schranken und Verbindlichkeiten lechzt.

Philosophie kann nicht gelernt werden wie man das Einmaleins oder das Vaterunser lernt; Philosophie kann nicht als etwas Feststehendes weitergegeben werden, wie man einen mathematischen oder physikalischen Lehrsatz oder — unter Gläubigen — ein Dogma weitergiebt. Philosophie ist überhaupt nicht übertragbar, sowenig als die Gabe des schöpferischen Kunstgeistes, ein Gemälde zu malen oder eine Symphonie zu komponieren oder einen Goetheschen Faust zu dichten, übertragbar ist. Der Könner macht sein Gedicht, seine Symphonie, sein Gemälde, seine Philosophie. Wer kein Könner, sondern nur Kenner ist, hat mit seinen Meinungen in allen diesen Könner-Dingen den weitesten Spielraum, die größte Freiheit — nur die eine nicht, sein eigenes Nichtkönnen den anderen als Gesetz und Zuchtrute aufzubinden. Nietzsche ist Nietzsche.

Im nächsten Hefte mehr darüber. —



Staub.

Erzählung von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Emil Jonas.

(Berlin.)

I.

Der Weg von der Stadt nach Skogstad, einem großen Hofe der Atlungschen Familie, wo sich bedeutende Fabrikanlagen an den waldigen Ufern des rauschenden Flusses, der dieses Terrain durchströmt, befinden, mochte bei gewöhnlicher Fahrt wohl zwei Stunden in Anspruch nehmen, aber bei gutem Winterwetter, wenn der Schnee, wie jetzt, gefroren, kaum ein und eine halbe Stunde. Der chaussierte Weg zog sich längs der Fjords hin. Von der Stadt aus sah ich den Fjord rechter Hand und zur linken große, von der Höhe allmählich abschießende Felder und über denselben zerstreute Villen und Höfe mit Baumanpflanzungen und hübschen Alleen.

Weiter hinaus wurden die Höhen zu Bergen, die den Weg begrenzten. Hier wurde der Weg auch mehr und mehr öde und unwegsam und schließlich gewahrte man von den höchsten Bergrücken bis tief hinab zum Fjorde nur Wald und Wald. Dieser Tannenwald gehörte zu Skogstad. Die Fabriken längst des Skogstad-Flusses lieferten Holzstoffe zu Papier.

Die Atlungsche Familie war französischen Ursprungs. Zur Zeit der Hugenotten nach Norden gekommen und von niedriger Herkunft, hatte sie sich durch Verheiratung in das einst mächtige Geschlecht der Atlungs hineingeheiratet und hatte dann den Namen derselben angenommen, der in der Aussprache Ähnlichkeit mit ihrem eigenen hatte.

Die Fahrt nach dem Hofe befriedigte mich sehr. Es hatte kürzlich geschneit. Zwischen der weißen Landschaft und der schneeschweren Luft erschien der Fjord schwarz. Das andere Ufer war nicht fern und darüber ragten hohe Felsen empor, die jetzt gleichfalls weiß erschienen, doch in dem gedämpften Tone, den die Luft verlieh.

Längs des Weges, wo ich fuhr, trat das Meer dicht an den Schnee heran, nur etwas Seegras, einige angespülte Steine und oftmals sogar nicht einmal diese trennten diese zwei Formen und Farben desselben Elements.

Sobald ich den Wald erreicht hatte, nahm dieser meine Gedanken ganz in Beschlag. Auf den Fichtenbäumen ruhten große Massen Schnee; oft war die östliche Seite am meisten bedeckt, doch blieb immer noch so viel unbedeckt, daß der Wald in seiner Gesamtheit einen dunkelgrünen Schimmer in dem weißen Gewande behielt; in nächster Nähe streckte sich wohl ein einzelner unbedeckter Zweig trotzig hervor, während die rötlichen Zapfen die Schneedecke durchbrachen.

Je höher man hinauf kam, um so mächtiger wurden die Stämme, die meisten dunkel, nur jünger und auch heller, aber alle Riesen, und dies verlieh dem Dickicht des Waldes einen ernsten Charakter.

Der Weg zog sich an einer Landzunge hin, auf der sich ein Eisenhammer befand, und hier begann das eigentliche Skogstad. Der Bergrücken wich nunmehr vor dem Flusse zurück. Man gewahrte mäßig abschüssige Felder und hier lag der Hof. Der Fluß rauscht in der Ferne dem Meere zu. Die roten Dächer und eine Reihe Gebäude erblickt man bei der Wendung des Weges. Auf beiden Seiten des Hofes befinden sich die Arbeiterhäuser, aber diese und von dem Hofe auf der einen Seite durch einen Wald oder Park getrennt.

Als ich den Rand des Parkes erreicht hatte, vergaß ich alles Vorangegangene. Ursprünglich hatte man die Absicht gehabt, den Park bis zum Meere auszudehnen, doch der steinige Boden hatte es wohl unmöglich gemacht und daher war nur ein kleines Quadrat ausgehauen, aber im Laufe der Jahre waren statt des Nadelholzes Gruppen von Laubbäumen empor gewachsen. Dieser Laubwald aus einem und demselben Jahre hervorgegangen, war gleichmäßig hoch und lag unmittelbar an dem schweren, alten Fichtenwald im Parke. Das Zarte, als Umsäumung des Schweren,

das Leichte neben dem Schweren, das Niedrige und ganz Gleichartige bei dem überragenden Gewaltigen gewährten einen schönen Eindruck.

Das Auge suchte spielend Formen, oder es sammelte hundert Zweige unter einem einzigen Blick, weil sie in derselben Biegung, in derselben Höhe fortliefen; oder es nahm auch einen einzelnen Zweig aus den vielen anderen heraus, folgte ihm vom Stamm in seine erste Verteilung und in die Verteilungen der Verteilungen hinaus bis in den zartesten Zweig. Ein ausgestreckter, durchsichtiger, weißer Flügel oder ein enorm großes Farrenkrautblatt, von weißen Daunen übersät. Dann mußte das Auge statt der Formen wieder der Farbe folgen, da die ungleiche Bedeckung dem Ganzen so vielfältige Nüancen verlieh.

Ich kehrte meinem Reisebegleiter, dem Fjorde, den Rücken und fuhr nun zum Hofe hinauf. Wo der Park endete, begann der Garten und längst desselben lief der Weg in ziemlich gleichmäßiger Steigerung empor. Einst hatte auch hier Wald gestanden, durch welchen der Weg hindurchführte, aber vom Walde standen nur noch wenige Überreste zu beiden Seiten und bildeten eine Allee, doch waren die großen, alten Bäume an manchen Stellen bereits von jungen abgelöst und dieser Nachwuchs war so dicht, daß ich mehrfach den Hof nicht sehen konnte, zu dem ich jetzt hinauffuhr; aber das Schneemärchen folgte auch hier.

II.

Der Natureindruck spielt in unsere Erwartung des Kommenden hinein.

Die Dame war freilich nicht weiß gekleidet, als ich sie, die Lichtlockige, einst sah, und die ich jetzt wiedersehen sollte. Ich hatte sie auf ihrer Hochzeitsreise und zwar in Dresden vor ungefähr neun Jahren zum letzten Male getroffen. Sie war an jedem Tage festlich gekleidet, das ist wahr . . . eine Laune von ihm, dem jungen, berauschten Ehemann. Sehr oft trug sie ein blaues Kleid, aber ich sah sie nicht ein einziges Mal in weiß, und ich glaube, es würde ihr auch kaum gut gestanden haben.

Ich entsann mich ihrer, besonders der Situation, wenn sie am Pianino sangen, er sitzend, weil er akkompagnierte, sie stehend und meist die Hand auf seiner Schulter ruhen laßend; aber was sie sangen, war freilich „weiß", nämlich mehr oder minder innige Jubelhymnen. Sie war die Tochter eines pietistischen Geistlichen und Beide kamen vom Pfarrhofe und von der Hochzeitsidylle. In dem Pfarrhause hatte ich von Zeit zu Zeit von ihnen gehört und auf diesem Wege auch mehrfach die erneuerten Bitten erhalten, sie das nächste Mal, wenn ich in diese Gegend käme, zu besuchen. Jetzt befand ich mich auf dem Wege zu ihnen.

Man hatte mir das Hauptgebäude als eines der größten Holzbauten in Norwegen gerühmt. Es war grau und außerordentlich lang. Der eine Atlung hat sich niemals mit dem begnügt, was sein Vorgänger gebaut hatte, und so hatte das Haus in jedem Geschlecht einen Zuwachs erhalten und zum Teil einen Umbau.

Der letzte Anbau rührt von dem jetzigen Besitzer her und ist in einer Art modernisierter Gotik ausgeführt worden.

Hinter dem Hauptgebäude liegen die anderen Häuser in einem Halbrund, der jedoch auf der einen Seite auf häßliche Weise anschwellt. Zwischen diesem und dem Hauptgebäude fuhr ich nun in den Hof hinein, um nach dem Rate der Skyds-Jungen*) bei der Eingangsthüre des gotischen Flügels abzusteigen. Ich sah kein lebendes Wesen im ganzen Hofe, nicht einmal einen Hund. Ich wartete ein wenig, doch vergebens, und trat dann durch den Vorbau in einen Gang, wo ich Hut und Überzieher ablegte und von dort in ein helles, großes Vorzimmer.

Auch hier traf ich Niemanden, aber ich hörte entweder zwei Kinderstimmen und eine Frauenstimme, oder zwei Frauenstimmen und eine Kinderstimme, und den Gesang kannte ich, denn im ganzen Lande hörte man nichts anderes als diesen pietistisch angehauchten amerikanischen Gesang singen.

Die Klage des kleinen Mädchens, das überall im Wege sei, nur nicht bei Gott im Himmel, der so gern unglückliche Kinder bei sich haben wolle. Dieser Gesang klang etwas fremd, diese Klage eben in dem hellen Raume, erfüllt von Gewehren und anderen Jagdgerätschaften, Renntierhörnern, Fuchs- und Luchsfellen und ähnlichen Gegenständen, die mit dem ausgesuchtesten Geschmack geordnet waren.

Ich klopfte an die Thür und trat in eine der schönsten Wohnstuben, die ich hier im Lande je gesehen. Sie hatte eine wunderbare Aussicht nach dem Fjorde, und war überdies prachtvoll eingerichtet. Die blank polierten, hölzernen Felder der Wände wurden von geschnitzten Holzkonsolen, die jede eine Büste oder eine Statue trugen, getrennt. Stilvolle Möbel standen auf allen Seiten auf Brüsseler Teppichen. Moody-Sankeys mondkrankes Lied floß darüber gleich einem gelbweißen Laken. Es giebt christliche Gesänge, die zu den schönsten gehören, die ich kenne, aber dieser machte einen Eindruck, als sei unter dem modernen Raume eine Kryptakirche aus dem Mittelalter, wo eingesperrte Nonnen Toten-

*) Das zweirädrige Beförderungsmittel in Norwegen heißt Skyds, das nur von Station zu Station abgegeben wird; es folgt daher ein Junge, der es zurückbringt.

ceremonien zwischen flackernden Lampen hielten und von wo der Dunst und der Klang unzertrennlich verbunden sich in die lichten Vorstellungen und die behagliche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hinaufschlichen.

Der Gesang kam von einer Frau und zwei Knaben, von denen der älteste ungefähr sieben Jahre alt war, und der jüngste ein Jahr jünger sein mochte. Die Frau richtete den Blick zur Thür und hielt bei meinem Eintreten ganz verwundert mit dem Singen inne. Das Gesicht der Knaben war dem Fenster zugekehrt, sie bemerkten daher diese Bewegung nicht. Sie waren von dem Gesange so in Beschlag genommen, daß sie sogar noch zu singen fortfuhren, als die Frau bereits aufgehört hatte.

Der älteste Knabe glich dem Geschlechte des Vaters, während der jüngere dem der Mutter glich, doch hatte sie ihre großen Augen Beiden geschenkt. Der älteste Knabe hatte ein längliches Gesicht mit hoher Stirn und rötlichem Haar; er hatte auch viele Sommersprossen, ganz wie der Vater. Die Figur des jüngsten war die der Mutter, ein wenig vorn übergebeugt, weil der Kopf nicht von den Schultern gerade empor ragte, und ein Wenig nach hinten gebeugt, um gleichsam das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Auch war in Folge dessen der Mund halb offen — und dann die großen, fragenden Augen und das helle, lockige Haar über der fein gewölbten Stirn, ganz die Mutter. Der älteste Sohn war hoch und mager und hatte den schleppenden Gang des Vaters und kleine, stark nach außen gebeugte Füße. Ich gewahrte dies, als die Knaben zum Sofatisch gingen, während sie dann selbst nach kurzem Bedenken mir entgegen kam; sie wußte offenbar nicht recht, ob sie mich kannte oder nicht. Als sie aber meinen Namen hörte, gestand sie lächelnd, daß es nur mein Porträt sei, das sie im Album von der Hochzeitsreise ihrer Herrschaft gesehen habe. Sie erzählte, daß Atlung drüben in den Fabriken sei und zu Mittag nach Hause komme, d. h. in etwa einer Stunde, und daß seine Frau nach einen der Häuser der Arbeiter gegangen, die ich auf dem Wege gesehen hätte, um dort einen alten Mann, der sterbenskrank sei, zu besuchen.

Sie erzählte das mit wohllautender, obgleich etwas zarter Stimme, und ihre Augen waren dabei forschend auf mich gerichtet. Sie hatte von mir gehört. Was mich betrifft, so hatte ich niemals gedacht, daß ich eine von Carlo Dolcis Madonnen aus ihrem Rahmen hinabsteigen sehen würde, um in einer modernen Wohnstube mit mir zu sprechen, und deshalb waren sicherlich meine Augen nicht weniger forschend, als die ihrigen. Die Stellung des Kopfes auf den Schultern, dessen Neigung nach der einen Seite, das Profil des Gesichtes und vor allen Dingen die Augen und die Augenbrauen, ja, das blaugrüne Kopftuch, das ziemlich weit nach vorn gezogen

war, wodurch das bleiche Gesicht eine eigene Zartheit erlangte — Alles zusammen, es war ein echter Carlo Dolci!

Sie ging und ließ mich mit den Knaben allein, mit denen ich mich auch sofort beschäftigte. Der älteste hieß Anton und konnte auf den Händen gehen, d. h. beinahe; der jüngste hieß Storm. Letzterer erzählte mir dies und viel mehr von seinem Bruder, den er unbedingt bewunderte. Der älteste erzählte dagegen von seinem kleineren Bruder, daß er noch nicht so weit gekommen sei, um nachts trocken im Bett zu liegen, und daß er deshalb heute vom Vater Schläge bekommen habe; Stina habe es dem Vater gesagt; — Stina hieß sie, die uns soeben verlassen hatte.

Nach dieser nicht sehr diplomatischen Einleitung zu einer Bekanntschaft, standen sie bald neben mir, jeder auf einer Seite und erzählten, was zur Zeit sie beschäftigte und zwar im hohem Grade. Sie erzählten Beide, besonders der älteste, aber mit ergänzenden Zusätzen des jüngeren, daß in einem der Arbeiterhäuser, an denen ich vorübergefahren sei, Hans wohne, der kleine Hans, d. h. dort gewohnt habe, denn der rechte, eigentliche, kleine Hans sei bei Gott. Er sei hier auf dem Hofe gewesen und habe fast jeden Tag mit ihnen gespielt, doch hätten sie oftmals auch Erlaubnis bekommen, zu ihm zu gehen, und, wie ich aus ihrem Geplauder vernehmen konnte, es war das Land der Verheißung für die Knaben hier auf Erden. Da sollte der kleine Hans eines Abends in der Dämmerstände vor ungefähr vierzehn Tagen heimgehen. Es war, bevor der Schnee gefallen, und im Parke, den er durchschreiten mußte, lag der Fischteich so blank und schwarz vor ihm. Er wollte über denselben einen Richtweg einschlagen und betrat das Eis, denn der rechte Weg führte dicht am Teich entlang; aber man hatte an demselben Tage dort ein Loch zum Fischen gehauen, und vergessen, das Loch zu bezeichnen und da glitt der kleine Hans gerade in dasselbe hinein. Man hatte auf dem Hofe den Notschrei eines Kindes gehört; die Meierin hatte es gehört, aber nur einmal, und sie hatte daher dem Schrei nicht weitere Aufmerksamkeit geschenkt, denn in dem Parke pflegen alle Knaben zu spielen. Der kleine Hans war verschwunden und Niemand konnte sagen, wo er war. Da schlug man das Eis auf dem Teiche auf und fand ihn. Aber die Knaben durften ihn nicht sehen, dagegen waren sie mit den kleinen Knaben und den kleinen Mädchen der Fabrikschule bei der Beerdigung anwesend gewesen. Aber er wurde nicht in der Kapelle begraben, wo der Großvater und die Großmutter ruhen; er wurde auf dem Kirchhofe zur Ruhe gebettet. O, das war so herrlich, als sie sangen, der Schulmeister hatte den Baß dazu gesungen und das alte braune Pferd hatte den Hans gezogen, der in dem weiß gemalten Sarge lag, den der Vater aus der Stadt

erhalten hatte, und auf demselben lagen so schöne Kränze. Die Mutter und Stina hatten sie gebunden. Alle Kinder bekamen Kuchen und Johannisbeerwein, bevor sie zum Begräbnis gingen, aber der Gesang, der bei der Beerdigung gesungen worden, war gerade derselbe, den die Knaben vorhin gesungen hatten. Stina hatte ihnen denselben eingeübt. Hans war so arm gewesen, aber jetzt habe er es gut, er sei bei Gott, es sei nur der Sarg, der in die Erde komme. Was dann in dem Sarge sei? Ja, das sei nicht der eigentliche Hans, denn Hans sei jetzt ein ganz neuer geworden; es seien Engel, vom Himmel zu ihm in den Teich gekommen mit Allem, was der neue Hans anhaben sollte, so daß er auch nicht in dem Wasser zu frieren brauche. Er sei nicht dort, alle Kinder, die sterben, kämen zu Gott und seien dort zusammen mit hunderttausend Millionen ganz kleiner Engel. Die Engel seien auch hier rings um uns, aber wir könnten sie nur nicht sehen, denn sie seien unsichtbar, und Hans sei nun unter ihnen.

Es sei viel, viel, viel schöner bei den Engeln zu sein, als hier. Ja, das sei wahr, denn Stina habe es gesagt. Stina wolle auch lieber bei den Engeln, als hier sein, es sei nur der Mutter wegen, daß Stina nicht zu ihnen ginge, denn dann werde die Mutter so allein sein. Alle Engel hätten Flügel und nun sei der Vater des Hans krank, und wolle auch zum lieben Gott, er werde auch Flügel bekommen und ein kleinerer Engel werden.

Stina trat wieder ein, als die Knaben all' diese schönen Dinge erzählt hatten. Sie bat die Kinder ihr zu folgen, und sie gehorchten.

Links in dem Zimmer, in welchem ich mich befand, stand eine Thür offen. Ich konnte durch dieselbe Buchregale wahrnehmen, daher ich vermutete, daß dort die Bibliothek sein müsse. Ich hatte große Neigung herauszubringen, welche Bücher der Vater dieser Knaben gerade las — wenn er überhaupt las. Das erste Buch, das ich auf dem Pulte neben Briefen, Rechenschaftsbüchern und Fabrikmustern aufgeschlagen fand, war eins von Bains' naturwissenschaftlichen Werken. Bains englische Genossen waren die ersten, die ich in den ersten Reihen der Bücherregale gewahrte. Ich nahm eines hinaus und wie ich sah, war wirklich in demselben gelesen worden. Das stimmte vollkommen mit dem überein, was ich von Atlung gehört hatte.

In diesem Moment ertönten die Glocken eines Schlittens im Hofe. Ich stellte das Buch an seinen Platz und verließ schnell das Bibliothekzimmer. Indessen war die Herrin des Hauses durch die Hauptthür eingetreten und stand nun vor mir.

III.

Frau Atlung war sichtbar erfreut mich zu sehen. Sie hatte einen ganz eigentümlichen Gang, ungefähr so, als ob sie niemals die Kniee ganz ausstreckte; aber wie sie nun einmal einherschritt, kam sie mir schnell entgegen, ergriff mit ihren beiden Händen eine der meinen und blickte so lange in meine Augen, bis die ihrigen von Thränen erfüllt waren. Es war natürlich die Erinnerung an die Hochzeitsreise, welcher diese galten, den schönsten Tagen ihres Lebens — aber die Thränen?

Nein, unglücklich konnte sie nicht sein, sie war auch so sehr dieselbe, wie früher, daß ich, wenn sie nicht etwas üppiger geworden wäre — wenigstens nicht sofort — die geringste Änderung entdeckt haben würde. Der Ausdruck ihres Gesichts war genau derselbe unschuldige und fragende, kein Ansatz zu einer strengeren Linie oder zu einer anderen Farbe. Selbst das Haar lag in denselben Locken um ihren nach hinten gebeugten Kopf und der halb offene Mund hatte dieselbe Weichheit, war ebenso unberührt vom Willen, die Augen hatten dieselbe milde Freude, sogar der etwas verschleierte Klang der Stimme war derselbe kindliche.

„Sie sehen gerade aus, als ob Sie nichts in der Welt mehr erlebt hätten, seit wir zuletzt uns sahen," war auch das Erste, was ich ihr sagen mußte.

Sie blickte mich lächelnd an und auch nicht der geringste Schatten widersprach mir. Wir nahmen Platz auf Stühlen, die dicht bei der Bibliothekthür standen. Wir kehrten den Rücken den Fenstern zu und saßen gegenüber einer Wand, wo zwischen den Büsten und Statuen, die von den geschützten Holzkonsolen getragen wurden, ausnahmsweise ein paar Gemälde auf den polierten Holzfeldern hingen.

Ich erzählte die Ursache meiner Reise und empfing den Dank, daß ich endlich gekommen sei. Ich grüßte von ihren Eltern, über die wir uns ein wenig unterhielten. Sie sagte, sie habe eben an ihren Vater gedacht, sie hätte ihn so gern heute bei sich gehabt, denn sie komme gerade von dem Krankenlager eines sterbenden Mannes, dem rührendsten, das sie jemals gesehen habe. Während sie sprach, nahm sie ihre Lieblingsstellung ein, d. h. sie saß ein wenig vornübergebeugt, den Kopf ganz zurückgelehnt und die Augen gegen die obere Wand oder die Decke gerichtet; den einen Finger drückte sie auf ihre offene Unterlippe, nicht fortwährend, sondern dieselbe Bewegung wiederholend; hin und wieder wiegte sie gleichsam den Oberkörper, während die Augen wie an einen Gegenstand festgebannt waren. Sie sah mich nicht an, wenn sie etwas fragte oder Antwort bekam; sondern, wenn sie etwas ganz Besonderes aus ihrer Stellung riß, die sie dann sofort wieder einnahm.

„Glauben Sie an die Unsterblichkeit?" fragte sie, als sei dies das allernatürlichste Ding der Welt, und ohne mich anzusehen.

Aber da ich erstaunte und selbst folglich sie ansehen mußte, bemerkte ich, daß eine Thräne über ihre Wangen rollte, und daß andere die offenen Augen erfüllten.

Ich fühlte sofort, daß diese Frage ein Richtweg sei, und daß sie an den Glauben ihres Mannes dachte, und deshalb wollte ich ihr entgegenkommen.

„Was meint Ihr Mann über die Unsterblichkeit?"

„Er glaubt nicht an die Unsterblichkeit der Individualität," antwortete sie. „Wir setzen uns allein in unserm Umgang, unseren Handlungen und besonders in unseren Kindern fort, aber diese Unsterblichkeit denkt er sich als ausreichend!" Sie starrte, wie früher, vor sich hin, die Thränen standen noch in ihren Augen; aber die Stimme war mild und ruhig, nicht ein Gedanke von Mißvergnügen oder Vorwurf lag in der einfachen Mitteilung, die sicherlich ganz richtig war.

Nein, sie ist keine sogenannte „Kinderfrau," dachte ich, und wenn sie denselben unschuldigen, fragenden Ausdruck wie vor neun Jahren besitzt, so ist es nicht, weil sie nichts gedacht oder nichts erprobt hat.

„Sie sprechen also doch mit Atlung über diesen Gegenstand?"

„Jetzt nicht mehr."

„In Dresden schienen Sie über diese Dinge ganz einig zu sein, sie sangen zusammen —."

„Er war damals von den Ansichten meines Vaters ergriffen und aufrichtig gestanden, ich glaube auch nicht, daß er bereits ganz klar mit sich selbst geworden ist. Es ist nach und nach über ihn gekommen."

„Ich sah auch einige Bücher, die jetzt in der hinteren Reihe Platz gefunden haben."

„Ja, Albert hat sich verändert."

Während sie diese Antwort gab, saß sie ganz ruhig, nur der eine Finger bewegte sich auf der Unterlippe.

„Aber wer sorgt denn für die Kindererziehung?" fragte ich.

Da kehrte sie sich halb um zu mir. Ich glaubte zuerst, sie wolle nicht antworten, aber schließlich that sie es doch.

„Niemand!" sagte sie.

„Niemand?"

„Albert will, daß es bis auf Weiteres so geschehen soll."

„Aber, meine beste Frau, wenn man mit den Kindern sich nicht beschäftigt und sie lesen und schreiben lehrt, so erzählt man ihnen doch dies oder jenes."

„Ja, wenn Jemand will, dann freilich — und in der Regel ist es Stina."

„Also es geschieht nur wie zufällig?" Sie hatte sich wieder von mir abgewandt und saß wie früher da.

„Ganz zufällig," antwortete sie fast gleichgültig.

Ich erzählte ihr kurz, was Stina den Knaben vom jenseitigen Leben, von den Engeln u. s. w. erzählt hatte und ich fragte sie, ob sie das billige? Sie wandte mir wieder den Kopf zu.

„Ja, weshalb nicht?" Die großen Augen sahen mich dabei so unschuldig an, aber als ich nicht gleich antwortete, stieg ihr allmählich die Röthe ins Gesicht.

„Wenn man ihnen erzählen muß," sagte sie, „dann muß es doch etwas sein, das ihre kindliche Phantasie ergreift."

„Das zerstört die Wirklichkeit, meine beste Frau, und ist gleichbedeutend, als ob man ihre geistigen Fähigkeiten zerstören wolle."

„Sie verrückt machen, meinen Sie?"

„Nun, wenn nicht gerade das, so hindert es sie, ihre Anlagen auf rechte Weise zu gebrauchen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Wenn Sie die Kinder lehren, daß das Leben hier nichts sei gegen das Leben im Jenseits; sichtbar zu sein, sei nichts gegen das Glück unsichtbar zu sein, Mensch zu sein sei weniger als Engel zu sein, zu leben weniger wert, als gestorben zu sein — dann ist dies nicht der rechte Weg, sie zu lehren, das Leben in rechter Art zu sehen, oder das Leben zu lieben, Lebensmut, Arbeitskraft und Vaterlandsliebe zu erlangen."

„Ach, so meinen Sie. Ja, aber das wird später unsere Arbeit sein."

„Späterhin, meine liebe Frau, wenn all' der Staub sich auf die Seele gelegt hat?"

Sie wandte sich von mir ab, nahm ihre alte Stellung ein, starrte die Decke an und versank in Gedanken.

„Weshalb brauchen Sie das Wort ‚Staub'? Bei ‚Staub' denke ich zunächst an das, was gewesen ist, aber jetzt aufgelöst umherschwebt und auf alle leeren Plätze sich niederläßt."

Sie saß wieder eine Weile schweigend da.

„Ich habe von Staub gelesen, der Giftstoffe von verrottenen Gegenständen mit sich führt . . . aber das meinen Sie doch wohl nicht?"

Es lag kein Spott in ihrem Tone und ebenso wenig Ärger. Daher begriff ich nicht, wohin sie eigentlich mit dieser Frage zielte.

„Es kommt darauf an, wohin der Staub fällt. Bei gesunden Menschen verursacht er nur Nebel, Trübung, so daß sie nicht klar zu sehen vermögen.

Kommt nun gar keine Bewegung in den Staub, so häuft er sich oft zolldick, bis die Maschinerie nicht mehr gehen kann."

Sie wandte sich lebhafter als sonst gegen mich, lehnte sich auf den Stuhlarm und hielt ihr Gesicht näher.

„Wie sind Sie darauf gekommen? — Haben Sie gesehen, wieviel Staub hier liegt? Hier drinnen?"

Ich gestand, daß ich allerdings diese Beobachtung gemacht hatte.

„Und dennoch thut das Stubenmädchen, wie Stina, nichts anderes, als abstäuben, und ich selbst that nichts anderes in der ersten Zeit meiner Ehe. Ich verstehe das nicht. Daheim bei meiner Mutter hörte ich stets von Staub sprechen. Sie fuhr mit einem nassen Tuche sogar um den Vater herum. Er war so ärgerlich darüber, daß sie seine Bücher und Papiere verderbe, aber sie behauptete, daß er, wie kein anderer Staub verursache. Kaum hatte er sein Studierzimmer verlassen, so fand sie sich dort mit einem Besen ein, und dann kam die Reihe an mich. Ich sei, wie mein Vater, sagte sie, schleppe Staub mit mir und könne selbst niemals gut genug abstäuben. Ich war von dem ewigen Stäuben so ermüdet, daß ich, als ich mich verheiratete, es als ein Paradies ansah, nun nicht mehr selbst abstäuben zu müssen und es anderen überlassen zu können, aber darin irrte ich mich dennoch. Jetzt habe ich es aufgegeben. Es nutzt nichts. Ich habe vermutlich kein Talent, mit dem Staube fertig zu werden."

Nach einer Pause fuhr sie fort, indem sie sich tiefer in den Stuhl senkte; „daß auch Sie von Staub sprechen mußten!"

„Ich habe Sie doch nicht verletzt?"

„Können Sie das glauben?" sagte sie, und mit der ruhigsten und unschuldigsten Stimme von der Welt fügte sie hinzu: „Der Mensch, der neun Jahre mit Albert gelebt hat, kann niemals mehr verletzt werden!"

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mich das in Verlegenheit setzte. Was, zum Kuckuck, hatte mich denn auch veranlassen können, mich in diese Sache zu mischen. Ich sprach kein Wort mehr. Auch sie saß oder richtiger lag lange schweigend da und trommelte mit den Fingern auf dem Stuhlarm. Endlich hörte ich wie von Ferne: „Aber der Staub des Schmetterlings ist doch schön," und dann lange nachher, nach vielen Gedanken, die sie jedoch nicht verriet, glitt halblaut die Frage heraus: „Die Strahlenbrechung . . . die verschiedene Strahlenbrechung," sie hielt inne, lauschte, und erhob sich, sie hatte Atlungs Schritte im Vorzimmer vernommen. Ich erhob mich ebenfalls.

IV.

Die Thür wurde weit geöffnet. Atlung kam schlendernd hinein. Der hohe schlanke Mann mit den weiten Kleidern, die vielfache Spuren aus allen Fabriken an sich trugen, die er besucht hatte, zeigte in seiner Erscheinung, in seinen Bewegungen und in seiner Haltung gleichsam die Sicherheit mehrerer gleichgestimmten Generationen.

Er plinzelte ein wenig mit den grauen Augen unter den dünnen Brauen, als er mich sah, und dann verbreitete sich über sein längliches Gesicht ein einziges Lächeln. Seine vorzüglichen Zähne leuchteten zwischen üppigen, kurzen Lippen, indem er rief:

„Sind Sie es wirklich?"

Er nahm meine beiden Hände zwischen seine harten mit Sommersprossen übergossenen Fäuste, ließ dann die eine Hand los und umschlang seine Frau mit vollem Arm:

„Ist das nicht amüsant? Amalie, wie? Er ruft die Tage in Dresden in uns zurück."

Als er uns los ließ, fragte er eifrig nach meinem Befinden und meiner Reise, denn er wußte, daß ich eine kurze Tour nach dem Auslande machen wollte. Dann begann er von allem zu erzählen, womit er sich am meisten beschäftigte, und während dieser Erzählung schlenderte er, so zu sagen, im Zimmer auf und ab, nahm bald den einen, bald den andern Gegenstand zwischen die Finger, drückte denselben, ließ ihn los und nahm dann einen andern. Er hielt ein kleines Ding nicht, wie wir, mit den äußersten Fingerspitzen, nein, mit vollem Griff, wenn es ihm in die Hände fiel, so daß die Finger es völlig bedeckten. Was er erzählte, griff er im Grunde auf dieselbe Art an, wie im Gefühl des Überflusses und verließ den Gegenstand sofort wieder, um einen andern zu ergreifen.

Seine Frau war hinausgegangen, aber trat bald wieder ein und lud uns zu Tische. Doch gerade in diesem Moment schlenkerte er hin zum Pianino, wo ein Heft neuer Noten aufgeschlagen lag, die er mit einigen Worten charakterisierte. Dann begann er zu spielen und, einen Vers nach dem andern, ein langes Lied zu singen. Seine Frau erinnerte ihn, als er fertig war, wiederholt an das Essen, dadurch vermute ich, gelangte er zu der Wahrnehmung, daß sie anwesend sei.

„Du, Amalie, laß uns das Duett probieren," und er begann mit dem Akkompagnement. Sie lächelte zu mir hinüber, stellte sich jedoch neben ihn und sang. Ihr etwas belegter, süßer Sopran verschmolz in seinem warmen Bariton, wie ich es vor neun Jahren gehört hatte. Ihre beiden Stimmen hatten jetzt den richtigen Inhalt erlangt; es liegt ein Leben in denselben,

wenn das Leben selbst Inhalt hat. Die Fertigkeit war dagegen ungefähr dieselbe. Wer einen Augenblick zuvor vielleicht nicht begreifen konnte, wie diese beiden Menschen zusammengekommen waren, brauchte sich nur neben sie zu stellen, während sie sangen. Eine lyrische Hingebung in der Stimmung war beiden gemeinsam und von verschiedenen Voraussetzungen aus waren sie vollkommen einig, geschehen zu lassen, was da wolle. Gleich zwei Kindern in einem Boot schaukelten sie jetzt wohl von dannen, mochte das Essen im andern Zimmer kalt und die Diener ungeduldig werden, der Gast aber denken, was er für gut befand, die Hausordnung und ihre eigene Bestimmung für den Tag zerstörend.

In ihrem Gesange war keine Energie, keine Schule, kein feineres Ausarbeiten der einzelnen Nummer, die sie vielleicht auch zum ersten Male sangen, aber es machte sich ein gleichmäßig frohes Zusammengleiten der Melodien bemerkbar. Die lichten Farben der Stimme glitten gleich einer Schelmerei in einander, und ein eigener Reiz war über denselben ausgebreitet.

Sie sangen Vers auf Vers und je länger, desto besser zusammen und stets heiterer. Als sie endlich schlossen und sie an meinem Arm in ihrer etwas schweren Weise zu Tisch ging, während er voran schlenkerte, um Stina den Schlüssel zum Weinkeller zu geben, da gewahrte ich in ihren Augen keine Frage mehr, nur Freude, milde, schöne Freude, und er flötete gleich einem Kanarienvogel.

Wir setzten uns zu Tisch, während er sich draußen befand. Wir warteten bis ins Unendliche auf ihn. Entweder hatte er Stina nicht getroffen, oder sie hatte ihn nicht verstanden — genug, er war selbst in den Keller gegangen und kam schließlich so beschmutzt zurück, daß wir in helles Gelächter ausbrachen. Seine Frau besann sich jedoch mitten im Lachen und verhielt sich dann schweigend, während er sich wusch und die Kleider wechselte.

Er schlürfte einen Löffel Suppe nach dem andern mit gefräßiger Eile und gewann schließlich seine gute Laune wieder, nachdem sein erster Hunger gestillt war, und er in einem Atem sprach, bis er plötzlich, als er gerade den Braten tranchierte, nach den Knaben fragte. Sie hatten bereits gegessen, und nicht so lange warten können.

„Haben Sie die Kinder gesehen?“

„Ja!“ antwortete ich und sprach von ihrem natürlichen Wesen, und wie sehr der Eine seiner Familie und der Andere der seiner Frau ähnlich sei.

„Aber,“ warf er ein, „es ist schlimm, daß beide Familien verhältnismäßig zu viel Phantasie besitzen. Es liegt etwas Weiches in ihnen und

das haben die Knaben von beiden bekommen. Vor vierzehn Tagen trug sich hier eine traurige Begebenheit zu. Ein Spielkamerad meiner Kinder ertrank im Fischpark. Was die Knaben — natürlich mit Hilfe Stinas — aus dieser Geschichte gemacht haben, ist fast unglaublich. Ich habe heute noch daran gedacht, und zwar nichts gesagt, denn es ist im Grunde auch ganz amüsant, und ich wollte es ihnen mit Stina nicht verderben, aber dumm ist es dennoch. Hör', liebe Amalie, es ist viel besser, sie in eine Schule zu schicken, als sie allen Einwirkungen Preis zu geben!"

Seine Frau antwortete nicht.

Ich wollte von diesem Gespräche ablenken und fragte, ob er Spencers Abhandlungen über die Erziehung gelesen habe.

Da kam plötzlich Leben in ihn. Er hatte sich gerade gesetzt, um zu essen, aber er vergaß es. Schließlich nahm er einige Bissen zu sich und vergaß es wieder. Ich glaube, wir saßen bei diesem Gericht wohl eine gute Stunde, während er Spencer dozierte. Daß ich, der die Frage aufgeworfen hatte, ob er das Buch gelesen habe, es aller Wahrscheinlichkeit nach selbst gelesen, bekümmerte ihn durchaus nicht. Er erzählte mir den Inhalt des Buches, oft Punkt für Punkt und überdies mit eigenen Bemerkungen. Darunter befand sich auch die, daß, wenn nach Spenzer die Lehre von der Erziehung wirklich in die Schule als wichtigstes Fach der Schule eingeführt werde — die meisten trotzdem kein Talent erlangen werden, ihre Kinder zu erziehen, denn die Erziehung sei ein Talent, das nur Wenige besitzen. Er seinerseits wollte, sobald die Kinder groß genug seien, sie zu einer Dame schicken, die nach seiner Meinung dieses Talent besitze und auch die Kenntnisse habe, die unvermeidlich dazu gehörten, sie sei eine begeisterte Anhängerin Spencers.

Er sagte dies, als ob es eine längst entschiedene und beschlossene Sache sei. Seine Frau hörte seinen Auslassungen zu, wie einer alten Bestimmung. Ich war sehr darüber verwundert, daß sie mir dies nicht gesagt hatte, als wir vor der Heimkehr ihres Mannes über die Kinder uns unterhielten.

Ich entsinne mich nicht mehr, welche Materie wir später berührten, als er plötzlich die Uhr aus der Tasche riß und ausrief:

„Ich habe Hartmann ganz vergessen! Ich sollte ihn in der Stadt treffen. Ja, ja — es ist noch nicht zu spät, entschuldigen Sie mich."

Er legte die Serviette auf den Tisch, trank noch ein Glas Wein und ging. Seine Frau erklärte mir entschuldigend, daß Hartmann sein Disponent sei, und daß leider keine telegraphische Verbindung mit der Stadt existiere, wahrscheinlich müsse irgend eine Antwort in kurzer Zeit in der Stadt sein.

Der Weg zur Stadt erforderte wenigstens eine Stunde, des Pferdes wegen mußte der Aufenthalt wenigstens dort eine Stunde dauern und dann ein und eine halbe Stunde zurück, denn man fährt einen so langen Weg mit demselben Pferde nicht ebenso schnell zurück, wie hin. Dies rechnete ich aus, während ich weiter aß und fand dabei auch heraus, daß ich ziemlich ungelegen gekommen sei, weshalb ich auch nach dem Kaffee mich verabschieden wollte.

Wir waren beide fertig und erhoben uns. Sie entschuldigte sich, daß sie in die Küche gehen müsse, und ich, der also nun allein war, wollte mich auf dem Hofe ein wenig umsehen.

Als ich auf die Treppe hinausgekommen war, schallte mir das starke Lachen der Knaben entgegen, unmittelbar gefolgt von einem Worte, von dem ich mir als unmöglich gedacht hatte, daß sie es in den Mund nehmen, geschweige denn mit aller Kraft auf dem offenen Hofe ausstoßen könnten.

Der älteste Knabe rief das Wort zuerst und dann that es der andere. Die Knaben standen auf der einen Seite des Hofes und ein Mädchen, das in dem Holzschuppen über einen Schlitten gebeugt lag, war es, dem das Wort galt. Die Knaben riefen noch ein ähnliches Wort, wenn möglich noch schlimmer, als das erste, und dann noch eins und noch eins ganz ohne Aufhören. Bei jedem Worte erklang jubelndes Lachen; es war klar, daß ihnen irgend ein Dritter soufflierte. Das Mädchen antwortete nicht, sie sah mitunter von ihrer Arbeit auf — nicht auf die Knaben, sondern auf jemand, der hinter ihr in der Wagenremise sich befand.

Da hörte ich von dort Schellengeläute. Atlung trat reisegekleidet hervor, sein Pferd führend. Der Schrecken der Knaben, als sie den Vater sahen, war groß, denn plötzlich fiel ihnen ein, was sie gerufen hatten und zwar, nur um für einen Dritten einen bösen Dienst zu verrichten.

Der Vater schrie laut: „Wartet nur, ihr Buben, bis ich heimkehre, dann sollt ihr wahrhaftig eine tüchtige Portion mit der Rute bekommen!" Er setzte sich in den Schlitten und schlug auf das Pferd. Im Vorüberfahren gewahrte er mich und nickte mir mit dem Kopfe freundlich zu.

Die Knaben standen eine Weile versteinert da, ihm nachblickend. Dann begann der Älteste zu laufen, so schnell er konnte und der Jüngste lief hinterher, indem er rief: „Warte, nimm mich mit, hörst Du, lauf nicht fort, Anton!" Er begann zu weinen. Sie verschwanden hinter dem Holzschuppen, aber ich hörte noch lange nachher das Weinen des Kleinsten.

V.

Ich wurde verstimmt und wollte nunmehr mich verabschieden. Aber als ich in die Stube trat, saß die Hausfrau in der großen, gotischen Sofabank neben der Thür zur Speisestube, und kaum hatte ich mich gezeigt, als sie sich über den Tisch lehnte, der vor ihr stand, und fragte:

„Was denken Sie von Spencers Erziehung? Meinen Sie, man könne ihr in der Praxis folgen?"

Ich wollte mich auf diese Sache nicht einlassen und antwortete deshalb nur: „Die Praxis Ihres Mannes ist jedenfalls nicht in Übereinstimmung mit der Spencers."

„Die Praxis meines Mannes? Soviel ich weiß, hat er gar keine." Sie lächelte.

„Sie meinen, er bekümmert sich nicht um die Kinder."

„O, darin gleicht er wohl nur den meisten Männern," antwortete sie; „sie amüsieren sich mitunter mit den Kindern und schlagen sie auch zuweilen, wenn etwas vorfällt, was sie geniert."

„Sie glauben, beide Ehegatten müssen gleiche Verantwortung tragen."

„Ja, das glaube ich freilich. Die Männer haben auch hier geteilt, wie es ihnen eben gefiel."

Ich wünschte mich zu verabschieden. Sie schien sehr verwundert und fragte, ob ich nicht wenigstens noch Kaffee trinken wollte: „Aber es ist wahr," fügte sie hinzu: „Sie haben ja niemand, mit dem Sie sprechen können."

Sie war nicht die erste verheiratete Frau, die versteckte Ausfälle auf ihren Mann machte.

„Frau Atlung, Sie haben durchaus nicht Ursache, so zu mir zu sprechen."

„Das habe ich auch nicht, Sie müssen mich also entschuldigen." Die Antwort klang ein wenig düster, und wenn ich mich nicht ganz irre, so war sie dem Weinen nahe.

Ich setzte mich daher an die andere Seite des Tisches und begann:

„Ich habe das Gefühl, liebe Frau Atlung, daß es Ihnen ein Bedürfnis ist, mit Jemand zu sprechen, aber ich bin gewiß nicht der rechte."

„Weshalb nicht?" fragte sie. Sie saß, beide Ellenbogen auf den Tisch stützend, und sah zu mir hinüber:

„Wenn aus keinem anderen Grunde, denn aus dem, daß ein solches Gespräch eine Fortsetzung haben muß, weil es manches zum Denken giebt, und ich soll heute wieder reisen."

„Aber können Sie denn nicht wieder kommen?"

„Wünschen Sie es?"

Sie schwieg, bis sie endlich langsam sagte: „Ich habe in der Regel nur einen großen Wunsch, und in diesen Wunsch, der mir wert ist, gehört gerade Ihre Wiederkehr!"

„Um was handelt es sich, meine beste Frau?"

„Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, wenn Sie mir nicht versprechen, wieder zu kommen."

„Nun, dann will ich es Ihnen versprechen."

Sie reichte mir die Hand über den Tisch: „Ich danke Ihnen." Ich wandte mich mit dem Stuhle zu ihr und nahm ihre Hand.

„Was haben Sie denn auf dem Herzen?"

„Nein, nicht jetzt," antwortete sie; „aber wenn Sie wiederkommen. Sie müssen mir helfen — wenn Sie glauben, daß es recht ist, es zu thun."

„Natürlich. Ich denke ja in vielen Dingen wie Atlung. Er wird Gewicht auf Ihre Auslassungen legen."

„Glauben Sie mir, auf mich hört er nicht."

„Bemühen Sie sich, gehört zu werden."

„Nein, das würde das Schlimmste sein, was ich thun könnte. Bei Atlung muß alles gelegentlich kommen."

„Aber, meine teure Frau, ich sah doch, daß Sie im Grunde in einem höchst liebenswürdigen Verhältnisse zu einander stehen."

„Mein Gott, ja, wir amüsieren uns sehr oft und sehr gut zusammen."

Ich hatte das Gefühl, als ob sie nicht wünschte, daß ich sie ansehe. Daher zog ich mich von ihr zurück und saß nun an der langen Seite des Tisches, wie früher, indes die Abenddämmerung dichter wurde.

„Sie erinnern sich wohl unserer von Dresden?"

„Ja."

„Wir waren zwei junge Menschen, die zusammen spielten. Es war so interessant, verlobt zu sein, aber sich zu verheiraten, das mußte noch viel interessanter sein, und dann in sein eigenes Heim zu kommen und das Haus zu führen, o, wie unendlich interessant und unterhaltend. Aber Kinder zu bekommen, ist nicht interessant. So sitze ich hier nunmehr mit einem Hause, das ich gar nicht zu regieren vermag, und mit zwei Kindern, die niemand von uns erziehen kann, wenigstens mein Atlung nicht."

„Aber greifen Sie denn nicht mit an?"

„Das Haus? meinen Sie?"

„Nun ja, das Haus."

„Mein Gott, was sollte das wohl nützen — ich bekam am meisten Schelte, als ich es probierte."

„Aber Sie haben ja Hilfe."

„Nun, das ist eben das Unglück."

Ich wollte just fragen, was sie mit diesen Worten meinte, als die Speisestube nebenan lautlos geöffnet wurde. Stina kam mit Lampen hinein. Sie kam zwei-, dreimal wieder, aber das große Wohnzimmer wurde bei weitem nicht erleuchtet von den Lampen, die sie hineintrug.

Es wurde inzwischen nicht gesprochen.

Als Stina das Zimmer verlassen wollte, fragte die Mutter nach den Kindern. Stina erzählte, daß man nach ihnen suche, sie seien nicht auf dem Hofe zu finden. Die Frau des Hauses legte kein weiteres Gewicht auf die Antwort und Stina entfernte sich.

„Wer ist Stina?" fragte ich, als diese die Thür hinter sich schloß.

„O, sie ist ein sehr unglückliches Wesen, die einen Trunkenbold zum Vater hatte, der sie schlug. Dann bekam sie einen Mann, einen Bankkassierer, der ebenfalls zu trinken begann und sie schlug; jetzt ist er tot."

„Ist sie schon lange in Ihrem Hause?"

„Von der Zeit an, als wir unser erstes Kind erwarteten."

„Aber das ist eine triste Gesellschaft für Sie, meine beste Frau."

„Sie ist freilich nicht sehr amüsant."

„Dann sollte sie lieber das Haus verlassen."

„Das wäre gegen alle Tradition im Hause. Eine ältere Frau soll die Kinder beaufsichtigen und dieses ältere Wesen soll in der Familie leben und sterben. Übrigens ist Stina gut und brav."

Wieder kam sie, von der wir sprachen, lautlos hinein. Dieses Mal mit dem Kaffee. Es lag im Grunde etwas Gespensterhaftes in dieser blaugrünen Porträtfigur von Carlo Dolci, die förmlich „schwebte" auf den Teppichen in dem großen Zimmer, wo sie eben nach dem Schirm für die Lampe auf dem Kaffeetische suchte, als ob wir es noch nicht dunkel genug hätten. Der Schirm war übrigens ein durchstochenes Bild von der Petrikirche in Rom.

Stina war wieder hinausgegangen und die Hausfrau schenkte den Kaffee ein.

„Und dann wollen die Männer obendrein uns die Hoffnung an die Unsterblichkeit rauben."

Was dies „obendrein" bedeuten sollte, konnte ich mir denken, wie ich wollte. Sie reichte mir eine Tasse über den Tisch und fuhr fort:

„Als ich heut Morgen zu dem sterbenden Manne auf der andern Seite des Parkes fuhr, fiel es mir ein, daß der Schnee über den dürren Bäumen doch im Grunde das allerschönste Bild von der Hoffnung der Unsterblichkeit

auf der Erde bietet. Nicht wahr? So rein von oben und so barmherzig dazu."

„Glauben Sie denn, daß er vom Himmel fällt?"

„Er fällt auf die Erde."

„Das ist wahr, aber er kommt auch von der Erde."

Sie schien das nicht hören zu wollen, sondern fuhr fort: „Sie sprachen vorhin von Staub, aber dieser weiße, reine Staub über den gefrorenen Zweigen und auf der grünen Erde, das ist gerade, wie die Poesie der Ewigkeit, — so scheint es mir." Und sie legte einen besonderen Nachdruck auf das „mir".

„Wer hat denn diese Poesie gedichtet, meine beste Frau?"

Ihre großen Augen richteten sich auf mich, aber diesmal nicht fragend, nein, fest und sicher.

„Giebt es keine Offenbarung von außen, dann giebt es eine Offenbarung von innen. Jeder Mensch, der so fühlt, besitzt sie auch."

Sie war niemals schöner gewesen. In diesem Moment hörte man jemand im Vorzimmer. Sie wendete den Kopf lauschend nach dieser Richtung. „Da ist Atlung schon zurück," sagte sie, erhob sich und schellte, um noch eine Tasse bringen zu lassen. Freilich war es Atlung. Sobald er das Reisezeug abgelegt hatte, öffnete er die Thür so weit er konnte, und trat ein. Sein Disponent Hartmann war ängstlich geworden und ihm entgegen gekommen. Atlung hatte daher seine Geschäfte mit ihm auf der Landstraße abgemacht.

Die fragenden Augen seiner Frau folgten ihm, während er sich schlendernd weiter bewegte. Entweder war es ihr nicht lieb, daß er uns unterbrochen hatte, oder sie sah, daß er in schlechter Laune war.

Als sie ihm die Tasse reichte, erzählte er ihr, was mit den Knaben geschehen war. Er erwähnte nicht der Worte, die sie mit so lautem Jubel gerufen hatten, aber er sagte genug, daß sie begreifen konnte, welcher Art dieselben waren. Und während er trank, erzählte er noch, daß er ihnen die Rute versprochen habe, „aber," sagte er, „hier thut mehr Not, als die Rute."

Ganz so, wie sie stand, als sie ihm die Tasse reichte, stand sie noch, als er getrunken hatte und sich erhob. Entsetzen lag auf ihrem Gesichte und ihrer ganzen Stellung. Ihre Augen folgten ihm durch das Zimmer. Sie wartete auf das Andere, das kräftiger war, als die Rute.

„Nun will ich es Dir sagen, Amalie," ertönte es von der andern Seite des Zimmers. „Die Knaben sollen morgen fort von hier."

Sie sank langsam hinab in das Sofa, so langsam, daß ich glaube,

sie wußte es selber nicht, daß sie sich setzte. Die Augen folgten ihm ununterbrochen. Etwas Hilfloseres, Unglücklicheres habe ich niemals gesehen. „Du liebst die Knaben so sehr, Amalie, daß Du Dich darin finden wirst. Jetzt mußt Du selbst einsehen, wohin es führt, daß ich mich das letzte mal Deinen Wünschen fügte."

Aber, wenn er so zu reden fortfährt, dann tötet er sie. Sieht er sie denn nicht an?

Ob sie meine Teilnahme bemerkte oder nicht — sie richtete plötzlich ihre Augen auf mich, streckte ihre Hände mir entgegen, während er, auf- und abschreitend, sich von uns entfernte. Eine Bitte der Verzweiflung lag in diesem Blick, in dieser kleinen Bewegung. Ich begriff sofort, daß die Rede von ihrem einzigen Wunsch sei. Hier war es, daß sie meiner Hülfe sich versichern wollte. Sie hatte den Kopf auf ihre Hände gebeugt und blieb so ruhen, ohne sich zu rühren. Ich hörte nicht, daß sie weinte, wahrscheinlich betete sie. Er schritt im Zimmer auf und ab, er blickte nach ihr hin, aber sein Gang wurde immer bestimmter. Er warf die Gegenstände, die er ergriff, viel weiter und viel heftiger wie sonst umher. Da ging die Thür zum Speisezimmer langsam auf. Es war wieder Stina, doch dieses Mal blieb sie an der Schwelle stehen, noch blasser als gewöhnlich. Atlung, der eben wieder uns zugekehrt war, blieb auch stehen.

„Was giebt es, Stina?" fragte er.

Sie antwortete nicht sofort; sie blickte auf ihre Herrin, die den Kopf erhob und sie ansah.

„Was giebt es, Stina?" rief auch sie.

„Die Knaben," sagte Stina und hielt inne.

„Die Knaben?" wiederholten Beide. Atlung blieb stehen, seine Frau erhob sich.

„Sie sind nicht im Hofe, nicht bei den Arbeiterplätzen . . . Wir haben sie überall gesucht — auch in den Fabriken."

„Wo sah man sie denn zuletzt?" fragte Atlung atemlos.

„Die Meierin sagte, daß sie die Knaben weinend nach dem Parke eilen sah, als Sie ihnen die Rute versprachen."

„Der Fischteich!" — entschlüpfte meinen Lippen, bevor ich einen Gedanken zu fassen vermochte, und die Wirkung auf mich und auf alle war, als ob etwas zwischen uns zerreißen müßte.

„Stina!" rief Atlung. Es war kein Vorwurf, nein, es war ein Schmerzensschrei, der bitterste, den ich je gehört hatte, und plötzlich stürzte er hinaus, seine Frau hinterher, indem sie seinen Namen rief.

„Holen Sie Laternen!" sagte ich zu den Leuten, die ich hinter Stina

in der Speisestube gewahrte. Ich ging hinaus und nahm meinen Hut, kehrte wieder um, traf Stina, die sich im Kreise mit gefalteten Händen bewegte.

„Aber so kommen Sie doch und zeigen Sie mir, wo es ist."

Ohne Antwort und vielleicht, ohne es zu wissen, was sie that, änderte sie ihren Gang, indem sie geradeaus ging, stets mit gefalteten Händen und laut betend: „Vater im Himmel, um Jesu Willen! Vater im Himmel, um Jesu Willen!" rief sie laut und kräftig; sie fuhr in diesem Tone fort, als wir durch den Hof an den Häusern vorbei und durch den Garten in den Park eilten.

Es war nicht gerade kalt, es schneite. Diesem langen, dunklen Gespenst vor mir in dem Schneenebel, dieser betenden Gestalt unter den hohen, schneebedeckten Bäumen folgte ich, wie im Traume. Ich sagte mir selbst, daß zwei kleine Knaben wohl zum Fischteich gehen konnten, um Gott und die Engel und die neuen Kleider zu suchen, in das Loch zu springen, wenn sich ein solches dort befand, und sie Beide zusammen . . . unmöglich, unnatürlich, dumm! Woher in aller Welt war ich dazu gekommen, das zu denken, oder anzudeuten? Aber alle Vernunftgründe nützten nichts in einer solchen Stunde, das Schlimmste, Undenkbarste ergreift uns dennoch, und dieses „Vater im Himmel, um Jesu Willen . . . Vater im Himmel, um Jesu Willen," das in höchster Angst um mich sauste, erweckte beständig neue Angst auch in mir.

Wenn sie nun gar nicht nach dem Fischteich gegangen sind, oder wenn sie dort gewesen sind und nicht in das Wasser springen konnten, so können sie ja irgendwo anders hingelaufen sein. Der Vater ihres Jugendfreundes Hans sollte ja heute Nachmittag Flügel bekommen — vielleicht sitzen sie in ihrer Herzensangst irgendwo unter einem Baum und warten selbst darauf. In diesem Falle finden sie den Tod durch die Kälte, und ich sah vor mir die zwei erfrorenen armen Knaben, die nicht nach Hause gehen durften, den Jüngeren weinend und den Älteren schließlich auch weinend. Es schien mir buchstäblich, als hörte ich sie . . . „Still . . . Was ist das?" sagte sie und drehte sich plötzlich in erneuter Hoffnung um: „Hören Sie sie?"

Wir standen Beide still, aber es war nichts zu hören, außer mein eigener Atem, der mir fast ausgegangen war. Ebensowenig war etwas zu sehen, das zwei kleinen zusammengekauerten Menschen glich.

Ich sagte ihr, was ich soeben gedacht hatte, und sie rief flüsternd, aber in verhaltenem, großem Jammer aus, indem sie mit gefalteten Händen mir nahe kam: „Beten Sie mit mir, ach, beten Sie mit mir!"



„Um was soll ich beten? Daß die Knaben sterben und nach dem Himmel kommen und Engel werden?"

Sie starrte mich entsetzt an, wandte sich von mir ab und schritt voran, aber jetzt ohne irgend einen Laut.

Wir folgten einem Weg durch den Wald, der zu dem Fischteich führte, wie mir aus der Erzählung von dem kleinen Hans erinnerlich war. Aber wir mußten mehr als die Hälfte des Parkes durchschreiten, bevor wir ihn erreichten. Hier ergoß sich ein Bach in eine Kluft und hier war ein Damm errichtet worden. Er war groß, so daß der Fischteich einen ansehnlichen Umfang hatte. Wir mußten den Damm erklettern, um das Ufer des Teiches zu gewinnen.

Stina ging stets voran, und als sie den Damm erreicht hatte und sah, daß die beiden Eltern sich auf demselben befanden, kniete sie im Gebet schluchzend nieder. Jetzt that sie mir leid.

Als auch ich auf dem Damm stand und die Eltern sah, war ich heftig bewegt. Da hörte ich Stimmen hinter mir im Walde. Es waren die Leute, welche mit Laternen kamen. Das flackernde, vom Schneefall gedämpfte Licht, das die vier Laternen über die Menschen, den Schnee und die unteren Teile der Bäume ergossen, der Schatten, den gleichzeitig die Leute im Zuge und einzelne Bäume in der Nähe warfen, prägte sich für alle Zeiten meiner Erinnerung ein, verbunden mit den Worten, die ich gleichzeitig vom Damm her vernahm: „Hier ist kein Loch im Teiche!"

Es war Atlungs Stimme, die vor Erregung zitterte. Stina war mit einem Aufschrei emporgesprungen, der in einem langen, aber stillen „Gott sei Lob und Dank!" endete.

Aber die beiden Ehegatten auf dem Damme ließen einander nicht los. Ich glitt mit einiger Mühe hinab und eilte hinüber zu ihnen. Noch immer hing sie an seinem Hals und er war über sie gebeugt. Ich blieb in einiger Entfernung ehrerbietig stehen. Sie flüsterten einander etwas zu. Die Lichter auf dem Damme waren das erste, was sie aus der Erstarrung erweckte.

„Was thun wir jetzt, wo sollen wir suchen?" fragte Atlung.

Ich trat näher. Ich sagte jetzt den Eltern, obgleich schonender, was ich früher Stina gesagt hatte, daß sie vielleicht unter einem großen Baume irgendwo sitzen und in ihrer Herzensangst auf die erbarmenden Engel warten möchten. Dann aber sei Gefahr vorhanden, daß sie bereits durchfroren seien und krank werden würden. Bevor ich ausgesprochen hatte, fragte Atlung die Leute oben auf dem Damme: „Hatten die Knaben Überzeug an, als Ihr sie zum letztenmale sahet?"

„Nein," antworteten zwei Leute. Er fragte, ob sie eine Kopfbedeckung gehabt hätten, und darüber herrschte Uneinigkeit. Ich behauptete, sie hätten Mützen aufgehabt, ein anderer sagte nein, Atlung selbst vermochte sich dessen nicht zu erinnern, endlich glaubte man, daß der Älteste eine Mütze aufgehabt habe, der Jüngste aber nicht.

„O, der kleine Storm!" klagte die Mutter. Unter den Leuten oben am Rande des Dammes befanden sich einige, die weinten und so laut schluchzten, daß wir unten es hören konnten. Ich glaube, es standen dort zwanzig Menschen im Kreise um die Laternen.

Atlung rief: „Wir müssen den ganzen Park durchsuchen und wollen bei den Arbeiterplätzen beginnen." Er eilte den Dammwall hinauf und half seiner Frau empor. Hier begegnete ihnen Stina.

„Frau, Frau!" flüsterte sie bittend, aber niemand bemerkte sie.

Ich starrte in die Kluft unter uns hinab. Schneebedeckte Bäume von oben zu sehen, das ist, als ob man in einen versteinerten Wald schaue.

„Lieber Atlung, willst Du nicht rufen?" bat seine Frau.

Er trat einige Schritte voran. Es wurde still und da rief er langsam in den Wald hinein:

„Anton und kleiner Storm! Kommt wieder heim zu Vater und Mutter! Vater ist nicht mehr böse!"

War es die Luft, die in Bewegung kam, oder fiel gerade der letzte Schnee, der einen der überladenen Zweige zum Biegen gebracht hatte, oder war Jemand einem solchen nahe gekommen — genug, Atlung erhielt als Antwort den fallenden Schnee von einem großen Zweige halb neben sich, halb vor sich. Es ertönte bei diesem Schneesturz ein dumpfer Krach mit Widerhall im Walde. Der entlastete Zweig schnellte empor und es entstand ein wahrer Schneedampf über uns, denn bei der Erschütterung ließen alle schweren Zweige ihre Schneebürde fallen. Fortwährendes Krachen ertönte und Schneegestöber umhüllte uns, und bevor wir es dachten, fiel der Schnee des nächsten Baumes von allen seinen Zweigen auf einmal herab. Der Luftdruck war so stark, daß sofort zwei, dann fünf, sechs, zehn, zwanzig Bäume mit gewaltigem Krach und Widerhall im Walde und mit einem Schneefall, der dem größten Schneetreiben glich, von ihrer schweren Last frei wurden. Es folgten andere Baumgruppen, eine nach der andern, neben uns, in weiter Ferne, dicht vor uns. Die Bewegung setzte sich erst in zwei Richtungen fort, die sich aber nach und nach vielfach teilten, der ganze Wald erbebte. Der Donner rollte fern von uns, in der Nähe, bei uns, jetzt stoßweise, dann gleichzeitig und endlos. Vor uns stand Alles in weißem Dampf. Das mächtige Rollen des Donners durch den Wald erschreckte uns anfangs.

Nach und nach, als er sich von uns entfernte und wuchs, wurde er so großartig, daß wir fast alles darüber vergaßen.

Die Bäume standen wieder schlank und befreit und grün da. Wir selbst aber sahen wie Schneemänner aus. Alle Laternen waren erloschen. Wir zündeten sie wieder an und schüttelten uns den Schnee ab. Da hörten wir klagend:

„Wenn nun die kleinen Knaben unter dem Schneetreiben liegen sollten!"

Es war die Mutter, die diese Worte sprach. Einige beeilten sich, ihr zu erwidern, daß dies ihnen unmöglich schaden könne. Sie könnten höchstens umgefallen und am Fortschreiten verhindert sein, aber schließlich mußten sie sich doch aus demselben hervorarbeiten. Einer sagte, daß sie unfehlbar schreien würden, sobald sie sich vom Schnee befreit hätten und Atlung rief: „Still!" Länger als eine Minute wagten wir kaum zu atmen; wir lauschten, aber wir hörten nichts, außer in der Ferne den Schall von einzelstehenden Baumgruppen, die jetzt ihre Bürde abschüttelten.

Aber befanden sich die Knaben an einem Rande des Waldes, dann konnten sie unmöglich von dem Platze, wo wir standen, einen Zuruf hören. Auf beiden Seiten waren ja die Ufer der Kluft höher, als der Damm, auf dem wir uns befanden.

„So laßt uns gehen und nach ihnen suchen!" sagte Atlung bewegt. Er trat indessen auf die äußerste Spitze des Dammes, wandte sich zu uns, die wir bereits hinabgestiegen waren und bat uns, stille zu stehen.

„Anton und kleiner Storm! Kommt wieder zu Vater und Mutter! Vater ist nicht mehr böse!" rief er. Es war herzzerschneidend, dies zu hören.

Keine Antwort. Wir standen lange schweigend da. Keine Antwort. Mißmutig kehrte er zurück und ging mit uns Anderen zum Wege hinab, seine Frau nahm seinen Arm.

VI.

Wir kamen endlich nach dem äußersten Rande des Waldes und verteilten uns in weitem Abstande von einander, um uns und alles zwischen uns sehen zu können. Wir gingen den Wald hinauf und nahmen dann den nächsten Strich hinab, aber ganz langsam, denn aller Schnee von den Bäumen lag jetzt über dem alten Schnee auf dem Boden. An manchen Stellen war er so hart zusammengepackt, daß er uns trug, aber an manchen Stellen versanken wir bis an die Knie. Als wir uns das nächste Mal wieder sammelten, um uns wieder zu zerstreuen, fragte ich, ob es auch wahrscheinlich sei, daß die beiden kleinen Knaben es im Walde, nachdem es dunkel geworden war, hätten aushalten können. Dieser Ansicht widersprachen

Alle. Die Knaben seien daran gewöhnt, während des ganzen Tages und auch des abends sich im Walde zu bewegen. Sie trafen hier andere Knaben, welche sich Schneemänner, Festungen und Schneestuben bauten, in denen sie oft mit Licht saßen.

Dadurch wurden unsere Gedanken auf diese Bauwerke und auf die Möglichkeit gelenkt, daß sie irgend eines derselben aufgesucht hätten.

Aber Niemand wußte, wo sie in diesem Jahre stehen mochten, da der Schnee erst kürzlich gefallen war; außerdem wurden sie bald hier, bald dort erbaut. In Folge dessen mußten wir also mit dem Absuchen fortfahren.

Auf einem dieser Märsche traf es sich, daß Stina mir zunächst ging und als wir Beide uns bei der Kluft befanden, und diese oftmals eine Biegung machte, kamen wir so nahe an einander, daß kein Raum zwischen uns blieb. Sie befand sich offenbar in einer ganz veränderten Gemütsstimmung. Ich fragte nach der Ursache.

„O," antwortete sie, „Gott hat so deutlich zu mir gesprochen. Jetzt finden wir die Knaben! Nun weiß ich auch, weshalb Alles geschehen ist. O, ich weiß es, nur zu bestimmt!" Bei diesen Worten erglänzten ihre Madonnenaugen von schwärmerischem Glück, ihr bleiches, feines Gesicht erschien in Verzückung.

„Was ist denn, Stina?"

„Sie waren gegen mich vorhin recht hart, aber ich verzeihe Ihnen. Herr, mein Gott, sündigte ich nicht selbst? Zweifelte ich nicht an Gott? Murrte ich nicht gegen Gott? O, seine Wege sind wunderbar, ich sehe es so deutlich, so deutlich."

„Aber was denn?"

„Was es ist? Frau Atlung hat von Gott während des letzten halben Jahres nur eine einzige Gunst erbeten. Ja, ihre Art und Weise ist nun einmal so; sie hat es von ihrem Vater gelernt. Nur eine einzige Gunst hat sie erbeten, und wir haben ihr geholfen, und diese Bitte war, daß die Knaben nicht von ihr getrennt werden möchten; ihr Mann hatte damit gedroht. Wäre dies Unglück heute Abend nicht gekommen, so wäre es vielleicht dennoch geschehen; aber Gott hat sie erhört, vielleicht bin auch ich ein Werkzeug in seiner Hand gewesen, ich möchte es fast glauben, und der Tod des kleinen Hans . . . ja, ganz sicherlich, auch der Tod des kleinen Hans. Wenn nun die beiden kleinen, süßen Kinder irgendwo sitzen und frieren und die Engel erwarten. O, die lieben, lieben Knaben, dann haben sie die Engelein ja bei sich. Zweifeln Sie? Nein, zweifeln Sie nicht."

„Wenn nun die Knaben krank werden? Und sie werden ganz gewiß krank!"

„Ja, dann ist es ja ihr Glück, denn wenn der Vater und die Mutter



zusammen an ihrem Krankenbett sitzen, o, dann kommt niemals mehr der Gedanke auf, die Knaben fort zu schicken, niemals, nein niemals! Dann wird Atlung sehen, daß ein solcher Gedanke sie töten würde. O, er sieht es schon, heut Abend; ja, er sieht es ganz gewiß, er hat es schon jetzt ihr feierlich versprochen. Ich sah, als sie an uns vorübergingen, daß sie mich so innig gut anblickte, und das that sie nicht vor einer Stunde. Es war, als ob sie mir etwas zu sagen hätte — und was sollte es in ihrer Angst auch sein, als das? Sie hatte Gottes Wege entdeckt, Gottes wunderbare Wege! Sie dankt und preist ihn, sie, wie ich — ja, hoch gelobt sei Gott um Jesu Willen in Ewigkeit!"

Sie sprach flüsternd, aber mit bestimmter, ja heftiger Stimme die letzten Worte oder die Lobpreisung dagegen mit gebeugtem Haupt, gefalteten Händen und leise vor sich hin.

Wir trennten uns wieder und näherten uns hin und wieder, wo die Kluft uns wieder zusammenführte und jedes Suchen von selbst aufhörte.

„Über eins fehlt mir noch eine Erklärung," flüsterte ich ihr zu. „Wenn Alles von dem jämmerlichen Tode des kleinen Hans abhängig gewesen ist, daß Atlungs Knaben bei ihrer Mutter bleiben sollen — dann muß auch der große Schneefall, den wir vorhin gehört und gesehen haben, hineingehören, aber ich vermag das ‚wie' nicht zu ergründen."

„Der Schneefall? Das war nur eine Naturbegebenheit, ein reiner Zufall."

„Giebt es denn einen solchen?"

„Ja," antwortete sie. „Der Zufall greift oft mächtig ein, das verstehe ich, aber hier vermag ich das ‚wie' nicht zu sehen. Es ist eine große Gnade, daß ich das, was ich sehe, sehen kann, weshalb soll ich mehr verlangen?"

Wir spähten umher, aber wir fühlten, daß hier in der Nähe der Kluft die Knaben nicht sein konnten. Was ich zuletzt gesprochen hatte, schien Stina sehr zu beschäftigen.

„Was meinen Sie mit dem Schneefall?" fragte sie leise, als wir das nächste Mal uns näherten.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte ich. „Frau Atlung hatte, kurz bevor wir in den Park kamen, mir gesagt, daß die Hoffnung auf die Unsterblichkeit vom Himmel auf unser Leben ebenso still, weiß und weich falle, wie der Schnee über die nackte Erde . . ."

„O, welch' schöne Worte!" rief Stina.

„Und da dachte ich, als die Erschütterung kam und der ganze Wald zitterte und der Schnee von den Bäumen mit Donner herab fiel — ja, ich bitte Sie, nicht böse zu werden — da dachte ich, daß die Hoffnung auf die

Unsterblichkeit sowohl von Frau Atlung, wie von Ihnen und uns Allen in der großen Angst um das Leben der Knaben gefallen sei. Wir rannten in Jammer und Thränen umher und viele in schlecht verborgener Wut darüber, daß die Knaben aus einem anderen Leben gerufen wurden, oder daß die Ereignisse hier sie an den Rand der Ewigkeit geführt hatten."

„O Gott, ja!"

„Aber nun hat die Menschheit die Hoffnung auf die Unsterblichkeit während vieler tausend Jahre gehabt, denn sie ist viel, viel älter als das Christentum — und dennoch sind wir damit nicht weiter gekommen."

„Sie haben Recht! Sie haben tausendmal Recht! Wer hätte das wohl gedacht!" sagte sie und schritt in stillem Nachdenken versunken weiter.

„Sie sagten vorhin, ich sei hart gegen Sie gewesen, und doch that ich nichts weiter, als Sie an die Unsterblichkeitshoffnung zu erinnern, die Sie den Knaben eingegeben hatten . . ."

„Es ist wahr, verzeihen Sie mir!"

„Denn Sie haben ja gelehrt, daß es viel, viel besser sei bei Gott, als hier, und daß es besser sei, Flügel zu bekommen und Engel zu werden; denn das sei das Höchste, was ein kleines Kind zu erreichen vermöge. Ja, daß die Engel selbst kommen und die unglücklichen Kinder zu sich nehmen würden . . ."

„O, nein, sprechen Sie nicht weiter!" jammerte sie, beide Hände an ihre Ohren legend. „O, wie war ich doch so unbedachtsam!" fügte sie hinzu.

„Glauben Sie denn nicht daran?"

„Ob ich daran glaube. Diese Gedanken sind in meinem Leben oft mein einziger Trost gewesen; aber sie verwirren mich, glaube ich, noch ganz und gar."

Und so erzählte sie mir in rührendster Weise, daß ihr Kopf durchaus nicht mehr so stark, wie früher sei, sie hätte viel geweint und gar zu viel gelitten, aber die Hoffnung auf ein besseres Leben nach diesem irdischen Dasein sei ihr oft der einzige Trost gewesen.

Atlungs melancholische Rufe stets in denselben Worten hörte man periodisch erschallen und gerade jetzt wieder. Urplötzlich mahnten sie uns wieder an die entsetzliche Wirklichkeit, daß wir die Knaben noch nicht gefunden hatten und je länger es dauerte, bevor wir sie fanden, desto sicherer war es, daß sie wenigstens einer lebensgefährlichen Krankheit verfallen würden. Es schneite fortwährend, so daß wir trotz des Mondscheins wie im Nebel gingen.

Da ertönte ein Ruf durch den Wald und den Schneenebel, aber nicht

von der Stimme Atlungs und von ganz anderer Art. Ich vermochte nicht zu unterscheiden, was gesagt wurde; doch erscholl ein neuer Ruf, wieder von einem Anderen, dann ein dritter und der letzte Ruf lautete deutlich: „Ich höre sie weinen!“ Es war eine Frau, die diese Worte rief. Ich eilte hin, die Anderen liefen vor und hinter mir, denn Alle folgten der Richtung, von wo der Ruf kam. Wir waren müde geworden vom Waten in dem schweren Schnee, aber jetzt liefen wir so leicht, als hätten wir festen Boden unter den Füßen. Das Licht der Laternen hüpfte zwischen uns und über uns, leuchtete uns und blendete uns, Niemand sprach, man hörte nur die Athemzüge. „Still!“ rief ein junges Mädchen, indem sie stehen blieb, und, wie sie, so thaten es Alle, denn wir hörten die beiden Kleinen weinend jammern, wie Kinder, wenn sie während langer, langer Stunden vergebens Thränen vergossen haben, und endlich das Mitleid sich einfindet. „O mein Gott!“ rief ein älterer Mann, denn er schien dieses Weinen zu verstehen. Wir konnten unterscheiden, daß die Knaben nicht mehr allein waren, wir gingen weiter, aber beruhigter. Wir waren am Fischteich vorüber, ein Stück Weges von der Kluft entfernt, wo die Bäume regelmäßig standen, denn die Stelle lag geschützt und verborgen.

Das Weinen wurde natürlich deutlicher, je näher wir kamen und schließlich hörten wir es mit zärtlichen Stimmen vermischt. Es waren die des Vaters und der Mutter. Sie waren demnach die Ersten gewesen. Als wir zur Stelle kamen und zwischen den Bäumen durch den Schneenebel spähen konnten, bemerkten wir zwei schwarze Klumpen vor etwas hohem Weißen; es waren der Vater und die Mutter auf den Knieen, und der eine wie der andere hatten einen Knaben ans Herz gedrückt. Hinter ihnen lag eine Schneefestung oder eine vernichtete Schneehütte, in welcher die Knaben Zuflucht gesucht hatten. Als die Laternen sich näherten, sahen wir, wie jämmerlich erfroren und verkommen die Knaben waren. Sie waren förmlich blau, die Finger dick angeschwollen; sie vermochten auch nicht auf den Beinen zu stehen und trugen keine Kopfbedeckung; wahrscheinlich lagen die Mützen, wenn sie überhaupt welche gehabt hatten, in den Schneemassen. Die armen Knaben beantworteten weder die Liebeszeichen der Eltern, noch die Fragen und sagten kein einziges Wort; sie weinten nur, weinten. Wir standen ringsum. Stina heulte. Das Weinen der Knaben und die Klagen der Eltern, die Fragen und die Liebeszeichen mit der Verzweiflung und Freude, welche sich in denselben kundgab, das Alles ergriff uns mächtig.

Atlung erhob sich und nahm das eine Kind auf den Arm, es war der Älteste. Seine Frau erhob sich auch und nahm den Jüngsten. Mehrere erboten sich, den Knaben zu tragen, allein sie antwortete nicht, sondern

schritt mit ihm vorwärts, tröstend, weinend, ohne eine Pause in den Worten der Liebkosung eintreten zu lassen, bis sie fehltrat, fiel und den Knaben unter sich begrub. Sie wollte keine Hilfe annehmen, sondern sprang mit dem Knaben in ihren Armen wieder empor, ging weiter und fiel wieder.

Da blickte sie empor zum Himmel, als wollte sie fragen, wie das komme und möglich sei. Wenn ich mich jetzt ihrer erinnere in ihrem Glauben, in ihrer Hilflosigkeit, dann sehe ich sie gerade so mit dem Knaben vor ihr, ausgestreckt im Schnee und sie neben ihm auf den Knieen mit Thränen und mit Fragen an den Himmel. Es trat Jemand hinzu, der den Knaben aufhob, und Stina half der Mutter; aber als der Knabe auf des Anderen Arm sich befand, begann er zu klagen: „Mutter, Mutter!" und streckte die beiden steif geschwollenen Hände nach ihr aus. Sie wollte sofort zu ihm und ihn wieder tragen, aber der Mann, der ihn trug, eilte davon und that, als hörte er sie nicht, obgleich sie schließlich sehr demütig bat. Sie war indessen kaum auf den fahrbaren Weg gekommen, als sie zu dem Manne eilte, ihn fest hielt und dann den kleinen Storm unter vielen zärtlichen Worten wieder in die Arme nahm. Atlung war nicht mehr zu sehen.

Ich ließ sie Alle vor mir hergehen.

Aber als ich sie in dem Schneenebel zwischen den Bäumen sah und weinen und trösten hörte . . . da fiel ich unwillkürlich zurück in die alten Gedanken.

Die beiden armen Knaben hatten die Erwachsenen beim Wort genommen — zu deren eigenem und großem Entsetzen. Wenn wir ein Recht hätten, so zu glauben — denn die Knaben selbst hatten ja noch nichts erzählt und kamen auch nicht dazu, etwas früher zu erzählen, als nach ihrer Krankheit, die sie nunmehr durchzumachen hatten — aber wenn wir ein Recht hätten, so zu glauben, dann hatten die Kleinen eine Wirklichkeit gesucht, die höher, als die unsrige ist.

Sie hatten an Wesen geglaubt, liebevoller als die unsrigen und die ein wärmeres Leben haben, als uns beschieden. In diesem Glauben hatten sie der Kälte getrotzt, obschon in Thränen, Jammer und Furcht, doch standhaft das Wunder erwartend. Als der Donner erscholl, hatten sie vielleicht in der Verwandlung gezittert — und sie wurden nur vom Schnee begraben.

Wie viele Vorgänger hatten sie?

VII.

Ich verließ sofort Skogstad, ohne mich von den Eltern zu verabschieden, die sich bei den Kindern befanden. Ich bekam ein Pferd bis zur ersten Station auf den Weg nach der Stadt und befand mich bald in lang-

samer Fahrt auf der Chaussee. Der Schnee, der gefallen war, machte den Weg schwerer, als bei der Ankunft. Es schneite noch etwas, aber die Wolken lichteten sich mehr und mehr, so daß der Mondschein nach und nach stärker wurde. Er fiel auf den schneebedeckten Wald, der hier noch unberührt stand mit phantastischer Macht, denn die Details verloren sich und die Kontraste traten schwerer, schärfer hervor.

Ich war müde und die Stimmung entsprach dem vollkommen. In dem noch gedämpften Mondschein sah der Wald aus wie ein gebeugtes, überwundenes Volk; er trug mehr, als er zu tragen vermochte. Dennoch stand er geduldig da, Baum an Baum, ohne ein Ende abzusehen. Es war das Volk von entschwundenen Zeiten bis zu dem jetzigen, dem bestäubten Volk. Jener „vom Himmel gefallene, barmherzige Schnee . . .“

Und wie es allen Bildern ergeht aus dem Altertum, welche die Mythologie uns dunkel verstehen läßt und wie sie sich in der Vorstellung der Menschen befestigten, sich verbreiteten und selbständig wurden, so erging es auch meinem Bilde. Ich sah die entschwundenen Geschlechter inmitten eines Staubnebels, in dem sie einander nicht erkannten, daher gegen einander kämpfend, millionenweise tötend; aber stets standen die Staubwolken über ihnen. Auch ich sah dieselben über ihnen alle, welche Wunden hatten, oder welche sterben sollten. Ich erblickte unter ihnen liebevolle, zarte Seelen, welche dabei das Höchste und Schönste vollbrachten, wie jene priesterlichen Ärzte Egyptens, welche Kranken und Sterbenden Zauberformeln gaben als das stärkste gegen den Tod, und auf die Wunden Arzneimittel legten, von denen die meisten aus mystischen Symbolen bestanden.

Aber ich sah alle Verhältnisse des Lebens, selbst die frischesten, überdeckt mit einem Staublager. Sie davon befreien zu wollen, würde der schlimmste und der einzige Aufruhr der Welt sein, der alle Verhältnisse zertrümmern würde.

Da ich müder wurde und das Bild meinen Gedanken entwich, dagegen das vorhin erlebte wieder emportauchte, da hörte ich es deutlich im Schneestaube, der nicht mehr fiel, weinen. Es waren die Knaben, die ich hörte. Sie weinten so bitterlich, sie jammerten so kläglich, während wir sie liebevoll aus Staub zu mehr Staub trugen.

Ich gelangte aus dem Walde und fuhr längs desselben zur Station hinauf.

Als ich mich dort oben erhob und einen Blick über die Bäume warf, waren sie vom Mondschein klar überstrahlt. Der Wald war großartig in seiner Schneepracht.

Das Majestätische dieses Anblicks überwältigte mich — und das Bild nahm eine andere Gestalt an.

Ein Traum aller Völker, entstanden unendlich lange, bevor aller Geschichte, in beständig neuer Gestalt, von denen jede den Untergang einer früheren bezeichnete, und stets so, daß die jüngere leichter über die Wirklichkeit, als die nächstvergangene Gestalt lag, weniger von ihr verborgen, freieren Atem gewährend — bis die letzten Reste einst in Luft verdampft werden . . . Wann wird das geschehen?

Das Unendliche kehrt stets wieder und das Unverständliche mit ihm; aber es erstickt nicht mehr das Leben, es erfüllt es mit Ergebenheit, aber nicht mit Staub.

Ich saß wieder im Schlitten und das einförmige Geläute der Schellen übermannte mich. Ich schlief ein. Da begann wieder das Weinen der Knaben sich zu mischen mit den Schellen des Schlittens, und in meiner Ermattung mußte ich unwillkürlich daran denken, was weiter mit den beiden Knaben geschehen würde, und wie es in der ersten Zeit auf Skogstad im Krankenzimmer aussehen werde und wie in ihrer Umgebung, die ich erst eben verlassen hatte. Wie war doch das, was ich damals dachte, so ganz verschieden von dem, was später geschah!

Ich erinnerte mich unwillkürlich daran, als ich zwei Monate später denselben Weg mit Atlung fuhr und er mir erzählte, was sich ereignet hatte. Inzwischen war ich im Auslande gewesen und er traf mich in der Stadt.

Was ich jetzt wiedererzähle, geschieht nicht mit seinen Worten, denn das würde ich nicht imstande sein; aber was er erzählte, ist ungefähr folgendes:

Die Knaben bekamen das Fieber und dies ging in Lungenentzündung über. Vom ersten Augenblicke an sah man, daß die Krankheit eine schwere Wendung nehmen würde; aber Frau Atlung war überzeugt, daß Alles geschehen sei, damit sie ihre Knaben behalten sollte und schließlich glaubten die Andern es auch.

Wie schwer auch die Krankheit werden könne, — sie werde doch nur der Eingang zu Glück und Frieden sein. Schon im Walde hatte sie ihrem Manne das feierliche Versprechen abgenötigt, daß er die Knaben nicht fortschicken, sondern einen Hauslehrer annehmen wolle, der sie in steter Aufsicht haben werde. Und am Krankenbette wiederholte er dieses Versprechen, so oft sie es wollte, wenn sie sich während langer Nächte und stiller Tage dort begegneten. Sie war niemals schöner gewesen, und er hatte sie nie inniger geliebt; eigentlich befand sie sich in einem fortwährenden Entzücken. Sie erzählte Atlung in einem vertrauensvollen Augenblicke, daß sie vor

ungefähr einem halben Jahre, als er zum erstenmale geäußert hatte, die Knaben fortschicken zu wollen, den lieben Gott gebeten hatte, dies zu verhindern, so unendlich gebeten und während all dieser Zeit kein anderes Gebet gewußt habe.

Sie vertraute darauf, daß das, was man in Jesu Namen erbitte, gewährt werden würde. Sie hatte es früher bei verschiedenen Gelegenheiten gethan, welche ihr, wie sie meinte, in ihrem Leben, weil es unter der Führung des Glaubens stand, als natürliche Folge zugeschickt worden waren, und es war stets gelungen. Sie hatte damals ihren Vater zu Hilfe gerufen und schließlich Stina. Diese beiden hatten ihr auch versprochen, Gott nur um dies zu bitten. Es fiel ihr keinen Augenblick ein, daß es eine andere Art und Weise gebe, dieses Ziel zu erreichen, z. B. so weit sie Kräfte besaß und so weit ihr Glaube es gestattete, Atlungs Gedanken über die Erziehung zu studieren und mit ihm einen Versuch zu machen, ob es ihnen gelingen würde, diese Aufgabe zu lösen. Sie ging von der Voraussetzung aus, daß sie derselben nicht gewachsen sei, aber Gott konnte es, wenn er es wollte, es war ja seine eigene Sache und zwar mit höherem Grade, als jede andere, die er ihr früher gewährt hatte, und daher war sie sicher, daß er sie dieses Mal erhören werde. Jedes Ereignis, das sich auf dem Hofe zutrug, jeder Mensch, der nach dem Hofe kam, so dachte sie, sei gesendet, um auf die eine oder die andere Weise ein Glied in der Reihe der Handlungen zu werden, welche Atlung auf andere Gedanken bringen sollten. Als sie Atlung dies in ihrer Unschuld und in ihrem Glauben erzählte, fühlte er sofort, daß es in keinem Falle irgend eine menschliche Macht gebe, die ihr zu widerstehen vermöchte. Er wurde so sehr mit fortgerissen, daß er nicht allein überzeugt war, die Knaben würden genesen, sondern nicht einmal bemerkte, wie krank seine arme Frau selbst geworden.

Der lange Aufenthalt in dem Parke ohne Ueberkleider und mit nassen Füßen, der überangestrengte Seelenzustand und das Nachtwachen, die derart rücksichtslose Verfolgung eines einzigen Dinges, daß sie sogar zu essen vergaß, ja, der Speise nicht einmal bedurfte . . . Das Alles machte sie schließlich vollständig kraftlos. Aber die ersten Zeichen der Krankheit trafen mit ihrem ruhelosen, entzückten Zustande zusammen; weder sie noch andere bemerkten dieselben. Als sie endlich das Bett suchen mußte, herrschte eine solche Freude in ihrer Seele, daß die Andern jede Angst verloren. Ihre Fieberphantasien flossen mit ihrem Leben, ihren Wünschen, ihrem Glauben zusammen, so daß es oft unmöglich war, sie zu trennen. Alle begriffen, daß sie krank und oft im Fieber schwärme, aber Niemand ahnte, daß hier Gefahr vorhanden sei. Der Arzt war einer jener Menschen, die sich nicht

aussprechen; aber sie dachten Alle, daß, wenn hier Gefahr vorhanden wäre, er doch gesprochen haben würde.

Stina, welche die Aufsicht im Hause übernommen hatte, lebte innerhalb ihrer eigenen Vorstellungen und Hoffnungen und wußte Alles auf's Beste zu erklären, wenn Atlung unruhig wurde.

Er kam eines Nachmittags aus den Fabriken heim, und, nachdem er sich erwärmt hatte, betrat er den Saal, wo alle Kranken lagen, denn die Mutter wollte dort sein, wo die Knaben waren; ihr Bett stand so, daß sie beide Knaben sehen konnte. Er trat leise ein; es war in dem Saale luftig und gut und tiefer Frieden herrschte hier. Niemand als die Kranken, so weit er es übersehen konnte, befand sich im Zimmer. Später aber entdeckte er, daß die Wärterin in einem großen Stuhle eingeschlafen war, den sie in eine Ecke bei dem Ofen gesetzt hatte. Er weckte sie nicht. Er beugte sich ein wenig über die Knaben, die entweder schliefen, oder vor Mattigkeit die Augen geschlossen hatten. Von dort trat er leise zu dem Krankenbette seiner teuren Gattin, sich darüber freuend, daß auch sie Ruhe hatte, vielleicht schlief sie, denn er hörte nicht ihr holdes Wort, das ihn sonst stets begrüßte. Es war vor dem Bett gegen das Fenster eine spanische Wand gestellt, so daß er nicht klar sehen konnte, bevor er näher kam. Sie lag da mit offenen Augen, aber Thräne auf Thräne rollte aus denselben über die Wangen.

„Was ist geschehen?“ flüsterte er erschreckt. An ihrer veränderten Stimmung sah er plötzlich, wie angegriffen, wie entsetzlich angegriffen sie war. Weshalb in aller Welt hatte er es nicht früher gesehen, oder hatte er es gesehen, oder war er in solchem Grade von ihrer Sicherheit beherrscht gewesen, daß er es für nichts erachtete. Es war ein Augenblick, als ob er umsinken müßte und nur die Furcht, daß er quer über ihr Bett fallen würde, gab ihm die Kraft, sich aufrecht zu erhalten.

Sobald er es vermochte, flüsterte er aufs Neue:

„Was ist Dir, Amalie?“

„Ich seh' ja in Deinen Zügen, daß Du es selbst weißt,“ antwortete sie flüsternd und leise. Ihre Lippen bewegten sich, ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen und entleerten sich, aber sonst lag sie ganz still. Ihre Hände — o, wie waren sie so mager, der Trauring lag lose um den Finger, und dies hatte er doch früher gesehen, aber nicht darüber nachgedacht, was das zu bedeuten habe — ihre Hände lagen ausgestreckt zu beiden Seiten des Körpers, der ihm unter der Decke so unscheinbar erschien; die Spitzen um die Hand waren geordnet, als ob sie sich nicht gerührt habe,



seit sie angekleidet worden war und das mußte vor mehreren Stunden geschehen sein.

„Aber Amalie!“ rief er, indem er vor ihr Bett kniete.

„So meinte ich das nicht,“ antwortete sie mit so leisem Flüstern, daß er unter anderen Umständen es nicht gehört haben würde.

„Was meinst Du mit dem so, Amalie .... Versuch' es doch, mir zu antworten — Amalie!“

Er sah, daß sie ihm antworten wollte, aber nicht konnte, oder sich bedachte. Wieder füllten sich ihre Augen und entleerten sich; der Mund bewegte sich, aber ebenso lautlos, wie dies geschah, ebenso still lag sie. Endlich richtete sie die großen Augen auf ihn, er beugte sich näher zu ihr, um zu hören.

„Ich wollte sie nicht von — Dir nehmen,“ hörte er im Flüsterton wie vorhin. Das Wort „Dir“ kam ganz allein und noch in dem flüsternden Tone, aber mit einem Accent, wie Zärtlichkeit und Klage nie auf Erden in gleicher Macht sich offenbaren können.

Er wagte nicht, wieder zu fragen obgleich er ihre Worte nicht verstand. Er begriff nur, daß etwas geschehen sei während dieses Vormittags, was die Entscheidung zwischen Leben und Tod gebracht hatte. Sie war gelähmt, ihre Unbeweglichkeit war erschreckend. Etwas ungeheuer Großes hatte sie zur lautlosen Stille niedergedrückt, sie geknickt; aber er begriff auch, daß hinter dieser lautlosen Unbeweglichkeit eine so große Bewegung herrschte, daß ihre Vernichtung nahe sei; er begriff, daß hier Gefahr vorhanden, daß seine Nähe diese Gefahr vermehre, daß Hilfe nötig sei, d. h. er begriff, daß, wenn er sich nicht selbst entferne, sein Gesicht, wie sie es jetzt vor sich sah, hinreichen müsse, um sie zu töten. Er wußte nicht, wie ihm geschah und kann sich jetzt nur erinnern, daß ihm schwarzgrau vor Augen wurde, sonst schwebt ihm nur noch ein Bild vor Augen, das sie selbst an die Wand gehängt hatte, den heiligen Christoph, der das Jesuskind über einen Bach trägt.

Er fand sich selbst auf einem Sofa in dem großen Zimmer mit einem feuchten Taschentuch auf der Stirn liegen und sah einige Menschen um sich, unter denen sich Stina befand. Er kämpfte lange mit einem bösen Traume, und indem er Stina gewahrte, kehrte sein Entsetzen zurück. „Stina, wie geht es Amalien?“ Die Antwort lautete, daß sie in wildem Fieber liege.

„Aber was ist heute Vormittag geschehen, während ich abwesend war?“

Stina wußte nichts, sie verstand nicht einmal seine Frage. Sie war es ja nicht gewesen, welche die Hausfrau des Vormittags gepflegt hatte; sie hatte die Nachtwache gehabt und da lag ihre Frau in glückseligen Fieberphantasien, wie jetzt wieder.

„War denn der Doktor des Vormittags bei ihr gewesen?

„Nein. Er wurde erwartet; er hatte gestern gesagt, daß er erst später kommen könne." Dies ließ auf die Sicherheit des Arztes schließen.

Hatte seine Frau mit Jemand gesprochen, so mußte es also mit der Wärterin gewesen sein. „Holen Sie sie."

Stina ging. Er schickte auch die Anderen fort, welche um ihn standen, denn er bedurfte der Sammlung. Er saß mit dem Kopfe zwischen den Händen, und bevor er es wußte, brach er in Thränen aus. Er hörte sein eigenes Schluchzen in der großen Stube, und er schauerte zusammen. Er fühlte es — o, er fühlte es, daß er hier künftig allein sitzen und es wochenlang hören werde. Und in der grenzenlosen Sehnsucht stand ihr Bild vor ihm: sie kam, wie aus dem Bette, in ihrem weißen Kleide und sagte ihm Wort für Wort, was sie gemeint hatte. Ihr Gebet zu Gott war stets gewesen, die Knaben zu behalten, aber jetzt war sie auf entsetzliche Weise erhört worden, denn nun sollte sie dieselben mit sich nehmen in den Tod. Das war es, was sie gelähmt hatte, und dann wiederholte die Teure: „Ich meinte es nicht so, ich wollte sie nicht von — Dir nehmen."

Aber wie war ihr dies urplötzlich in den Sinn gekommen, weshalb war ihre unerschütterliche Sicherheit so entsetzlich umgeschlagen?

Die Wärterin wußte nichts. Gegen Morgen war die Kranke in Schlaf gefallen und nach und nach war sie ruhig geworden. Als sie später am Tage erwachte, lag sie ein wenig, bevor sie bedient wurde. Sie war außerordentlich schwach. Die Haushälterin half der Wärterin. Niemand sprach zu ihr über ihren Zustand auch nur ein einziges Wort; sie selbst sagte nichts, als nur einmal. Es war gleich, nachdem sie ein wenig Suppe genossen hatte, da sagte sie: „O nein, es ist einerlei!" Sie legte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Sie rieten ihr, etwas zu essen, aber sie antwortete nicht; sie blieben einige Zeit wartend stehen und ließen sie dann in Ruhe.

Gegen Abend wurde das Fieber stärker. Auf des Doktors Rat wurde sie in das nächste Zimmer getragen. Dies faßte sie auf, als werde sie nach einem Paradiese getragen und sang sogar einen Psalm mit leiser, heiserer Stimme. Sie sprach auch jetzt ohne Unterbrechung, aber mit Ausnahme jenes Psalmes über das Paradies war in ihrer Rede kein Wort, das darauf hindeutete, daß sie sich erinnerte, was ihr in dem Augenblicke, wo sie bei Bewußtsein war, gedacht hatte. Alles war jetzt wieder Glück und Heiterkeit. Gegen Morgen schlief sie. Bald darauf erwachte sie und sofort kamen jene unaussprechlichen Schmerzen, aber auch sofort der Todeskampf. Während desselben gewahrte sie, daß die Betten der Knaben nicht in ihrer Nähe

waren. Sie blickte Atlung an und öffnete die Hand, als wollte sie die seine nehmen. Er verstand ihre Bewegung. Sie glaubte, die Knaben seien ihr vorangegangen und sie wollte ihn trösten. Mit der kleinen, kalten Hand in der seinen und derem leisen Druck während des Kampfes mit den letzten Boten des entschwindenden Lebens, saß er da, bis Alles zu Ende war.

Aber da überließ er sich auch gänzlich seiner grenzenlosen Sorge. Die Verantwortlichkeit, die er fühlte, daß er nicht versucht hatte, sie in seine eigenen starken Gedanken einzuführen, sie einem verweichlichenden, Phantasieleben überlassen zu haben, statt häusliche Beschwerden und Kindererziehung zu tragen und im Geist und Willen eins zu sein; halb aus Rücksicht, halb aus Bequemlichkeit sie zurückgesetzt zu haben, wo er sie fand; sich mit ihr amüsiert zu haben, wenn es ihm einfiel, aber nicht versucht zu haben, mit ihr zusammen zu arbeiten — das war es, was ihn peinigte, ohne Trost, ohne Antwort, ohne Vergebung.

Erst in der darauffolgenden Nacht, als er sich unter dem sternklaren Himmel im Freien erging, kamen ihm die ersten beruhigenden Gedanken. Würde sie jemals ihre kindlichen Vorstellungen aufgegeben haben, um den seinigen zu folgen? War dies nicht eine Vererbung in ihrer Natur, daß ein Versuch, dieselbe zu erschüttern, sie nur unglücklich gemacht haben würde? Das hatte er niemals geglaubt, und schließlich war es auch nur dies gewesen, was ihn bestimmt hatte, sein eigenes, inneres Leben zu führen, während sie dem ihrigen folgte. Das schöne, liebenswürdige Bild im Gefolge der beiden Knaben umschwebte ihn. War es seine eigene Müdigkeit, oder waren es die Vorwürfe, die sich erschöpft hatten und die Dinge ihre natürliche Sprache sprechen ließen — seine Schuld gegen seine Frau und seine Kinder wälzte sich zum Teil von diesen auf andere Dinge, deren es viele und schmerzliche gab, aber nicht so schmerzlich wie die ersteren.

Welche diese waren, erzählte er nicht, aber er sah zehn Jahre älter aus.

Der Doktor besuchte ihn am nächsten Tage, weil er sich gedrungen fühlte, ihm zu sagen, daß wenn er nichts über den gefährlichen Zustand seiner Frau geäußert habe, so sei es deshalb geschehen, weil er nichts Anderes habe glauben können, als daß sie wieder genesen würde. Ihr eigenes, glückliches Gemüt würde helfen, so habe er gedacht, aber an jenem Vormittage müßte durchaus etwas geschehen sein.

Atlung antwortete nichts. Der Doktor fügte dann hinzu, daß die Knaben aus aller Gefahr seien, der älteste war es immer gewesen.

Atlung hatte noch keinen Augenblick die Mutter von den Knaben getrennt; während ihrer Krankheit fühlte er mit ihr, daß sie leben würden,

während des letzten Tages, daß sie ihr im Tode folgen müßten. Die Mutter ohne sie vermochte er sich nicht zu denken.

Und jetzt, da Mutter und Kinder getrennt sein sollten, war das erste Gefühl — die Freude, nein, Entsetzen darüber, daß auch hierin die Teure sich getäuscht hatte! Es war, als ob sie lebte und es sehen könnte, daß Alles Irrtum sei, und daß dieser letzte Irrtum ohne Not getötet hatte.

Die beiden schwarzgekleideten Knaben waren die Ersten, welche wir auf dem Hofe trafen. Sie sahen bleich und scheu aus. Sie kamen uns nicht entgegen und die Liebeszeichen des Vaters beantworteten sie nicht.

Im Korridor begegnete uns Stina. Auch sie sah angegriffen aus. Ich drückte ihr meine aufrichtige Teilnahme aus. Sie antwortete mild, daß Gottes Wege unerforschlich seien. Er allein wüßte, was zu unserm Besten sei.

Atlung führte mich zur Familiengrabstätte, einer kleinen, steineren Kapelle im Haine in der Nähe des Flusses. Unterwegs erzählte er, daß jedes Mal, wenn er vertraulich mit den Knaben sprechen wollte, um ihnen die Mutter zu ersetzen, die Erinnerung so auf ihn einströme, daß er es nicht im Stande sei. Das müsse nach und nach, allmählich kommen.

Die Grabkammer war eine freundliche kleine Kapelle, wo die Särge auf dem Boden standen. Nur die Thür war keine gewöhnliche, sondern ein eisernes Gitter, das jetzt offen stand, denn es wurde in der Kapelle gearbeitet. Wir nahmen die Kopfbedeckung ab und traten hin zu ihrem Sarge. Wir wechselten kein Wort. Erst als wir den Sarg verließen und die anderen Särge und deren Inschriften ansahen, teilte er mir mit, daß der Sarg seiner Frau in einen steinernen Sarg gesetzt werden sollte. Ich bemerkte daß wir auf diese Weise mehr an unseren Vorfahren bewahren würden, als es gesund sei zu bewahren.

„Aber es liegt Pietät darin,“ antwortete er, indem wir die Kapelle verließen.

Es waren mehrere Grad Wärme in der Luft. Über dem bläulichen Schnee stand der Wald grün oder dunkelgrau, der Fjord war drohend frisch. Es war wie Lenz in der Luft, obgleich wir uns noch mitten im Winter befanden.



Auf verbotenen Wegen.

Eine Episode.

Von Johannes Öhquist.

(Helsingfors.)

Der Kollegienrat und Ritter Karl Gustav Moberg war ein solider, praktischer Mann, der das Leben zu fassen wußte, wie es sich bot, und es schmälerte nicht seine Vorzüge, daß er nebenbei als rücksichtsvoller und nachgiebiger Ehegatte galt. Im Gegenteil. Er stand in gutem Geruch bei den Frauen trotz seiner vierzig Jahre und sieben Kinder. Er gestand sich selbst seine unüberwindliche Schwachheit allem Weiblichen gegenüber ein, aber da er sie doch nicht loszuwerden vermochte, fand er sie ganz in der Ordnung. Und den Frauen bot es einen besonderen Reiz, den kleinen, korpulenten und schalkhaften Mann sich in ritterlichen Diensten mühen zu sehen; so hatte sich ein geheimes, verständnisinniges, wechselseitiges Band entwickelt, das beiderseitig mit Schmunzeln und Behagen aufrechterhalten ward.

Ganz im Allgemeinen natürlich; denn speziellere Interessen wußte die Frau Kollegienrätin Regina Moberg jedesmal mit kluger und sanfter Sammethand in das ganz allgemeine Fahrwasser kühler und objektiver Betrachtungsweise zu lenken, indem sie das zu Zeiten jugendlicher schäumende Blut ihres Gemahls rechtzeitig an ihrem eigenen überquellenden Busen sänftigte. Dann betrachtete der Kollegienrat das menschliche Leben von einem viel vernünftigeren, gleichsam unbeteiligteren Standpunkte; das Theater verlor für ihn seinen geheimnisvollen Reiz, er fand den häuslichen Mittagstisch vortrefflich und befand sich in vollendeter Harmonie mit seiner Regina. Einmal hatte er sie sogar in das Asyl für obdachlose alte Frauen begleitet; Frau Regina war sehr zufrieden.

Auch heute war Reginas wohlthuender Geist dem Kollegienrat treu zur Seite geblieben. Schon um sieben Uhr hatte er das launige Abschiedsessen abgebrochen, das einem abgehenden Kollegen das Scheiden süßer — oder schwerer machen sollte.

Es hatte ihm einen Kampf gekostet, einen ganz still für sich ausgefochtenen, lange schwankenden Kampf, aber das Bewußtsein des Sieges war dann um so erhebender über ihn gekommen.

Ja, der Entschluß war schwer . . . die „Sexa“ mit den drei unverkürzten, unkontrollierbaren Appetitsschnäpsen, den Kaviarbrödchen, dem Hummersalat und dem geräucherten Lachs war delikat gewesen. Das Menü

etwas schwer, aber gut. Die Weine vorzüglich, besonders der Champagner, und die Stimmung ganz wie sie der Kollegienrat mochte: nicht überlaut, lärmend, roh, — oder in ledern-würdevollem Kanzleistil, sondern ungezwungen und höchst-persönlich anekdotenhaft, überall mit geschmeidiger Sicherheit bis an die Grenze des Unsagbaren gleitend, mehr erraten lassend, als plump entschleiernd — immer auf Glatteis, aber ohne zu stolpern. Es war außerordentlich anregend und verjüngend. Blutreinigend meinte der Kollegienrat.

Aber trotzalledem konnte er selbst nicht die richtige, heiter sorglose Stimmung finden; das Bewußtsein irgend eines bevorstehenden inneren Kampfes lastete beängstigend auf seiner Seele. Schon die Cigarre schmeckte ihm nicht mehr recht; und als man sich an den Kartentisch setzte und der dampfende Kaffee und die klirrenden Kristallfläschchen und Gläschen aufgetragen wurden, fühlte er die ersten Schweißtropfen auf seiner Stirne.

Aha, nun kommt's, dachte der Kollegienrat und machte mit der Kreide einen so heftigen dicken Strich über den halben Tisch hin, daß die mürbe weiße Stange knickend zerbröckelte. Es war nur ein leichtes Vorpostengefecht, ein Scharmützeln, das er mit einem kräftigen Schluck öligen Maraschino zum Schweigen brachte.

Aber das Spiel klappte nicht. Er war zerstreut; bald sagte er zu hoch an, bald verschwieg er ganze goldene Berge, die er in der Hand hielt. Sein Partner brummte und zankte. Und nun brach's los: ganze Batterien guter Vorsätze und knatternde Gewehrsalven verführerischer, juchzender Lebenslust; aus jedem bunten Kartenblatt, aus allen blitzenden Rautenflächen der Kristallschalen, aus den geröteten schlaffen Zügen seines Partners blickte ihn das strenge, mahnende Gesicht Reginas an; und dabei diese cigarrenduftende, berauschende Atmosphäre, dieses kurze, geschäftsmäßige, halbgedämpfte Hin- und Herüberansagen der Kartenspieler, das eine so eigentümliche, erregende Anziehungskraft besaß . . . im Nebenzimmer paukte einer der Herren allerlei hüpfende Operettenmelodien auf dem Klavier . . . ihm wurde beinahe weinerlich zumute. Er ließ sich schelten, hänseln, seine Zurechnungsfähigkeit in Zweifel ziehen . . .

Endlich war der Robber zu Ende. Er schlürfte seinen Mokka zur Neige, begoß ihn mit ein paar duftenden Maraschinos und drückte sich still ins Nebenzimmer. Da alle Augenblicke einer der Herren — nicht eignem Willen, höherem Drange folgend — unsichtbar wurde, fiel sein Verschwinden nicht auf, und in einem unbewachten Augenblick hatte er sich mit einem raschen Griff nach Mantel und Hut auf leicht französisch empfohlen.

Er atmete erleichtert auf, als er sich auf der Straße sah; die Herren drinnen hätten ihn nicht so leichten Kaufes entlassen. Er trocknete sich den



Schweiß von der Stirne, spuckte heftig aus und warf einen bitterbösen Blick auf die dichtverhängten Fenster des Hotels. Eine tiefe sittliche Entrüstung stieg in dem Kollegienrat auf. Er haßte dieses ewige Appellieren an Gott weiß welche sonderbaren oppositionellen Selbständigkeitsgefühle eines freien Mannes, das obendrein gewöhnlich einen impertinent ironischen Beigeschmack trug. Er haßte dieses verführerische Rauschen der seidenen Kartenblätter, er haßte diesen prickelnden, süßen Liqueurduft, er haßte diese kostspieligen Abschiedsessen, die um drei Uhr begannen und nie ein Ende zu nehmen schienen, er haßte von ganzem Herzen dieses lose, selbstbewußte, olympische Junggesellentreiben mit seiner Arroganz und brutalen Selbstsucht. Er verachtete sie! Er war froh, sie los zu sein. Für Orgien war er nicht zu haben. Dazu war er zu gut. Dazu war er Familienvater mit Frau und sieben Kindern.

Wie er an seine Familie dachte, schien es dem Kollegienrat, als sei er einer drohenden, unheilvollen Gefahr entronnen; entronnen, dank seinem unerschütterlichen und männlichen Charakter. Und plötzlich war seine tiefe Niedergeschlagenheit verflogen, er fühlte sich sogar erhoben und milde gestimmt. Er konnte ja im Grunde die dort drinnen von Herzen bemitleiden. Was wußten sie von der reizvollen Behaglichkeit einer stillen, geregelten Häuslichkeit? Welchen traurigen Ersatz bot ihnen dieses wüste, nächtliche Schwärmen, mit seinen gesundheitsschädlichen Aufregungen, während er in reifer Planmäßigkeit und Selbstbeherrschung sein Tagewerk vollbrachte, gleichsam akkompagniert von seiner unvergleichlichen Regina? War das nicht ein höheres Ziel? Das Ziel eines Menschen? O, der Kollegienrat Karl Gustav Moberg hatte seine Ideale vollzählig beisammen; sie standen wie kostbares Silbergerät in wohlverschlossenem Glasschrank, staubsicher und blank und eine Augenweide für jeglich unverdorben Gemüt.

Aber die dort drinnen! Sie dauerten ihn . . . diese Einsamen, Obdachlosen, Unproduktiven, Ideallosen . . . Der Kollegienrat war gerührt. Er war zufrieden, ganz zufrieden mit sich selbst.

Seine Wohnung lag quer gegenüber dem Hotel auf der anderen Seite des Marktplatzes. Durch die buntgestickten Fenstervorhänge sah er den blassen Schimmer des gelblichen Lampenlichts geheimnisvoll-gemütlich in das naßkalte Novemberdunkel zittern. Sollte er geradewegs nach hause? Die Kinder waren noch auf; vielleicht war Besuch da . . . Sicher war Besuch da; sehr wahrscheinlich jedenfalls, zum mindesten war es sehr möglich . . . und dieser verdammte Marasquino . . . er hauchte sich energisch in die Hand und schnüffelte an ihr herum. Es roch süß. Aber er getraute sich kein sicheres Urteil zu fällen.

„Hopsla!“ sagte er plötzlich und hüpfte ein paar Schritte vorwärts. Eine tückisch vorspringende Treppenstufe hatte ihm hinterlistig ein Bein gestellt.

Donnerw — das fehlte noch! Auf den Füßen stand er doch wohl noch! Der Kollegienrat blickte mißtrauisch auf die glatten Steinfliesen. Er holte tief Atem und sah nach der Uhr; viertel nach sieben. Dann schaute er noch einmal nach den matterleuchteten Fenstern seiner Wohnung.

„Hm — Papperlapapp.“

Einige Vorübergehende musterten ihn mit impertinenten Blicken; er zahlte ihnen mit gleicher Münze, es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen. Dann krempelte er seinen Mantelkragen in die Höhe, schob seine Hände in die Taschen und marschierte mit festen, kurzen Schritten, ohne sich umzusehen, vorwärts.

Trotz der rauhen Witterung war es recht lebhaft auf den Straßen. Der Kollegienrat fand heute das Gedränge unerträglich. Noch nie war ihm die Esplanade so eng vorgekommen. Die Menschen rannten ihm wie blind direkt auf den Leib. Und diese spärliche, kleinstädtische Beleuchtung, man sah ja nicht fünf Schritt vor sich! An der nächsten Straßenecke wollte er in ein stilles Nebengäßchen einbiegen. Dieses ewige Ausweichen und Anrempeln brachte ihn ganz aus dem Konzept. Und nun fing ein feiner Sprühregen an, auf seinem erhitzten Gesicht zu kribbeln und zu kitzeln; es war zum totschießen. Natürlich hatte er seinen Schirm im Hotel vergessen. Er ertappte sich auf dem Gedanken, daß er ebensogut seine ganze, überflüssige Person dort hätte lassen können. Sollte er nun doch lieber nach Hause? Oder zurück ins . . .

Er warf einen verächtlichen Blick in die Wolken und schritt noch strammer vorwärts.

Nun gerade nicht!

Er wollte just in die stille Gloftraße einschwenken, als aus dem Fruchtladen an der Ecke eine junge, üppige Frauengestalt heraustrat und mit halblautem Trällern an ihm vorüberhuschte. Ihre Schulter hatte ihn gestreift und im aufflackernden Laternenlicht hatte er ein paar rote Lippen und ein rundes niedliches Doppelkinn aufgehascht. Der Kollegienrat spitzte die Ohren: der Boccacciomarsch . . .

„Eine Russin“ dachte er, „sie schlenkert so mit den Hüften.“

Dabei blieb die Gloftraße rechts liegen.

Mit gleichgültigem Blick folgte er der hübschen Gestalt. Er fand, daß sie bedeutend graziöser einherschritt, als alle anderen Damen. Sie hatte die Röcke hochgehoben, so daß er bei jedem Schritt die schiefgetretenen Absätze sehen konnte. Das kokette braunsamtne Hütchen mit der hellgelben spitzen

Feder schwankte und kippte graziös und kaum bemerkbar bei jedem Schritte nach rechts und nach links, als schlüge es den Takt zu einem Miniaturparademarsch.

Sie sah reizend aus wie sie so dahinschritt, mit keck erhobenem Kopf und in strammer Haltung. Es war rein ansteckend. Und unwillkürlich verfiel der Kollegienrat allmählich selbst in den regelmäßigen und verlockenden Takt des hellbraunen Federhutes und versuchte mit den schiefgetretenen Absätzen Schritt zu halten. Jetzt erst erinnerte er sich, daß er in die Glostraße hatte einbiegen wollen. Aber so gruselig eng war es ja garnicht auf der Esplanade; er konnte ja ebenso gut weiterschreiten, auf der Henriksstraße war es noch viel ruhiger und stiller . . . Was sie für Beine hatte, dies Frauenzimmer! Er konnte ihr kaum nachkommen; es war ja nur des Taktes wegen, es marschierte sich so viel leichter.

Plötzlich blieb sie stehen und trat an die hellerleuchteten Scheiben eines Bilderladens, wo die auffällige Photographie eines halbnackten Singhalesenhäuptlings ausgestellt war. Der Kollegienrat kam aus der Fassung; beinahe hätte er sie überraunt. In demselben Augenblick prallte ein rundes, elastisches Bäuchlein an seinen Körper und er fühlte einen langen, zärtlichen, wohlgezielten Druck auf sein Hühnerauge am kleinen Zeh links. Der Kollegienrat beschrieb schmerzlich einen Kreis um sich selbst.

„Hp . . . mein Herr . . .“ der elastische Bauch war verschwunden.

Mißlaunig und grimmig wollte er am Bilde des anstößigen Singhalesen vorübereilen, als ihn plötzlich ein unerklärlicher, tollkühner Gedanke packte. Er blieb wie angewurzelt stehen, warf einen erstaunt prüfenden Blick auf das Bild, das er schon ein Dutzend mal gesehen und trat dann ans Fenster, indem er mit Kennermiene die kleinen Augen zusammenkniff, wie es Kurzsichtige zu thun pflegen.

Aber hier fiel ihm das tapfere Herz in die Hosen. Sein Blick flatterte nervös, unschlüssig über das ganze Fenster, er sah nichts . . . Er hätte fürs Leben gern einen Blick auf seine interessante Nachbarin geworfen, aber schon der Gedanke daran machte ihn ganz schüchtern; es war doch zu auffallend. Er fühlte ein halb Dutzend bekannter Augen von hinten auf sich gerichtet, die sich an seiner knabenhaften Neugier weideten. So starrte er gedankenlos, hülflos in die glatte Spiegelscheibe . . . plötzlich schien es ihm, als entfernte sie sich — mit Todesverachtung wandte er den Kopf und blickte ihr ins Gesicht. Zwei sonderbare, lauernde, halbgeschlossene Augen warfen ihm einen hochmütigen, erstaunten, schalkhaften Blick zu, dann tauchten sie im Dunkel unter.

Der Kollegienrat fühlte sich gedemütigt. Wie konnte er so unritterlich, so roh, so, so . . .

Unwillkürlich wandte er wieder den Blick nach der stolzen Gestalt. Eine unheimliche Ahnung stieg in ihm auf. Wie, wenn es eine — eine von diesen —

Der Gedanke erschien ihm abgeschmackt. Er kam sich lächerlich vor. Eine anständige Dame! Dieser verdammte Marasquino ließ ihn auf offener Straße Gespenster sehen. Jetzt bog sie in die Passage ein. Was sie wohl dort zu suchen hatte? Vielleicht wohnte sie hier? Sehr wahrscheinlich . . . Im nächsten Augenblick befand sich der Kollegienrat in dem abschüssigen Portal der Passage; er fand den Gedanken sehr vernünftig. Hier konnte er sich ja unter Dach und Fach die gründlichste Bewegung machen, während ihm draußen der Regen die Glieder durchnäßte. Vor ihm tänzelte zwischen schwarzen Cylinderhüten und aufgebauschten Haarfrisuren die hellgelbe Feder auf dem koketten Sammethütchen und nickte von Fenster zu Fenster. Hin und wieder blickte er gleichgültig nach ihr hin. Es machte ihm ja nur Spaß, zu wissen, ob sie hier wohne. Jedesmal, wenn sie sich einer der vielen Thüren näherte, klopfte sein Herz unmerklich . . . aber sie ging nirgends hinein. Ihm kam es vor, als hätte sie es darauf abgesehen, ihn zu foppen. Und nun bog sie zum anderen Ausgang auf die Michaelstraße hinaus. Also doch nicht! Der Kollegienrat stutzte. Seine Neugier war erregt. Sonderbarer Vogel . . . lächelnd folgte er ihr auf die Straße: sie steuerte grade auf die Esplanade zurück. Nun stiegen in der Brust des Kollegienrats ernste Zweifel auf. Sollte das wirklich eine — eine solche . . . Sonderbar! Er hatte früher ein so scharfes und sicheres Auge gehabt. Aber der Gedanke erschien dem Kollegienrat nicht mehr so ungeheuerlich und unangenehm. Er fand ihn ganz amüsant . . . halb unbewußt griff seine Hand nach der linken Brust und fühlte nach der Brieftasche . . .

Der Regen hatte aufgehört, ein scharfer, beißender Nordost wirbelte um die klirrenden, trüben Laternen. Aber der Kollegienrat Karl Gustav Moberg verspürte davon wenig oder gar nichts. Der rasche Gang hatte sein schweres Blut in Bewegung gebracht. Er fühlte sich warm und behaglich; er schmunzelte still vor sich hin und fand es ganz humoristisch, wie er sich so hinter der erstbesten Schürze dahinstrampeln sah. Dieses unschuldige Vergnügen konnte er sich doch einmal erlauben! Dem Kollegienrat kam es sehr unschuldig vor; es war ja nur Ulk. Er fühlte sich ganz heldenhaft zumute. Eine übermütige, tolle Knabenlaune hatte ihn plötzlich erfaßt, ein Bedürfnis nach irgend etwas Absonderlichem, Unberechnetem, Etwas, worüber er sich

noch nicht ganz im Klaren war . . . Sein Gang war elastisch, ganz leise pfiff und summte er vor sich hin, abgerissene, falsche Takte aus dem Boccaccio . . .

Zehn Schritte vor ihm trippelte der kecke magnetische Federhut in gleichmäßigem kurzen Tempo der Henriksstraße zu. Moberg ließ ihn nicht aus den Augen; seine Blicke hingen an ihm mit teilnehmendem Wohlgefallen, als hätte sie von ihm Besitz ergriffen; sie folgten ihm in allen seinen graciösen ausweichenden Windungen und Krümmungen und der solide Körper des Kollegienrats schob sich lautlos und behäbig vorwärts wie ein gelenkiges Schiff, das in sicherem Fahrwasser dem leitenden Leuchtturm zusteuert.

„Guten Abend, Moberg, — wohin so eilig?"

„Wa —? Ach so . . . morjens . . . entschuldige, Geschäfte . . ."

„So, so . . ."

„Unangenehmer Kerl! . . . Spioniert am Ende . . ."

Der Kollegienrat sah sich vorsichtshalber um.

Als der braune Sammethut mit der Feder in die Henriksstraße einschwenken wollte, tauchte plötzlich an der Ecke ein bekanntes Gesicht auf. Die Boccaccioreminiscenzen verstummten jäh: — der fromme Staatsrat Winter mit Frau. Auch dem Staatsrat schien die graziöse Gestalt aufzufallen, denn sein Gesicht verlängerte sich plötzlich, er wandte den Kopf sehr bemerkbar zur Seite und schielte sogar vorsichtig über die Schulter seiner Frau nach rückwärts: die Frau Staatsrätin schneuzte sich gerade.

Alter Sünder, dachte Moberg, zog es aber vor, um weiteren Auseinandersetzungen zu entgehen, nach links abzuschwenken und im Schutz der „großstädtischen" Beleuchtung einen vorsichtigen Bogen um das fromme Paar zu beschreiben.

Waren es nun diese ärgerlichen Begegnungen, oder das geheimnisvolle Dunkel unter den mächtigen Ahornbäumen der Henriksstraße, durch deren laubloses Geäst die Windstöße pfiffen, aber der Kollegienrat fühlte sich plötzlich unbehaglich zumute. Es waren nicht just Gewissensbisse, nein — aber er kam sich doch so, so — wie sollte er nur sagen —, nicht gerade unmoralisch, aber doch höchst unvorsichtig vor. Hinter einer anständigen Dame herzulaufen! Und das war sie doch am Ende, er war dessen ganz sicher. Er, der Familienvater mit sieben Kindern! Er malte sich die Szene aus, wenn er ihr plötzlich in einer anständigen Gesellschaft vorgestellt würde. Skandal! Er sah wahrhaftig nicht ein, wozu er hinter einer anständigen Dame herlaufen sollte. Wie er nur auf den verrückten Gedanken kommen konnte! . . . Das heißt . . . . nun entsann er sich . . . er hatte ja vermutet . . . er rekapitulierte noch einmal seinen ganzen Spaziergang, aber er fand nichts,

rein nichts Auffälliges, Stichhaltiges. Hm . . . dumme Phantasien! Und doch wiederum . . . dieser Boccacciomarsch . . . und dann dieser Singhalese . . . und der sonderbare zwecklose Spaziergang durch die Passage . . .

Jetzt bog sie links in die Wladimirsstraße ein. Der Kollegienrat rückte entschlossen näher heran und musterte die volle Gestalt mit kritischen, zweifelnden Blicken. Verdammt, daß man das Gesicht nicht sah . . . hinten waren sie sich alle gleich, ewig dieselben Tournüren und im Nacken aufgekämmten Haare. Sollte er an ihr vorübergehen? Sie rücksichtslos angaffen? Pfui. Außerdem lief sie, als säße ihr der Teufel im Leibe; und dann — wenn sie nach dem Schutzmann riefe . . .? Es war zu dumm. Der Kollegienrat fühlte sich sehr geärgert; es war nur nicht ganz klar, worüber eigentlich; er hatte die unklare Empfindung, als würde irgend etwas zu Wasser . . . als würde eine pikante Anekdote unterbrochen und die Pointe ginge verloren.

Da fiel ihm etwas ein, was ihn ganz seltsam berührte und wieder in gute Stimmung brachte: vielleicht war es eine Näherin, eine Modistin . . . Armes Ding! Man sah es ihr eigentlich an. Das Packet, das sie unter dem Arme trug, mochte wohl ein Hut oder dergleichen sein. Sie wohnte gewiß allein, mutterseelenallein . . . Ob sie wohl einen Liebhaber hatte? . . . Und in der Phantasie des Kollegienrats entrollten sich, wie er so durch Dick und Dünn dahintrottete, sonderbare düstere und rosige Bilder: eine kleine, saubere Mansardenstube mit tabakgebräunten Musselingardinen, — links stand das Bett, — ein sehr breites Bett — dann plötzlich ein verweintes Mädchengesicht, zerstochene Finger, Seufzer, tröstende, zarte Liebkosungen . . . er wußte nicht, von wo diese seltsamen Erinnerungen auftauchten, aber sie rührten ihn unsäglich; er warf einen verliebten Blick auf die hellgelbe Feder. Und daneben flatterten allerlei tolle Arabesken, die sein Blut in eine ungewohnte süße Erregung brachten: langes, welliges aufgelöstes Haar, ein halbvertragenes blaues Strumpfband, ein paar neckende Finger, weiße zerknitterte Spitzen . . . der Kollegienrat fühlte irgend etwas langsam über das Rückgrat kribbeln.

Bei den weißen, zerknitterten Spitzen kam er an Regina zu denken. Wieso das geschah, wußte er nicht, aber ein bitterer Geschmack stieg ihm plötzlich im Munde auf. Er versuchte den Boccacciomarsch zu pfeifen. Was sollten diese Sentimentalitäten! Er nahm das Leben, wie es sich bot; er haßte diese konventionelle Scheinmoral. Leben und leben lassen, darauf kam's an. Nur die Natur hatte Recht; nur die Natur war moralisch. was konnte er dafür, daß er ein Stück Natur war; Natur vor allem, das war immer sein Prinzip gewesen; mit Philistern und Duckmäusern hielt er es

nicht, so dumm war er nicht. Er dachte mit einer gewissen Genugthuung daran, daß Regina vor einem halben Jahr sein Bett in das Arbeitskabinet hatte stellen lassen. Damals hatte es ihn tief gekränkt; so vor dem ganzen Dienstpersonal! Als ob — na . . . Jetzt klammerte er sich mit grausamer Befriedigung an diese Thatsache. Warum sollte sie auch!

Aber seine Advokatenkünste wollten nicht recht glücken; es war wie verhext. Immer wieder tauchte das Bild Reginas auf, die Kinder . . . ein übles, aufregendes Gefühl vergällte ihm den ganzen Spaß. Aber plötzlich lachte er gleichsam erleichtert auf. Gott, was er sich quälte! Was war denn Schlimmes dabei! Wer zwang ihn denn, diese — diese da anzureden? Er war ja nur draußen und machte sich Bewegung; dabei kommen einem mancherlei Gedanken . . .

In seinem schweren Kampf ums Gewissen war der Kollegienrat in Schweiß geraten. Sie rannte auch wie ein gehetztes Wild. Er lüftete den Hut und trocknete sich keuchend die nasse Stirn. Eine halbe Stunde war er nun hinter ihr hergelaufen und noch immer winkte und nickte vor ihm dieser vertrackte Federhut . . . wo führte sie ihn hin? Er erkannte die Straßen nicht mehr, jedenfalls war es sehr weit von Hause. Jetzt konnte er meinetwegen auch weiterlaufen, irgend wo mußte sie ja eintreten. Er wollte sich ganz nach den Umständen richten. Wozu sich übereilen . . . Sie war ihm ja sicher! und das war sonnenklar, eine von — diesen war es, und dabei so verteufelt appetitlich . . . eine ganz unerwartete herzklopfende Bangigkeit erfaßte den Kollegienrat. Er begriff es selbst nicht recht. So lange er sie für eine anständige Dame gehalten, ließ es ihn ganz kühl, trotzdem er die dreiste Absicht gehabt hatte, sie anzureden; jetzt befiel ihn eine tötliche Angst und Befangenheit. Wenn sie plötzlich an jenem Thor stehen blieb und ihn hineinwinkte . . . unwillkürlich zupfte er sich am Kragen, der ihm plötzlich zu eng geworden . . . hm . . . sollte er vielleicht doch lieber umkehren . . . es war schon spät . . .

Plötzlich war sie verschwunden. Der niedrige schmale Thorflügel blieb hinter ihr knarrend und halboffen stehen. Er lugte neugierig hinein: ein kleiner, dunkler Hof, von einstöckigen Holzhäusern umgeben. Aus einem verhängten Fenster rechts fiel ein schmaler Lichtstreifen und spiegelte sich gebrochen in einer halb vertrockneten Pfütze. Er trat vorsichtig ein und lauschte. Links wurden irgendwo Teller gespült. Sonst kein Laut. Dann knarrte eine Holztreppe, zwei, drei schlürfende Schritte und ein diskretes Klopfen.

„Wer da?" hörte er eine Stimme drinnen.

„Ich, Jenny; mach auf."

Die Thür wurde geöffnet, — ein matter Lichtschein tanzte über die gegenüberliegende Wand — dann klappte sie wieder zu. Unwillkürlich that der Kollegienrat ein paar Schritte auf das Haus zu. Sollte er auch auf! —? Er fühlte das Blut in den Schläfen pochen. Sein Herz klopfte vor Unschlüssigkeit. Er riß sich den Mantel auf und starrte begehrlich auf das geheimnisvolle verhängte Fenster.

„Ich kann ja anfragen, ob Musiker Pehrsson hier wohnt," — dachte er, „das Übrige giebt sich ja . . ."

Da öffnete sich plötzlich die Thür und jemand trat heraus. Der Atem blieb ihm im Halse stecken. Er stolperte rasch in den Schatten des hölzernen Thores; warum er davonlief, begriff er selbst nicht. Über den knirschenden Kies näherte sich eine weibliche Gestalt . . . jetzt erkannte er die helle Feder auf dem Hut. Und nun trat sie in den grellen Lampenschein. Er sah ein hübsches gerötetes Gesichtchen unter einem dichten Büschel von blonden Stirnlocken. Mit züchtig niedergeschlagenen Augen ging sie rasch und ängstlich an ihm vorbei; um ihre Mundwinkel spielte ein kaum merkbares schelmisches Lächeln. Der Kollegienrat war mäuschenstill; wortlos starrte er sie an, als hinge ihm ein Mundschloß unter der Nase; außerdem fiel ihm rein gar nichts Vernünftiges ein . . .

„Da soll doch der Teufel dreinschl —" murmelte der Kollegienrat, als er wieder auf die Straße hinaustrat und seine Fassung wiederfand. „Das ist doch keine Geheimratstochter!" Die geröteten Wangen waren ihm nämlich durchaus nicht glaubwürdig erschienen. Aber nun hatte er es verpaßt.

Aber sie wohnte nicht hier? Wo denn? Offenbar in der Nähe. Sie wohnten alle in dieser Gegend . . . Der Kollegienrat bemerkte es selbst nicht, wie er wieder in den taktmäßigen Trab hinter der hellgelben Feder verfiel.

Aber es war kein Schwung mehr darin. Es kam etwas Nüchternes, Hausbackenes über seine schlappen Züge; die jüngst so elastischen Glieder wurden widerspenstig . . . Der Kollegienrat kam sich plötzlich grenzenlos lächerlich vor. Seine Finger froren und in seiner Nase kribbelte es, daß er niesen mußte. Er dachte an seinen bequemen Schaukelstuhl zu hause vor dem prasselnden Kamin . . . der Sammethut mit der Feder trippelte immer weiter und weiter vor ihm, er konnte kaum noch die Umrisse unterscheiden . . . sie war doch verteufelt appetitlich . . . er warf einen bösen, resignierten Blick in die Ferne; die Straße war einsam, ungemütlich, neben ihm trottete nur eine leere Droschke auf Gummirädern . . .

Er zögerte. Eine trostlose Hilflosigkeit kam über ihn, dort ging sie hin . . . er fühlte einen unbehaglichen, stechenden Schmerz in der Herzgrube,

sein Körper war wie zerschlagen, der Kopf dumpf, leer . . . er schaute sich verzweifelt nach einem Notdurftsplätzchen, einem dunklen Eckchen um . . .

Plötzlich kam ein heldenhafter Entschluß über ihn.

„Hol sie der . . .“

Mit einem Sprung war er in der Droschke.

„Nach hau— Marktplatz 2!“

Er schob seinen Kragen wieder in die Höhe und drückte sich fest in den Mantel. Ein eisiger Nordost, den er gar nicht bemerkt hatte, kroch ihm auf einmal mit unerträglicher Schärfe in den Kragen, in die Ärmel, in die verborgensten Falten seiner Unterkleider . . . Brrr . . .

„Schneller!“ schrie er: das langsame Humpeln machte ihn nervös. Er hätte diese hellgelbe Feder mitsamt dem Sammethut in tausend Fetzen zerreißen mögen!

An der nächsten Ecke hatte er sie eingeholt. Sie mußte stehen bleiben, um das Gefährt vorüber zu lassen. Da streckte sich der Kollegienrat und Ritter Karl Gustav Moberg in seiner ganzen Würde und Sittenstrenge empor und warf ihr einen Blick zu — unnahbar, zornglühend, vernichtend . . .

Sie blieb wie versteinert mit halb offenem Munde stehen.

„Oller Schafskopp!“ sagte sie, drehte sich auf dem Absatz um und ging hüfteschlenkernd zurück, von wo sie gekommen. —



Unser Dichteralbum.

Hoffnung.

Wie herrlich diese Rose thront
Und sich in holden Düften wiegt,
Wie innig sich das grüne Blatt
So zaghaft ihr zur Seite schmiegt!

Der Regen kam, der Sturmwind pfiff
Und mitleidslos die Rose brach,
Verwelkt liegt sie am Boden dort,
Das grüne Blatt fällt zitternd nach.

Das Unglück kommt, der Sturmwind pfeift,
Und was die Hoffnung einst versprach,
Sinkt unbarmherzig in den Staub,
Das arme Herz fällt zitternd nach.

Halle a. d. S. H. Fischer.

Im Heimatdialekt.

De Man steit an den Hewen,
Dat Water brust in'n Dik:
„All Minschenglück un Lewen
Wend doch in Truer sik!

Wat helpt din Möhn und Reden?
Kumm in de kolle Flot!
Up Erden is ken Freden
Un Ruh gifft bloß de Dod!

Wat helpt din Scharrn un Raken?
Ob arm du büst, ob riek,
Du kannst't nich beter maken,
De Welt blimwt doch sik gliek!"

So brummten de ollen Wellen. —
De Welln sünd nich recht klok!
De söln am Enn wol schellen
In'n düstern Möhlenbrok.

Se driewen dagsöber de Räder
Un sünd denn brummig to Nacht. —
Wi aber weten't beter,
Woans dat Leben lacht!

Lübeck. Ludwig Ewers.

Landstreicherlied.

Und guckt auch die Zehe heraus aus dem Schuh,
Dem einzigen Paar, das ich habe,
So wandre ich doch in gemächlicher Ruh
Ein freier, ein fröhlicher Knabe.

Zeigt frech manches Löchlein auch Hose und Rock,
Noch konnte ich neue nicht kaufen,
So kann ich, gestützt auf den knotigen Stock,
Auch barfuß die Erde durchlaufen.

Und hat auch mein just nicht zu schönes Gesicht
Gebräunt mir so Wetter und Regen,
Und weiß in der Frühe ich oftmals nicht,
Wo Abends das Haupt hinzulegen.

Und hab' ich als Einkünfte Hoffnungen nur,
Als Erbe bloß Füße und Finger,
So ist an der herrlichen schönen Natur
Um nichts meine Freude geringer.

Heut hab ich gegessen, obs morgen wird sein,
Macht wahrlich mir wenige Sorgen.
Den kommenden Tag nenn' ich jetzt schon ihn mein?
Heut heute ist, morgen ist morgen.

Mein Lied ist mein köstlicher einz'ger Gewinn,
Das lustig am Wege ich pfeife.
Juchheisa! Mit freiem, mit fröhlichem Sinn
Die Welt, die Welt ich durchstreife.

Wien. Robert Plöhn.

Die kleine Comtesse.

Mit bloßen Füßen, mit flatterndem Haar,
Wie spielt es sich lustig im Wiesengrund! —
Wie munter das Bächlein, wie kühl und wie klar,
Und die Veilchen wie duftig, die Falter wie bunt! —
Und des Försters Jörg, der weiß dir im Nu
Die flinksten Forellen zu fangen! —
Die kleine Comtesse, sie lacht ihm zu,
Dem frechen, plebejischen Rangen.

Der geriebenste Schlingel weit und breit,
Der zeigt ihr die Vogelnester im Forst
Und wirft ihr Kletten ins Haar und ans Kleid,
Der kleinen Comtesse von Geierhorst. —
Dem Kantor ist er, der Mademoiselle
Ist sie durch die Lappen gegangen;
Der rote Jörg ist ihr Spielgesell —
Heidi! wie glühn ihr die Wangen! —

„How shocking! Fi donc, Comtesse Hélène!
Ist das die rechte Gesellschaft für Sie?
Wenn das die gnädige Frau Mama gesehn,
Mon dieu! — sie vergäß es im Leben nie!
Barfüßig, — o Schreck! — wie ein Bauernkind,
Auf dem feuchten, dem kalten Grunde! —
Unglaublich! — Comtesse, geschwind, geschwind
Ins Schloß zur französischen Stunde!" —

Du arme Kleine! Mit Thränen im Blick
In den goldenen Käfig mußt du hinein!
Doch warte nur, — nennst du den rechten Chic,
Den Ton der „guten Gesellschaft" erst dein;
Hast du dies hohe Ziel erst erreicht
In einigen wenigen Jahren,
Dann erscheint im bedenklichsten Lichte vielleicht
Dir dein jetzig plebejisch Gebahren.

Dann wirst du deine geweihte Person
Zu würdigen wissen und deinen Stand;
Dann reichst du keinem, der nicht Baron
Von sechszehn Ahnen beim Contre die Hand;
Dann scheint dir prosaisch und ridicule
Der heimischen Drossel Singen;
Dann fühlst du dich wohl nur im Cursaalgewühl
Von Ems und von Schweningen! . . .

Erst später, wenn dir des Lebens Weh
Den Schleier riß von der hohlen Pracht;
Wenn neben dem Gatten, dem alten Roué,
Den Tag du vergähnst und wünschest die Nacht,
Wenn kein Moderoman und kein seidenes Kleid
Die Öde mehr zudeckt im Innern,
Dann wirst du vielleicht dich der glücklichen Zeit
Im Walde mit Seufzen erinnern!

Chemnitz. Reinhold Fuchs.

Ein Nachtbild.

Vom Bahnhof kehrt ich heim nach Mitternacht,
Im Mondschein glänzten die verwaisten Schienen.
Ein Schaffner grüßte mit verschlafnen Mienen,
Ein Weichensteller hielt noch einsam Wacht.

Und alles still. — Da tönt es durch die Luft
Wie ferner Sang von weichen Frauenstimmen,
Und durch die herbstentlaubten Zweige schwimmen
Lichtwarme Strahlen auf des Nebels Duft.

Dort klingt es her: In Eisenwerk gefaßt,
Gardinenlos, glühn staubig matte Scheiben.
Und drinnen huscht ein schattenhaftes Treiben
Und malt Gespenster an des Fensters Glas.

Ich trat hinzu. Da stampft in schwerem Takt
Die mächt'ge Schnelldruckpresse. Abgezogen
Von Mädchenhand, fliegt Bogen hin auf Bogen,
Wird Blatt auf Blatt vom Greifer neu gepackt.

Das summt und schwirrt und saust. Die Transmission
Rollt kreischend in des Treibriems schlaffen Schlingen,
Derweil die blonden Mädchen lustig singen,
Süß ineinander wirkend Ton auf Ton.

's war nicht ein Chor vom grünen Jungfernkranz,
'swar auch kein frommes Lied aus dem Gesangbuch.
Der Rhythmus, den zum Ohr der nächt'ge Klang trug,
Von Meister Strauß war es ein fescher Tanz.

Und üppig war der blasse Mund, doch schlank
Arm und Gestalt der beiden Sängerinnen.
Frisch war das Lied der Bogenfängerinnen,
Doch die Gesichter waren fahl und krank.

Fahl wie die feuchten Blätter. Am Format
Erkannt ich ihn, den „Odenheimer Boten".
Mein Freund ist Redakteur, der Doktor Knoten,
Sie drucken seine jüngste Geistesthat.

Da weist er's nach: die Nachtarbeit muß sein.
So viel an Kapital steckt in Maschinen:
Wie soll man Zins und Tilgung noch verdienen,
Wenn nicht ein Pfennig über Nacht kommt ein?

Er sagt's, es kann nicht missen die Fabrik
Die Kindeshand, den zarten Frauenfinger.
Sie leisten mehr, die Löhnung ist geringer.
So braucht's die neue Ausfuhrpolitik. —

Sie lesens nicht. Einförmig Blatt auf Blatt
Fällt's knitternd aus dem breiten Rahmen nieder.
Wie träumend senken sich die schweren Lider,
Die flinken Hände werden endlich matt.

Wacht auf! Wacht auf! Ein Fehltritt und das Rad
Ergriff euch und zermalmt euch ohn' Erbarmen.
Sie achtens nicht, sie singen . . . Ach, die Armen! —
Leis fröstelnd schritt ich weiter meinen Pfad.

Leipzig. Reinhold Fehl.

Jakob Ruisdael.

Einst wiegte sich Dein Herz im süßen Traume
Um heimatlichen, stillen Elternherde;
Da stieg ein Geist herab vom Himmelsraume,
Schön von Gestalt und göttlicher Geberde:

Der Schönheit ew'ger Genius war's! Es schürte
Sein Anblick Dir das Herz zu hellen Flammen,
Als er Dich ernst auf Bergeshöhn entführte,
Die stolz im Sonnengold des Tages schwammen.

„Jetzt" — sprach er — „mag Dein Blick herniederschweifen
Rings auf die Welt im schnee'gen Blütenkranze;
Daß du des Schöpfers Allmacht lernst begreifen
In ihrem rätselvollen Schönheitsglanze!

Sieh hier das Meer im ros'gen Purpurscheine:
Ein Bild der Ruh, wenn leis die Ufer klingen;
Ein Bild des Kampfes, wenn vom Felsgesteine
Die wildempörten Wogen schäumend springen!

Sieh dort den Wald, wenn ihn der Sturmwind schläget:
Ein Bild der Kraft, wenn Wetter ihn umdüstern;
Ein Tempel, wenn von lindem Hauch beweget
Die Blätter Gott zum Ruhme säuselnd flüstern!

Sieh das Gebirg in trotz'ger Wildheit ragen
Und Feld und Au im Tau des Morgens glänzen;
Und sieh zur Nacht den dunklen Himmel tragen
Ein Diadem von ew'gen Sternenkränzen!

Die Bilder alle, mächtig und erhaben,
Umflammt, umwogt von prächt'gen Feuergarben:
Die sollst Du tief in Deine Seele graben
Und malen einst im Wechselspiel der Farben!" —

So sprach der Geist und schwand. — Als Du erwachtest,
Da zitterte Dein Herz in dunkler Ahnung;
Und was im Traum geschaut, Du überdachtest
Doch auch zugleich des Geistes ernste Mahnung.

Der Kunst Dich weihend, bist ein Maler worden,
Dem auch nicht einer wäre zu vergleichen.
Wie Du das Nordlandmeer mit seinen Fjorden
Und Ebb und Flut gemalt — wer möcht's erreichen! —

Und doch — — Wenn ich des Elends muß gedenken,
Das Dich umwob in Deinen Erdentagen:
Möcht' ich beschämt den Blick zu Boden senken
Und an Gerechtigkeit zu zweifeln wagen.

Ein Künstler, welcher auf die Leinwand bannte
Gebilde, göttlich-schön, kaum zu vergleichen: —
Doch mußt Du fliehn im ärmlichsten Gewande,
Vor Neid und Haß aus Amsterdam entweichen! —

Zur Heimat*) zieht es Dich, um dort — zu sterben —
Die Erde ist zur Nacht Dein rauhes Bette — —
So mußt Du elend, wie ein Hund verderben?
So fandst Du nirgends eine Lagerstätte?

Nur nicht verzagt! — Mit Hilfe frommer Spenden
Winkt eine Freistatt Dir im Hospitale — — —
Gebrochen irrt Dein Blick von kahlen Wänden
Und lechzt umsonst nach einem Sonnenstrahle.

Dein Adlergeist, gewohnt, zu Märchenfernen
Sein Schwingenpaar mit Vollkraft zu erheben,
Er mußte fürder jeden Flug verlernen
Und flügellahm an düstrer Zelle kleben.

Du starbst, wie alle armen Sünder sterben ...
Heut aber, nach zweihundert Jahren,
Da sucht man deine Bilder zu erwerben
Und möchte selbst nicht Riesensummen sparen.

Heut schwebt Dein Name feierlichen Klanges
Von Mund zu Mund in frommer Künstlergilde.
Dich preist und segnet glühen Herzensdranges.
Wer staunend steht vor Deinem „Friedhofsbilde".**)

München. Ernst Kreowski.

*) Haarlem.
**) Ruisdaels berühmtestes Gemälde.

Einem Selbstmörder (Chr. H.).

Ach! nur eine
Dürftige Brücke
Leitet von Weh begleitet
Über den Abgrund zum Glücke
In des Lebens kerzenhelles Haus.
Aber tausend Thüren
Führen
Den Wandrer hinaus!
Wurde die Rätselnacht,
Sie, die dem Glücklichen
Ewiges Grauen bewacht,
Dir zum erquicklichen
Kühligen Aufenthalt?
Stießest mit blinder Gewalt
Das eherne Siegel
Vom geheimnisvollen Riegel,
Und stiegst hinunter
Die dämmernden Stufen,
Wo sehnende Echo
Verlockend rufen
In die Welt der traurigen Wunder!
Wolltest nicht harren geduldig,
Bis dich des Lebens Lieben und Hassen
Lächelnd dem Joche entlassen,
Wähntest, daß schuldig
Dir sei der Himmel ein Glück!
Wiesest bescheidene Habe,
Der Freundschaft Gabe
Trotzig zurück?
Ach! und bedachtest kaum,
Wie es vermessen,
Dem kargen Erdentraum
Lust zu erpressen!
Aus nie geschauten
Schweigenden Gründen,
O mögst du verkünden,
Wie sie lauten,
Die hohen Gesetze,
Die ewig binden.
Ob dich Erinnerung umdunkelt
Verschollner Sorgen,
Ein goldner Morgen
Neu dir die Seele umfunkelt;
Ob die vertraulichen
Worte der Beflügelten,
Dir die blaulichen
Wunder entsiegelten!
Ob du im Alle versunken
Nicht thatlos schwebst,
Höheren Geistes trunken
Schaffend du strebst!
Darf ich's ahnen,
Was wir so oft
Hienieden gehofft?
Daß auf ewigen Bahnen
Ungeahnte Werke
Dir sich entdecken?
Götterstärke
In dir wecken?
Bist du's, der von Sonne zu Sonne
Des Blitzes Gold,
Des Lichtes Wonne
Jubelnd rollt?
Bist du's, der mir als bleiche
Rose im Haar der Braut
Freudig entgegenschaut?
Als Thräne im Haar der Leiche
Thränen mir weckt?
In des Abends Verbluten
Auf nebligen Fluten
Mit Reue mich schreckt?
Der mir im schwermutsvollen
Haupte Gedanken gebiert?
In großmütigem Wollen
Der Seele Flamme mir schürt?
Und so trennt nur täuschender Schimmer
Von unserm dein Los?
Wir ruhen wie immer
In des Weltalls Schoß?
Und harren der gewaltigen Stunde,
Da die Seele der Welt
Aus Banden dumpfen Schlummers
Emporgeschnellt
Vom unermeßlichen Schreides Kummers —
Aus bleierner Nacht,
Was sinnlos bis heute
Ewige Regung wiederkäute —
Zum „Denken“ erwacht.

Darmstadt. Wilhelm Walloth.

Freidenkerlied.

Ein Jeder, der die Welt betrat,
Als Mensch sich zu bezeugen,
Muß vor der Kirche und dem Staat,
Vor beider Macht sich beugen.
Eins spottet ihrer Macht Gewicht,
Das können sie nicht schenken,
Und können es uns nehmen nicht:
Das Urrecht, frei zu denken.

Im Schöpfer ewig war es da,
Der uns, die Menschen, machte,
Mit genialem Geiste ja
Die Welt so schön erdachte,
Das Recht vergab er ohne Geiz,
Wir sollen uns versenken
In seiner Werke holden Reiz,
Und weise drüber denken.

Vom Rechte machen wir Gebrauch,
So gut wir immer können,
So sehr uns viele Gegner auch
Die Gabe nimmer gönnen.
Sie möchten uns am Gängelseil
Gern nach Gefallen lenken,
Wir hindern es zu unserm Heil,
Wir wollen selber denken.

Wir wälzen fort das Zeitenrad,
Das Beste zu erreichen,
Die Feinde fallen, strebensmatt,
Es hemmend, in die Speichen;
Sie fordern, daß wir stille stehn
Und gar zurücke schwenken,
Wir rufen: Es muß vorwärts gehn!
Das lehrt uns ja das Denken!

Sie trachten, daß ein Jeder, dumm,
Nach Weisheitsgold nicht grabe,
Ein jedes Individuum
Geaichten Glauben habe;
Sie möchten gern, die g'rade ist,
Die Logik, krumm verrenken,
Wir schützen sie vor ihrer List,
Wir wollen richtig denken.

Nie lasse sich, wer denken kann,
Den klaren Kopf benebeln,
Ein Wicht, verächtlich ist der Mann,
Der seinen Geist läßt knebeln.
Und führt er auch noch stolz das Wort
Auf allen Kneipenbänken,
Geknechtet bleibt er fort und fort,
Der Tropf, er darf nicht denken.

Es hebt das Denken uns empor
Zu schönster Menschenwürde,
Es kommen uns die Feigen vor
Wie Schafe in der Hürde.
Es huldigt, wer nicht denken darf,
Meist kleinlichen Gezänken,
Es streiten uns're Geister scharf,
Doch heldenhaft beim Denken.

Nichts darf uns je beschränken dreist,
Noch wütend uns vervehmen,
Tritt kühn entgegen unser Geist
Gewaltigen Problemen.
Oh, drohten auch an jedem Ort
Noch Foltern heut und Henken,
Die Geister führen mutig fort,
Wie früher, frei zu denken.

Ein brausend Hoch dem schönen Recht!
Treu haltet bei ihm Wache,
Und wer's zu schmälern sich erfrecht,
Den treffe unsre Rache.
Ein Pereat der schwarzen Schar
Und ihren düstern Ränken!
Sie soll, geängstigt von Gefahr,
Stets an die Strafe denken.

Hannover, am Tage der Generalversammlung des Deutschen Freidenkerbundes.
(1. Juni 1890.)

Georg Ritz.

Faust und Ahasver.

Scene: Rabenstein-Nacht.

Ahasver als Henker ganz in Scharlach gekleidet mit einer schwarzseidenen Halbmaske vor dem Gesichte sich auf das Richtschwert stützend. Gretchen enthauptet in einem Sarg vor seinen Füßen.

Ahasver.

Da liegst geknickt du, Menschenblume!
Im Leben so ein lieb unschuldig Ding,
Von Herzen einfach und von Stand gering,
Das einen Ahasver versöhnen könnte
Mit seinem leidigen Menschentume,
Wenn es ihm nicht wie höllische Feuerpein
In allen Adern unauslöschbar brennte.
Wie war doch deine Welt so glücklich klein!
Und brachte sie auch nur geringe Freuden,
So schmerzten auch nicht groß die kleinen Leiden;
Du warst zufrieden und du warst bescheiden:
„Bis jener Fremdling kam, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu...
Und er, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß er die Felsen faßte
Und sie in Trümmer schlug!
Dich, deinen Frieden mußt' er untergraben,
Die Hölle mußte dieses Opfer haben.

Faust und Mephistopheles
(auf schwarzen Pferden dahersausend).

Faust.

Was flackert blutrot am Rabenstein?
Es neigt sich und beugt sich,
Und richtet sich auf
In übermenschlicher Gestalt,
Und grinst mich an
Mit einem Gesicht,
Schwarz, wie die finsterste Nacht.

Mephistopheles.

Was weiß ich? Vielleicht der Henker.

Faust.

Zu seinen Füßen —
Im blutbesprengten Sarg —
Erkenn' ich — enthauptet —

Mephistopheles.

Vorbei! sag' ich, vorbei!

Faust (absteigend).

Nein, nicht vorbei!
Den Jammer will ich bis zur Hefe leeren.

Mephistopheles (absteigend).

So leer' ihn aus! Und werde jammersatt!

Faust (sich über Gretchen werfend).

„O Gretchen, Gretchen, welch ein Leiden!"

Mephistopheles (zu Ahasver).

„Er kann von diesem Leib nicht scheiden."

Ahasver (zu Faust).

„Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!"

Mephistopheles.

„Ganz recht! Ich seh es ebenfalls."

Faust (aufspringend).

Wer treibt mit meinem Jammer Spott und Hohn,
Mich geißelnd mit des eignen Wortes Schneide?
Dich kenn' ich zur Genüge wohl, der Hölle Sohn,
Den ich zur Buße mir, zur Strafe leide.
Doch wer seid Ihr?

Mephistopheles.

Dem wir vielleicht sehr ungelegen kamen,
In meinem, Sir,
Und noch in dreier Teufel Namen!

Ahasver (sich demaskierend).

Verruchter du von Anbeginn,
Du kannst es wissen, wer ich bin.

Mephistopheles (schaudernd).

Wie? — Kain, des Paradieses Kain?

Ahasver.

Bin ich's nicht mehr, so muß ich's wohl gewesen sein.
Denn träumt die Menschheit gern in ewigen Nöten
Von längstverblich'nen Paradieses Morgenröten,
Wohl mochte dann auch mir zu träumen so belieben.
Ach wär's ein Traum gewesen und geblieben!
Denn schlag' ich, soweit ich kann, zurücke
Die Blätter in meines Geistes Buch,
Da findet keine Zeile sich vom Glücke —
Fluch heißt der Anfang, das Ende Fluch!
Fluch, der die Menschen schuf aus Staub und Thon,
Fluch, der des ersten Menschen Sohn
Zum Brudermord getrieben! —
O wären wir Staub und Thon geblieben!
Denn wachsend pflanzt sich das Unheil fort,
Und nimmer sühnt es eines Allmächtigen Wort.
Noch seh ich ihn, den andern Menschensohn,
Den König mit der Dornenkron',
Den Dulder, den heiligen, sanften, blassen,
Von allen seinen Jüngern verlassen;
Der's unternahm, vom Fluch des Bösen
Die Welt und mich zu erlösen;
Vom Fluch des Bösen, das immer wieder ersteht,
Das nimmer und nimmer vergeht,
Wer's auch zu besiegen versteht.

Mephistopheles (zu Faust).

Er singt mein Lob.

Ahasver.

Drum sagt ich zu Jenem: Hinweg von meiner Schwelle!
Allmächtiger als den Himmel find' ich die Hölle.

Mephistopheles (für sich).

Wer wundert sich drob,
Kennt man der Schöpfung Kern und Grund? —
(zu Faust) Wer dieser uralte Herr?

Faust.

Kein Rätsel mehr.

Mephistopheles.

Der Weltgeschichte Vagabund,
Der Grübler und Denker —
Und Gretchens Henker!
Beim zähnefletschenden Höllenrachen,
Der Casus macht uns lachen.

Ahasver.

Wer weder berufner, wer geschickter von den Geschickten,
Im Namen aller Verführten, im Elend Erstickten,
Den Henker Gretchens zu machen,
Als jener, der sich selber gern justifizierte,
Vergebens alle Arten des Todes probierte?
Der nun mit dieses Schwertes Schneide
Dich und dies Kind doch getrennt von unsäglichem Leide?
Bleibt's auch, wie aller vergangenen Geschlechter Schmerzen,
Mir eingeprägt im Antlitz wie im Herzen?
Starr' mich nur an, bis dir das Herz ergraust! —
Auch deine trägt es, Faust!

Mephistopheles (zu Faust).

Gehn wir und lassen wir den Narren
An seinem Wahnsinn weiter karren!

Ahasver.

So willst du, Faust, mit dem Teufel dich weiter befassen?
Den holdesten Leib, den je der Schöpfung glückte,
Mit Himmelsanmut dich entzückte,
Den Würmern und Raben zur Speise lassen?
Wer soll sie bestatten? Wer beklagen?
Kein Valentin lebt mehr, du hast ihn erschlagen.
Die Mutter, sie schläft schon lange, vergiftet
Und du hast's angestiftet,
An ihrem Kind dich jung zu laben.

Mephistopheles.

Wer sie enthauptet, mag sie auch begraben!
Ihr singt kein Pfaff den Hokuspokus mehr.

Faust.

So bist du, Teufel! Doch bin ich 'noch dein Herr.
Herbeizitiert die Luft- und Wassergeister,
Herbei die kleinen Zaubermeister,
Die täuschend einst auch mich bezwungen haben!
Herbei die flinken, flüchtigen Knaben,
Die blitzenden Taucher, die feurigen Schweber!
Sie sollen in Blumen die Blume begraben!

Mephistopheles.

So wird der Teufel — Totengräber.

Chor der Geister.

Wir kommen vom Äther, dem blauen,
Aus Wasser- und Waldesgründen; —
Lieb Kind, wie erbarmst uns du! —
Die nimmer Leid empfinden,
Die nimmer die Sonne schauen,
Wir bringen, wir singen,
Wir singen sie gerne zur Ruh.

Faust.

O könnt' ich zurück dir bringen,
Zurück mir weinen und trauern
Die Kindes-Vergangenheit!
Nun müßte mit Ahnungsschauern
In deinem Arm mich umschlingen
Des Erdgeists Herrlichkeit.

Ahasver.

Ich führe keine Klage,
Ergießt des Lebens Quelle
Sich in ein Meer von Tod;
O läg' ich an ihrer Stelle!
Vernichtet mit einem Schlage
Wär' alle Menschennot.

Mephistopheles.

So fließen wieder Thränen;
Den Teufel möcht' es empören
Schaut er die Thoren an;
Sie lassen sich wieder bethören,
Wie oft sie erkannt ihr Wähnen;
So herrschen wir fort — durch Wahn.

Chor der Geister.

Den Sarg laßt uns umwinden
Mit Blumen, mit dunkelblauen! —
Lieb Kind, wie erbarmst uns du!
Die nimmer die Sonne schauen,
Die nimmer Leid empfinden,
Wir singen, wir bringen,
Wir bringen sie gerne zur Ruh!

Langquaid (Niederbayern). Engelbert Albrecht.

Der Letzte der Abencerragen.

Motto: „Ihr Ruhmesglanz ward Stern um Stern begraben.
Lord Byron.

Ich steh allhier auf fels'gem Uferrand
Und blick, wie sonst, von Sehnsuchtsdrang durchzogen,
Auf die Sierren, die der Abendbrand
In Purpur taucht mit ihren schnee'gen Bogen. —
Wie oft ob dieses Meers friedlichen Wogen —
Vom Zephirhauch der Lüfte fortgetragen —
Ist nicht Gebet und Gruß nordwärts geflogen:
Alhambras Türmen zu, die trauernd sagen,
Daß sie um den Verfall verblichnen Glanzes klagen! —

Granada, Ruhestatt der Väter du!
Gedenk' ich dein, will Schmerz die Seele spalten!
Es sanken tapfre Helden hier zur Ruh,
Die einst beglückt durch deine Thore wallten! —

Die Auen, welche mächtig wiederhallten
Vom Feldgeschrei: „Lieb', Ehre!“ — sahn zersplittern
Speer, Schwert und Schild, die wild zusammenprallten;
Sahn mutgeschwellte Herzen stumm verzittern,
Von jähem Tod ereilt in Schlachtenungewittern. —

Und jetzt? — Wohl seh' ich Türm' und Säulen licht
Im Epheuschmuck aus frühern Zeiten ragen;
Doch Ruhm und Waffenglanz der Väter nicht,
Den sie mit frischem, siegesfreud'gem Wagen
Ins Feld der Schlachten dazumal getragen! — —
Es wich der Ruhm von all' der Helden Leichen,
Die brustdurchbohrt des Hasses Stahl erlagen;
Von jenen, die vor herben Schicksalsstreichen —
Das Vaterland verlassend — rückwärts mußten weichen.

Hier von Karthagos Trümmern hat manch' Laut
Gepreßter Klag' die Wüstenei durchdrungen;
Da hat manch' Aug' sehnsüchtig ausgeschaut;
Da ward manch' Heldenherz vom Tod bezwungen! —
Ich steh allein, von wildem Schmerz umklungen,
Am öden Strand im Abendsonnenschimmer,
Der purpurn hält Granadas Höh'n umschlungen,
Und frag': „Wird's noch geschehn?“ — die Wogen immer; —
Doch ewig hallt's zurück: „Du stehst die Heimat nimmer!“ —

Noch einmal, o Granada, noch einmal
Wollt' ich beseligt ruhn an deinen Flüssen,
Die goldig-schimmernd ziehn durchs Vegathal!
Wollt' noch einmal Alhambras Zinnen grüßen;
Und jene Stätten — rot von Blutesgüssen,
Die manch zerklaffter Heldenbrust entquollen —
Wo nun sie ruhn, die edlen Toten, küssen;
Den Thränensold der Liebe ihnen zollen,
Und sie verlassen dann — im Herzen ohne Grollen! —

Doch wenn mich einst der Tod umschlingt, dann senkt
Zur Ruh mich an des Meeres Uferhängen!
Indes die Flut mein Grab mit Schaum besprengt,
Will träumen ich von Kampf und Waffengängen. —
Doch Schild und Schwert! gerührt von Windesfängen,
Gleich einer Äolsharfe Zaubersaiten,
Ertönt ob meiner Gruft mit süßen Klängen!
Denkt oft der Zeit, als euch sich Helden weihten;
Denkt des verklungnen Ruhms und früh'rer Herrlichkeiten! —

Anmerkung: „Liebe und Ehre!“ — das Schlachtgeschrei der Abencerragen.

München. Ernst Kreowski.

Nachtflug.

Zur dunkeln Zeit, um Mitternacht —
Grad schlug es zwölf vom Turm —
Ergriff mich wilde Zaubermacht
Mit Wirbelwind und Sturm.
Die Thüren flogen eilends auf;
Schon fand ich mich im Feld,
Und weiter ging's in tollem Lauf
Hinaus in weite Welt.

Mich führte eine Geisterhand —
Ein Greis schien's nur zu sein —
Laut flatterte sein Schneegewand
Im trüben Halbmondschein.
Wie Todesmahnung bald sein Mund
Zu meinem Herzen sprach:
„Heut werde fremdes Leid dir kund
Zu Deiner eignen Schmach!“

„Was ist das für ein kindisch Thun,
Zu weinen jede Nacht,
Als wär' Dein Leid das größte nun,
So tief wie Bergesschacht.
Doch sieh, schon winkt das Trauerziel' —
Mir wies des Führers Hand
Mit einer Wendung streng und kühl
Ein Haus am Wegesrand.

Ein trübes Lämpchen glühte noch;
Wir sahn durchs Fensterlein
Und forschten ungesehen doch
Wer hier so laut mocht' schrein.
Der Bauer trank wie sonst zuviel
Und schlägt sein Kretinweib,
Sie wehrt sich mit dem Besenstiel
Und flucht zum Zeitvertreib.

Da tritt durch jene Kammerthür
Im leichten Nachtgewand
Der alte Vater bleich herfür
Und hebt die welke Hand.
Zum Himmel irrt sein Thränenblick,
Sein Mund ermahnt zur Ruh';
Da packt ihn taumelnd am Genick
Der Sohn und brüllt dazu.

Der Trunkenbold schleift ihn vors Thor,
Das schon wir öffnen sehn,
Dann schiebt er schnell den Riegel vor
Und heißt den Ärmsten gehn.
Der weint nicht mehr und seufzet nur
Mit einem Laut, so tief,
Als wenn die ganze Allnatur
Er auf zur Rettung rief.

Doch winterlich liegt Wald und Feld,
Vereiset Stein und Grund;
Kein Blitzstrahl drum herniederfällt,
Kein Donner macht es kund.
Wie Undank hier zum Himmel schreit
Beim Greis, der schwach und bloß
Die Lider senkt vor Müdigkeit
Und bald zum Tode schloß.

„Genug, genug! Nichts Bängrers mehr
Vermöcht ich je zu schau'n!
Mein Liebesleid schien mir zu schwer,
Mir fehlt's an Selbstvertrau'n!“
Mit stummem Gruß zur Antwort nickt'
Mein Führer und verschwand; —
Allein ich selbst mich fast beglückt
Daheim erwachend fand.

München. Robert Högger.

Stimmt an!

Ich bitt' Euch, liebe Sänger mein,
Nun laßt einmal die Weibsen sein —
Stimmt an das Lied vom Manne!

Vom Manne, jeder Zoll ein Held,
Ob mit Kupons, ob ohne Geld,
Ein Hauer in die Pfanne,

Der haut, daß baß die Schwarte kracht
Dem Lumpenpack in Geistesschlacht,
Dem Viehvolk mit der Fratze,

Dem Viehvolk, das nichts Höhres kennt
Als Quark und Tratsch, potz Element,
Und in dem Sack die Katze!

Und mit der Katz die Lüstelei,
Die Streberei, Scherwenzelei
Und was verdirbt die Rasse.

München.

Ich bitt' Euch, liebe Sänger mein,
Laßt das Geflöt' von Liebe sein —
Stimmt an das Lied vom Hassel

M. G. Conrad.



Björnson.

Von Karl Bleibtreu.*)

(Charlottenburg.)

Wie plötzlich die Litteratur des jüngsten europäischen Kulturvolkes uns durch eigenartige Kraft überraschte und bestimmenden Einfluß (speziell auf die deutsche Poesie) gewann, so gilt letzteres in noch höherem Grade betreffs der jungen Litteratur eines kleinen germanischen Volkes, das schon längst die Führung der älteren und größeren Kulturnationen Skandinaviens übernommen hat: des norwegischen.

Hier hat sich unser Augenmerk zuerst auf Björnstjerne Björnson zu richten.

Das köstliche Erdbeeraroma dieser Poesie vereint sich mit dem stählenden Hauch einer Hochlandluft, die alles Unreine beiseite fegt. Der Dichter sieht von seinem Bergthron aus alle Gebreste und Erbärmlichkeiten unter sich liegen, an denen unsere Kulturmenschheit krankt.

Was Burns für die Schotten, Bellman für die Schweden — das ist Björnson für Norwegen. Er ist die Stimme des Landes, der Herold der Nationalseele.

Alle Anläufe zu nationaler Charakteristik, wie von Magdalene Thoresen, Jonas Lie und Ibsen, scheinen daneben matt oder wirken unwahr. Hier, nur hier tritt uns das Normannentum entgegen mit seiner schonungslosen Härte und brutalen Kraft, womit oft sentimentale Weichheit einen seltsamen Kontrast bildet. Die gigantische Natur dieses merkwürdigen Landes bildet den passenden Hintergrund ernster Figuren. Dagegen vermißt man vielleicht die stärkere Hervorhebung nationaler Gegensätze, die sich an den Küsten Norwegens bei der Entwickelung des Seehandels offenbaren.

*) Aus „Renaissance und Klassicität". (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Nur in „Magnhild“ haben wir den direkten Hinweis auf Amerika, das dem Norweger ganz wie ein Grenzland gegenüberliegt.

Seit Goethe im Tasso sein Wesen in zwei abgesonderten Personen sich gegenüberstellte und im Werther und Faust Anfang und Ende seiner Entwickelung personifizierte, haben es die bedeutenderen Dichter verstanden, dies Experiment zu wiederholen. So begegnen wir auch bei Björnson zwei Hauptfiguren.

Die erste ist der junge träumerische Bauer mit seiner unbewußten Idealität: Thorbjörn, Eyvind, Arne. All diese Repräsentanten jugendlicher Schwärmerei sehnen sich „über die hohen Fjällen“ hinaus, wie einst ihr Schöpfer, und man versteht sie nur halb, wenn man die Natur nicht kennt, aus der heraus sie gewachsen.

Björnson, am 8. Dezember 1832 zu Quikne im Dovrefjeld geboren, hat seine Jugend abwechselnd auf dem Plateau dieser Steinwüste, um deren nackte Kuppen kaum der Adler zu kreisen wagt, und in Romsdal verlebt. In diesem grandiosesten Felsthal Europas verschwinden die spärlichen „Säter“ (Matten) fast gänzlich — Heidekraut und Alpenblumen, mitunter auch eine kolossale Tanne, nisten nur hier und da in den Spalten. Lange ist das Lur (Alpenhorn) verhallt. Ringsum starren die „Gespensterberge“, die Troltinderne, wo Drachen und Eulen in Stein verwandelt Wache halten, während am Ende des Thals das majestätische Romsdalhorn sich in die Wolken bohrt. Die Alpen treten dicht zusammen, und am Rand des Weges leuchtet noch im Sommer ungeschmolzener Schnee. Hundert und aber hundert Vosse (Wasserfälle) stürzen sich terrassenweis mit grünlichen Gletscherwellen herab und machen die erdrückende Stille noch deutlicher.

Aus diesem Gefängnis führt nur ein einziges Thor, aber ein weltweites: der Ozean. Dorthin nach dem Handelsort Molde, der paradiesischen Blumenstadt am Golfstrom, hatte der junge, träumend in sich verschlossene Genius in die Schule zu wandern. Wenn dann Milliarden von Glühwürmchen überm Meer zu tanzen schienen und die schwimmenden Insel-Alpen im Alpenglühen verschwammen, da keimten in ihm die Gedanken, deren Frührot seinen Pfad bescheinen wird bis zum großen Abendrot der Erfüllung.

In Molde spielt auch „Das Fischermädchen,“ worin der Dichter auf seine ursprüngliche Vorliebe für Darstellung dämonischer Weiblichkeit den zweiten ihn bestimmenden Drang übertragen hat: Die Entwickelung einer Künstlernatur unter widrigen Verhältnissen.

In seinen ersten Versuchen haben wir es zuvörderst mit alten Be-

kannten, wie Maria Stuart, zu thun. In diesem Drama rast sich die Sturm- und Drangperiode ein wenig aus.

Anders die wilde Tragödie „Hulda." Nur ein großer Dichter konnte diese wunderbare Figur schaffen, eine Art moralischer Walküre, die jeden, der ihrem Zauber verfällt, in den Tod treibt. — Fast alle echten Dichter müssen dem Weltschmerz ihren Tribut zollen. Aber Björnson bleibt auch hier durchaus national. Der Weltschmerz des Normannen zeigt als Symptom berserkerhafte Kampfwut und Wikingerlust. Den landschaftlichen Hintergrund des Stückes bildet zwar der kurze norwegische Sommer, in den schon unheimlich der Winter in der schauerlichen Ballade „Niels Finn" hereinblickt; aber die schwarze, blasse, lahme Hulda und ihr dämonischer Geliebter sehnen sich nach Island, der Heimat der Freiheit, wo die Flammen des Hekla unter ewigem Schnee schlummern, wie die Leidenschaft unter verstellter Kälte. Die Flammen brechen hervor: sie stirbt den Feuertod mit ihrem Geliebten.

Als dämonische, d. h. geniale Natur erscheint nun auch das „Fischermädchen". Aber der vorbereitende Kampf mit dem eigenen Selbst wird hier überstanden und die Epoche der Reife beginnt.

Am deutlichsten wurde dies ausgesprochen in der Skizze „Thrond der Geiger" — in Anschauung und Durchführung ein vollendetes Meisterwerk. — Der Geiger zerschneidet drei Saiten seiner Geige. „Nun war nur noch der Baß übrig." „Der Baß ist eine liebe Saite" dachte Thrond. Er sah sich seltsam um: „Ich denk, ich laß sie sitzen." An dieser einen Saite hängt oft Leben und Verstand des Künstlers, wenn ihm das Unendliche als unerreichbar vorschwebt.

Zugleich wird in diesen Erzählungen durchgängig beobachtet, wie in verkannten Seelen die Menschenliebe am tiefsten wurzelt und wie harte Naturen sich zuletzt dem Edlen zu eigen geben. „Einer der Fuhrleute meinte, es sei doch wunderbar, daß solch eine steile Wand mit Pflanzen bekleidet werden könne. „Sie müssen, ob sie wollen oder nicht," sagte Bard (aus „Arne"). — Diesen eigentümlichen Mannesgestalten stehen weibliche Charaktere gegenüber, die in diametraler Verschiedenheit von den zerrissenen Frauenseelen in Björnsons früheren Schöpfungen, in sich selber harmonisch, auch den stürmischen Mannesherzen Frieden bringen. Seine Eli, Märit, Mildrid, sind von einem wahren Zauber der Anmut verklärt.

In diesen Novellen (zu denen wir noch das Epos „Gelline" rechnen) finden sich auch die kostbarsten Blüten der Lyrik: die Apostrophe an das Meer, die sich mit Byrons „Roll on, thou deep and dark blue ocean!" messen kann — und die unvergleichlichen Lieder „Willst du auf des Fjällens Plan" und „Ging ein Knabe wohl tagelang".

Die eigentümliche Heldenrasse in Björnsons erster Periode wird in der zweiten von einer anderen Gattung verdrängt. Das sind keine Kraftgenies und schwärmerischen Jünglinge mehr. Diese Herrschernaturen haben die unklare Gährung überwunden. Weil sie nicht nach Menschensatzung, sondern nach dem Recht über den Sternen ihr Auge richten, schimpft man sie „Irre, Tolle" oder „Teufel".

Die Trilogie „Sigurd Slembe", das großartigste Werk Björnsons und der gesamten skandinavischen Litteratur, bildet nur ein symbolisches Selbstbekenntnis dieses Dichterlebens. — Weil der treuherzige Jüngling das Ungewöhnliche als Möglichkeit im Innern trägt, hält man ihn für einfältig. Er wird verbittert und mit angeborener Demut verbindet sich ein plötzlich erwachendes Selbstbewußtsein und Ahnung seiner künftigen Größe. Es reißt ihn unaufhaltsam fort in abenteuerliche Bahnen — — das ist „Sigurds Flucht" (Teil I). — Früh berühmt, irrt „Sigurd in der Fremde" umher und von seinem Ahasveros-Fluche würde ihn nur das Erreichen seiner Bestimmung erlösen. Er ist zum Herrschen geboren und hat sogar ein Recht darauf — sein Recht aber wird ihm vorenthalten. Die Liebe (Audhild) sucht ihn noch einmal von seiner Bestimmung abzulenken. Aber er weist sie als unwürdige Schwachheit von sich — sucht er doch kein Glück, sondern Selbsterfüllung! Er stürzt sich auf sein Ziel; nachdem alle gütlichen Mittel erschöpft, greift er zu Gewalt und Verbrechen und entzweit sich als Brudermörder mit der Natur. Das Gesetz der Menschen stößt ihn aus und sein Rechtsgefühl wird durch Schuldbewußtsein getrübt. — Er fällt — aber sein Besieger giebt zu, daß man unrecht gehandelt, aus Furcht seiner Kraft ein geeignetes Feld zu gewähren. Sobald ein solcher Geist in den Kampf mit der Welt gedrängt wird, tritt er sie entweder zu Boden oder wird vernichtet. Doch das Große, das hier nur stückweis offenbaret wird, kann sich nach dem Tode zu herrlicher Bedeutung sammeln. — Mit dieser Hoffnung stirbt Sigurd, sich selber als Sühne in die Gewalt der Feinde liefernd, einen grauenvollen Martertod, indem er das „Kreuzfahrerlied" anstimmt, mit dem er seine Irrfahrten begann. Und dies ist nun wahrhaft „Sigurds Heimkehr" (Teil III) . . .

In dem Drama Björnsons „Zwischen den Schlachten" heißt es: „Es kann ja Männer geben, die über viel Volks gesetzt sind, deren Haupt und Stütze sie bilden. Sie müssen sich verschließen vor der Sorge, denn sie sollen allen Mut verleihen, wenn sie auch selbst keinen haben. Aber ich kenne einen, der so seelenstark ist, daß er so lange aushalten kann, bis sowohl Gott als Menschen einsehen: es war doch das Rechte, was er wollte." — Ob diese aus dem tiefsten Innern des Dichters hervorquellenden Worte

je in volle Erfüllung gehen, und ob es wirklich das Rechte war, was er wollte, wer weiß es? Aber, daß er stets nach bestem Wissen und Wollen wirkte, wird keiner zu bestreiten wagen.

Wo Olaf Trygveson versank, weiß keiner zu künden, und Harald Harfagar, des Nordens Barbarossa, schläft im Kristallschloß der Meerfrau. — — Das Normannentum, vor dem die Erde gebebt, ging spurlos unter, und in der Sage nur lebt seine Größe.

Aber zu unsterblichen Siegen und unveräußerlichen Eroberungen schwang sich der Geist dieses dämonischen Volkes seitdem empor. Seit der Konvention von Moß in die Reihe der selbständigen Völker eingetreten, schuf sich Norwegen in kurzer Frist eine eigene Litteratur. Ihr eigentlicher Stifter war der geniale Wergeland. — — Und wo finden wir ein zweites Volk (in diesem Fall ein Völkchen von nicht anderthalb Millionen), das binnen fünfzig Jahren eine Reihe so ursprünglicher Geister von Welhaven bis auf Kjelland erzeugt hätte und an ihrer Spitze einen Weltdichter, einen Dichter ersten Ranges? — Ja, wir wiederholen es getrost: ersten Ranges. Es wird eine Zeit kommen, wenn die Öhleuschlägers und Tegnérs lange vergessen, wo man einsehen wird, daß Björnstjerne Björnson für Skandinavien das bedeutet, was für England Shakespeare, für Italien Dante, für Frankreich Musset.

Wir haben es zu thun mit einem Lyriker, der Burns, Goethe, Heine ebenbürtig — mit einem Erzähler, der an Feinheit und Wahrheit von Turgenjew, in bezug auf poetische Stimmung von kaum einem erreicht wird. Als Dramatiker lieferte er uns als Muster eines Salonstücks „Die Neuvermählten". Im hohen Stil aber möchte ich den Charakter des Jarl Harald im zweiten Teil des Sigurd am höchsten stellen.

Die Nachwelt wird erkennen, daß Skandinaviens größter Genius, sowie einst Shakespeare aus dem sinnlichen Normannentum seiner Jugendwerke sich zur schlichten Ruhe des Sachsentums emporschwang, durch das Dämonisch-Zerrissene, spezifisch Norwegische, seiner Jugendströmung sich zum allgemein Germanischen Bahn brach. Das echte Urgermanentum, wie es nun bei Nord- und Südgermanen sich ausspricht, hat in ihm seinen beredtesten Dolmetsch gefunden.

„Eine Wahrheit beginnt wie ein Sausen im Korne an einem Sommertage und wächst zu einem Brausen über der Wälder Dach, bis das Meer sie mit Donnerstimme dahinträgt und nichts mehr vernommen wird außer ihr." (Lied an das Freiheitsvolk im Norden.)

Aus dem Tagebuch eines Realisten.

Von Johannes Normann.

(Berlin.)

Herr Alfred Biese beschäftigt sich in dem gemeinsten und käuflichsten aller österreichischen Schmutzblätter, der „N. Fr. Pr.", anläßlich einer Besprechung der Liliencronschen Gedichte natürlich auch mit dem Realismus. Der ist für diese Herren von der alten Schule was das rote Tuch für den Stier. Aber wie wütend das Vieh sich auch immer geberdet, das Tuch hört doch nicht auf, mit der Kraft zu leuchten, die ihm sein Meister verliehen. Wie es bei einem so würdigen, sachlichen und wahrheitsliebenden Kritiker nicht anders möglich ist, erscheint als Bieses schwerster Vorwurf gegen den Realismus natürlich die Behauptung, die Realisten gäben nur Photographieen des gemeinen Alltagslebens. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die tiefe Wahrheit, die eigenartige Neuheit dieses Tadels, oder die umfassende Kenntnis der realistischen Litteratur, auf der er beruht. Leider hat Herr Biese eines vergessen, aber seine eindringende Kenntnis des Realismus wird ihm erlauben, es bald nachzuholen, und er wird der Kulturgeschichte dadurch einen ungeheuren Dienst leisten — er hat vergessen mitzuteilen, wie es Karl Bleibtreu gelungen ist, sich die Photographieen aus anderthalb Jahrtausenden zu seinem Dutzend historischer Dramen und Romane, Alberti zu seinem Renaissanceschauspiel „Brot!", Walloth zu seinen antiken Romanen und mittelalterlichen Dramen zu verschaffen. Wenn es ihm gelingt, nachzuweisen, wie diese Schriftsteller, mit Verachtung jeglicher Phantasie, lediglich durch Zusammenstellung erhaltener und in ihrem Geheimbesitz befindlicher Photographieen von Harold, Cäsar Borgia, Robespierre, Cromwell, Napoleon, Friedrich der Große, Thomas Münzer, Nero, Caligula, Marim, Felipes u. s. w. u. s. w. ihre realistischen Werke geschaffen haben, so hat er eine wissenschaftliche That geleistet, gegen die Lessings „Laokoon" und Taines „Philosophie de l'art" als wahrhafte Quartanerarbeiten erscheinen müssen. Gelingt es ihm aber nicht, dann wird man freilich Herrn Alfred Biese einen frechen und vorlauten Kritikaster, einen verleumderischen Ignoranten und großschnäuzigen Zeitungsschmierer nennen müssen.

* * *

In einem kürzlich in Elberfeld verhandelten Meineidsprozesse erklärte der Vorsitzende des Gerichtshofs, nach seiner Überzeugung seien von den Zeugen mit kaltem Blute eine Reihe von Meineiden geschworen worden,

und während seiner ganzen Amtsthätigkeit habe er noch nie einen solchen Abgrund von Gemeinheit erblickt. Ähnliche Erklärungen und Thatsachen liefen in der jüngsten Zeit noch von vielen andern Seiten ein. Es ist kein Zweifel: das öffentliche Rechtsbewußtsein ist in einer Weise im Sinken begriffen, welche den, der in einem allgemeinen, festen Rechtsbewußtsein und Rechtsgefühl die einzige Gewähr für den Bestand und die gesunde Fortentwicklung des Staates sieht, mit den ernstesten Besorgnissen erfüllen muß.

Es frägt sich nur: wer trägt die Schuld?

Geht unser Volk kulturell zurück? Sind die sogenannten modernen Umsturzbestrebungen, der Sozialismus, der religiöse Indifferentismus, wirklich, wie man behauptet, die Ursachen eines Niedergangs der öffentlichen Sittlichkeit?

Ich bestreite das auf das entschiedenste.

Das öffentliche Rechtsbewußtsein, das Allgemeingefühl dessen, was Recht und Unrecht ist, ist lediglich und ausschließlich das Erzeugnis der Gesetzgebung und Rechtsprechung in einem Lande, es wird geschaffen von den Gesetzgebern und Gesetzesauslegern, und wenn die Gesetze eines Landes und ihre Anwendung sich nicht mehr decken mit den bestehenden Rechtsempfindungen der Mehrheit, so wird mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes die Masse versuchen, diese Bestimmungen und Auslegungen zu umgehen, zu verhindern. Wenn man gesetzliche Bestimmungen schafft, die Bestrebungen bestrafen, welche bis dahin ungehindert ihren Lauf nahmen und deren Tendenzen und Zwecke der Mehrheit der Bevölkerung sympathisch sind, wenn man bestehende gesetzliche Bestimmungen plötzlich anwendet auf Fälle und Zustände, auf die sie bis dahin nie angewendet worden sind, auf die sie nach der klar oder latent ausgesprochenen Absicht der Gesetzgeber überhaupt nicht berechnet und beabsichtigt sind, wenn man mit dem Scharfsinn der Fachwissenschaft Dinge in das Gesetz hineinpraktiziert, welche sein unklar gefaßter Wortlaut vielleicht nicht ausschließt, wohl aber die unzweifelhaft festzustellende Absicht des Gesetzgebers, wenn man thatsächliche aus dem Billigkeitsgefühl der Masse hervorgegangene Forderungen einfach unberücksichtigt läßt — ich denke hier z. B. an die Entschädigung unschuldig Verurteilter, an die Wiedereinführung der Berufung in Strafsachen — dann darf man, wie die Thatsachen der geschichtlichen Entwickelung lehren, nicht voraussetzen, daß das Bewußtsein der Mehrheit sich den neuen Zuständen ohne weiteres fügen und die Veränderung oder ihm widersprechende Art der Fortentwicklung der Rechtsverhältnisse nun ohne weiteres in sich aufnehmen wird. Die Mehrheit wird vielmehr sich gegen derartige Gesetze und Auslegungen sträuben, und in der Unmöglichkeit, ihre Anschauungen auf gesetzlichem Wege zur Geltung zu

bringen — außer etwa im Geschworenengericht — wird sie sich bestreben, dieselben durch Hinterpforten einzuschmuggeln, sie wird vermeintliche Rechtsentstellungen mit offenen beantworten, und thatsächliche, bewußte Fehlsprüche der Geschworenengerichte, Falscheide von Zeugen, tieffressende Verbitterung und zuletzt offene, gewaltsame Auflehnung gegen das Gesetz — eine von offener und verschwiegener Sympathie der Mehrheit des Volkes begleitete gewaltsame Auflehnung (man denke z. B. an die 48er Steuerverweigerung), werden die Folge sein. Ich stelle daher folgende Thesen auf:

1) Das Wohl und Heil einer Nation beruht in erster Linie auf dem Vorhandensein eines starken, durch die Gesamtheit verbreiteten Rechtsbewußtseins.

2) Für den jeweiligen Zustand des Rechtsbewußtseins im Volke ist lediglich die Gesetzgebung und die Justiz verantwortlich.

3) Gesetze und gerichtliche Urteile, welche dem in einem Lande bestehenden Rechtsbewußtsein widersprechen, können bei aller formell-juristischen Begründung niemals erziehlich auf die Volksmehrheit einwirken, sondern nur Rechtsbewußtsein und öffentliche Moral schädigen und die allgemeine Ordnung untergraben.

* * *

Der alte Kanzler in Friedrichsruh geberdet sich von Tag zu Tag wunderlicher und unbegreiflicher. Wir, die wir ihm seit dem Bestehen dieser Zeitschrift mit realistischer Wahrheitsliebe gegenüber gestanden, ehrlich seine Größe anerkannt, freimütig seine Schwächen aufgedeckt haben — wir dürfen wohl uns auch jetzt ein offenes Wort über den aus dem Amt Geschiedenen herausnehmen.

Und da dürfen wir nicht zögern einzugestehen: klug, diplomatisch raffiniert ist sein gegenwärtiges Verhalten freilich — groß, erschütternd ist es nicht. Er stellt sich als den Verfolgten, durch amtsgenössische Ränke gestürzten, den Märtyrer hin, er rechnet auf die Sentimentalität der Welt: der Mann der Blut- und Eisenpolitik! Er klagt die Presse der Feigheit und Feilheit an: der Stifter der Reptilienfonds! Er greift den Dreibund an, den dieses Blatt noch während Bismarcks höchster Machtzeit ein bedeutungsloses politisches Schaustück nannte — er, der sich in seinen Organen desselben Dreibunds halber als der europäische Friedenshort feiern ließ. Er verurteilt die Sozialpolitik des Kaisers, der Verfasser der sozialreformatorischen Botschaft Kaiser Wilhelm I. Er verurteilt die staatliche Aufhilfe für die Arbeiter, die Beschränkung der ausbeuterischen Tendenzen des Kapitalismus, die logischen Folgerungen der obenerwähnten Botschaft —

der Großgrund- und Fabrikbesitzer auf geschenkten Territorien! Er gesteht, daß er seinen Kaiser durch den Schachzug der Märzkonferenz habe aufs Glatteis führen wollen —, der „neue Hagen", das Ideal der Vasallentreue, dessen zweites Wort sein „königlicher Herr" war!

Nein, dieses Hilfesuchen bei ausländischen Schwindelzeitungen und deutschen Provinzkäseblättchen, dieses ungeduldige Erwarten der Wirkung jedes Wortes auf die Masse, diese schwankenden, deutbaren Redewendungen, dieses Lügenstrafen der Preßphonographen, sobald die Wirkung der Worte auf den Philister eine andere ist als die erwartete, dieses Versteckspielen hinter der Verantwortlichkeit fremder Redaktionen — dieses ganze System der Verteidigung, diese kleinlichen Kniffe und Pfiffe sind eines Mannes von geschichtlicher Bedeutung nicht würdig.

Für das Verhalten einer gestürzten Größe kennen Geschichte und Litteratur vor Allem drei Typen. Sich grollend vom Schauplatz zurückziehen, Niemanden sehen, Niemanden hören, in der Einsamkeit des Hasses brüten und doch jeden Vorgang draußen vom fernen Luginsland scharf beobachten — höhnisch warten, bis die klugen Nachfolger, die besserwissenden neuen Männer Alles in die furchtbarste Verwirrung gebracht, bis die ganze Welt nach der Rückkehr des Einen, Unersetzlichen schreit, dann sich hartnäckig weigern, bis der Höherstehende sich vor ihm demütig gebeugt und Himmel und Hölle für ihn in Bewegung gesetzt — der Typus des zürnenden Achill.

Oder Wut und Rache im Herzen, nur die Sättigung des eigenen Grimmes verlangend, ohne Rücksicht auf Volk und Vaterland ins Lager des Feindes eilend und die Waffen gegen die eigne Nation kehrend, schrecklich aber groß: ein Coriolan.

Oder endlich den Dolch des Feindes im Busen lächelnd untergehen, und das Gefühl des Stolzes im Herzen über die Kraft, den Mut des Gegners, in denen der Gestürzte nur seine Vorzüge, seine Lehre, seine Erbschaft, den Gewinn seines eigenen Lebens wiedererkennt, ohne dessen Vorbild jene nie solche Kraft, solchen Mut gefunden hätten: der Typus des römischen Tarquin, wie ihn unser junger genialer Fr. Kummer mit Meisterhand gezeichnet hat.

Zwischen diesen drei Typen nur hatte ein Mann zu wählen, der 25 Jahre lang den Erdball beherrscht hat. Er mußte untergehen, wie er gelebt hatte.

Ohne Zweifel hätte Fürst Bismarck sein Verbleiben im Amte erzwingen können, wenn er gewollt hätte — freilich nur durch ein furchtbares und zweifelhaftes Mittel. Er konnte wie 1866 einen Krieg herbeiführen,

eine Explosion, die bei der gegenwärtigen Anhäufung von Zündstoffen eine Leichtigkeit war. Er hat es unterlassen, hat sein letztes Mittel nicht angewendet, er zog vor, seinen Herrscher zu blenden, und da ihm das bei den scharfen Augen Wilhelm II. mißlang, ging er von dannen, wie der Jüngling im „Kampf mit dem Drachen". Er wollte sein Vaterland dieser Gefahr nicht aussetzen. Was seine Vaterlandsliebe erhöht, vermindert seine geschichtliche Größe.

Die kleinlichen Formen seines Unmuts könnten leicht das schrecklichste herbeiführen, was einer weltgeschichtlichen Gestalt geschehen kann — man könnte aufhören ihn ernst zu nehmen, etwa wie Kaiser Franz, Napoleon III., Wrangel. Man könnte verführt werden zu glauben, daß die Größe seiner Erfolge, die Dauer seiner Macht zumeist bestanden habe in seinem Glück, seiner technischen Gewandtheit und der Kleinheit seiner Gegner. Etwas ähnliches steht schon zwischen den Zeilen des Tagebuchs Kaiser Friedrichs. Als Patriot und vor Allem als Dichter habe ich nur den einen Wunsch: möchte dieses Los dem eisernen Kanzler erspart bleiben.

* * *

Der kleine Herr von Perfall speit in der „Kölnischen" wieder einmal seine ganze Wut gegen den deutschen Realismus aus, fordert zum hundertsten Male das Volk auf, seine eigenen Stümpereien bedeutender zu finden als die reiflich ersonnenen Werke eines Bleibtreu und Conrad, erklärt alle Tendenzdichtung für unkünstlerisch und vernichtet so mit einem Federstriche Aeschylos, Aristophanes, Molière, Lessing, Schiller, H. von Kleist und tutti quanti, und versichert vor Allem zum siebenhundertsiebenundsiebzigsten Male, daß in Berlin nicht das Herz der deutschen Litteratur schlage und daß es anderwärts, in der Provinz auch noch geistiges Leben gäbe, daß man sich durch Berliner Lärm und Staub nicht verblüffen lassen solle. Dieses Ausspielen der Provinz gegen Berlin, diese Spekulation des kleinen Provinzredakteurs auf die breite in der Provinz versauernde Masse des Philistertums ist die Hauptstärke des guten Freiherrn.

Aber wann hat denn Berlin die Provinz totmachen wollen? Nicht von einem Einzigen ist das versucht worden. Nur hier keine langen Auseinandersetzungen über Wert und Unwert der Zentralisation und Dezentralisation für das geistige Leben! Das sind Doktorfragen. Ob die Hauptstadt die Provinz unterdrückt oder jene sich ihre Stellung und Selbständigkeit wahrt — das liegt einzig und allein in der Macht der Provinz selbst. Wo Menschenmassen sich sammeln, amtliche Zentralstellen ihren Sitz haben, da regt sich Widerspruch, da gährt es, da bildet sich Neues, da entfaltet

sich Leben und Fortschritt. So in Berlin; und die tollsten Exzentricitäten, wie angreifbar auch immer, sind für die natürliche Fortentwickelung noch immer werthvoller als vollkommener Stillstand. Aus jenem kann sich ein gesundes fortbildendes Moment gestalten, aus diesem niemals. Darum nur immer versuchen, immer experimentieren: freie Bahn für alle ernsthaft gemeinten Ideen, für jeden eigenartigen Thätigkeitsdrang! Die öffentliche Meinung ist der einzige berechtigte Regulator, und er ist unfehlbar, er sucht sich das Wertvolle, Vernünftige von selbst heraus und streift das Unbrauchbare, Übertriebene von selbst ab. Darum nur Freiheit, Kampf, Bewegung, Versuche, Thätigkeit, Leben! Das ist der Grundsatz, der die Berliner Litteratur beherrscht. Und der Teil der Provinz, des Reiches, der sich zu demselben Grundsatz bekennt, hat auch noch nie das Übergewicht Berlins drückend empfunden, nie darüber geklagt, hat sich Selbständigkeit, Bedeutung bewahrt, wie sehr die bei ihm herrschenden Kunstanschauungen auch denen von Berlin widersprechen. Warum wahrt München sich seinen Ruhm der ersten deutschen Kunststadt trotz Berlin, ja wird als Kunststadt von Tag zu Tag bedeutungsvoller, mächtiger? Weil es für Fortentwicklung, für lebendige Bewegung eintritt, und durch die Reformbühne, den internationalen Salon und ähnliche Einrichtungen mit der Zeit weiter schreitet. Warum gehen andere Städte gleich Köln, Leipzig, Dresden, Wien von Jahr zu Jahr geistig rückwärts? Weil sie tot sind, weil sie stagnieren, weil ihnen jedes eigne geistige Leben fehlt, weil die zufälligen Machthaber ängstlich eine Clique bilden, die jede Neugestaltung, jeden Fortschritt tyrannisch unterdrückt. Köln, die Kölnische Zeitung, H. von Perfall werden mit dem Augenblicke führende Rollen im deutschen Geistesleben spielen, da sie ihre natürliche nnd eigensüchtige Trägheit besiegen, aufhören blöden Stillstand, versumpfende Reaktion zu predigen, und sich an die Spitze der modernen geistigen Bewegung stellen. Das heißt, wenn sie den Willen und die Grütze dazu haben.

Ist es in Frankreich anders? Während die ganze Provinz in philisterhafter Blödheit erstarrt und deshalb der natürlichen Bedeutungslosigkeit anheimfällt, hat sich das eine Nancy eine mächtige und selbständige Stellung neben Paris zu wahren gewußt, indem es den Nerv der Zeit fühlend sich an die Spitze des Fortschritts auf einem Sondergebiet, dem des Hypnotismus, stellte. Nur lebendige Teilnahme am Fortschritt der Zeit erhält jung und mächtig. Sie ist in Berlin und München vorhanden, und darum bilden diese die Brennpunkte des geistigen Lebens in Deutschland, deren gegenseitiges Verhältnis die Doppelleitung unserer „Gesellschaft" so schön widerspiegelt. An jenem kulturgeschichtlichen Weltgesetze werden die Deklamationen



des denk- und schaffensträgen Kölner Jammerers nichts ändern. Verfall — Verfall!

* * *

Das Schützenfest ist Gott sei Dank zu Ende. Eine solche Ansammlung von Schmutz, Geschmacklosigkeit und Widerwärtigkeit war bisher in Deutschland unerhört. Diese Veranstaltungen sind für die ästhetische, die Geschmacksbildung des deutschen Volkes geradezu Strychnin. Ich rede gar nicht von dem Festzuge, der Allen unsagbar albern vorgekommen sein muß, die dergleichen Veranstaltungen in Wien, München, Heidelberg gesehen. Aber diese Ansammlung von Menschenfressern, verkrüppelten Zwergen, unförmigen weiblichen Fettklumpen, dressiertem Ungeziefer, Tingeltangeln, Kneipen, Schießständen mit weiblicher Bedienung auf dem sogenannten Festplatze, auf dem die Damen der untersten Berufsklasse wimmelten, und wo man zwischen den Buden bis an die Knöchel in Schlamm und Pfützen versank! Welch verrohende gemeine Wirkung auf junge Gemüter müssen diese Bilder, diese Szenen, diese Lieder und Redensarten üben! Und so etwas wagt man als „volkstümlichen Humor" auszugeben! Eine Presse, welche vorgiebt, volkserziehliche Aufgaben zu verfolgen, wagt es, für derartige Einrichtungen einzutreten!

Wann werden wir Erlösung finden, nicht nur von dem grauenvollen und verrohenden Unfug dieser Vogelwiesen, sondern von dem verwerflichen Unfug der Schützenfeste überhaupt? Mit ihren Saufgelagen, ihren Fressereien, ihrem Cliquenwesen, ihrem Singsang, dem kindischen Phrasengewäsch ihrer Festreden, ihrem blödsinnigen Draufloskuallen, ihrer einseitigen Betäubung der körperlichen Augenschärfe, ihrem faden Bierbankpatriotismus sind sie eins der reaktionärsten, hemmendsten Momente der Kulturentwicklung, und jeder wahre Freund der letzteren muß ihre baldige Vertilgung wünschen. Sie sind die Saturnalien des geistlosesten Philistertums, der Triumph Krähwinkels und Kuhschnappels, in denen jener Sport gemeinhin die emsigste Pflege genießt, über die moderne, gesunde Kultur des Fortschritts. Gevatter Schneider und Handschuhmacher sind gemeinhin die ersten Preisträger, in deren Verherrlichung die ganze Nation sich vereinigt. Wie wenig geistige Kraft, wie wenig inneres Vermögen zu Triumphen dieser Art gehört, vielmehr nichts als einige äußere Übung, wie geistig nichtsbedeutend solch ein „Schützenkönig" in Wirklichkeit ist, beweist allein schon das eine, daß einen der ersten Preise diesmal in Berlin unter Tausenden von Mitbewerbern aus aller Welt ein Schuljunge aus einem kleinen Neste am Harz davongetragen hat!! Er ist also der Held des deutschen Volkes!

Nein, diese Schützenfeste sind geradezu kulturfeindlich und dienen nur zur Stärkung des Philistertums. Vor einem geschickten, eisernen Gemsjäger, der den Gefahren der Natur mit kühnem Mute trotzt, der eine moralische Größe darstellt — Hut ab! Vor einem Preisbruderschützen mit dem Ehrenbecher zucke ich die Achseln.

Aus politischen Gründen hatten unsere Berliner Arbeiter diesmal Fernhaltung vom Fest und Festplatz beschlossen und streng durchgeführt. Ich verstehe die Motive nicht; denn Gottlob spielen die Schützenbrüderschaften politisch heut nur noch eine lächerliche Rolle. Aber eins haben die Arbeiter durch ihren Beschluß bewiesen: guten Geschmack — sie haben wie schon oft auch diesmal durch die That gezeigt, daß sie geistig hundertmal reifer sind als die breite Masse des bürgerlichen Philistertums, bei dem die Pfennigfuchserei, die Hoffnung auf ein paar Groschen Gewinn aus dem Zusammenfluß der Massen, stets den Sieg davonträgt über die wichtigsten Forderungen der Kultur, der Gesittung und des Geschmacks.

Nachschrift der Redaktion. Wir müssen hier eine Bemerkung anfügen, die für loyale Leser etwas Selbstverständliches enthält, also überflüssig wäre, wenn wir nur loyale Leser hätten. Wir haben aber auch andere. Die Glossen unseres geschätzten Mitarbeiters Normann zu den Tagesereignissen treffen nicht durchweg unsere Auffassung von Menschen und Dingen. Ein Beispiel: Normann fordert, daß Fürst Bismarck in seiner jetzigen Lebensführung zwischen drei historischen Typen wähle: Achill — Koriolan — Tarquin. Wir meinen, daß für Niemand eine Verpflichtung bestehe, nach irgend einem historischen Muster zu leben. Am wenigsten kann für einen Bismarck ein Vorbild-Zwang aufrecht erhalten werden. Bismarck wie Bismarck! So ist's in der Ordnung, denn nur so wird das Leben bereichert und unsere Kenntnis vom Menschlichen gesteigert, wenn sich neue Typen bilden. Und Bismarck ist ein neuer Typus. Er hat also auch das unbezweifelbare Recht, sich ganz und gar nach seiner Façon auszuleben. Er erfüllt damit nur das seiner Natur eingeborene Gesetz seiner Individualität, seiner Einzigkeit. Was aber die Urteile betrifft, die vom Standpunkte der praktischen Politik oder einer gegebenen Staatsraison über „Bismarck à la Bismarck" gefällt werden, möchten wir die größte Vorsicht und Zurückhaltung beobachtet sehen, solange nicht das gesamte zuverlässige Material vorliegt, aus dem allein objektiv berechtigte Urteile geschöpft werden können. Daß Bismarck Ärgernis erregt, wäre für uns der allerletzte Grund, an seinem Wesen und Gebahren ein Unrecht zu finden, oder ihn gar unlauterer Beweggründe zu zeihen, wenn er in der Art seiner

Selbstverteidigung nach gewöhnlichen Begriffen nicht immer glücklich ist. Daß seine Entfernung aus dem Amte eine Entwickelungsnotwendigkeit unseres sozialen Lebens gewesen, haben wir bereits in den „Deutschen Weckrufen" nachgewiesen. C.



Litteratur und Publikum.

Von Ludwig Goldstein.

(Königsberg.)

„Sag 'mal, lieber Tacitus, wollen wir nicht in diesem Semester Professor H.s Kolleg über deutsche Litteratur hören?" —

„Franzel, Franzel, was hast Du doch für Einfälle! Diese litterarischen Geschichten sind ja abscheulich langweilig, zum Einschlafen!" —

„Aber die Vorlesung liegt sehr günstig. Morgens von 8—9 Uhr; Du siehst, man kann sich von den Strapazen des Abends trefflich erholen!" —

Die so sprachen, trugen farbige Mützen und tätowierte Gesichter — waren also Studenten.

Nicht wahr, das sind nur burschikose Worte, die man eben so oft hört als überhört und belächelt, und einem jungen Manne von zwanzig Lenzen, der vielleicht Theologie oder Jura studiert, können wir es ja wohl verzeihen, wenn er ein Kolleg über deutsche Litteratur für ein gutes Mittel „zum Einschlafen" hält! Man hat ja den Studenten von jeher viel mehr vergeben, als anderen Erdbewohnern, und wenn man nicht gerade Polizeimann ist, lächelt man auch wohl über eine von lustigen Musensöhnen ausgelöschte Laterne und über einen durchgebläuten Nachtwächter!

Aber andrerseits, verehrter Leser, wollen wir auch die Menschen etwas zu Worte kommen lassen, welche da die Meinung haben, daß die Studenten die Blüte der Jugend jedes Volkes sein müßten, daß in ihnen die Ideale der Nation, von der Sonne der jugendlichen Begeisterung gereift, am lebhaftesten und lautersten erscheinen sollten!

Das schönste, selbsterschaffene Denkmal jedes Volkes ist seine Litteratur, sich mit der des eigenen und der anderer Nationen beschäftigen, das Kennzeichen jedes wirklich Gebildeten. Was wäre nun natürlicher, als daß wir vor allen den Studenten auf diesem Felde der Ehre fänden, daß er der

Litteratur zum mindesten Interesse entgegenbrächte? Und nun sehen wir einmal hin, womit sich diese jungen Herren zum weitaus überwiegenden Teil beschäftigen!

Man kneipt ohne Rücksicht auf Gesundheit und Geld — daß zum „Studieren" viel, sehr viel Geld gehört, weiß ja Papa —, sucht eine möglichst große Fertigkeit im sinnlosen Vertilgen des Gerstenbräus sich anzueignen, ist ein gewaltiger Schläger vor dem Herrn, renommiert nach Kräften mit dieser bei den übrigen Völkern so berüchtigten germanischen Rauf- und Sauflust und sucht vor allem ein „schneidiger Kerl" zu werden, d. h. man geht stets elegant frisiert, ist möglichst modenärrisch und stutzerhaft gekleidet, trägt aber nie einen Regenschirm, rächt jeden unangemessenen Blick durch eine Rempelei und bespöttelt die Unseligen, so etwa mit allzu bürgerlichen Gummischuhen in ein Café gehen oder nicht kommentmäßig zu trinken verstehen. Ja, der Komment, dieses gewisse Etwas, das eigentlich gar nichts ist, muß allerdings genug Entschädigung für Litteratur und Kunst sein. Wenigstens giebt es schneidige Studenten, die ein Buch über den Komment schreiben könnten, über unser Schrifttum aber bis auf einige Schulreminiszenzen nicht eben mehr wissen als die Kinder der Volksschule. — Es ist der im Menschen wunderbar mächtige Trieb der Nachahmung oder, um dieses Wort nicht zu mißbrauchen, der Nachäffung, der uns hier überall mitspielt. „Unsere Zeit steht im Zeichen des Lieutenants," sagt man. Der „schneidige" Lieutenant wirkt natürlich auf den Farbenstudenten, der die veralteten Ideale der einstigen Burschenherrlichkeit in die Rumpelkammer wirft und sich dafür mit dem Flitterkram kleinlicher Äußerlichkeiten behängt, die bunte Mütze wiederum leuchtet dem „Kamel", dem das Farbenband zu teuer war, gar zu schön, als daß er nicht wenigstens einige Manieren und Finessen aus ihrem Paradiese herübernehmen sollte, und von hier wie dort wird dann der Ansteckungsstoff sogar auf das Gymnasium getragen, eine Saat früher Zwietracht und eines falschen Ehrbewußtseins, eine gefährliche Ablenkung von den ernsten Aufgaben der Wissenschaft. Der Komment, dieser stumpfsinnige und barbarische Codex der studentischen Sitte wirkt wie ein Gift, und wenn er nichts mehr Abscheuliches enthielte als das Gebot des Duells. Doch hier ist jedes Journalistenwort vergebens, solange der Staat nicht energischer eingreift und die tonangebenden studentischen Kreise werden fortfahren, das Faustrecht als Ehrensache anzusehen. Der Begriff der Ehre ist eben nicht so geregelt wie der Komment. Jeder echte Deutsche mag das Strebertum für ehrlos halten — der Student ist nicht immer seiner Ansicht; ein edler Kaiser mag den Antisemitismus eine Schmach unseres Jahrhunderts nennen — der Student sieht oft darin Ehre

und Pflicht. Nun, eine Studentenschaft, die zum großen Teil mit derlei Idealen erfüllt ist, kann sich natürlich nicht viel um die Litteratur kümmern: was hier gerade als das Beste gepriesen wird, ist der heutigen gebildeten Jugend oft unverdaulich, und man hat doch wahrlich, um in Amt und Würden zu kommen, genug zu thun, um neben den Zoten und Zötchen des geselligen Lebens noch die Kollegien der „Brotwissenschaft" zu hören und deren notwendigste Werke zu studieren! Was soll man da noch mit dem Zeug, das schon genug auf der Schule gelangweilt hat? . . .

Indes thäte man der Studentenschaft unrecht, wenn man ihrer hier allein gedächte. Vielmehr ist es das Gros des deutschen Publikums, das sich gegen seine Litteratur versündigt. Nicht ein Hauch griechischen Geistes weht über unser Vaterland. Wirklich nicht ein Hauch? O doch? Allerdings nicht athenischen Geistes, dem Leben und Kunst in einander verschmolz, wohl aber spartanischen, der die höchsten menschlichen Güter aus dem Staate verdrängte, weil sie nicht greifbaren praktischen Nutzen gewährten. Man hat unsern leitenden Staatsmann einen zweiten Perikles genannt;*) in der Politik mag er es ja sein, wie es damit aber in bezug auf die Kunst steht, darüber lese man ein Aufsätzchen von einem Anonymus im I. Bande der „Berliner Monatsschrift". Für ihn giebt es bei Beurteilung aller Dinge nur den Nützlichkeitsstandpunkt; der Dichter ist wirtschaftlich unproduktiv, ergo zum mindesten eine überflüssige Beigabe, die allenfalls dazu ist, der Langeweile auf dem Sofa den Mund zu schließen. Auch auf den Professor wäre er als einen unnützen Brotesser schlecht zu sprechen, wenn nicht schon mancher Gelehrte manche praktisch wertvolle Erfindung gemacht hätte. Und mit ihm rast das ganze einige Deutschland: Nützlichkeit! Das Materielle und Körperliche hegen und pflegen! Geist ist auch Körper, und Philosophie, Poesie und all das Zeug ist Seifenblase, Luxus, Kinderei, „nichts Reelles!" Was nützen uns diese dichterischen Schreiberseelen, die uns keine Pferde- und Menschenkraft ersetzende Maschinen erfinden, die nicht über die Schweinezucht und künstlichen Dünger zu schreiben verstehen.

„Was sollen die blauen Blumen im Korn?
Die brotlos schmarotzenden Wichter!
So redet sich leicht der Bauer in Zorn —
Mit Recht, sie sind unnütz wie — Dichter."

Diese Gesinnung hat ihren klassischen Ausspruch in den Worten gefunden, die in den Reichstagsverhandlungen von 1885 einem Abgeordneten so überzeugungstreu von Herzen kamen: „Fort mit Schiller aus den tech-

*) Der Artikel ist noch unter der Ägide Bismarck geschrieben.

nischen Schulen; rechtzeitig soll der Schüler in den Ernst des Lebens (!!) eingeweiht, nicht durch poetische Allotria davon abgezogen werden." Als ob „der Ernst des Lebens" nicht am gewaltigsten aus den Werken wahrer Dichter zu uns spräche! Wahrlich vieles, womit wir jetzt feierlichen und ernsten Gesichtes Kultus treiben, werden kommende Jahrhunderte mit Recht als Allotria verlachen, verspotten und anstaunen, wir aber nennen die Beschäftigung mit den unsterblichen Dichtern Allotria! — Man vergißt bei dieser einseitigen Betonung des Nützlichen und Praktischen, daß nur der Staat wirklich gesund ist, in dem die materiellen und idealen Forderungen in gleicher Weise gehört und befriedigt werden, und der alle Fähigkeiten und Kräfte, die in den Menschen gelegt sind, ausbildet und befördert — eine Thatsache, welche die größten Staatsmänner aller Zeiten und Völker durch Wort und That anerkannt haben. —

Steigen wir nun einmal von dem politischen und staatlichen Standpunkt herab und schauen einmal zu, wie sich der Bürgerstand, die eigentlich breite Volksmasse zur Litteratur verhält! Wir können natürlich nur von den Gebildeten reden, denn daß der Maurergeselle Schulz und der Faktor Müller, wenn er überhaupt etwas liest, nur aus Hintertreppenromanen und Kalendern seine Weisheit holt, ist naturnotwendig. Nicht wahr, hier wird die rechte Pflegestätte der Litteratur sein? Gebildete Kaufleute, höhere Beamte, Lehrer u. s. w. werden eine kleine Bibliothek besitzen, besuchen vielleicht ein kleines litterarisches Kränzchen und unterhalten sich in ihren Gesellschaften auch hin und wieder von Litteratur, nicht wahr? — Nun, wenn wir ehrlich sind, wissen wir alle darauf Antwort zu geben! Litterarische Vereine fehlen in dieser Zeit der Vereinsmeierei oft recht großen Städten gänzlich, und wenn sie existieren, sind es meist Tummelplätze einiger dilettantenhafter Schreihälse, die sich als treffliche Vorleser oder gar Bühnenhelden produzieren wollen: ist einmal ein Vortragsabend, so glänzt der halbe litterarische Verein durch seine Abwesenheit. — Für Bibliotheken giebt es bisweilen sogar elegante Schränke; darin stehen höchst elegante Bändchen von Dahn und Ebers, ein Konversations-Lexikon, ein Kochbuch, ein Baumbach, noch ein Baumbach und allenfalls ein Schiller und Goethe, die der Sohn oder die Tochter des Hauses für die Schule „brauchten". Das übrige wird aus der Leihbibliothek geholt, „wenn man 'mal was braucht", d. h. vor Langeweile nicht weiß, was man anfangen soll. Das ist noch ein sehr günstiger Fall; es giebt jedenfalls Kaufleute und Beamte, die im ganzen Jahr außer den Geschäftsbüchern nichts Büchliches anrühren, als ob die Berührung den Tod brächte. Doch halt! wir gehen zu weit; sie lesen ja Humoristisches: fliegende Blätter, Caviar, Baumbach, Stettenheim &c. Ja, der Humor ist nicht nur „geistige Leib-

speise" des Fürsten Bismarck, sondern überhaupt der fast jegliches Bedürfnis stillende Seelsorger des deutschen Lesepublikums. Natürlich nicht der verrückte, überschwängliche, den Jean Paul geträumt hat — der paßt nicht mehr in die Eisenzeit der Kruppschen Kanonen —, auch nicht der geistvolle, elegante eines Gustav Freytag in den „Journalisten" (auch der Direktor eines nicht unbedeutenden deutschen Theaters hat dieses Stück neulich „langweilig" genannt) — nein! ein so köstlicher, so packender Humor, daß sich der stärkste Mann die Seiten halten muß. — Überzeugt Euch und geht in die Hallen Thaliens, wo die „klassische Leere" schon berüchtigt ist, und wo die Schönthans und Mosers und Kadelburgs und Treptows das verehrte Theaterpublikum hinter ihrem Triumphwagen führen. Was sollen die Menschen auch mit dem ernsten Zeug, sie „haben genug auf dem Kopf" und wollen am Abend nicht noch denken, sondern sich nur zerstreuen. Dieses „Denken" ist übrigens ein merkwürdiges Wort: Es findet sich im Lexikon der meisten überhaupt nicht, und wenn es erscheint, kommt es nur erstarrt in einer Verbindung wie: „Was denken Sie über Rumänien?" womit man gar nichts gesagt haben will, und in der Redensart vor: „Wie denken Sie über einen Skat?" womit man allerdings sehr viel gesagt hat. Sobald nämlich dieses Zauberwort gefallen ist, sitzen drei Menschen, gleichviel ob es am Nordpol ist oder am neapolitanischen Golf, im Eisenbahncoupé oder in der Kneipe, im Familienzimmer oder Gesellschaftssalon, nieder, um ein höchst geistreiches Kartenspiel zu „kloppen". Die Spielkarten sind die Litteratur unserer älteren Herren, und wenn die jüngeren aus Mangel an Damen gerade nicht tanzen, ist es auch die ihre. Vor Kurzem noch lebte in einer Provinzialstadt ein junger Pole, der weder Karten spielte noch tanzte, nicht etwa, weil er gar kein Vergnügen daran gefunden hätte, sondern weil schon beides alle gesellschaftliche und gesellige Bildung und Unterhaltung zu überwuchern droht — ein Eigensinn, vielleicht ein Wahnsinn, aber es hat doch Methode. Die Nemesis hat auch ihn ereilt; denn die preußische Regierung hat ihn offenbar, weil er sich absolut nicht in unsere Verhältnisse einzuleben verstand, ausgewiesen. — Warum kann Karl auch nicht tanzen, wo alles tanzt? Es giebt schon ein „humoristisches Deutschland", warum nicht auch ein tanzendes? — Die jungen Mädchen wie Schlachtopfer von Ball zu Ball vor die Reihen der auswählenden jungen Herren führen und fast geflissentlich durch Fernhaltung jeder vernünftigen Unterhaltung zu allerliebsten dummen Gänschen erziehen, das muß unsere Hauptaufgabe sein! Sie können ja auch einmal zur Zerstreuung irgend ein Buch lesen, aber Walzen muß die Hauptsache bleiben; wie sollten sonst die jungen Leute sich zu nähern verstehen! Der Tanz legt den Arm um die Hüfte, und

damit ist die Annäherung fertig, man braucht nur zu sagen: „Mein Fräulein!“ . . .

Doch genug! Der Anblick des entschleierten Bildes zu Saïs tötet, und ein Feuilletonist, der allzu wahr sein will, ärgert oder langweilt zum mindesten . . .

Nur noch eins! Man klagt so oft von kompetenter Seite über unsere Männer von der Feder und denkt nicht daran, daß zum großen Teil das Publikum selbst seine schlechten Schriftsteller verschuldet. „Jedes Volk,“ sagt Conrad Alberti mit Recht, „hat die Schriftsteller, die es verdient und die es sich groß zieht“ — und das ist das Traurige an der Sache, nicht die Gleichgültigkeit und das Philistertum des Publikums an und für sich, sondern deren Folgen. Jeder echte Schriftsteller arbeitet, wie überhaupt der wahre Künstler, um seine Kunst anerkannt, verstanden und geehrt zu sehen. Ein jeder braucht Anerkennung, aber niemand lechzt so danach, wie er — denn kein anderes Äquivalent kann ihm die Welt für seine Arbeit geben. Sein gutes Futter dem Reitpferd, Geld dem Handwerker — dem Künstler Verständnis und Ruhm! Nichts ist für ihn schmerzlicher, als in einer Nation zu leben, die stumpfsinnig seinem Schaffen gegenübersteht, nichts gefährlicher für sein Werk. Denn nur zu leicht zwingt ihn die Banausie zu einem Kompromis mit seinem Publikum: der heißt Herabsteigen zu der trägen Masse und thun, was ihr wohlgefällt. Ich sehe so manchen nach der Pfeife tanzen, der selber sollte Hirte sein! — Mag man über die ästhetischen Grundsätze des „jüngsten Deutschlands“ denken, wie man will — daß die Vertreter dieser litterarischen Richtung mannhaft gegen die hier besprochene oder im einzelnen nur berührte Teilnahmslosigkeit unseres Volkes gegen seine Litteratur Front machen, muß ihnen jeder danken, in dem das Gefühl für die Kunst und das ideale Interesse noch nicht erstorben ist, und wenn sie sich bisweilen zu Übertreibungen hinreißen lassen, so denke man an das Wort des alten Rabbi:

Wer ein krummes Stäbchen gerade machen will, biegt es nicht nur zur geraden Linie, sondern über dieselbe hinaus nach der anderen Seite . . .



„Das Maschinenalter".

Von Hans Land.

(Berlin.)

In diesen Tagen, da der deutschen Leserwelt fast gleichzeitig zwei große „Rückblicke" gespendet wurden, Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887". (Reclams Univers.-Bibliothek No. 2661 : 62) und das anonym (bei Schabelitz, Zürich) erschienene „Maschinenalter", gingen mir Hettners Worte, in denen er die Stimmung vor 1789 wiedergiebt, nicht aus dem Sinn.

„Selten (sagt er) oder nie war in der Geschichte ein ähnlich tiefer Bruch zwischen einer verhaßten Gegenwart und einer sehnsuchtsvoll erträumten Zukunft. In Staat und Kirche eine menschenunwürdige Bedrückung und Erniedrigung und in und über diesem Bruch ein schrankenloses Hoffen und Streben, das nach Wahrheit und Recht sucht und auf den Trümmern einer schmachvollen Vergangenheit die Entwickelung der Menschheit aufs Neue beginnend, den kommenden glücklicheren Geschlechtern Erleuchtung und Erlösung verheißt." —

1789 und 1890, es muß etwas Verwandtes liegen in diesen beiden Zeitpunkten. Denn was Hettner die Stimmung von 1789 nennt, es liegt auf uns allen beklommen und schwer, es zieht durch die bedrückten Gemüter der Zeitgenossen, es funkelt in den Augen der Neuerer, es leuchtet von den Stirnen derer, die die Sehnsucht treibt, sich herauszuflüchten aus dieser Zeit des bedrückten Erwartens, des schmachtenden Harrens, heraus in erträumte, lichtere Zeiten der Befreiung und Erlösung. Die beiden oben angeführten Bücher sind Niederschläge der eben skizzierten Geistesverfassung. Bellamy führt in einem Roman das Lichtbild des sozialistischen Staates aus, der anonyme Verfasser des „Maschinenalter" liest ein Publikum vor einer Zuhörerschaft des nächsten Jahrtausends über unsere Zeit. Er führt den Nachkommen die Krebsschäden unserer Epoche in acht Kapiteln vor und schildert in einem letzten unter dem Titel, „Blicke in die Zukunft", die, meist noch fruchtlosen Anstrengungen, welche von Seiten Weniger, der Epoche Vorauseilenden, gemacht wurden, um die drückendsten Mißstände zu beseitigen.

In Sachen der Nationalitäten sieht der Verfasser der konsequenten Durchführung des Verbündungs-Systems entgegen, das ja unzweifelhaft von den Urzeiten bis heut eine methodische Entwickelung erfahren hat. „Zuerst, im Urzustand, Kampf jedes Einzelnen gegen jeden Einzelnen; dann Familie gegen Familie; Stamm gegen Stamm, Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt, Provinz gegen Provinz, endlich nur noch Reich gegen Reich."

Der Staatenbund (in Nord-Amerika) schon verwirklicht, ist die nächste Etappe in dieser Schlußreihe.

Es ist ein emanzipierter, mutiger Kopf, der in diesen Zeiten des verhätschelten Nationalismus solche Schlüsse zu ziehen wagt. Der „christlich-deutsche Geist", dies Lieblingssteckenpferd der modernen Junkerschaft, wird sich aufbäumen gegen so „vaterlandslose" Theorieen; aber auch er ist nur ein schon erblassendes Ideal; es stehen größere und leuchtendere Ideen über diesen Zeiten, das Muster der Vollmenschlichkeit steckt Tugenden nicht mehr landesgrenzlich ab, und wir haben es verlernt, das Wort „Barbar" im althellenischen Sinne zu brauchen. Nicht Franzosen, nicht Deutsche, Menschen werden wir sein, Menschen vor allem.

„Haben Sie beobachtet, wie, im April, manche Bäume noch mit dem dürren Laub des Vorjahres dicht behangen sind? In einiger Entfernung gesehen, zeigen sie Farbe und Charakter des Herbstes. Zahlreicher als die jungen Triebe sind die welken Blätter. Sie verleihen dem Landschaftsbilde den Stempel. Ebenso in der Geschichte: die hier beleuchtete Epoche war so ein herbstlich belaubter April."

Dieses Bild vom Herbstlaub im April geht wie ein tröstender Refrain durch das ganze Buch. — Besonders welk sah es auf dem Gebiete des Schulunterrichtes aus. Hier raschelte es unheimlich, das Herbstlaub. Während draußen auf den Fluren der Wissenschaft ein üppiger Frühling sproßte, und ein reiches Erkennen und Finden seine Segnungen über die Welt ergoß, machte die Schule beide Augen zu und lehrte Altes und Veraltetes.

„Nichts war zu welk und zu dürr, um offiziell gelehrt zu werden. Tote Sprachen, tote Dogmen, tote Menschen. Das Gelehrte blieb hinter dem Gewußten um hundert Jahre zurück." Jeder Schritt vorwärts mußte erkämpft werden. Eine Wahrheit wie die darwinistische Entwickelungstheorie, in derer Lichte jeder Gebildete die Welt ansah, in der Schule vorgetragen, trug ihrem Verkünder Disziplinarstrafe und Amtsentsetzung ein. Es war, als sei es Aufgabe der Schule gewesen, möglichst Unvorbereitete ins Leben zu entsenden, damit nur ja nachher alle tief genug den Riß empfinden, der zwischen dem Überlieferten und dem neu Gefundenen hindurchgeht. Dabei trugen politische Hetzer ihre Brandfackeln in die Schulen hinein. Die Parlamente sorgten, der „christliche Geist" könne Schaden leiden, wenn die semitischen Elemente einen zu großen Bildungstrieb äußerten. Die Herren sprachen vom pädagogischen Ghetto, das errichtet werden müßte, sollte nicht Zucht und Ordnung und die ganze „christliche Kultur" zum Teufel gehen. Und das Jahrhundert, das solche Blüten trieb, nannte sich aufgeklärt, nannte sich menschlich!

Der „christliche Geist“ aber ward genährt durch endlose Schlachtenregister, durch Gift-, Dolch-, Mord- und Totschlagsgeschichten, als welche die Historie gelehrt wurde. Nicht eine Chronik der Großthaten des Menschengeistes, eine Erobererreihe, eine unendliche Aufzählung blutiger Metzeleien, das war die Geschichte, von deren Eindrücken fanatische Patrioten, semitenfressende Christen, kaltmordende Krieger vielleicht, nicht aber edeldenkende Menschen gebildet werden konnten. Die Geschichte war die dienende Magd des Staates und der Kirche. Was diese zwei liebten, lehrte sie lieben, was diese haßten, machte sie gehaßt. Und die Wahrheit? Und die Erziehung? Und die Veredlung?

Die Schule war teleologisch aufgebaut. Architekten: Kirche und Staat.

Das Gepräge der Zerrissenheit, dieses Charakteristikum der Epoche, trugen auch die Staatsformen der in Rede stehenden Periode. Da wohnten nachbarlich bei einander absolutistische Czarenreiche, scheinbar konstitutionelle Monarchieen, parlamentarisch regierte Königtümer und wild schwankende Bourgeois-Republiken. Der fadenscheinig gewordene Nationalitätsgedanke hielt mühsam heterogene Stämme zusammen, und von der Zerklüftung der Bevölkerung gab das buntschillernde Parteiwesen allüberall unheimlichen Beweis. Auch auf diesem Gebiete ein tastendes Suchen, ein schmerzliches Experimentieren mit $^{3}/_{4}$ abgestorbenen Prinzipien, wie z. B. das Gottesgnadentum und $^{3}/_{4}$ aufgeknospeten Prinzipien, wie z. B. das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Vertreter des Überkommenen und die Anhänger des neu Erstehenden standen einander als Todfeinde gegenüber und was sie kompromißlüstern zwischen sich fanden, das haßten sie beinahe noch glühender, als den Feind selbst. Erbitterung, Verfolgungssucht, Angst hüben, Revolutionsgelüste, Umsturzversuche, Drohungen drüben. Dies das Bild des inneren Staatslebens. Dabei wogte der Kampf dieser divergierenden Gewalten heiß, und mühsam, unter Aufbietung aller Kräfte, behauptete das Überkommene das Feld. Es spannte seine gesamten Machtmittel zur äußersten Anstrengung an, und die Gewalt drückte das Recht zu Boden. Hierfür ein thränenreicher Zeuge war die Frau und ihre Stellung im Maschinenalter. Lasttier oder Luxusgegenstand war sie, je nach der Vermögenslage ihres Besitzers. Lasttier in den unteren Schichten, da sie die Bürde des Haushaltes, der Kinderversorgung (von Erziehung war keine Rede), zu der Bürde des Miterwerbens tragen mußte.

Luxusgegenstand in den höheren Ständen, da sie, dieser beiden Bürden ledig, (die Kinderversorgung lag in den Händen bezahlter Domestiken) nur die Aufgabe hatte, schön zu sein. Es war tief eingewurzelt in die Anschauungen des damaligen Menschen, das Weib als eine Art schmückenden

Beiwerks der Männerherrlichkeit zu bewundern und zu preisen. War sie schön, sie war es für ihn, glühten ihre Lippen, es war für seinen Kuß, schwellte ihr Busen, es war, damit er sein gedankenschweres Haupt in süßem Vergessen daran lehnen konnte. Das Weib war Haschisch, ein berauschender Lethetrank für den ruhenden Mann. Weil es „himmlische Rosen ins irdische Leben" wand, sollte es geehrt werden, und so, in millionensacher Abtönung, ward es von dem Lyrikervolk angeschmachtet, als Odaliske, als Dekorationsstück, als Serailkleinod. Aus der Rippe des Mannes geschaffen, war es ein unentbehrliches Requisit seines Wohlbefindens. Was die Hörigkeit, Hilflosigkeit, Passivität des Weibes besonders hervortreten ließ, das ward als seine berückendste Eigenschaft gepriesen. „Holde, Gebrechliche, Zarte." Dem Weibe ward kein Platz gewährt auf dem Gebiete der Kulturarbeit, die Schlachtfelder des Gedankens sollte es meiden, der Wissenschaft taugte es nicht, und nur die eiserne Notwendigkeit gewährte ihm in neuester Zeit einen eng umgrenzten Raum, auf dem es für seinen Unterhalt schaffen durfte. Arbeiterin, Lehrerin, Kindergärtnerin, Buchhalterin, Verkäuferin; die abnehmende Heiratschance zwang die Gesellschaft, diese Greuel mitanzusehen, und seufzend sandte sie die Haremssklavin auf den Arbeitsmarkt, da ihr eine entstellende Selbständigkeit zu eigen werden, da ihre „Weiblichkeit" verloren gehen mußte. Dafür rächte sich die Gesellschaft und zahlte dem Weibe schlechte Löhne. Geringere als dem Manne. Der Gegenstand der Anbetung, das Götterbild, vor dem girrende Dichter im Staube gelegen, das die Galanterie scharwenzelnd umtänzelt hatte, jetzt, da es, von seinem Piedestal durch die Not herabgestürzt, unter die schaffenden Männer sich verirrte, statt verhimmelnder Anbetung Achtung fordernd und vor allem — Gleichberechtigung — siehe, jetzt war es plötzlich minderwert geworden. Das angebetete Idol machte Konkurrenz, — und nun trat es der Mann nieder. Das war heuchlerisch und lügenhaft, dieses Treiben, und heuchlerisch war es auch, wie sie es mit der Liebe hielten.

Die Liebe als Naturmacht, als tyrannischer Trieb, dem der „Genius der Gattung" (wie Schopenhauer sagt) das Individuum rücksichtslos überantwortet, ward ignoriert. Sie existierte nicht für die herrschende Moral. Diese kannte nur einen etwas transcendenten Zug der Seelenvereinigung, dem sie als niedriges Attribut unter dem Ehemonopol die Funktionen der physischen Liebe frei gab. Daß der stürmische Geschlechtstrieb auch Unverehelichte zu Konzessionen hinriß, ward bedauert, die Zunahme der unehelichen Geburten, die Abnahme der Ehefrequenz beseufzt, dem Weibe mit Schmach und Schande das Unterliegen im Kampfe mit dem Naturtriebe gelohnt, und dem Manne wohlwollend die Freiheit der Bewegung in Sachen

der Geschlechtsmoral zugestanden. Die Tragik seiner Opfer erhöhte das Ansehen des erfolggekrönten Don Juan und die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Freiheit mißbrauchte, verstärkte den Reiz seiner Schwerenöterschaft. Ihm ward eine ganze Klasse von Frauen als Opfer seiner Lust, zur straffreien Abkühlung derselben, überantwortet, und ein geradezu rührend fürsorglicher Staat unterwarf die konzessionierten Dirnen einer sanitären Kontrolle, um die verbotenen Freuden seiner Männer recht sorglos genießbar zu machen.

Er, der christliche Staat, der die Fleischesliebe verdammte, der sie außerhalb der Ehe brandmarkte und das „gefallene Weib" mit Steinen bewarf, er konzessionierte seine Töchter zu gewerblicher Unzucht! Unter seinen Augen etablierte der Hunger einen Sklavenhandel, wie ihn schimpflicher nie ein afrikanischer Händler betrieben, dessen Kreuzer jetzt vor den kulturtragenden Panzerschiffen der christlichen Weltmächte flieht, die als ihre heiligste Mission die Abschaffung des Sklavenhandels — in Afrika ansehen. Hie und da murrte ein schwärmender Altruist über diese Schmach, und kam sie in den Parlamenten zur Sprache, so sollten die Damen entrüstet die Galerieen verlassen, als wäre es unter ihrer Würde, das Elend und den Jammer ihrer Schwestern erörtern zu hören. — Gut, daß sie gingen, denn sie hätten in ein Hohngelächter ausbrechen müssen, wenn dann ein Hofprediger die geflügelten Worte sprach: Gegen die Prostitution giebt es nur Ein Heilmittel: die innere Mission!!!

Ha — ha, ha — zum Totlachen. —

Ja, „verkannt und sehr gering" ging sie damals noch einher auf Erden, die leben- und freudenspendende Göttin Liebe, von der griesgrämigen, christlichen Asketik ihrer Krone beraubt, schlich sie einher, die Königin, als „eine gefesselte, dichtverhüllte, verleumdete und verleugnete, gequälte und geschmähte, rechtlose Sklavin!" —

Es sah traurig aus in der Welt. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen schienen mißlungene Versuche, planlos unternommen, ohne Überlegung ausgeführt. Man hatte einen Staat, aber noch keine Staatswissenschaft, es gab eine Politik, aber keine legitimierten Politiker. Jeder Barbier brauchte einen Ausweis für sein Können, wollte er seine Thätigkeit beginnen, die Wissenschaft der Wissenschaften, die Politik ward nicht gelehrt, nicht gelernt. In die Parlamente drangen die lautesten Schreier, aber was sie gelernt hätten, was sie vom Staate wüßten und von seinen Bedürfnissen, ward nicht gefragt. Da saßen Konservative, Liberale und Demokraten in hundert Abtönungen und quacksalberten an dem zuckenden Körper der Gesellschaft herum.

Was Wunder, daß er derart zugerichtet ward!

War die innere Politik auf Unwissenheit, so war die äußere auf Mißtrauen gegründet. Das internationale, solidarische Menschheitsinteresse, das derzeit nur der vierte Stand anerkannte und verkündete, ward von den Machthabern ignoriert. Die Diplomaten überboten einander an Schleichwegen, die Monarchen küßten sich und tauschten die Uniformen aus, während die Militärkabinete sich für die beiderseitigen Festungspläne im Geheimen interessierten. Jeder wollte (offiziell) den Frieden und jeder rüstete den Krieg, bewegt durch das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des Nachbars. Bis zur Erschöpfung wurden die Hilfsquellen des Landes zu Heereszwecken beansprucht, die beste Kraft der Völker verzehrte sich in diesen Opfern, während das Nötigste, Bildung und Brot, im Lande jämmerlich mangelte.

Es gährte bedenklich, und in ihrer Not klammerte die herrschende Klasse sich an die Götzen der Vergangenheit. Sie sollten den alten Zauber üben, und das zum Leben drängende Volk im Halbdunkel weihraucherfüllter Kirchen wieder in Schlummer wiegen. Aber das wollte nicht recht mehr gelingen. Man hatte begonnen, sich an das helle Sonnenlicht da draußen zu gewöhnen und die Dinge in ihrer natürlichen Beleuchtung zu betrachten. Selbst die Künstler, die bis dahin „in seinem Himmel" mit Jupiter gelebt hatten, sie waren herabgestiegen aus den Wolken und schufen im Lichte des Tages. Wahrheit! schrie das bildungdürstende Volk. Wahrheit! rief der schaffende Künstler; und aus den Segmenten der Wirklichkeit, die er abrundend nachbildete, blickte mit trauernden Augen die Zerrissenheit, das Schmerzgefühl, das Mitleid, welches die unglückselige Verfassung der Menschenwelt in jedem Schaffenden erweckte. Da ward der Maler zum Ankläger, der Dichter zum Manne des Aufruhrs; das Gähren und Brodeln bis zur Explosion gespannter, gewaltsam noch gebändigter Naturkräfte machte den Boden erzittern, und die blassen Anbeter des Bestehenden legten ihr lauschendes Ohr an die Erde und fragten mit bebenden Lippen: „Was will das werden?"

— Du aber, wer Du auch seist, Du namenloser Mann, Du in bescheidenes Dunkel Dich hüllendes Weib, dem die Entrüstung und das gewaltige Mitleid die Feder in die Hand gedrückt und dieses Buch diktiert hat, Dir gebührt unser inniger Dank. Unsre Schmerzen hast Du mitgefühlt, unsren Kummer hast Du getragen, Du hast mit uns geweint und hast tröstend den Finger erhoben und in lichtere Zeiten unser Hoffen verwiesen. Daß es Menschen giebt, wie Du einer bist, Menschen wie Du, in all der Bedrückung rings groß, frei, mutig und hoffnungsvoll, das ist unser Trost, das ist unsre Zuversicht.

Nachschrift der Redaktion.

Bei der hohen Bedeutung des Buches, das wir getrost den „konven-

tionellen Lügen" von Max Nordau an die Seite stellen dürfen, seien uns einige Bemerkungen zur Kennzeichnung unseres eigenen Standpunktes gestattet. Wir teilen vollständig die Bewunderung, die Herr Hans Land für die schriftstellerischen und kritischen Vorzüge des ungenannten Verfassers hegt. Im übrigen können wir nicht verschweigen, daß uns die reinwissenschaftliche, logisch präparierte Kultur, welche uns in diesem Buche als Zukunftsbild gezeigt wird, als ein Unding erscheint. Nein, so naturlos hat sich die Geschichte nie entwickelt und wird sich auch in den nächsten Jahrhunderten, trotz aller Menschengescheidigkeit, nicht entwickeln. Respekt vor aller Großstadtretortenweisheit unserer modernen Höchstgebildeten und Supergedrillten, aber außerhalb unserer Weltstädte mit ihren Bibliotheken und Kathedern und Museen leben auch noch Leute — in Deutschland sogar an die 45 Millionen. Diese Massen auf dem platten Lande und in den kleineren und mittleren Städten werden ihren eigenen Kopf und ihr eigenes Herz bewahren — trotz aller papiernen Kulturfortschritte.

Die Wissenschaftskultur ist allerdings etwas, das sich eintrichtern und nachmachen läßt. Die Japaner machen sie uns gegenwärtig nach, und die Chinesen sind fast schon gescheidter und pfiffiger als wir anderen — im Reich der Mitte von Europa.

Allein es giebt etwas, das sich nicht eintrichtern und nachmachen läßt, und wenn man's dennoch versuchte, zu einer lächerlichen Karikatur würde — und dauerte der Versuch ein paar lumpige Jahrhunderte, die Karikatur müßte schließlich scheitern an dem übergewaltigen Ernst- und Echtheitsgefühle, das der Grund aller dauernden Dinge ist. Dieses Etwas ist im Gegensatze zur Wissenschaftskultur jene andere und höhere Kultur, die aus dem Gemüte und dem Blute stammt, die naive Kultur des Kunstmenschen im Gegensatz zur Künstlichkeit des Wissenschaftsmenschen.

So lange der menschliche Nachwuchs nicht auf wissenschaftlichem Wege durch Apparate und rationalistisches Zureden, sondern kraft eines elementaren Aktes voll Leidenschaft und Temperament gezeugt wird, so lange wird auch das Weltbild sich nicht verwirklichen, das sich der Anonymus des „Maschinenalters" mit souveräner Wissenschaftlichkeit und Gelahrtheit zusammenphantasiert.

Aller Welt Weisheit ist Thorheit vor Gott, d. h. vor dem Genie der Natur. Und so wird es wohl noch eine kleine Ewigkeit weiter gehen, daß nicht die Massenbildung und Massenwissenschaft, sondern das Genie Einzelner, der Gottmenschen, die Wege der Weltgeschichte bestimmt. Vorerst wenigstens haben wir keinen Grund, an das neue Millenium, an den humanitären Universalismus oder Internationalismus, in welchen alle seitherige individualisierte Kultur wie Milchströme in einem Urbrei zusammenfließen soll,

mehr zu glauben, als an das christliche Millenium, das sich der mittelalterliche Klerikalismus einstmals zusammengeträumt hat.

Das Mittelalter mit seinem Kirchen- und Feudalwesen hat sich überlebt, die Neuzeit mit ihrem Maschinengeist und Kapitalismus wird sich überleben — und was die Zukunft bringt, weiß und ahnt heute noch kein Professor und Geheimrat und Minister. Es giebt etwas, was ihnen und uns „über" ist und in alle Ewigkeit „über" bleiben wird: der eigenwillige Genius der Natur oder Gott oder wie ihr's nennen wollt, und der sich niemals von einem Sterblichen übertölpeln und in die Tasche stecken läßt. C.



Die „Freie Bühne".

Ein Nekrolog von Conrad Alberti.

(Berlin.)

II.

Selten hat einem Unternehmen bei Beginn der Stern der allgemeinen Teilnahme so hell geleuchtet, wie der „Freien Bühne," und selten haben die Unternehmer von Anfang an so alles gethan, sich diese Teilnahme mit Recht zu verscherzen. Man hatte in den breiteren Kreisen bei der Eröffnung der Vorstellungen noch immer die ersten Pläne und Versprechungen in Erinnerung, man glaubte, es handle sich wirklich um eine Unterstützung der nationalen Dramatik, man glaubte an die ehrlichen Absichten der Leiter — und erst ganz, ganz allmählich, fast widerwillig, nahm man wahr, daß man zwei schlauen, ehrgeizigen Spekulanten, den Herren Brahm und Schlenther, in die Falle gegangen war.

Die Teilnehmer meldeten sich zu Hunderten, die Presse bewies das weitgehendste Wohlwollen.

Schon die erste Vorstellung brachte eine Enttäuschung. Statt mit einem neuen deutschen Stücke eröffnete man mit Ibsens in Berlin bereits gespielten „Gespenstern", diesem übertriebenen und erkünstelten Machwerk des nordischen Dramen-Ausklüglers, in dem jeder Funke Natur erstickt ist, das auf ganz unmöglichen naturwissenschaftlichen Voraussetzungen beruht und dessen letzte zwei Akte von unerträglicher Langweile sind. Dann kam das

traurige Hauptmannsche Machwerk, dann das unbeschreiblich langweilige Goncourtsche Ehebruchsdrama „Henriette Maréchal“ in einer stümperhaften Übersetzung von Fritz Mauthner (les petits plaisirs — die kleinen Hohllippen aus Oblatenteig — verballhornte er z. B. in „viel Vergnügen, meine Herrschaften!“) und dann die Tolstoysche Schauerkomödie „Die Macht der Finsternis“, eine ekelhafte Schnaps- und Kindesmord-Komödie, deren einzige Bühnenwirkung im letzten Akt die billigste ist, welche die Dramaturgie überhaupt kennt: die Gewissensbisse eines Schurken. Drei Säuferwahnsinnsstücke fast hintereinander — das ist auch für die stärksten Nerven zu viel, denn es ist langweilig. Anzengrubers „Viertes Gebot“ war überhaupt keine Neuheit mehr, sondern schon vor Jahren in Berlin mit Recht durchgefallen.

Der Druck, die Reklame, die Gewalt, mit der die Macher der „Freien Bühne“ arbeiteten, erreichten einen bis dahin in Berlin unerhörten Grad. Sie und ihre zahlreichen, weitverbreiteten Verwandten setzten jedem Bekannten in Gesellschaft, auf öffentlicher Straße die Pistole auf die Brust, der „Freien Bühne“ beizutreten; wer sich weigerte, wer gegen das Unternehmen Bedenken zu äußern wagte, wurde von ihnen gesellschaftlich geradezu verfehmt, verhöhnt, beleidigt, und wenn er der Litteratur angehörte, in öffentlichen Blättern beschimpft. In ihren Zeitschriften (Nation, Vossische Zeitung u. s. w.) verkündeten Brahm und Schlenther das Dogma, es gebe nur einen Dichter: Hauptmann, und nur ein dramatisches Motiv: den erblichen Alkoholismus — wer das bestritt, wurde einfach für verrückt erklärt. Die Zugehörigkeit zur „F. B.“ wurde von dieser Clique als Kriterium der Gesellschaftsfähigkeit erklärt. Eine anmaßende Tyrannei wurde eingeführt, für die in der Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland jede Analogie fehlt. Die Masse ließ sich durch die unglaubliche Unverschämtheit des Auftretens der Brahminen einschüchtern: die verständigen Elemente sagten sich, daß eine solche Schreckensherrschaft nicht lange dauern könnte und bald von selbst zu Grunde gehen müsse, und zogen vor zu schweigen. Wer an der Unfehlbarkeit Brahms und Schlenthers nur Zweifel zu äußern wagte, riskirte, von ihren Janitscharen öffentlich insultirt zu werden. Brahm selbst spie jeden litterarisch Andersdenkenden in der „Nation“ mit unerhörter Pöbelhaftigkeit an, verwies einen Karl Frenzel an den „Gesindetisch der Kritik“ u. s. w. Wer im Vereine selbst, bei den Vorstellungen, seinem Mißfallen Ausdruck zu geben wagte, wurde einfach brutalisiert, wie der dadurch zu unverdienter Berühmtheit gelangte Dr. J. Kastan, andere wurde von den fanatischen Brahminen während der Zwischenpausen in den Wandelgängen angerempelt und geprügelt. Schauspielern, die ihre Mitwirkung bei den Vorstellungen verweigerten, wie z. B. Adolf Klein vom Lessingtheater, wurde

angedroht, sie hätten dann die vernichtenden Federn Brahms und Schlenthers zu fürchten. Ein eignes Blatt wurde gegründet, in dem in der nacktesten Weise für die persönlichen Zwecke der Unternehmer Reklame geschlagen ward.

Natürlich konnte solch wüster, bubenhafter Unfug nicht lange währen, ohne die Entrüstung aller wahren Litteraturfreunde heraufzubeschwören. Immer lebhaftere Zweifel an der alleinigen Dichtergröße Hauptmanns wurden laut. Der gerechte Erfolg der Sudermannschen „Ehre", dieses wahrhaft realistischen Schauspiels, ließ den Talmirealismus H.s im rechten Licht erscheinen, und der mitleidige Spott Brahms und Schlenthers über Sudermann, der die Frechheit gehabt hatte, ohne ihre Entdeckung als Realist berühmt zu werden, fiel auf die ungerechten Kritiker zurück. Immer lauter erscholl der Ruf nach den eigentlichen Begründern des Realismus in Deutschland, und Karl Frenzel verlangte auf das Entschiedenste die Aufführung Bleibtreuscher und Albertischer Dramen. Das galt es nun natürlich für Brahm und Schlenther um alle Welt zu verhindern, das hätte ihr boshafter Neid niemals zugegeben — und um dem Dilemma zu entgehen, blieb ihnen nur eines übrig: ein neues Genie eigener Fabrikmarke zu entdecken, oder noch besser — gleich zwei Genies wie Fliegen mit einer Klappe zu treffen. So wurde die „Familie Selicke" von Holz und Schlaf „gemacht", ein trauriges, manieriertes, verlogenes, übersentimentales Rührstück, das gleich bei Erscheinen in der „Gesellschaft" hinreichend gewürdigt wurde. Brahm und Schlenther priesen es sogleich als ein „Vor Sonnenaufgang" congeniales Werk an — und in der That, die Wirkung war dieselbe, die von allen Verständigen erwartete: ein vollständiger Durchfall. Paul Lindau schrieb damals die witzigste Kritik in seinem Leben: im Berliner Dialekt wies er nach, wie diese tiefen Kenner des heutigen Berlin nicht einmal den Dialekt der Stadt beherrschen, und schloß seinen Aufsatz mit den Worten, die ich ihm aus ganzer Seele nachspreche: „Un wenn de neie Kunst so uffersteht, denn soll se sich man lieberscht jleich wieder bejraben lassen."

Nach der „Familie Selicke,' war die „Freie Bühne" fertig. Von allen Seiten hagelte es Entrüstung, Empörung, Hohn, gerechten Unwillen. Ich schrieb eine kleine Parodie „Im Suff", eine „naturalistische Spitalkatastrophe", die in der Berliner Charité unter lauter Alkoholisten spielte und in der ich die unerträgliche Manier des sogenannten „Naturalismus", der sich dem Realismus gegenüber größenwahnsinnig aufblähte, derb verspottete und zeigte, wie alle Wirkungen dieser Art rein äußerlich auf komödiantischer Effekthascherei beruhten. Das Werkchen fand großen Beifall und reißenden Absatz — in acht Tagen war die Auflage verkauft, die Verleger traten mit dem Vorschlag einer neuen an mich heran, aber da es sich nur um

eine Gelegenheitsarbeit, einen Karnevalsscherz, handelte, so lehnte ich ab. In der öffentlichen Meinung waren die beiden Dioskuren, Brahm und Schlenther, denen ich den Scherz gewidmet hatte, gerichtet.

Und nun ging es Schlag auf Schlag. Die „Deutsche Bühne" ward van Bleibtreu, Stempel, Kretzer, Zimmermann und mir gegründet, mit dem ausdrücklichen Zweck, den ursprünglichen reinen Gedanken der „F. B." aufzunehmen und der entarteten gegenüber durchzuführen, und auf den ersten Ruf hin strömten Dutzende der bisher eifrigsten Anhänger der „F. B." dem neuen Unternehmen zu. Die ganze Presse, selbst die gegnerische, begrüßte unseren Plan mit der freudigsten Zustimmung.

Da versuchte Herr Brahm sein letztes Mittel. Wir hatten die Fahne des nationalen Interesses erhoben — um uns mit unseren eigenen Waffen zu schlagen, ward sofort van der „F. B." Arthur Fitgers Trauerspiel „Van Gattes Gnaden" angesetzt, van dem Brahm und Schlenther den höchsten Triumph erwarteten. Dach es kam anders. Wir sind die letzten, die graßen Schönheiten dieses genialen Werkes des gewaltigen Dichters zu verkennen, den wir trotz seiner Ramantik aufs höchste bewundern — allein die „F. B." kannte nichts mehr retten: hätte sie den „Faust" zur ersten Aufführung gebracht, auch er wäre vam Sturm der allgemeinen Entrüstung gegen die Unternehmer vernichtet worden. Man besuchte die Varstellungen nur noch, um seinen Sonntagsulk zu machen, man zahlte, radaute, man wollte sich angesichts der naturalistischen Langweile auf eigene Kasten amüsieren, man „spielte ahne Gage mit". Am Tage var der Aufführung telegraphierte Brahm an Fitger — (und diese Thatsache weiß ich aus dem Munde des Dichters selbst —) er salle nur ganz bestimmt zur Première nach Berlin kommen, der Erfalg werde zweifellas ein ungeheurer werden. Schon vorher hatte er sich für das unmittelbar nach der Vorstellung erscheinende Heft der grünen Zeitschrift einen Beitrag Fitgers erbeten, um mit dem Namen des Erfalgreichen zu paradieren. Das Publikum war indes in seiner gerechten Wut gegen Brahm ungerecht gegen Fitger und zischte das Stück aus. Und nun setzt dieser — Mensch sich hin und schreibt, erkennend, daß die Sache verloren ist, mit einer eisernen Stirn, die ihresgleichen sucht, für das nächste Blatt seiner Zeitschrift, dasselbe, welches den bestellten Fitgerschen Artikel enthält, eine pöbelhafte Rezension über das Stück, erklärt, die idealistische Tragödie sei tot, und man habe das Trauerspiel nur aufgeführt, um der Öffentlichkeit zu zeigen, daß sie tot sei. Und dies nach dem Telegramm van drei Tagen varher! Ich frage: ist eine gemeinere Perfidie, eine niederträchtigere Dappelzüngigkeit denkbar? Entweder hat Brahm den Dichter in die erbärmlichste Falle locken wallen, oder er hat van Sannabend zu Montag seine ganze

litterarische Überzeugung wie ein schmutziges Hemd gewechselt! Und so einer erfrecht sich, sich als den Begründer einer neuen Litteraturepoche, als Führer einer ernsthaft sein wollenden Richtung auszugeben, und M. G. Conrad, Bleibtreu und mich öffentlich anzuspeien, die wir, was man auch gegen unsere Dichtungen und Anschauungen einwende, doch niemals die Gebote der Wahrheit und des Anstandes aus den Augen gesetzt haben!*)

Die Lügner ereilte denn auch die gerechte Strafe. Die letzte Aufführung der „Freien Bühne", G. Hauptmanns unsagbar langweiliges „Friedensfest", wurde von dem halbleeren Hause ausgezischt, hunderte von Mitgliedern meldeten ihre Kündigung an, die Listen der „Deutschen Bühne" füllten sich im Umsehen. Die gemeinen persönlichen Verdächtigungen, Lügen und Verläumdungen, welche Herr Brahm in seiner Zeitschrift gegen die „Deutsche Bühne" ausstreute (z. B. daß die von ihr angenommenen Stücke von der „Freien Bühne" vorher abgelehnt seien, während dies auch nicht bei einem einzigen der Fall war), halfen ihm nichts mehr. Er mußte den größten Schmerz erleben: seine eigensten Entdeckungen, die Herren Bahr, Holz und Schlaf, die Hauptmitarbeiter seines Blattes, sagten sich öffentlich von ihm los, nachdem Herr Bahr schon vorher sein neuestes Stück der „Deutschen Bühne" zur Prüfung eingereicht hatte. Die Ratten verließen das sinkende Schiff und flüchteten sich auf das mit vollen Segeln stolz vor dem Winde fahrende. Laudabiliter se subjecerunt — „es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder."

Die Hanswurstkomödie der „Freien Bühne" war zu Ende, die schellenlauten Gecken Brahm und Schlenther haben ihr verdientes Geschick erlitten, sie und ihr getreuer Hauptmann bleiben die einzigen aufrechten Säule der „Freien Bühne".

* * *

Fragen wir uns nun ohne jede Voreingenommenheit, welche Wirkung die „F. B." auf das geistige Leben Deutschlands geübt, so müssen wir gestehen, daß sie manches Gute geleistet, aber leider hundertmal mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat. Sie hat — das kann ihr unbedingt zugegeben

*) Ein zweites Beispiel aus Dutzenden von der Brahmschen Überzeugungstreue. B. gedachte im kommenden Winter mit einer angestellten Truppe in der Provinz zu reisen, an der Spitze der Truppe sollte Kainz stehen. So lange dieser Brahm zusagte, ward er in der grünen Zeitschrift als der größte Künstler gepriesen und gegen alle Angriffe verteidigt. Plötzlich entschließt sich Kainz für den Winter ans Lessingtheater zu gehen und sagt Brahm ab — und mit einem Male entdeckt dieser in derselben Zeitschrift, K. sei „ein Virtuose aber kein Künstler". — Giebt es denn kein Mittel, solch schamlos bubenhaftem Unfug zu steuern?

werden — das Interesse für litterarische Dinge in Deutschland in weiten Kreisen wach gehalten, sie hat unbewußt dem Realismus geholfen, Teilnahme für das geistige Leben in Kreisen zu entzünden, die bis vor kurzem dem rohesten Materialismus, der brutalsten Genußsucht, dem plumpsten Protzenthum hilflos verfallen schienen. Sie hat ferner die Welt von der Aussichtslosigkeit des sogenannten „Naturalismus“ oder „konsequenten Realismus“ überzeugt und bewiesen, daß die bloße virtuose Anhäufung roher und gemeiner Züge aus dem Alltagsleben nie imstande sein wird, eine lebendige, die großen seelischen Kämpfe umfassende Kunst zu schaffen, daß die Entwicklung der Zukunft der deutschen Litteratur sich lediglich auf der Bahn des Realismus und nicht des Naturalismus bewegen kann, jenes Realismus, dem nicht die Nachahmung der kleinlichen Tagestrivialitäten, sondern die Verkörperung der großen Gesetze unseres Seelenlebens Hauptaufgabe ist. Sie hat rein persönlich bewiesen, daß zur Reform der deutschen Litteratur etwas mehr als kritische Großschnäuzigkeit gehört, nämlich produktives Talent — und daß es im Bereich des Realismus selbst vergebliche Mühe ist, gegen Conrad, Bleibtreu und mich zu hetzen und zu revoltieren, denn nach Niederwerfung dieses Aufstandes im eigenen Lager stehen wir kräftiger als je da: daß ein Kampf gegen uns mit Aussicht auf Erfolg lediglich vom idealistischen Philisterstandpunkt aus möglich ist.

Unberechenbar ist freilich der durch die „F. B.“ angestiftete ideelle Schaden. Die Eroberung Deutschlands durch den Realismus war so gut wie vollendet, bis jene unreifen Buben durch ihre Übertreibungen, ihren Mißbrauch des Parteischlagwortes unsere heilige Sache dem wohlfeilen Gelächter und Spott des Philistertums preisgaben, das mit Wohlbehagen nun Vernunft und Wahnsinn absichtlich durcheinander mischte. Alle ernsthaften Bestrebungen zur Reform des deutschen Theaters haben nun mit dem fürchterlichen Vorurteil zu kämpfen, das die „F. B.“ frivol heraufbeschworen, ihr Mißlingen wird jenen stets von der Denkträgheit der Masse als Stein in den Weg geworfen werden, und es wird Jahre dauern, dieses Hemmnis zu überwinden.

* * *

Wenn die „Deutsche Bühne“ trotzdem die Theilnahme aller wahren Kunstfreunde sich schon jetzt, lange vor ihrer Eröffnung, erworben hat, und ohne jede außergewöhnliche Reklame, ohne jede Bearbeitung der öffentlichen Meinung, so spricht das wohl nur für die Wahrheit des Prinzips, aus dem sie gegründet wurde.

Wir Stifter des neuen Vereins waren uns einig darüber und glaubten

uns darin auch einig mit allen ernsthaften Kunstfreunden, daß ein Unternehmen fehle, welches vor allem der zurückgesetzten deutschen Dramatik Gelegenheit zu Versuchen und Erfahrungen gäbe. Es fehlt in Deutschland eine Stelle, die jungen, begabten Dichtern die Möglichkeit gewährt, durch eigene Praxis sich jene Bühnenkenntnis zu erwerben, welche für wirksame dramatische Thätigkeit unerläßlich ist. Es fehlt eine Stelle, um die thatsächliche Möglichkeit, den praktischen Wert theoretisch berechtigter Ideen und Reformen zu erproben, und ihre Bedeutung für das reale Theaterleben festzustellen. Man ist allmählich zu der Überzeugung gekommen, daß in der Kunst so gut wie in der Technik nur ein Grundsatz zu Erfolgen und Ergebnissen von Wert führen kann: so viel als möglich — d. h. alles theoretisch richtige — praktisch zu experimentieren. Diesem Grundsatz allein verdanken die Franzosen ihre großen Erfolge. Unsere deutschen Theaterdirektoren erklären, sich aus mannichfachen Gründen darauf nicht einlassen zu können. Die „Deutsche Bühne“ soll daher keine Konkurrentin der bestehenden Bühnen sein, sondern nur eine Ergänzung, man soll auf ihr sehen, was man auf diesen vergeblich sucht, aber vielleicht später finden wird. Wir sind weit entfernt zu glauben, daß die von uns aufzuführenden Stücke sämtlich vollendete Meisterwerke seien. Wir wollen dem Publikum lediglich einige neue Ideen und Versuche vorführen und es einladen, sein Urteil über ihre Berechtigung oder Verkehrtheit abzugeben. Wir wollen uns keinerlei Urteil über den Wert unserer Stücke anmaßen, denn die Entscheidung im Theater steht ausschließlich dem Publikum zu, wir erkennen nur den Grundsatz an: hic Rhodus, hic salta, und wollen lediglich solchen jungen Dichtern, die die Kraft zum Tanz in sich fühlen, das Rhodus geben, das ihnen versagt ist. Wir haben daher auf unserem Spielplan auch einige Stücke, die unserer Kunstauffassung geradezu widersprechen, deren Verfasser uns litterarisch keineswegs sympathisch sind, aber denen wir die objektive Berechtigung, einmal gehört zu werden, nicht bestreiten können. Was unsere ersten geplanten Aufführungen betrifft, so wird bei Bleibtreus „Schicksal“ das Publikum über die Berechtigung der Bleibtreuschen Auffassung von der Reform der historischen Tragödie zu entscheiden haben. Bleibtreus Auffassung erscheint etwa als eine Fortentwicklung der von F. Lassalle in der Vorrede zu „Franz von Sickingen“ angedeuteten Ideen: die historische Tragödie soll nicht mehr die Schicksale geschichtlicher Einzelpersönlichkeiten darstellen, sondern die Entwicklung des Geistes der Menschheit selbst und seine Wandlungen in den Kulturabschnitten, und die Gestalten der Geschichte sollen uns ohne romantische Schönfärberei in realistischer Wahrheit vorgeführt werden. Albertis „Brot“ dagegen soll Gelegenheit zu der Entscheidung geben, ob die Behand-

lung und Darstellung früherer Geschichtsepochen im modernen Geiste dem Dichter erlaubt ist. Bei Stempels „Morphium" wird es sich darum handeln, ob der Begriff des Tragischen eine Neubildung im modernen Sinne verträgt, ob die furchtbare, natürlich nothwendige Entwickelung einer vernichtenden nervösen Anlage, gegen die der Wille und die sittliche Energie vergebens kämpfen, hinreicht, eine tragische Wirkung zu erzielen, oder aber, wie die ältere Ästhetik behauptet, dazu eine aus dem freien Willen hervorgegangene Verletzung des Sittengesetzes nothwendig ist. Müller-Guttenbrunns „Irma" wird Anlaß geben zu entscheiden, ob die jüngere Schule der Wiener Dramatik ein Anrecht auf Beachtung verdient, und bei Kirchbachs „Ingenieur" soll die Berechtigung des Verses für Behandlung moderner Stoffe in Frage kommen. Man sieht, es handelt sich in allen Fällen um ebenso ernste und schwierige wie hochinteressante Probleme, welche die Teilnahme aller wahrhaft Gebildeten erregen müssen.



Wo sind die Beweise?

Anfragen und Streiflichter von Karl Schiffner.

(Graz.)

II.

„Er (nämlich Herr Hersch Hildesheimer) entblödet sich nicht über einen Schriftsteller (nämlich Herrn C. Alberti) herzufallen, der seit Jahren im brennenden litterarischen Tagesleben steht; dessen Name im Munde aller Gebildeten ist; dessen Schriften von allen Gebildeten gelesen werden; dessen Name selbst von seinen entschiedensten Gegnern mit persönlicher Hochachtung genannt wird; dessen Ideen das ernsthafteste Interesse der erleuchtetsten Geister der Nation: Minister und Universitätslehrer erregt haben und beschäftigen."

Ich will keine Beweise für die Richtigkeit dieser Aussprüche, will sie auch nicht prüfen noch verspotten. Ich nehme sie einfach als Thatsache hin und frage nur, ob mit diesem hohen Selbstbewußtsein auch das Bewußtsein der hohen Verantwortlichkeit bei Herrn C. Alberti vorhanden ist? Da ich darauf öfter zurückkommen werde, so berufe ich mich der Kürze halber stets auf den obigen Spruch als „Leitspruch". Denn unter diesem Gesichtspunkt sind ja Albertis Aufsätze geschrieben, müssen daher auch so betrachtet

werden. Zugleich verwahre ich mich, daß ich hier über Herrn Alberti richten wollte. Das kommt ganz allein dem Leser zu.

Ich beginne mit „Judentum und Antisemitismus." Nach wirklich Originellem, erleuchtete Geister Anregendem hat man wohl vergebens gesucht. Die Klage zu Anfang über die Tragik des Judentums ist eine geschickte Aufwärmung des alten „Judenschmerzes", mit dem bereits Heine und Genossen glänzende Geschäftchen machten; die darauf folgende Aufzählung aller schlechten Eigenschaften der Juden mit der Schlußempfehlung an die Deutschen: „Mischet euch daher untereinander" ist höchstens originell als logischer Saltomortale. Die Spitze des ganzen Aufsatzes, der Kampf gegen den Antisemitismus ist zwar auch nicht originell, aber ganz begreiflich, da er Herrn Alberti ebenso, wie den übrigen Juden unbequem ist. Ich will gerne anerkennen, daß das Ganze mit einer oft verblüffenden Geschicklichkeit gemacht ist, aber von Herrn Alberti muß man mehr fordern. (Siehe Leitspruch.)

Ich wende mich einzelnen Stellen zu:

A. „Die geschlachteten Kinder von Tissa Eßlar dürften wohl niemanden mehr amüsieren, als die eingefleischten Antisemiten selbst, welche dergleichen kindische Gruselgeschichten doch wider besseres Wissen nur zu dem Zwecke fabrizieren, die dumme urteilslose Mehrheit des Volkes in ihre Gefolgschaft zu pressen.

1. Ich frage zuerst ganz allgemein: Hat der religiöse Fanatismus nicht immer und überall zu Scheußlichkeiten geführt? Ja. Wenn man solche den Heiden und Christen nachweisen kann, warum sollten die Juden eine Ausnahme bilden?

2. Dr. Karl du Prel weist S. 109 seiner „Mystik der Alten Griechen" nach, daß Blut als Materialisationsmittel stark im Gebrauche war und solche mystische Experimente oft arge Scheußlichkeiten im Gefolge hatten. Was also abergläubische Heiden verführte, muß oder kann auch für abergläubische Juden gelten. Um das zu erkennen braucht man noch gar kein „Antisemit" zu sein.

3. Sehen wir von dem Tissa-Eßlaer Falle ab, der zu keinem Ergebnis führte; wie wollen Sie den Fall des Rabbinatskandidaten Bernstein in Breslau (1889) erklären oder verteidigen?

B. „In allen Religionen, Ständen, Nationen bilden die Lumpen die erdrückende Mehrheit und die anständigen ehrlichen Menschen die verschwindende Minderheit." —

1. Männer von hohem Geiste, tiefster Einsicht und langjähriger Erfahrung gestanden am Ende ihres Forschens, die Menschheit sei für sie nach

wie vor ein großes Rätsel. Nur Sie sind rasch fertig mit dem Wort, das Sie aber auch beweisen müssen.

2. Was sagen Sie zum Ausweis des Appellationsgerichtes (Wien 1882), wonach auf eine Million Christen etwas über 80 Verbrecher, auf eine Million Juden über 900 entfallen. Zahlen beweisen mehr und besser als die schönsten und dreistesten Redensarten.

C. Der einzige Feind, der die völlige und rückhaltlose Verwandlung der größeren Teil der Juden in Deutsche und die Vernichtung der widerstrebenden Elemente durch die vorwärtsstrebenden hindert — ist der Antisemitismus.

1. Klassische Zeugen für das Gegenteil dieser Behauptung: Herr Hildesheimer und Herr Held.

2. Seit wann kann man von Antisemitismus reden? Seit 1878. Seit wann sind alle Schranken gegen die Juden gefallen? Seit 1830, bezw. 1848. Hat man in jenen vier Jahrzehnten etwas von der genannten Verwandlung der Juden gespürt? Nein.

D. „Hierher muß man auch die paarmal hunderttausend Schafsköpfe rechnen . . . Zu diesen (nämlich Schafsköpfen) gehörte u. A. Franz Dingelstedt . . ."

Diese Kampfweise ist kennzeichnend und macht niemandem Ehre.

E. „Vor allem aber muß als das stärkste und beste Mittel zur Germanisierung des Judentums die Mischehe bezeichnet werden."

Dagegen möchte ich ein Wort des Berliner Professors E. Gans anführen, der als Jude von der Sache zum mindesten gewiß ebensoviel verstand, wie A.: „Taufe und sogar Kreuzung nützen gar nichts, wir bleiben auch in der hundertsten Generation Juden, wie vor 3000 Jahren. Wir verlieren den Geruch unserer Rasse nicht, auch nicht in zehnfacher Kreuzung und bei jeglichem Coitus mit jeglichem Weib ist unsere Rasse dominierend: es werden junge Juden daraus!" (Jaeger: Entd. d. Seele I. 247.)

F. „Das Deutschtum muß ja das Judentum einfach auffaugen."

Ein wahrhafter Orakelspruch, dessen Zweideutigkeit (Wechsel von Subjekt und Objekt) vielleicht nicht beabsichtigt war. Mit dem Ausspruche von E. Gans zusammengehalten und angesichts der Thatsache, wie weit es die Juden sonst schon an Einfluß gebracht haben, möge man den Antisemitismus weder verachten noch verlachen, sondern seine Aufgaben objektiv untersuchen.

G. „Richtig behandelt müssen die Juden die Janitscharen des Deutschtums werden."

Wieder ein Bild, das als Orakel gelten kann; jeder gebildete Leser weiß ja, daß die Janitscharen eine Hauptursache des Verfalls der türkischen Herrschaft waren. Demnach ist Herrn Albertis Behauptung, daß der Antisemitismus die größte Beschimpfung des deutschen Volkes sei u. dergl. recht fadenscheinig.

Was ist Antisemitismus?

I. Eine nationale, II. eine soziale Frage.

I) Eine nationale Frage. Das leugnen viele. Und doch besteht sie:

1. Hr. Alberti weist S. 1723 ff. den Juden alle möglichen schlechten Eigenschaften nach, die der Deutsche entweder nicht besitzt, oder nicht so fein auszubilden verstand. Demnach unterscheidet sich der deutsche Volkscharakter wesentlich vom jüdischen. Was wird nun die Mischrasse zeigen? Entweder summieren sich die schlechten (und guten) Eigenschaften, oder sie heben sich teilweise auf. In beiden Fällen wird der Charakter des Deutschen gründlich geändert. Dagegen muß sich das Nationalbewußtsein eines jeden Deutschen sträuben.

2. Hr. Alberti weist S. 1731 ff. den Juden eine Reihe guter Eigenschaften nach. Nehmen wir nun an, die Mischrasse würde nur diese bekommen. Würde sich unser Nationalstolz nicht mit Recht dagegen wehren, daß wir uns von den Juden etwas schenken lassen, das wir nicht verdient haben?

3. Wer kennt übrigens heute schon die Gesetze der Vererbung, wer kann also behaupten, daß die arisch-semitische Kreuzung von großem Vorteil für uns Deutsche wäre? Hier nützt also kein Flunkern mit Darwinismus, Zuchtwahl, Anpassung u. s. w., wie es leider heute so oft geschieht.

4. Viel sicherer gehen wir Deutsche, wenn wir auf dem harten Wege der nationalen Selbstzucht und Charakterarbeit vorwärts schreiten. Denn nur was man durch Arbeit erworben hat (also nicht durch den Coitus), besitzt man wirklich. Wie erwerben wir nun, was uns fehlt? α) Durch Erkenntnis unserer Vorzüge und Fehler. β) Durch Bewahrung unserer Charaktereigenschaften vor dem Angriffe anderer Nationalitäten und Rassen; also durch Abwehr und Kampf. In diesem Kampfe lernen wir fremde Vorzüge und die eigenen Schwächen am raschesten und sind gezwungen, uns diese anzueignen und jene auszumerzen.

5. Ein bloßes Herübernehmen alles Fremden ist ein Übel. Ein blindes Verkennen fremder Vorzüge und eigener Fehler ist Chauvinismus, oder Vaterlandsaffentum. Ein blindes Verkennen eigener Vorzüge und fremder Fehler ist ebenfalls Chauvinismus oder Fremdaffentum. Zu diesem Chauvi-



nismus sind wir Deutsche immer mehr geneigt, als zu jenem, daher besitzen wir noch immer jenen schwankenden und zerfahrenen Volkscharakter, so viel Gallomanen, Anglomanen, Philosemiten, so viel Abtrünnige und Überläufer, daß wir mit Recht der Spott aller wahrhaft national gesinnten Völker sind.

6. Es ist daher ein Pflichtgebot jedes wirklich nationalgesinnten Deutschen, zuerst sein eigenes Haus zu bestellen und fremde Einmischung als Übergriff zurückzuweisen; wer nun sieht, wie die Juden von Heine bis auf Hr. Held herauf der deutschen Sache verständnislos oder feindselig gegenüberstanden, der wird rein nationalen Antisemitismus wohl begreifen und zugeben daß er viel weniger ein Angriff, als vielmehr eine Abwehr ist.

II) Der Antisemitismus ist auch eine soziale Frage. Das dürfte wohl niemand leugnen, als die Juden. Sie ist ein Stück Kampf ums Dasein, eine Forderung des persönlichen, wie des staatlichen Selbsterhaltungstriebes.

1. Wer besitzt heute alle, oder doch die überwiegende Macht im öffentlichen Leben durch Beherrschung der Börse, des Zwischenhandels, gewisser Erwerbszweige, der Presse, der Kunst; durch die Bundesgenossenschaft der Liberalen und Sozialisten? Die Juden. Was treibt demnach so viele, für die Hr. C. Alberti nur häßliche Schimpfwörter hat, zum Antisemitismus? Lediglich der Selbsterhaltungstrieb, die harte Not und das Bewußtsein, daß gegen den festgeschlossenen Ring des Judentums nur ein festes Zusammenhalten Mehrerer die Abwehr möglich macht.

2. Hat der Antisemitismus als nationale Frage keine Berechtigung, so hat auch die Abwehr des französischen oder englischen Einflusses keine: hat der Antisemitismus als soziale Frage keine Berechtigung, so hat auch der ganze Sozialismus keine.

3. Allen, die den Antisemitismus bekämpfen, führe ich nur eine Stelle aus dem gewiß nicht antisemitischen „Finanz- und Handelsblatt“ an:

„Gesetzt den Fall, Frankreich fände den Zeitpunkt für gekommen, an Deutschland den Krieg zu erklären, so steht es in der mächtigen Hand Rothschilds, den mit uns alliierten Staat Österreich sofort zum Bankerott zu treiben und ihn finanziell zu zertrümmern, falls er sich nicht den politischen Diktaten Rothschilds fügt. Zu einer solchen Katastrophe bedarf es nichts Anderes, als den Besitz Rothschilds an österreichischen Kredit-Aktien ungestüm auf den Markt zu bringen, sie von 500 auf die Hälfte oder noch niedriger zu werfen und ein Paar hundert Millionen österreichische und ungarische Rente hinzuzuthun. Nun stelle man sich die Wirkung einer solchen, an sich höchst einfachen Operation vor. Denn auch die ungezählten Milliarden an anderen Renten und sonstigen Fonds, an

Industriewerten, an Pfandbriefen 2c. folgen alsdann allsogleich nach, und das Indianergeheul und die Furie der Alles zerschmetternden Contremine besorgt schon das übrige. Man hat eben die Dinge mit dieser Kredit-Aktie und ihrem Alles beherrschenden Einflusse viel zu weit kommen lassen. Wir haben schon lange auf diese ganz eigenartig geschmiedete Rothschildsche Waffe aufmerksam gemacht, und etwas zu spät stellt sich vor Jedermanns Augen heraus, auf welch gefährlicher Mine Europa steht und wer die Lunte zu ihrer Entzündung in der Hand hat."

4. Man wende nicht ein: Rothschild wird das nicht thun. Schon der Gedanke: Er kann es thun, genügt in einem solchen Falle bereits. Hier steht also ein einziger Jude einem Staate gebietend gegenüber. Das beleuchtet so recht die Fadenscheinigkeit von Hrn. Albertis Ausspruch: „Man mache daher nicht ferner dem deutschen Volke weiß, daß 48 Millionen vor 500 000 Furcht haben . . .

5. Die Juden sind groß in der Fabrikation von Schlagwörtern. Sie kennen die Gefährlichkeit des Antisemitismus für sich genau, darum kämpfen sie mit allen Mitteln gegen ihn und suchen ihn zu verdächtigen; einmal nennen sie ihn den bloßen Sport dummer Jungen, dann eine Verfolgung aus bloß konfessionellen Gründen oder schmutzigen Geschäftsrücksichten; dann einen Rückschritt zum finsteren Mittelalter, das der jüdische Schlagwörterfabrikant gewiß nicht kennt; dann nennen sie alle Antisemiten ungebildet, was besonders zieht, da heute niemand ungebildet scheinen will (bezeichnend für die Halbbildung unserer Zeit). Jetzt kommt Hr. Alberti und nennt den Antisemitismus die größte Beschimpfung, das trostloseste Armutszeugnis des deutschen Volkes, Hochverrat u. dgl., fürchtet bereits für den Krieg, in dem der Jude und Antisemit in einer Feuerlinie nebeneinander stehen müssen und bedenkt nicht, daß das gleiche für den Sozialdemokraten und Bourgeois u. s. w. gilt. Solche Leimruten gehören nur für Leser, die nicht denken.

6. Wer nun obige Auseinandersetzungen durchdenkt und mit all den sonstigen Thatsachen, die hier nicht angeführt werden konnten, vergleicht, muß zum Endergebnis kommen:

Antisemitismus ist die Abwehr des übergreifenden jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des Lebens.

* * *

Ich komme nun zu Hrn. Albertis zweiten Aufsatz über den „Dreibund", der in dem Ausspruche gipfelt, daß dieser Treubund so etwas wie ein imponierendes — Versatzstück, eine Art politischer Wauwau sei. Es giebt nur zwei Fälle: Entweder ist der Dreibund eine Friedensbürgschaft, oder

er ist keine solche. Ist er nun keine, so war der genialste Staatsmann Deutschlands ein Betrüger des eigenen Volkes und seiner Verbündeten, indem er sie in falsche Sicherheit einwiegte. Wäre dies der Fall, so bliebe es den Franzosen und Russen wohl nicht verborgen und sie setzten sich über ihn hinaus. Hat nun Bismarck Recht und Hr. Alberti Unrecht, so hat letzterer im Verhältnis zu seiner Bedeutung (siehe Leitspruch) durchaus unverantwortlich gehandelt.

Wer den Dreibund ein Versatzstück nennt, muß unbedingt wenigstens folgendes kennen, wenn sein Aufsatz nicht ein dreistes Machwerk sein soll:

a) Die Stimmung der verbündeten und feindlichen Höfe, alle politischen Unterströmungen und allerlei Geheimnisse des auswärtigen Amtes.

b) Die Stimmung der verschiedenen Völker, bezw. Parteien in den verbündeten und feindlichen Staaten.

Das erstere dürften Sie nun kaum kennen, das letztere wissen Sie auch nur mangelhaft, wie ich es wenigstens für Österreich nachweisen will.

Ich muß darauf auch deshalb eingehen, weil ich glaube, daß die „Gesellschaft“ mehr sein soll, als ein politisches Tageblatt.

Nun zu Einzelheiten:

A. „Über die Moral setzen sich Völker und Staatsmänner gleich leicht hinweg.“

Ich bitte das für das „Deutsche Volk“ zu beweisen.

B. „Der kühne und große Columbus (Bismarck nämlich) hat sich in einen greisen, wetterharten und fuchsschlauen Korsaren verwandelt, der jedem Gegner mit fast mythischer (oder mystischer?) Geschicklichkeit entwischt und seine Beute ungefährdet heimbringt . . .“

In diesem Bilde ist eine Bosheit versteckt, die alles dem Kanzler vorher gespendete Lob aufhebt:

1. Bismarck mit einem Seeräuber verglichen! Wie geschmackvoll!

2. Der eiserne Kanzler entwischt jedem Gegner mit der gemachten Beute! Diese Gegner müssen Sie nennen.

C. „Fürst Bismarck hat α) durch seine Rücksichtslosigkeit, β) seine Formlosigkeit, γ) seinen Haß gegen Kunst und Bildung, δ) den harten Militarismus, dessen absolute Herrschaft in Deutschland sein Werk ist, ε) ohne zwingenden Grund Deutschland im Ausland manchen Schaden zugefügt.“

Ich ersuche um Beweise für die Behauptungen α, β, γ und ε genau und deutlich. Über Punkt δ frage ich:

Wer hat den Krieg von 1870 vom Zaun gebrochen? Die Franzosen. Hätten die Franzosen auch ohne den Verlust von Elsaß-Lothringen nach Revanche gelechzt? Ja; das beweist ihr Revanchegeheul nach dem Pariser

Frieden von 1815, wo sie nichts verloren. Wer rüstete nun seit 1871 fortwährend? Die Franzosen.

Wer muß sich durch Gegenrüstungen schützen? Doch wohl die Deutschen, die noch in Rußland einen gefährlichen Nachbarn haben. Wer ist also Vater des Militarismus? Die Franzosen. Wem diese Logik nicht einleuchten will, der will eben blind sein, wie viele Sozialisten und Realisten.

D. „Der großen Masse der Deutschen (in Österreich) aber hat sich ein strafbares und schändliches Verzweifeln an der Zukunft bemächtigt; man legt die Hände in den Schoß, läßt die Dinge gehen, wie sie Gott und Herrn Gregr gefallen, und schielt in einer Weise nach Deutschland hinüber, die nicht selten an Hochverrat streift. Was sollen wir thun? sagte mir einmal der Leiter eines der verbreitetsten deutschnationalen Blätter in Wien, unsere einzige Hoffnung ist, eines Tages von Deutschland annektiert zu werden. Der demokratische Österreicher, der seine Hoffnung auf das dynastische Preußen setzt — die deutsche Sprache hat kein Wort, solch' undeutsche Feigheit genügend zu brandmarken."

Der reinste Wippchenbericht, in dem alles mögliche Wahre und Falsche dreist zusammengeworfen wird. Aus Rücksicht auf den Raum kann ich hier nur andeuten, was eigentlich einen selbständigen Aufsatz bilden sollte:

1. Die internationale, judenfreundliche, manchester-liberale Partei hat in Österreich bekanntlich sehr lange gewirtschaftet, hat niemals und nirgends germanisiert, sondern im Gegenteil jede deutschnationale Regung als „preußenseuchlerisch" unterdrückt, nationalslavische Bestrebungen aber nie eingedämmt, da sie nicht gegen das „liberale Prinzip" waren. Als 1879 Graf Taaffe die Staatsleitung übernahm, wurden die Liberalen über Nacht — deutsch, weil ihnen die Sache an den Kragen ging und sie für ihre Mandate fürchteten. Wieviel dieses „Deutschtum" bedeutet, kann man leicht ausrechnen. Um sich regierungsfähig zu erhalten, bekämpfen sie die Regierung mit furchtbar klingenden — Reden und sorgen für die deutschnationale Bewegung mit trefflichen — Schlagworten. Dank den Bemühungen Schönerers wurde eine wahrhaft nationale Bewegung unter den Deutschen in Fluß gebracht, die auch antisemitisch ist und von einer Bevormundung durch die Liberalen nichts wissen will. Also doppelter Hochverrat!

2. Jetzt wissen wir, wer in nationalen Dingen die Hände in den Schoß legt: das sind die Liberalen und Genossen; wer aber nach Deutschland schielt: das sind die Deutschnationalen, die man auch Antisemiten nennt.

3. Schielen diese wirklich hinüber? Mehr noch, sie schauen ganz frei und ruhig hinüber und zwar deshalb:

a) Ist in dem gesamten deutschen Volke ihr natürlicher Halt im Kampfe

für ihre Nationalität gegen die anstürmenden Slaven; ein schwaches oder geschwächtes deutsches Reich bedeutet für sie daher eine Niederlage oder Untergang. Wenn es den österreichischen Slaven gestattet ist, mit den Balkanslaven oder Russen, unseren natürlichen Feinden, offen zu sympathisieren, warum sollte die offene Sympathie mit Deutschland, dem natürlichen Freunde Österreichs, auf einmal Hochverrat sein? Diese Deutschnationalen sind gerade eine gute Bürgschaft für den Dreibund. Die stark mit Rußland und Frankreich liebäugelnden Slaven sind dessen natürliche Gegner, die Konservativ-Klerikalen hassen Preußen als „protestantischen" Staat, die Deutschliberalen, die Bismarck treffend die Herbstzeitlosen nannte, hassen den „Junker- und Militärstaat" ebenfalls gründlich aus „liberalen" Ursachen. Nun bleiben noch die deutschnationalen antisemitischen „Hochverräter" übrig, die Sie als Jude doch nicht nennen durften. Dann hätten Sie eben auch über den Dreibund — schweigen sollen.

4. Die Deutschnationalen wollen weder liberal noch klerikal, sondern nur national sein, daher sind sie der Regierung wie den Liberalen in gleicher Weise ein Dorn im Auge. Sie werden bestens bewacht und jedes Wort wird womöglich zum Majestätsverbrechen gestempelt. Wie weit geht aber die Loyalität der liberalen Blätter? Als sie über den Tod des Kronprinzen Rudolf ein ganzes Meer von Tinte geweint hatten, brachten sie hinterher den Lesern alle „pikanten Details" darüber, während sich die „antisemitischen Hochverräter" streng an die offiziellen Nachrichten hielten. Jene Blätter haben also am wenigsten Recht, jemanden des Hochverrats anzuklagen. Das ist übrigens nur Sache des Staatsanwaltes.

5. Sehen wir uns nun jenen „Leiter eines der verbreitetsten deutschnationalen Blätter in Wien näher an: Das Wort deutschnational wird in Österreich nur gebraucht für die Anhänger Schönerers und höchstens noch für die der „deutschnationalen Vereinigung"; die Liberalen nennen sich nur deutschliberal, deutschfortschrittlich, deutschösterreichisch. Die Deutschnationalen sind aber Antisemiten, werden also mit Ihnen keinerlei Verkehr haben; den Deutschliberalen, die überall ihre Staatsangehörigkeit so scharf betonen, kann man also obigen hochverräterischen Ausdruck nicht in den Mund legen.

6. Die Leiter fast sämtlicher deutschliberaler Blätter Wiens sind Juden. Hat vielleicht ein Jude obigen Ausspruch gethan? Das wäre doch — tragisch.

Ich könnte noch manches Andere und sehr Wichtige anführen, aber die Rücksicht auf den Raum und die Geduld meiner Leser zwingt mich, nur kurz Herrn Albertis dritten Aufsatz: „Nochmals Judentum und Antisemitis-

mus" zu streifen; aus diesem ergiebt sich deutlich, wie wenig das Judentum eigentlich geneigt ist, dem deutschen „Bruder" die Hand zu reichen. Das Entgegenkommen auf deutscher Seite ist seit hundert Jahren gewiß sehr groß gewesen; denn von Lessing bis heute hat ein großer Teil unseres Volkes mit bewunderuswerter Selbstverleugnung, ja leider sogar Schädigung des eigenen Nationalbewußtseins (z. B. die Liberalen Österreichs) Judenemanzipation getrieben. Wie viel dies genützt hat, beweisen Herr Hersch Hildesheimer und Herr Held viel deutlicher als alle gegenteiligen Versicherungen des Herrn Alberti.

Nun noch eine Einzelheit:

„Ich (nämlich Herr Alberti) hatte die Antisemiten in zwei Gruppen geteilt: Ideale, deren Gesinnung der falsche Ausdruck einer an sich edlen Anschauung ist, und solche aus Geschäftsrücksichten, d. h. gemeines Lumpengesindel, das mit der Bewegung nur sein Geschäftchen machen will. Zu dieser letzten Kategorie gehören fast ausnahmslos die antisemitische Preßbande α) ein Haufen verrotteter, bankerotter, feiler Banditen, β) käuflicher Bravos, deren Stilet die Feder ist, γ) die sich in den Dienst eines jeden stellen, der sie bezahlt."

Ich will nun zwei Geschichtchen (unter Hunderten) anführen, die (leider!) nicht von antisemitischen Preßbanditen, sondern von armen „Juden" handeln.

Das eine ist aus einem Buche über die Orientbahnen (von Paul Dehn, glaube ich):

Als die „Anglobank" die Türkenlose herausgab, zahlte sie an **73** Wiener Blätter Schweig- und Empfehlungsgelder; so dem „Tageblatt" 32 000 fl., der „Neuen freien Presse" und der „Presse" je 25 000 fl., der „Vorstadt-Zeitung" (jetzt Österr. Volkszeitung) 16 000 fl., der „Montagsrevue" und dem „Fremdenblatt" je 12 000 fl., der „Deutschen Zeitung" 800 fl. — Placht, der im Zuchthause starb, hat in einem Jahre rund 155 000 fl. für Schwindelanpreisungen gezahlt . . .

Nun ein Stückchen von 1890:

Schauplatz: Ein Wiener Gerichtssaal. Der Angeklagte war Besitzer einer „Wiener Vororteban k" und hat kleinen Leuten verschiedene Summen herausgeschwindelt. Im Laufe der Verhandlung erzählt er dem Präsidenten folgendes:

Ach, die Schadensumme könnte eine viel kleinere sein; seit mehr als einem halben Jahre vor unserer Verhaftung schon hätte kein neuer Fall sich mehr zu ereignen brauchen, hätte kein neuer Kommittent weiter sein

Geld verlieren müssen, wenn sich nicht etwas Unglückseliges ereignet hätte. Ein halbes Jahr vor anserer Verhaftung war nämlich ein Mann in unserem Bureau erschienen, für den wir Geldgeschäfte zu machen hatten. Er verlangte sein Geld zurück, und da wir es ihm nicht sofort geben konnten, so machte er erst Skandal und drohte uns dann mit der Veröffentlichung in den Zeitungen und dann mit der Polizei. Anstatt aber nun wirklich zur Polizei zu gehen — wie es wahrhaft besser gewesen wäre — ging er zur Zeitung, erzählte dort seinen Fall und bat den dort anwesenden Gerichtsaal-Redakteur, er möge die Sache als warnendes „Eingesendet“ bringen. Das that aber jener Redakteur nicht; er fuhr vielmehr sofort nach dem Weggange jenes Mannes zu uns und erklärte: „Ich werde diese Sache verschweigen, wenn Sie mir dafür 500 fl. bezahlen. Geschieht dieses nicht, dann steht die Affaire morgen in der „Allg. Zeitung“ und die Folge ist natürlich Ihre Verhaftung.“ Das wußten wir ja selbst nur zu gut; leider, leider — trotzdem mein Gewissen dagegen sprach — erklärten wir, bis zum nächsten Morgen die 500 fl. Schweigegeld zu verschaffen, es wurde uns sehr schwer, die Summe zusammenzubringen, aber um 9 Uhr erlegten wir sie, und — die Zeitung schwieg — wir waren vor der Verhaftung gerettet. Wieder und wieder fanden wir in den nächsten Monaten Leute, die uns ihre Gelder anvertrauten — wieder und wieder benützten wir diese Summen zum Börsenspiel, in der verzweifelten Hoffnung, alles früher Verlorene damit zurückzugewinnen — — Vergebens! Auch alle diese Summen des letzten Halbjahres, das wir noch außer Haft zubrachten, waren unwiederbringlich verloren, und (damit wies der Sprecher mit dem Finger auf die Journalistenloge) dort sitzt jener Redakteur der Zeitung, sein Name ist N. N.“

Unter lautloser Stille des Auditoriums erwiderte der Präsident: „Nein, das ist unerhört! Wir wußten zwar, daß dort vieles vorgeht, was das Licht zu scheuen hat, aber das ist doch zu stark!“ — — —

Die beiden „Bankiers“ wurden zu mehrjährigen Kerkerstrafen verurteilt; jener „Redakteur“ aber, der direkt Urheber war, daß jene beiden noch so viele arme Leute um ihre sauer ersparten Gulden betrügen konnten, ging leer aus. Unser Gesetz bietet dem Staatsanwalte keine Handhabe, ihn zu fassen; so ist der Mann kühn auf der Schneide des Gesetzes beim Zuchthaus vorbeibalanciert — ja mehr: er ist heute noch Mitglied des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia“, und daher hat man auch in keinem einzigen Wiener Blatte über jene dramatische Scene im Gerichtssaale auch nur ein Sterbenswörtchen gelesen. — — —“

Ich bin nun der Letzte, der die Antisemiten als Engel hinstellt; kann man ihnen aber Dinge nachweisen, die nur entfernt an diese Geschichtchen hinanreichen? Wir werden ja sehen, was Herr Alberti beweisen kann.

Zugleich will ich noch anführen, daß ich zufällig mehrere der hervorragenden österreichischen „antisemitischen Preßbanditen" kenne. Diese stammen sämtlich aus achtbaren und angesehenen Familien und waren meist Mitglieder einer Burschenschaft, die auch noch streng auf die Ehrenhaftigkeit ihrer alten Herren sieht. Wir werden ja sehen, wie Herr Alberti seine Behauptungen α, β, γ beweist.

Um verschiedenen Mißdeutungen vorzubeugen, schließe ich meinen Aufsatz mit folgendem:

1. Nachdem in der „Gesellschaft" zwei Juden zum Worte gekommen sind, ist es billig, daß nun auch ein Deutscher ruhig und sachgemäß die Berechtigung des Antisemitismus darlege und alle Ausfälle jener gegen unser Volk zurückweise, oder dafür Beweise fordere. Dabei vermied ich strenge, leidenschaftlich oder persönlich zu reden, da der großen Sache gegenüber doch alle Personen in Nichts verschwinden, oder jenen eine Bedeutung zugemessen würde, die sie nicht haben.

2. Wenn mir um Personen zu thun war, so sind es jene bedeutenden Männer und jene „versöhnten" Antisemiten, die Herr Alberti Seite 368 anführt. Diesen unterbreite ich hiermit meine Aufsätze zur freundlichen sachgemäßen Prüfung.

3. Wenn ich für meine Darstellung fast durchwegs österreichische Beispiele nahm, so geschah das nicht etwa aus Mangel an reichsdeutschen. Dafür genügen ja schon das Sündenregister der Juden bei Herrn Alberti wie die Aufsätze der Herren Hildesheimer und Held. Ich wollte die Reichsdeutschen vor allem darauf hinweisen, welche Gefahr die Juden für das befreundete Österreich im Allgemeinen und für die Deutschen im Besonderen sind, damit sie endlich die Bedeutung und Berechtigung unserer Kämpfe einsehen lernen.

4. Endlich wollte ich zeigen, daß vor der Durchführung der Judenemancipation, die nur Herr Alberti, aber nicht die zwei anderen Juden und deren Genossen für ein dringendes Bedürfnis halten, das deutsche Volk viel wichtigere Fragen zu lösen hat, so die Frage der festeren Begründung des Nationalbewußtseins, das die verschiedensten Parteien grundsätzlich untergraben und zersetzen. Ich will schweigen von deren jämmerlichen Haltung in wahrhaft nationalen Angelegenheiten, wie der Polendebatte, den Kolonialfragen u. s. w.; man sehe nur, wie schmählich gering die Beteiligung an nationalen Vereinen ist, z. B. am allgemeinen

Deutschen Schulverein u. s. w. Wenn auch heute die „soziale" Frage im Vordergrund steht, so ist sie wesentlich eine Magen- und Machtfrage, neben der noch ganz gut ideale und doch praktisch soziale Fragen, wie die nationale Frage, sehr wohl bestehen können, wie das französische, englische und amerikanische Sozialisten klar beweisen.

Das möchte ich auch allen Realisten dringend ans Herz legen, von denen nur zwei meines Erachtens wahrhaft national sind: M. G. Conrad und D. Freih. v. Liliencron, während die anderen (leider auch Bleibtreu) einem mehr oder minder klaren Kosmopolitismus huldigen, der uns Deutsche bereits durch mehrere Jahrhunderte hindurch in allen Formen und Farben äfft und bei dem immer wir schließlich die Zeche bezahlt haben.



Kritik.

Zur realistischen Bewegung.

Von der freien Bühne in Berlin. Vor vier Wochen lief folgende Erklärung durch die deutschen Zeitungen:

„Die Unterzeichneten erklären, daß sie jede Verbindung mit der von Herrn Dr. Otto Brahm in Berlin herausgegebenen Wochenschrift „Freie Bühne für modernes Leben" abgebrochen haben und dieses Blatt nicht als Organ ihrer Anschauungen anerkennen.

Hermann Bahr, O. J. Bierbaum, Paul Ernst, Arno Holz, Iven Kruse, Detlev Freiherr von Liliencron, Bernhard Mänicke, Johannes Schlaf.

Da Hermann Bahr auch als Karl Linz, B. Schwind, Globe Trotter und Schnitzel, Johannes Schlaf auch als Karl Benda und Paul Köchlin an der „Freien Bühne" teilgenommen, verliert das Blatt durch diese Erklärung 14 seiner Mitarbeiter."

Jeder unbefangene Leser wird erkennen, daß man eine Absage nicht ernster, einfacher und rücksichtsvoller vor das Publikum bringen kann. Herr Dr. Otto Brahm müßte aber nicht derjenige sein, der er wirklich ist, wenn er seine Antwort auf diese Absage ebenso ernst, einfach und rücksichtsvoll hätte ausdrücken sollen. Mit widerlicher Sophisterei suchte er also die Situation zu fälschen und den ganzen Vorgang als eine „Operetten-Verschwörung" in ihrer Eitelkeit gekränkter Hanswürste ins lächerliche zu ziehen. Von den 14 Mitarbeitern, die ihm Monate lang seine Wochenschrift mit Beiträgen gefüllt haben, läßt er nur einen einzigen als „wenigstens ein hervorragendes Talent, einen großen Lyriker" gelten, degradiert ihn aber mit dem nämlichen Federzug zu einem Schwächling, den die Andern nur „mitgezogen" haben bei ihrem „ungewöhnlichen Schritt". Als das „Wesentliche" der „Meinungsdifferenz", wie Herr Dr. Brahm den Grund der Absage zu etikettieren beliebt, führt er an: „daß mehrere Herren, denen wir die Fähigkeit zutrauten, zweite Geige zu spielen, die Prime beanspruchten". Wie gnädig!

Also mit den Herren Hermann Bahr, Arno Holz, Johannes Schlaf, Detlev v. Liliencron u. s. w. sind die zweiten Geiger aus dem Konzert der „Freien Bühne" geschieden und die ersten Geiger: Brahm, Schlenther und ähnliche große Kunst- und Litteratur-Meister bleiben kalt lächelnd an ihren ersten Pulten mit ihren wunderbaren Fähigkeiten erster Güte sitzen.

Wäre die „Meinungsdifferenz" nicht ausgebrochen, so hätten die „zweiten Geiger" ruhig weiter spielen und die Wochen-Nummern der „Freien Bühne" mit ihren Solis füllen dürfen. Hinfüro sind also nur noch „erste Geiger" im Brahmschen Konzertsaal zu hören. Lustig!

Es ist jedoch ein klein wenig anders zugegangen, als der Herr Primgeiger Brahm die Geschichte darstellt. Zunächst handelte es sich nicht um eine bloße „Meinungsdifferenz", denn um einer solchen willen schreiben Männer wie Bahr, Bierbaum, Holz u. s. w. keine öffentlichen Absagen. Nicht „Meinungen" trennen und sprengen die Kamerad- und Waffenbrüderschaft, sondern Gesinnungen. Was für Herrn Brahm nur eine „Meinungsdifferenz", war für seine ernsthaften Mitarbeiter ein sittlicher Konflikt. Es war ein Akt der Notwehr loyaler Männer gegenüber frechster Versuche der Charaktervergewaltigung. Und hier könnten wir, als Zeugen aufgerufen, mit Dokumenten aus dem Brahmschen Kreise aufwarten, die einen ganzen Rattenkönig von moralischer Häßlichkeit und litterarischer Verkommenheit enthüllen würden — wir wählen hier gern die gelindesten Ausdrücke.

Es ist Thatsache, daß die Männer, denen Herr Brahm jetzt ironisch die „zweite Geige" nachwirft, das aut—aut nicht länger umgehen konnten: entweder sich sklavisch in den Dienst einer selbstsüchtigen, alles ehrliche Streben entweihenden Clique begeben, oder weit weg von ihr! Und damit hat in der That und Wahrheit die deutsche Litteratur die „Freie Bühne" verlassen; alles, was ehrlich, gesund, mannhaft, begeistert für die hehren Ziele der neuen Geistesbewegung, hat dem als Primgeiger sich proklamierenden Brahm für immer den Rücken gewendet.

Wer verbleibt denn der „Freien Bühne" außer Schlenther und ein paar gleichwertigen Federn? Höchstens noch ein paar Ausländer, die überall mitthun, weil sie sich gern produzieren und ihnen der Einblick in die inneren Verhältnisse fehlt.

Es bleibt noch anzumerken, daß Herr Dr. Brahm auch bei dieser Gelegenheit zum neunundneunzigstenmal sich das monumentale Bekenntnis geleistet hat: die Freie Bühne habe wie die „moderne Kunst" selbst keine Richtung, kein Programm, keine Formel, keine Persönlichkeit!

Ja, um aller Vernunft willen, was hat sie denn?

Sie hat Herrn Dr. Otto Brahm, den Primgeiger. Das genügt.

So ist denn dieser wunderliche Berliner Litteratur- und Kunst-Reformator, dieser famoseste Freieste aller Freien, der sich „an keine Person und an keine Formel, an kein Programm und an keine Richtung bindet", der ganz Lust, ganz Richtungs- und Haltlosigkeit ist, mit seiner „Freien Bühne" richtig bei der lächerlichsten Selbstverspottung angelangt.

„Freie Bühne für modernes Leben" nennt sich so etwas, nachdem alles, was Gewissen und Charakter, von ihm gegangen. Amen Selah. Auf den Schindanger mit einer solchen Modernität!

* * *

Die Kölnische Zeitung, litterarisch eins der elendestredigierten Winkelblätter beider Hemisphären, hat sich anläßlich der Erwähnung der Schriften „Der Realismus vor Gericht" und „Deutsche Weckrufe" (beide aus Friedrichs Ver-

lag) einen mit „litterarisches Sanskulottentum", „Rowdies der Litteratur" und ähnlichen Schmähungen gespickten Angriff auf die Vertreter unserer Richtung erlaubt. Durch dieses bubenhafte Gebahren sucht bekanntlich die Kölnerin ihre Zugehörigkeit zur „großen Presse" wie zu den seinen Lebens- und Litteraturkreisen zu erweisen und dem Idealismus deutscher Nation das Banner vorzutragen. Alles Riechwasser, das in Köln fabriziert wird, wäre nicht hinreichend, diesen von frechschnauzigem Größenwahn und pöbelhaftem Gesinnungsschmutz starrenden Schmähartikel aus dem Redaktionsstall des Barons Perfall rein zu schwemmen und für empfindlichere Organe riechbar zu machen. Wir halten uns deswegen das Kölnische Papier möglichst weit vom Leibe und besinnen uns noch, ob wir dem Urheber dieser journalistischen Kloakenleistung die Ehre irgend einer Erwiderung anthun sollen. Die Kölnerin mag also auf unseren schwer zu überwindenden gesunden Ekel vorläufig weiter sündigen.

M. G. C.

* * *

Wie ernst und wichtig die deutsche realistische Bewegung im Ausland genommen wird, wie eingehend man sie dort studiert, welchen Kulturwert man ihr dort beilegt, dafür mehren sich die Beweise in langen Artikeln der maßgebenden ausländischen Presse in erfreulichster Weise. Neuerdings hat im Anschluß an eine Studie in der in Rom erscheinenden Revue internationale das größte Brüsseler Blatt, die Indépendance belge, sich eingehend mit dem deutschen Realismus beschäftigt, und zwar in einer für uns höchst ehrenvollen Form. Die litterarische Beilage der Indépendance belge vom 27./VII. 1890 bringt einen längeren, höchst eingehenden und von großer Sachkenntnis zeugenden Artikel eines Herrn Jean Menos — uns natürlich völlig unbekannt — betitelt: Le théâtre actuel en Allemagne, der so interessant ist, daß wir unseren Lesern davon Kenntnis geben müssen.

Zuerst spricht der Verfasser über Otto Brahm und die „Freie Bühne". „Die Begründer wollten ebenso sehr Nachahmer des französischen wie des russischen Realismus sein." Der Verfasser bespricht nun Anzengrubers „Viertes Gebot", Fitgers „Von Gottes Gnaden" und Holz-Schlafs „Familie Selicke". Von letzterem Stück sagt er: „Die sozialen Einzelheiten sind treu nach dem Leben, gut wiedergegeben, aber es riecht in dem Stücke zu sehr nach Branntwein." Daß der Berliner Dialekt falsch behandelt ist, fällt sogar dem Ausländer auf. Über die ganze Holz-Schlafsche Richtung sagt er: „Die Methode ist französisch. Die Schüler haben die Meister beim Wort genommen. Die Absicht war, nichts zu erfinden, in die Untersuchung der Natur kein idealisierendes Vorurteil hineinzutragen, zumal nichts zu verachten, vorzugsweise in den untersten Schichten und auf dem Grunde zu wühlen, „denn dort findet sich die Perle." Man hat sie dort gesucht, „ich glaube selbst, es giebt Bedauernswerte, die sie noch suchen," schrieb Charles Morice in der „Litteratur von heut". Ja, es giebt Bedauernswerte, welche noch die Perle in diesem — nicht völlig unfruchtbaren Schmutz suchen, in dem sich der Naturalismus gewälzt hat. Zu ihnen gehören Holz und Schlaf." Das Endurteil lautet: „Die Freie Bühne liegt in den letzten Zügen, ohne Deutschland den genialen Dramatiker gezeigt zu haben, und sie hat es fertig bekommen, ein Stück zu geben, wie die „Macht der Finsternis" in dem von nichts die Rede ist als von Fehltritt, Buße und moralischer Verantwortlichkeit."

Nun kommt der Verfasser auf die „Deutsche Bühne" zu sprechen. „Ihr eben veröffentlichtes Glaubensbekenntniß zeigt tolerantere Anschauungen als die

ihrer älteren Schwester. An ihrer Spitze steht Karl Bleibtreu, ein sehr bekannter und als Dichter wie als Romanschriftsteller gleich besprochener Autor. Er eröffnet sein Theater im September mit einem seiner Stücke „Schicksal" — im Original etwas frei mit jugement de dieu übersetzt — dann kommen Stücke von Conrad Alberti, Max Stempel, W. Kirchbach. Da diese jungen Schriftsteller sich bisher nicht durch Liebenswürdigkeit ihrer Kritik ausgezeichnet haben, so dürfen sie sich gefaßt machen, daß man sie wenig schont. Das dürfte ihnen freilich nichts neues sein: sie suchen den Spektakel. — Conrad Alberti," fährt er fort, „ist auch einer der Führer der Gruppe des „Jungen Deutschlands", dessen Vertreter zu häufig ihr wirkliches Talent dransetzen, auf alle Berühmtheiten loszuschlagen, die sie in Schatten stellen. Ihre Ansichten über Zustand und Zukunft der deutschen Litteratur sind sehr pessimistisch. Und nicht ohne Grund. Immerhin geben sie sich zu häufig die Miene zu sagen: „Hier meine Waare! Kaufen Sie meine Waare!" Und wenn man zögert, ihre Waare zu kaufen, brechen sie in hellen Zorn los." Der Verfasser überträgt nun eine Stelle aus „Größenwahn" und fügt hinzu: „Man merkt den Ergeiz des jungen Mannes, der alle Scheiben zerbrechen will, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Eine solche Erscheinung ist nicht selten und tritt auch bei uns zu Hause auf. Die Menge eilt herbei; die „Alten" schütteln den Kopf und tadeln, aber der Zweck wird erreicht, denn man kauft sein Buch. Eine andere Frage ist, ob Scheiben zertrümmern und Aufläufe erregen, um sich durch die Polizei am Kragen packen zu lassen, ein Beweis von Genie ist.

Die Urteile Conrad Albertis über die deutsche Litteratur sind ebenso streng wie die Bleibtreus und gleich beachtenswert in einem Augenblick, da diese jungen Leute ihren Versuch einer nationalen Bühnenreform aufnehmen."

Der Verfasser gedenkt nun Albertis fzt. im Magazin veröffentlichten Aufsatzes „Zur Pathologie der deutschen Litteratur." — „Alberti erspart seinem Lande nicht herbe Wahrheiten. Nach seiner Ansicht leidet Deutschland an drei erblichen Krankheiten, die seine geistige Entwicklung hemmen: Dezentralisation, Ausländerei und Speichelleckerei." Herr Menos übersetzt nun zahlreiche Stellen aus dem Aufsatze, den er eingehend analysiert und beurteilt. Auf die Bemerkungen bezügl. der Dezentralisation erwidert er: „Man kann drauf antworten mit Erwähnung der Namen Schiller und Goethe, deren Einfluß auf das Ausland beträchtlich war, obwohl sie in den von Conrad Alberti gemißbilligten Verhältnissen lebten. Er beneidet Frankreich um seinen großen Mittelpunkt, Paris, und sieht in der Dezentralisation die Ursache des Mangels an Geschmack, der Vernachlässigung von Form und Styl. Aber die gallischen Anwälte waren schon in Rom berühmt, ihrer Beredtsamkeit wegen, als Paris noch kaum existierte. Allerdings übte die politische Einheit einen großen Einfluß auf die zeitige Bildung der französischen Sprache; der Hof gab den Schliff, ihr eigener Geist that das Übrige." Der Verfasser warnt vor allzu großer Überschätzung der Zentralisation: dem Vorwurf der Ausländerei, des mangelnden Feinsinns und des Mangels an Selbstbewußtsein gesteht er volle Berechtigung zu, und ist mit Alberti der Ansicht, daß die Grundursache aller drei Übel der Mangel an Gewissenhaftigkeit bei dem Einzelnen wie bei dem Volke ist.

„Man muß nicht nur das Übel erkennen," schließt der Verfasser, „man muß es auch heilen. Wir wünschen Bleibtreu und Conrad Alberti und ihren Genossen guten Erfolg, denn sie sind die Träger der Hoffnungen der Zukunft. Sie re-

präsentieren", heißt es im Original weiter, „das neue Geschlecht im Kampf mit dem alten, die junge demokratische Formel, die sozialen Forderungen, und zertrümmern die veralteten, dem Untergang geweihten Theorien. Es wird sehr interessant sein, dieser Entwicklung zu folgen, sie mit andern zu vergleichen..." Und nachdem d. V. Wildenbruchs „Generalfeldoberst" besprochen, schließt er: „Jedenfalls ist das Hofpoeterei, und wir ziehen ihr bei allen Mängeln die Versuche des jungen Deutschland vor, welches für eine nationale Litteratur in Fühlung mit den modernen Forderungen kämpft."

Der würdige Ton des Artikels, die für einen Ausländer eingehenden Kenntnisse unserer Bewegung, die er beweist, die trotz mancher Einwände deutlich hervorleuchtende Sympathie für unsere Bestrebungen, erzwingen unsere volle Anerkennung. Möchte sich unsere verlogene, denunziante und gemeine deutsche Presse, die uns fortgesetzt mit Kot bewirft, an diesen Ausländern ein Beispiel nehmen!

Romane und Novellen.

Ein Muster, wie man einen modernen Roman nicht schreiben soll, stellt die Freiin Doris von Spättgen in ihrem „Schatten" auf (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt). Über die Geschichte selbst, eine Art Nora-Fabel mit gutem Ausgang, ist nichts zu sagen. Wo der geniale psychologische Forscherblick fehlt, ist die Roman-Geschichte gleichgültig, denn sie ist im Grunde immer dieselbe. Dies ist unter 100 Romanen bei 99 der Fall. Auch bei dem vorliegenden. Das verwundert nicht bei Büchern, die nur auf flüchtige Unterhaltung angelegt sind. Aber sprachlich wenigstens sollten sie — wenn auch vom Kunstwerk nicht gesprochen werden kann — dem schriftstellerischen Kunstgewerbe einige Ehre machen, d. h. sie sollten merken lassen, daß dem Verfasser der Unterschied von wissenschaftlicher und künstlerischer Sprachbehandlung bekannt und letztere einigermaßen geläufig war. Die breite, langatmige Satzkonstruktion mit ihrem vollendeten Mangel an anschaulicher Bildkraft ist eine Eigentümlichkeit der wissenschaftlichen, nicht der künstlerischen Schreibweise. Die künstlerische Schreibweise hat sich, im Gegensatze zur alten Buchsprache, knapp und schlagend den Vorgängen zu fügen und das dargestellte Leben lebendig auszudrücken. Soweit ist ein Hauch der realistischen Kunst selbst in die entlegensten Geisteswinkel gedrungen, daß man diese Forderung nicht mehr umständlich zu erläutern und zu begründen brauchen sollte. Und dennoch werden immer noch Bücher wie das vorliegende geschrieben, so altmodisch und unkünstlerisch, daß man sich den Geburtsschein des Verfassers erbitten möchte. Hat sich wahrhaftig seit Urgroßvaterszeiten auf dem Gebiete der Stilbehandlung kein Fortschritt vollzogen, auch nicht durch den Einfluß des Realismus, der nicht erst von gestern datiert, meine verehrte Freiin Doris von Spättgen? Ich will eine beliebige Dialogstelle herausgreifen: „Schatten", Seite 151. Hier faßt die gute Tante in einer äußerst heftigen Szene den Arm des Oberförsters, stößt ihn von sich und „ruft in dem ihr eigentümlichen, boshaft klingenden Lachen" folgende verwickelte Endlosigkeit:

„Du Hitzkopf! So renne doch meinetwegen wieder davon und vegetiere mit verbundenen Augen weiter, ohne zu ahnen, daß die ganz besonders von Dir betonte gütige Vorsehung Dir einen hinterlistigen Streich gespielt! Dein störrischer Schädel wird bald genug einen ekligen Klapps kriegen, der Dich aus Deinem siebenten Himmel auf die rauhe Erde niederschmettert. Dann giebt's wieder ein Zetermordgeschrei, im Lamentieren

und schließlich einen tollen Eklat. Unangenehme Sachen, die ganz unvorbereitet über uns hereinbrechen, treffen doppelt hart. Sieht man dagegen den Orkan schon von weitem heraufziehen, dann waffnet man sich tüchtig gegen ihn und schützt die Kappe, so viel man kann ...“ (folgen noch 9—10 Zeilen in dem nämlichen Atemzug!)

Das liest sich wie eine Satzübung aus einem Schulheft, aber nicht wie eine Stelle aus einem lebendigen Zwiegespräch. Wie unwahr und unkünstlerisch schon, daß jedes Wort ein Beiwort mitschleppen muß: — verbundene Augen — betonte gütige Vorsehung — hinterlistiger Streich — störrischer Schädel — ekliger Klapps — siebenter Himmel — rauhe Erde — toller Eklat — unangenehme Sachen —!

Von solchen künstlerischen Schnitzern wimmelt das Buch. In voller Rücksichtslosigkeit: Sprachlich betrachtet, ist das Buch von Anfang bis zu Ende ein einziger Schnitzer. Die Verfasserin hat keine Ahnung von künstlerischem Stil. Ihre Romantechnik ist eine vorsintflutliche.

Fritz Hammer.

Von P. K. Roseggers ausgewählten Werken ist in A. Hartlebens Verlag ein neuer, sehr bedeutender Band unter dem Titel: „Martin der Mann“ erschienen; ein Ereignis, das von allen litterarischen Feinschmeckern mit freudiger Erregung entgegengenommen wird. Professor Dr. Adalbert Swoboda, dem ehemaligen Redakteur der Grazer Tagespost gebührt der Ruhm, vor jetzt beiläufig fünfundzwanzig Jahren unseren lieben, herzensechten und unvergleichlichen Rosegger entdeckt zu haben — er war es, welcher, durch allerhand Schriften, die der Jüngling ihm eingesandt, auf denselben aufmerksam gemacht, — dem damals unbekannten Burschen vom Lande die Mittel verschaffte, seinen Geist zu bilden, ihn zu dem zu machen, was er jetzt ist — einen Volkspoeten par excellence, einen Menschen, an dem der liebe Herrgott selbst seine helle Freude haben muß. Das uns vorliegende Buch „Martin der Mann“ hat Rosegger mit einer wunderhübschen Vorrede seinem Freunde und Gönner Swoboda gewidmet. Mit „Martin der Mann“ tritt der Dichter vollständig aus seinem gewohnten Kreise heraus. Das Buch gehört eigentlich in das Gebiet der Märchen — jener Märchen, die, im Lande der Phantasie sich abspielend eine reiche Fülle gesunder Lebensweisheit und scharfer Rügen unter die Menge streut. Die Fürstin Juliana wird, nachdem ihr Oheim, der Herzog auf geheimnisvolle Weise ermordet wurde, dazu berufen, die Herrschaft ihres Landes zu übernehmen; sie tritt aus den bescheidenen Verhältnissen, in denen sie in einem entlegenen Bergschlosse aufgewachsen, in Pracht und Glanz — sie bringt die besten Vorsätze, den redlichsten Willen mit — stößt aber überall auf Verrat und Intrigue, lernt immer mehr und mehr den Ekel und die Verachtung kennen, vor der Heuchelei, welche sie umgiebt; Trost schöpft sie — sie die Fürstentochter, die Herrscherin, aus der Korrespondenz mit dem Weibe ihres Forstwarts Maria Baumgartner — einer schlichten Bäuerin, die in ihrer natürlich einfachen Art stets den Nagel auf den Kopf trifft. Von Regierungssorgen erschöpft, durch Parteikämpfe gequält, zieht sich Herzogin Juliana endlich auf einige Zeit wieder auf das Land zurück — dort begegnet ihr ein einfacher Landmann — der Martin, welcher auf ihr Herz einen mächtigen Eindruck macht; sie beschließt der Krone zu entsagen, um nur der Liebe zu leben; aber als sie Alles von sich gegeben, als sie im weißen Hochzeitskleide an seiner Seite steht, da erfährt sie, daß er der Mörder ihres Oheims ist und die Blutschuld — trennt die Beiden. Vom Fenster ihres Burgschlosses aus stürzt sie sich hinab in die Tiefe.

Es ist ein eigenartiges Buch, welches wir hier vor uns liegen haben — es enthält wahre Schätze von Weisheit und Lebensphilosophie, die sich in das Gewand der Parabel kleiden — aber sympathischer zum Herzen spricht uns Rosegger in der Mehrzahl seiner früheren Werke, wenn wir auch die tiefgehende Bedeutung und Tragweite dieses neuesten Buches absolut nicht unterschätzen.

M. W.

Dichtungen.

„Das starke Jahr". Von John Henry Mackay. Der Dichtungen zweite Folge. Zürich 1890. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Wer sich unterhalten will, möge das Buch nicht in die Hand nehmen. Zum bloßen Lesen sind diese Gedichte nicht, man muß sie studieren. Und das ist nicht jedermanns Sache. Es giebt noch immer unverbesserliche Optimisten, die, wenn es gilt, sich mit der Kunst zu beschäftigen, ein Vergnügen und keine Arbeit suchen. Vergnügen freilich im ernsten reinsten Sinne des Wortes gedacht. Wir nun sind offengestanden noch zu wenig mit der Zeit fortgeschritten, wir gehören zu denen, die von der Kunst erhebende Schönheit verlangen, sie mag Stoffe behandeln, welche sie will. Und so ist uns das Durchlesen dieser Gedichtsammlung nur als eine Arbeit erschienen. Es ist schlechterdings unmöglich, zu sagen, was darin steht. Nicht — „Worte — Worte — Worte —" wie sie Hamlet liest. Aber „Gedanken — Gedanken — Gedanken!" Das ist gewiß ein Vorzug in seiner Art. Und doch scheint uns das Eine so gut ein Übel wie das Andere. Das warme, frisch angeschaute Leben langweilt niemals, wenn man es wiedergiebt, wie man es gesehen. Aber wo findet sich in dem Buche derartiges, einige wenige Gedichte wie „Modernes Idyll", das zu den besten gehört, ausgenommen! Es ist uns das bei Mackay um so unbegreiflicher, da gerade er in seinen „Modernen Stoffen" und „Helene" vollkräftige Beweise gegeben hat, daß er das Leben kennt, es mit offenem, klarem Auge sieht und es mit der ganzen Kraft der Wahrheit, die durch ihre Schlichtheit erschüttert, wiederzugeben versteht. Hier finden wir keine Spur davon. Wohl scheinen die Gedichte durchweg aus Situationen des wirklichen Lebens geschöpft zu sein, aber diese werden nicht festgehalten, sie schlagen nur eine Seite in dem düster brütenden Hirne des Dichters an, und diese vibriert dann fort, bis sie mit den endlosen Schwingungen der Reflexion alles erstickt, was im Anfang unser Ohr vernommen. Reflexionen in der lyrischen Dichtung sind dem Caviar zu vergleichen. In geringen Mengen genossen, sind sie eine Delikatesse, die den Appetit reizt, zumal, wenn sie zu einem berauschenden, anfeuernden Weine geboten werden. Aber wer könnte den ganzen Tag Caviar essen, ohne sich den Geschmack daran zu verleiden? Und hier, wo der Wein einer frischen, kampfesfreudigen Begeisterung ganz fehlt, ist dies ewige Aufdrängen einer oft durch schwere Form noch unverdaulicher gemachten Delikatesse unausstehlich. Wir haben schon dem „Fortgang", den Vorgänger dieser Gedichte, der vor zwei Jahren erschien, keinen Geschmack abgewinnen können, das „starke Jahr" scheint uns noch ein Fortgang in den Fehlern und Schwächen des früheren zu sein. Schon die Widmung des Buches ist bezeichnend: „Dem gehaßten Gefährten des starken Jahres gehöre sein Werk!" Wir gratulieren jedem, der das versteht, und beugen uns zugleich in demütigendem Bekenntnis unseres schwachen Fassungsvermögens. Der Mystizismus dieser Widmung kehrt in unzähligen Gedichten wieder.

Es giebt Kritiker, die die Bücher, welche sie besprechen, kaum oder nur teil-

weise gelesen haben. Zu diesen rechnen wir uns nicht. Dagegen mögen wir, was dieses Buch betrifft, nicht besser sein, als jene, da wir uns nicht schämen, einzugestehen, daß wir sehr Vieles, was wir gelesen haben, nicht verstehen. Vielleicht kann man auch auf diese Weise ein Buch empfehlen, wenigstens wäre es neu, und gewiß lieben es manche mehr, sich mit Rätseln zu beschäftigen, als die etwas rauhe und widerborstige Wahrheit anzufassen. Wir möchten daher allen zurufen: kauft euch das Buch, lest es, und seid so glücklich, mehr von dem, was darin steht, zu erraten, als wir es vermögen. Der Prolog ist insofern bedeutungsvoll, als er uns in Wahrheit ein Bild des Inhalts giebt, das nicht ohne Selbsterkenntnis angeschaut ist. Seiner „stillen Stunden Grübeln", — das ist es, was uns Mackay bietet. „Ein verbitternd leeres Lächeln" muß uns thatsächlich bei dieser Lektüre die Lippe umschweben. Wir kennen diese blasierte Afterweisheit mit ihrem öden „Alles Lebens bin ich satt!" genugsam. Was soll uns das — wir brauchen es nicht, wer das Leben satt hat, mag sich zum Teufel scheeren. Wahrhaftig, ein gerechter Zorn muß einen ergreifen, wenn man immer und immer wieder diesem Gejammer begegnet. Wir brauchen Leben, ganzes, volles, warmes Leben in unsern Tagen, nur das giebt den Mut zu frischem, freudigem Kampf. Das Studentenlied, das „Kraft und Mut" in deutschen Seelen flammen läßt, ist uns, trotz mancher Phrasenhaftigkeit, zehnmal mehr wert als hunderte jungdeutscher Verzweiflungshymnen. Mackay hat jene echt deutsche Kraft und den wahren Mut besessen, als er seinen „Sturm" schrieb! — Gewiß, es waren manche Überschwänglichkeiten darin, von denen erst vielleicht bittere, oder heilsame Lebenserfahrungen, ein reiferes Denken und helleres Sehen — die Heilung brachten. Diese Heilung bewies die zweite Auflage von „Sturm", dem wir mit warmer, aufrichtiger Begeisterung zugejauchzt haben. Aber zugleich haben wir Mackays Kräfte überschätzt. Was in letztgenanntem Buche seine Stärke war, im vorliegenden ist es zu seiner Schwäche geworden. Damals war es das Ibsen'sche Bewußtsein, daß der Stärkste der ist, welcher allein steht. Jetzt ist diese Erkenntnis zu einer Selbstvergötterung ausgeartet, die an den Wahnsinn des unglücklichen König Ludwig zu streifen beginnt. Mackay hatte sich ganz frei gemacht, er diente keinem Götzen mehr, nach keiner Seite hin, er hatte eingesehen, daß nichts vollkommen war, daß die Ideale Träume waren — er stand ganz unabhängig und selbstständig da befähigt zum objektivsten Schaffen. — Aber diese Höhe, zu der wenig Menschen, nur die Auserlesensten emporzuklimmen vermögen, erhebt sich über einem Abgrund. Der geringste Fehltritt stürzt in die Tiefe. — Nur einer hat es vermocht, sich auf jenem Felsengipfel — den die eisigen Winde der Einsamkeit umbrausen, zu halten, — Christus — der Heiland. Er — der auch außer und über allen stand — begann dort oben die Menschen zu lieben und sich für sie zu opfern. Darum ist er geblieben und lebt in Ewigkeit. Die neuen Erlöser, die nach ihm gekommen, sind alle gestrauchelt und in die Tiefe gestürzt. Mackay hat es gewagt, sich zu jener Höhe zu erheben, und als er droben war, hat er begonnen, die Menschen zu verachten. An diesem Punkte trennen sich Gott und Mensch. Die Liebe erhält, die Verachtung tötet, — Mackay steht mit einem Fuß über dem Abgrund, wir wollen hoffen, daß er ihn nicht begräbt. Wenn wir alle Schwächen der Menschen erkannt, warum sollen wir sie nicht lieben, — vielleicht können wir ihnen helfen durch unsere Liebe. Verachten dürfen wir sie niemals, denn wir selbst sind und bleiben Menschen. Mackay aber kennt

nichts als Verachtung, und diese selbst wird verächtlich, sobald sie die Züge der Blasiertheit trägt. Das ist ein herbes Wort, aber wir können kein anderes gebrauchen. Der Dichter hat für uns nur eine Antwort:

„Die letzte allem letzten Fragen:
Der Stund fest ins Auge sehn,
Den Mantel um die Schultern schlagen,
Und ruhig lächelnd heimwärts gehn!" —

Das ist wenigstens ein anschauliches Bild, mit dem Äußern das Innere der Persönlichkeit des Autors wiedergebend. So tritt er uns überall entgegen, so wird er auch diese, wie andere Besprechungen hinnehmen, mit dem gleichen ruhigen Lächeln; was bemühen wir uns, ihm Ratschläge zu geben — er verachtet uns ja! —

Von der Blässe dieses Welt- und Menschen-Verachtungs-Gedankens ist die Mehrzahl der Gedichte angekränkelt. Diesem ewigen — sagen wir meinetwegen gedankentiefen und wortschönen Gewinsel gegenüber — denn Gewinsel bleibt es — kommt man wirklich in Versuchung, die Sehnsucht klerikaler Blätter nach früheren, gesunderen Zeiten zu teilen. Die Träumer und Phantasten jener Tage wünschen wir uns nicht zurück, aber einen Vorzug hatten sie doch, sie waren nicht so krank, wie die modernen Menschen, sie besaßen gesunde Kraft. Ihre Phantasie sah nicht aus wie ein altes kränkliches Weib, ihre Kinder kamen nicht mit Runzeln zur Welt. Doch wozu sich aufregen! Es geht furchtbar komisch zu in der Welt. Alles dreht sich im Kreise und kommt schließlich wieder dahin, wovon es ausgegangen, das heißt, eine Anschauung bekämpft so lange die andere, bis sie wieder selbst das vertritt, was jene behauptet, und gegen das sie nutzlos gestritten. Seien wir doch ehrlich. Wodurch unterscheidet sich denn das Bild, das der moderne Pessimismus krankhafter Gemüter von dem Dasein entwirft von jenem Jammerthal, das die Erde nach den Lehren der Kirche bildet? Durch nichts! Jammer hier und Jammer da. Und dabei liegen sie sich beide in den Haaren und jedes hält den andern für den größten Feind der Menschheit. Unverbesserliche Narren! Macht doch die Augen auf, die Erde ist kein Jammerthal, ihr macht sie dazu, weil Ihr Euch stets an solchen Orten herumtreibt, wo sie Euch Eurer Natur nach ärgert und ärgern muß. Der Pessimismus der christlichen Religion ist fast noch erträglicher und harmloser, als der der modernen jungen Heuldeutschen. Die Kirche stellt das schmerzverzerrte Antlitz Christi aufdringlich an alle Wege, die neue Kunst ihre trübseligen Gedichte — der gesunde und frei denkende Mensch wird an beiden achselzuckend vorübergehen. In dieser Beziehung stellen wir die einfachen Bauern unserer Berge höher als alle Kulturgeschöpfe — sie leben, lieben, genießen — raufen sich auch — was dazu gehört — und es fällt ihnen gar nicht ein, in der Erde ein Jammerthal zu sehen, wie es die Kirche lehrt. Der Kirche — der katholischen wenigstens — ist es aber durchaus nicht so ernst mit dem Jammerthal, weder für die Hirten, noch für die Herde, sie selbst weiß sich dem Leben und seinen berechtigten Forderungen anzupassen und darum ist sie eine Macht. Es scheint, daß das „Starke Jahr" ansteckend wirkt, sobald man sich damit beschäftigt, gerät man selbst ins Reflektieren. Genug also davon! Alles, was wir da gesagt haben, bezieht sich nur auf den Inhalt des Buches. Über die Form ist es unnötig, etwas zu sagen. Daß Mackay ein ganzer Dichter ist, weiß jeder, der nur etwas von ihm gelesen, von den „Kindern des Hochlands" an bis heute. Der Wohllaut der Sprache fehlt ihm nie, der Reichtum seiner Bilder scheint unerschöpflich, die Worte malen den Gedanken, kurzum,

was die äußere Form betrifft, so ist auch in dieser Sammlung alles vollendet, wie in den früheren. Aber das Feuer der Begeisterung, das sich im „Sturm“ auch den Worten mitteilte, fehlt hier, Worte und Gedanken entsprechen sich, insofern sie den Ausdruck einer matten, müden, resignierten Seele wiedergeben. Die dunklen Gedanken werden durch das Ausdehnen einzelner Sätze über ganze Strophen — durch unübersichtliche Konstruktionen, durch längere Parenthesen und Anderes noch undeutlicher gemacht. Die Philosophie mag solch schwerfälligen Apparats vielleicht nicht entbehren können, aber die Lyrik soll auch kein Lehrbuch der Philosophie sein. — Thun wir noch ein paar feste Griffe in das Buch, um das eine oder andere, mag es gut oder schlecht sein, zu packen. Da ist ein wunderbares Gedicht: „Krähengekrächz“, das dieselbe Genialität der Phantasie zeigt, wie der von früher bekannte „Flug des Todes“. Aber dort war die Ausgeburt einer ins Unendliche schweifenden Poesie erhaben und schön, hier wirkt sie ekelhaft. Grabbesche Verzerrungen, die in ihrer ursprünglichen wilden Kraft grandios erscheinen, stehen dem weichen, weltschmerzdurchkränkten Charakter Mackays nicht zu Gesichte, bei ihm erscheinen sie gesucht und erkünstelt. Mit wahrer Freude haben wir einige schöne und stimmungsvolle Gedichte gelesen, die uns wieder zeigen, was Mackay kann, und wie Oasen in der Wüste pessimistischer Reflexionen erscheinen. Dazu rechnen wir „Heimliche Aufforderung“, das düster schöne Nachtbild „Der Trinker“, „Am nächsten Morgen“, das fast an Goethesche Lyrik erinnert, die köstlich stimmungsvolle „Frühlingsnacht“. Dann „Der erste Ball“; das ist ein Bild aus dem Leben, ganz und fest gepackt und mit unerbittlicher Wahrheit wiedergegeben. Da erkennen wir den Dichter der „Modernen Stoffe“ wieder. Eins der ergreifendsten Gedichte, die wir von Mackay kennen, sind „Die Verstoßenen“. Es finden sich Perlen in dieser Sammlung, aber sie müssen gesucht werden, und das ist schade. Zu dem Flugsand, der sie zu begraben droht, rechnen wir die ganze groß angelegte und in manchen Einzelheiten erhaben schöne Dichtung: „Hoffnung und Zweifel“. Aber Gott verschone uns mit zwanzig Seiten voll Allegorien und Symbolik. Alles in Allem können wir nur Eins wünschen, Mackay sollte sich der großen Kraft, die er besitzt, wieder bewußt werden, er sollte das Leben, das ihm in allen seinen Gestalten, seinen Häßlichkeiten und Schönheiten, zu sehen vergönnt ist, uns schildern, und nicht seine Stärke vergeuden bei dem Grübeln über Dinge, die sich nicht ändern lassen und die alle modernen Gedichte nicht aus der Welt schaffen. — Wir rufen dem Dichter die eigenen Worte zu, die er sein „Starkes Jahr“ im Prologe sprechen läßt:

> Schließe auch für immer, immer! . . . .
> „Aber wenn du nie mich auch
> Wieder öffnest, wird mein Schimmer
> Dich umwehn noch wie ein Hauch.“

Mag er's thun, um dann für immer zu verwehen. An die Stelle dieses müden, schwachen Hauches aber, wie er uns in greisenhaften Herbsttagen umspielt, möge wieder der brausende, hinreißende Odem des Frühlings treten, der dem „Sturm“ seine Schwingen geliehn. Das unser Wunsch für den Dichter!

Franz Wichmann.

„Mein Tagebuch“. Lyrische Gedichte von Ottilie Bibus. Leipzig, Alexander Danz. Die Verfasserin, eine Österreicherin, tritt hier mit einer lyrischen Erstlingsgabe hervor, die von ihrem tiefen, reichhaltigen, echten Talente zeugt. Ottilie Bibus ist keine Reimschmiedin, die in erborgten Stimmungen schwelgt und die Gefühle anderer nach-

empfindet, ihre Verse sind der laute und beredte Nachhall ihres Herzens und darum üben sie auch auf den Leser eine frische, unmittelbare Wirkung aus. Sehr wohl hat es uns gethan, daß die Dichterin trotz einer vorherrschenden düsteren Stimmung doch auf dem Boden einer geläuterten, positiven Weltanschauung steht, ohne welche weder ein ganzer Mensch noch ein echtes Kunstwerk gedacht werden kann. Der lyrische Nachwuchs in Österreich ist momentan sehr gering, um so freudiger muß dies junge Talent bewillkommnet werden. Wir sind überzeugt, daß Frau Vibus, wenn sie in gleicher edler und ernster Weise weiterstrebt, in kurzer Zeit eine allgemein geachtete Poetin werden und die Meinung so vieler, daß die heutige Zeit versicheu ist, glänzend widerlegen wird. E. W.

Neue Dramen.

1. Adolf Herzog, Camilla. Schauspiel in vier Akten. Neue Bearbeitung. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag. 1890. 148 S.

2. Derselbe. Merrick. Schauspiel in vier Akten. (Nach Wilkie Collins.) Ebendas. 1890. 194 S.

3. Derselbe. Die gnädige Frau. Lustspiel in einem Akt. (Nach Levin Schücking.) Ebendas. 1890. 48 S.

Ein junger unbekannter, dramatischer Schriftsteller debütiert hier mit drei dramatischen Werken zugleich. Darum ist für ihn all die Nachsicht in Anspruch zu nehmen, die man Erstlingsarbeiten entgegenbringen muß. Aber trotz dieser Nachsicht muß ich dem ersten Schauspiel „Camilla“ nachsagen, daß es mit Ausnahme einzelner episodischen Figuren nicht über das Schablonenhafte der Birch-Pfeiffer hinauskommt. Wir haben da eine Witwe, die luxusbedürftig ist und sich 2 Jahre lang von einem Baron unterhalten läßt, weil dieser ihre Tochter mit ihrer Erlaubnis verführen will und nie sein Ziel erreicht. Die tugendhafte Tochter Camilla weist ihn immer ab und heiratet ihren Geliebten. Dieser ist Narr genug, durch seine luxusbedürftige Schwiegermutter sich fast ruinieren, sie und den Baron bei sich ein- und ausgehen zu lassen. Endlich gehen ihm die Augen auf, und in seiner Erleuchtung verdächtigt er seine Gemahlin unschuldig, verstößt sie und mit unglaublichen Mitteln kommt eine Versöhnung durch den Vorgesetzten von Camillas Gemahl zu stande. Der Baron wird reuig, die Schwiegermutter auch und beide verlassen die Stadt. In dieser wirren und unmöglichen Handlung, deren Ort- und Zeitkolorit unkennbar ist, sind alle Gestalten bis auf einige Nebenfiguren einfach blutlose Schemen, die alle im gleichen Strom der Phrase dahinschwimmen.

Merrick steht zweifellos höher, arbeitet aber mit zu kräftigen Sensationsmitteln. Merry Merrick, eine Verlorene, die ihre Schande durch Krankenwärterinnendienste büßen und sich vergebens emporraffen wollte zu ehrlicher Arbeit, lernt eine junge Engländerin aus Canada kennen, die nach England will zu ihrer Verwandten.. Sie erzählt der Krankenwärterin ihre Lebensgeschichte und stirbt. Diese eignet sich ihre Papiere an und spielt die Rolle der Erbin gut durch. Diese war aber nur — echt Wilkie Collins — scheintot, und entlarvt die Betrügerin. Natürlich spielen in diesem nach Collins bearbeiteten Drama noch Polizei, Irrenhaus, Giftversuch ꝛc. ihre Rolle. Dennoch zeigt sich in dem Problem, das Herzog aufgriff, entschieden Kühnheit. Eine Verlorene, die von der Gesellschaft immer wieder zurückgestoßen wird, rächt sich, indem sie die Gesellschaft betrügt und eine Heuchelei mit einer andern lohnt. Auch zeigt die Charakteristik entschiedene Fortschritte und die Schlußszenen geübten dramatischen Scharfblick. — Eine ungeheure Zumutung stellt uns jedoch Her-

zog. Er läßt 1878 einen deutsch-französischen Krieg entstehen!!!

Das kleine Lustspiel „Die gnädige Frau“ ist in jeder Hinsicht reizend. Wenn auch der gelehrte zerstreute Professor wieder einmal seine Existenz bekunden muß, so zeigen doch alle Personen Blut und Leben und geberden sich in Worten und Thaten wie echte Menschen. Ist auch das Motiv des Stückes wenig neu und tief, so ist doch sehr anzuerkennen, daß wir hier ein kleines elegantes Lustspiel haben, das seine komischen Effekte erzielt ohne einen einzigen eigentlichen Witz. Und das ist heute so selten. Jedenfalls kann man diesem Lustspiel nach dem Verfasser zurufen: vivat sequens!

Ludwig Jacobowski.

Vermischtes.

Ich habe in einer müßigen Stunde wieder ein wenig in dem namenlosen Buche „Rembrandt als Erzieher“ gelesen. Und wieder fiel mir dabei Nietzsches Wort ein von jenem deutschen Geiste, der eine Indigestion ist und mit nichts fertig wird. Ein solches Buch wie dieses jetzt Auflage auf Auflage erlebende, ist wirklich nur in Deutschland möglich; dieses Durcheinander von allerlei Geisteskram, leichter und schwerer, gargekochter und grüner Ware, zum Teil phantastisch, zum Teil pfäffisch, zum Teil professorenhaft-gelehrt zugerichtet — nein, das würde sich kein verwöhnteres Kulturvolk als Leibgericht bieten lassen. Dazu diese ewigen Wiederholungen, Umschreibungen, Weitläufigkeiten und Vergleichshaschereien! Und diese lächerlich-einseitigen Lobeshymnen auf die Niederdeutschen, ohne auch nur den Versuch eines Beweises zu machen, warum denn plötzlich die Oberdeutschen in deutscher Kunst- und Geistesgeschichte gar nichts mehr gelten sollen — das ist ja so schulkindisch als möglich. Wenn man sich die vielen Fraubasereien in ästhetischen und politischen Dingen näher ansieht, die fast auf allen Seiten dieses Buches vorkommen, möchte man glauben, ein überkluger Blaustrumpf habe diesen „Rembrandt“ verbrochen.

M. G. C.

Die Rätsel der Sprache. Grundlinien der Wortdeutung. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich). Der Mensch zeigt sich, wie der Verfasser darthut, in der Behandlung der Sprache und besonders in der Bildung und Umbildung seines Wortschatzes äußerst launenhaft. Bald schlüpfen die Worte so faul und nachlässig über das Gehege seiner Zähne, daß sie unterwegs die Hälfte ihrer Buchstaben verlieren, bald wieder geht es so schnell, daß in der Geschwindigkeit hier ein Mitlauter hängen bleibt und dort ein Selbstlauter nur in beträchtlich ramponiertem Zustande sein Ziel erreichen kann. Auf ein paar Buchstaben mehr oder weniger scheint es überhaupt niemals anzukommen. Was aber erst den Sinn der Worte anbetrifft — da geht es manchmal toll zu! Vor den gewagtesten Entrechats, vor den gefährlichsten Saltomortales wird keineswegs zurückgeschreckt. Es scheint manchmal, als ob der Sprecher nach Worten hasche, wie nach Fliegen.

Auch ich hasche gegenwärtig nach einem Beiwort für das Kleinpaulsche Buch, nach einem Beiwort, das von den Kritikern noch nicht zu sehr abgehetzt ist, wie z. B. „schön“, „gut“, „verdienstvoll“, „gediegen“, „trefflich“ und dergleichen. Nein, solche allzugewöhnlichen Worte passen nicht für eine so ungewöhnliche Arbeit. Es schwirrt mir so manches Wörtchen vor der Nase herum. Und — halt! — nun hab' ich eins gefangen! Daß ich es nur festhalte! Ich nenne das Buch rokokös.

Ei, das ist ja ein merkwürdiger Fang, den ich da gemacht habe. Fast fühle ich mich versucht, nun schleunigst zu Herrn

Dr. Kleinpaul zu laufen, um mir das Monstrum gründlich deuten zu lassen. — Doch das Wort soll ja gar nicht gedeutet werden, es soll nur die Stimmung wiedergeben, jene Stimmung unendlicher Behaglichkeit, in welche man unwillkürlich hineingerät, sobald man dieses „rokokōse" Buch aufgeschlagen. Man hat das Gefühl, als weile man, bequem in den weichen Lehnstuhl gebettet, in einem feinsinnig eingerichteten Rokokozimmer. (Rokoko ist ja jetzt wieder hochmodern, und ist daher jede Deutung des Wortes mit dem Nebenbegriff von „altmodisch", „zopfig" u. dergl. vollständig ausgeschlossen!) Gerne folgt das Auge den angenehm geschwungenen Linien, um sich in irgend einer geistreich und originell gestalteten Corniche für eine Weile festzunisten. Und überfliegt man die Nippes — jedes einzelne Stückchen ist ein kleines Kunstwerk! Dann die Anordnung all dieser Dinge! die wohlthuende Harmonie der Farben und Linien — — Nichts drängt sich dem Beschauer auf, aber auch die kleinste Einzelheit wirkt anregend. Ganz ähnlich geht es einem mit dem Kleinpaulschen Buche. Jede Seite ist reizend, pikant, ja zuweilen geradezu lustig. Zwar wird man beim Lesen selten laut herauslachen, aber beständig zuckt es einem launig um die Mundwinkel; denn der Herr Verfasser ist, wo man ihn auch packt, liebenswürdig, witzig, geistreich . . . plein d'esprit jusqu'aux bouts des ongles, wie man jenseits der Vogesen zu sagen pflegt. Was ein solches Lob bei einem Philologen und gar noch bei einem deutschen Philologen bedeutet, wird jedermann ermessen können; sind uns doch gerade diese Herren, noch aus der lieben Gymnasialzeit her, als die trockensten aller trockenen Weisheitsperrücken bekannt. Ja ich glaube sogar, die leichte und liebenswürdige Diktion und die feinsinnige Anordnung des Ganzen wird bei den weniger eleganten Kollegen des Herrn Dr. Kleinpaul manches mißliebige Stirnrunzeln hervorrufen. Diese Herren werden ihre pedantischen Katederbakel schwingen, werden die Nasen rümpfen und von Anekdotenkram, feuilletonistischer Plauderei und dergleichen mehr reden, wenn sie sich nicht etwa gar — horribile dictu — in den moralischen Talar hüllen und den Verfasser wegen einiger ebenso geistreich wie zart ausgedrückter und durchaus salonfähiger — wie soll ich nur sagen, um bei der jetzt in Deutschland grassierenden Keuschheitsmanie das gegenwärtig so zart organisierte Scham- und Sittlichkeitsgefühl nicht zu verletzen? — also sagen wir: durchaus salonfähiger Wortnuditäten in Acht und Bann thun. Das ist nämlich das bequemste. Wenn man einem Buche nicht durch triftigere Gründe beikommen kann, so wird schleunigst der in letzter Zeit wieder so sehr zu Ehren gekommene Wau-Wau für große Kinder, die sogenannte Unsittlichkeit, hervorgesucht. Aber möchten nur alle derartigen Moralsexen eine ähnliche Heimleuchtung erfahren, wie sie der Verfasser in seiner Vorrede einem Rezensenten der Leipziger Zeitung, einem gewissen Herrn R. Beer, zu teil werden läßt! Ja, die weisen und gelahrten Herrn! . . . . der Zopf, der hängt ihnen hinten. Sie sind also zopfig — aber nur zopfig und nicht etwa „rokokös"; denn es wohnt ihnen nicht die geringste Spur von Grazie inne. Ja alles Graziöse und Elegante flößt ihnen, bei ihrer eingefleischten Vorliebe für ihren eigenen Kanzleitroglodytenstil, eine solche blitzblane Wut ein, daß sie blind und unvernünftig werden, wie der Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält, und trotz ihren großen Brillen nicht merken, daß das flott und geistreich geschriebene Buch einen ganz bedeutenden und bedeutsamen wissenschaftlichen Gehalt aufzuweisen hat, und daß es mehr positive und fruchtbare Gedanken enthält als die meisten ihrer eigenen, ebenso dick- als hartleibigen

Compendien, an denen weder der liebe Gott noch der Teufel sein Wohlgefallen haben kann, und die höchstens dem echten und gerechten deutschen Philister Freude machen.

Wer aber kein Philister ist, wird, sei er Laie oder Fachmann, Dr. Kleinpauls „Rätsel der Sprache" mit großem Genusse lesen und wird auch manches daraus lernen können, denn das Buch enthält eine staunenswerte Fülle von Gelehrsamkeit, und der Fleiß, womit das ungemein reichhaltige Material zusammengetragen ist, verdient die aufrichtigste Bewunderung. Der Verfasser umspannt mit seiner Wortdeutungskunst die ganze weite Welt, wie eine Biene saugt er sich seinen Honig aus jeder Blüte, und Göttermythen ebenso gut wie Schusterbubenwitze müssen ihm den Stoff zu seinen stets anregenden Betrachtungen liefern. Bewundernswerter noch als die Fülle des Stoffes ist meines Erachtens die Anordnung desselben. Wie ungezwungen reiht sich Zug an Zug! und wie originell ist die Idee, nach welcher der Verfasser den Leser gleichsam zu Gast bittet und ihm in Form einer Mahlzeit — ein wahres Mahl für Feinschmecker in drei exquisiten Gängen! — seine Gaben vorlegt, und zwar genau nach den klassischen Küchenregeln: zuerst die appetitreizende leichtere Ware der Hors d'œuvres, dann die konsistenten Speisen zum Sattwerden, angenehm gewürzt durch einige pikante Entrées und wohlschmeckende Entremets, und dann schließlich den Dessert von allerlei Kuchen, Früchten, Knacknüssen und Knallbonbons. Das leckere Mahl ist aufgetragen, und ich kann jedem litterarischen Gourmand nur freundlichst raten, tapfer zuzulangen. — Kleinpaul ist entschieden einer unserer liebenswürdigsten und geistreichsten Essayisten. Er hat den Beweis glänzend geliefert, daß auch bei uns, im lieben Nebel-Dusel-Deutschland, die gähnende G ttin der Langenweile nicht unumgänglich notwendig allen ernsten wissenschaftlichen Forschungen zur Seite zu stehen braucht, und daß ein Buch anregend, unterhaltend und belehrend zugleich sein kann. Seine Studien über die Sprache sind geradezu einzig in ihrer Art. Schon sein „Sprache ohne Worte" betiteltes Buch, dem ebenfalls alle Vorzüge seines jüngsten Werkes eigen, erregte bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen. Er zeigte uns darin das Entstehen des Wortsinns aus der Gebärde, in seinen „Rätseln der Sprache" behandelt er den Verfall des Wortsinns, den Verwitterungs- und Zerbröckelungsprozeß der menschlichen Rede. Hoffentlich wird er uns bald auch noch das Mittelstück zu dieser großangelegten Trilogie der Sprache schenken. Merian.

Italia. Traduction autorisée. (Rome, Mozzi.) — Les Russes en 1877—78 par le Major Osman-Bey, Kibrizili-Zadé. (Berlin, Luckhardt.) Wir stehen unterm Wendekreis des Krebses, der politischen Enthüllungen, welche die fable convenue der bisher als Wahrheit angenommenen Gegenwartshistorie langsam rückwärts drängen und den Platz für eine entgegengesetzte Auffassung frei machen. Eine solche Säuberung versucht die famose Broschüre „Italia", welche im Frühjahr dieses Jahres in Rom erschien und so peinliches Aufsehen erregte. Dort soll nämlich nachgewiesen werden, daß Preußen stets der Feind Italiens gewesen sei, während Louis Napoleon, trotz seines Trinkgelds als ehrlicher Makler Nizza-Savoyen, uneigennütziges Wohlwollen stets bekundet habe. Daß 1859 der deutsche Bund aus berechtigter Furcht vor Frankreich auf Österreichs Seite stand, versteht sich doch von selber. Daß 1866 Preußen nun umgekehrt seinen natürlichen Verbündeten in Italien suchte, dessen Interesse ebenfalls den Krieg mit Österreich bedingte, liegt ebenso klar auf der Hand.

Die Broschüre will aber nachweisen, daß Bismarck durch beispiellose Hinterlist Italien zum Krieg gezwungen habe, ohne sich selbst bis zum letzten Augenblick irgendwie zu binden, mit dem festen Vorsatz, Italien sofort über Bord zu werfen und an Österreich auszuliefern, falls letzteres sich mit Preußen vertragen wolle. Es werden zur Erhärtung dieses bösen Doppelspiels sogar Verdächtigungen König Wilhelms nicht gescheut, am Schluß drei Depeschen abgedruckt, welche die sich sämtlich widersprechenden Handlungen und Worte der preußischen Diplomatie aufdecken sollen, alle vom gleichen Tag, 12. Juni 1866. Das aber hat der scharfsinnige Ankläger natürlich unterlassen, für die dortigen Depeschen-Behauptungen der Herren Lamarmora und Nigra, deren in den Ruhestand versetzter Groll wohl diese saubere Broschüre veranlaßte, gültige Zeugnisse anzuführen. „Der Kaiser Napoleon hat mir soeben gesagt," — wer lacht da? Louis Napoleon mag noch viel mehr gesagt haben, was er nie hätte verantworten können. Bismarck aber konnte nie den ihm untergeschobenen Vorsatz hegen, ganz einfach deswegen, weil er den Waffentanz mit Österreich in jedem Falle wagen wollte und mußte. Seine ausgezeichnete Geschicklichkeit in dem hinhaltenden Doppelspiel, über welches sich der Anonymus so arg entrüstet, bezweckte also lediglich, sich des unzuverlässigen Italiens zu versichern, indem man es in unheilbaren Konflikt mit Österreich stürzte. Denn es wird ja jetzt durch Dokumente außer Zweifel gestellt, daß Österreich wirklich Venetien an Italien abtreten wollte, für den Preis, sich mit ganzer Kraft auf Preußen werfen zu können, aber das alles nur durch gütige Vermittelung des Kaisers der Franzosen. Diesen Vorschlag verwarf Viktor Emanuel als demütigend, da Italien seine Einheit nur seinem eigenen Schwert verdanken wollte. Daß ihm später dieselbe Demütigung beim Frieden zu Nikolsburg dennoch nicht erspart blieb, hatte er seinem traurigen Mißerfolg bei Custozza zuzuschreiben. Jedenfalls kann man dem deutschen Staatsmann nicht vorwerfen, daß er, in der Zwickmühle zwischen dem besiegten Österreich und dem biederen Vermittler an der Seine, den künftigen französischen Krieg vor Augen, eiligst mit Österreich sich separat verständigte und nur eine platonische Teilnahme für seinen Verbündeten erübrigen durfte. Nicht Undank und Übelwollen für Italien, sondern rücksichtsloses Festhalten am eigenen Interesse aus furchtbar zwingender Notwendigkeit heraus hat Preußens Politik damals bestimmt. Andererseits möge man allerdings in Deutschland aufhören, Viktor Emanuel zu grollen, weil er 1870 mit Frankreich, seinem ersten, gegen Preußen, seinen zweiten Alliierten, gemeinsame Sache machen wollte. Ein Grund zu besonderer Dankbarkeit gegen Preußen scheint allerdings kaum vorhanden, davon überzeugen diese „Enthüllungen" jeden Unbefangenen, ohne daß man im geringsten die Tragweite der daraus gezogenen Schlüsse zu billigen braucht, wonach Crispi durch seine Deutschenliebe sein Land mit dem einzigen natürlichen Freunde Frankreich entzweie. — Gegenüber dem zweifelhaften Wert und den jedenfalls schädlichen Folgen dieser Enthüllungsbroschüre darf das zweitgenannte kürzlich erschienene Buch des türkischen Major Osman-Bey höhere Ansprüche erheben. Der wie es scheint militärisch hochbegabte Verfasser, der über einen äußerst malerischen und eigenartigen, wenn auch nicht immer ganz korrekten Stil verfügt, schildert in französischer Sprache seine buntbewegten Abenteuer im russischen Heerlager, dem er in nicht deutlich erkennbarer, dienstlicher Stellung angehörte. Wie es kam, und wie es zu entschuldigen sei, daß ein türkischer Stabsoffizier in den Reihen der Ungläubigen

gegen sein Vaterland focht, darüber sind wir, ehrlich gestanden, trotz aller Versuche des Herrn Verfassers nicht überzeugend aufgeklärt worden. Diese peinliche Frage, welche Osman-Bey nur mit sich selber auszumachen hat, lassen wir lieber unerörtert. Aus seinen lebhaft, um nicht zu sagen erregt geschriebenen Mitteilungen geht hervor, daß er sich als Eroberer von Kars betrachten zu dürfen glaubt, welchen Ruhm sich Loris Melikoff anmaßte. Dieser berühmte General erscheint in Osmans Darstellung als ein dummer Schurke, bei welchem die Dummheit fast noch die Schurkerei überwiegt. Alle anderen russischen Generale kommen nicht besser fort. Besonders Skobeleff wird mit verächtlichen Peitschenhieben beehrt, sogar sein persönlicher Mut aus blasiertem Lebensekel erklärt. Das gerechte Schicksal habe ihm aber den ehrenvollen Tod, den er suchte, verweigert und ihn inmitten einer verächtlichen Orgie sterben lassen. Sein Ruhm sei eine Legende der Mode, ein Reklame-Tamtam gewesen. Und doch hat noch der Militärschriftsteller Graf Yorck allen Ernstes Skobeleff unter den großen Feldherren aufgeführt, wogegen Schreiber dieser Zeilen schon einmal ironisch polemisierte! Auch die türkischen Feldherren finden wenig Gnade vor unserem scharfen „Enthüller", der besonders Muktar den „Siegreichen" als abgefeimten Spitzbuben und unfähigen Kopf entlarvt. Die Schlacht am Aladja-Dagh, welche noch Boguslawski in seinen taktischen Studien einer ernsthaften Analyse unterzieht, gewinnt hier ein ganz anderes Aussehen. Was Osman Pascha betrifft, so gebühre der eigentliche Lorbeer von Plewna seinem Ingenieurchef Oberst Tahir und Osman habe nur unvollkommen (er hätte sich viel länger halten können) ausgeführt, was sein genialer Oberfeldherr Abdul Kerim ihm vorschrieb. Auf diesen ehrwürdigen Greis, den türkischen Moltke, fällt alles Licht in diesen kritischen Enthüllungen. Sein verkanntes Verdienst zuerst gewürdigt zu haben, bleibt unseres Enthüllers schönster Lohn.

Karl Bleibtreu.

Wir entnehmen der „Tägl. Rundschau": In wissenschaftlichen Kreisen wird als selbstverständlich angesehen, daß Dr. Heinrich von Sybel den fünf Bänden seiner Geschichte der Reichsgründung noch zwei oder drei Bände folgen lassen wird, in welchen die Zeit von Königgrätz bis Sedan zur Darstellung gelangt. Das Material hierzu ist vorhanden und bereits gesichtet wie bearbeitet. Die fünf Bände bilden etwas Unvollständiges und enthalten dem Publikum gerade diejenigen Begebenheiten vor, durch die sich Kaiser Wilhelm I. zu einer geradezu großartigen Persönlichkeit hervorhob. Es geht nicht an, die Geschichte der Begründung des Deutschen Reichs mit der Schlacht von Königgrätz abzubrechen, die zwar für das Werden des Reichs von grundlegender Bedeutung war, die aber nach keiner Seite hin fertige Zustände schaffte. Es fehlen in der Sybelschen Darstellung die Entstehung des norddeutschen Bundes, die Sitzungen des norddeutschen Reichstages und dessen hervorragendste gesetzgeberische Leistungen, das Zollparlament, das „Frühling in Deutschland" werden ließ, die Verträge der süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bund, der allmähliche Verschmelzungsprozeß zwischen den süddeutschen Staaten und den mit Preußen verbundenen Regierungen, kurz die Geschichte dreier Jahre, die darum so interessant und wichtig waren, weil sie die Einigung des Vaterlandes nach allen Richtungen hin vorbereiteten. Dazu kommen die Anbahnungen guter Beziehungen zu Österreich, die zu dem späteren Schutz- und Trutzbündnis den Grund legten, und ferner die Zerwürfnisse zwischen der römischen Kurie und Preußen, die dem Zusammentritt des Vatikanischen

Konzils vorangingen und die in den Spekulationen des Kaisers Napoleon auf Herbeiführung von Mißhelligkeiten und Zerwürfnissen in Deutschland von ausschlaggebender Bedeutung waren. Es bleibt von großer Bedeutung, nach untrüglichen Quellen den Beweis zu führen, daß der Ansturm des Papsttums auf die evangelische Vormacht in Deutschland Anlaß gab zu Verständigungen zwischen Berlin und Florenz, die zu engen Bündnisverträgen führten. Die spanische Erbfolge schob dann bald die Hohenzollerndynastie in den Vordergrund und gab Frankreich den Vorwand zu Vermahnungen und Drohungen, denen rasch der 70er Krieg folgte. Deutschland war in jener Zeit so wenig ein einheitlicher und einiger Staat, daß die Politik alle Hände voll zu thun hatte, um der norddeutschen Bundesgewalt die militärische wie diplomatische Führung widerspruchslos zu sichern. Wie nun der Krieg verlief, ist genügend bekannt geworden; hier hat die Fortsetzung des Sybelschen Buches Vorarbeiten zu verwerten, die sich historische Kunstleistungen nennen dürfen. Nur fehlt es noch an sicheren Ausblicken auf das Verhalten der europäischen Mächte während des gewaltigen Ringens der beiden feindlichen Gewalten auf französischem Boden. Wir geben mit den vorstehenden Daten die Hauptpunkte der im Plan fertigen Fortsetzung an, die erst mit dem Augenblick schließen kann, wo nach dem Friedensschluß mit Frankreich der deutsche Reichstag zusammentrat, um die Reichsverfassung zu stande zu bringen. Unerläßlich ist, in der Geschichte des Krieges und des Friedensschlusses die Person des Kaisers mehr hervortreten zu lassen, als dies in den ersten fünf Bänden geschehen war. Wilhelm I. blieb bei allen Hauptmomenten die führende und ordnende Kraft; es geschähe ihm unrecht, wenn er hinter seinen ersten Minister zurückträte und nicht immer an der Spitze seiner Heerführer zu sehen wäre. Das, was wir bisher aus diplomatischen wie militärischen Urkunden erfahren haben, rechtfertigt nicht die an sich zutreffende Titelangabe, daß das Reich durch Wilhelm I. begründet worden war. Ganz unzweideutige Belege hierfür liefert der 70er Krieg vom ersten bis zum letzten Tage in ungewöhnlich reicherer Fülle, als die sämtlichen übrigen Regierungsjahre des edlen Königs und Kaisers. Von besonderer Bedeutung bleibt des Fürsten Verdienst um Herstellung herzlicher Beziehungen zu den deutschen Fürsten. Sein zu Ausgleichen stets bereiter Sinn nahm willig Verzicht auf sich, bloß um das Gleichgewicht nicht zu stören, und wo ernstes Fordern geboten war, da bewahrte ihn demüthiges Wesen vor Schroffheit und Härte. Voller Ehrerbietung sah die feindliche Bevölkerung zu ihm auf, und immer mehr nahm dieser große Monarch den Charakter eines ganz einzig gearteten Mannes an. Um ihn so erscheinen zu lassen, wie er in Wirklichkeit war, dazu sind die archivalischen Schätze bisher viel zu wenig verwertet worden, aber es ist eben notwendig, daß des Kaisers ruhmvollste Periode, die in die Jahre von 1866—1871 fällt, erschöpfend zur Darstellung gelangt, und dies wird geschehen.

Aus Stargardts Autographen-Sammlung. Fr. Schiller schreibt aus Weimar 29. Nov. 1802 an Körner: „. . . Du willst nähere Nachricht, wie es mit meinem Adel zugegangen. Was ich davon in Erfahrung brachte (denn an der Quelle selbst konnte ich freilich nicht nachfragen) ist dieses. Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht gehabt, was mir angenehm seyn könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Bayern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Chur-

Fürsten von der Pfalz, der sich des Nabilitationsrechtes anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen, und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte, denn er hatte sich immer als der größte Demakrat herausgelassen und wallte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen Jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sey. Dazu kammt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise in den Hof eindrang ... Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen ... Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel gewonnen ...“ Einige Monate früher erging an denselben falgender Schreibebrief, worin Herder gleichfalls sein Fett bekam: „Was Du neulich über H. und W. schriebst, war mir recht aus der Seele gesprochen. W. ist beredt und witzig, aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen als Valtaire und Popen. Er gehört in die löbliche Zeit, wa man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonima hielt ... Er ist ein seltsames Mittelding. Übrigens fehlt es seinen Pradukten gar nicht an herrlichen poetischen und genialischen Mamenten ... Herder ist jetzt eine ganz pathologische Natur, und was er schreibt, kommt mir bloß vor, wie ein Krankheitsstaff ... Was mir an ihm fatal und wirklich ekelhaft ist, daß ist die feige Schlaffheit bei einem innern Tratz und Heftigkeit. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affektuiert, das Mittelmäßige zu prategieren. Goethen hat er über seinen Meister die kränkendsten Dinge gesagt ...“ Man sieht, der „wackere Schwabe forcht sich nit“, seinen späteren Mitidealisten und Mitklassikern ardentlich am Zeug zu flicken. Und da will sich unsere Epigonen-Anbetungs-Bruderschaft über die Aufrichtigkeit der „Jüngsten“ beklagen!

Z.

Der „Mann im Lach“ (siehe Maiheft S. 750) schreibt uns: „Hier haben Sie den Eindruck, den ich von der Gefängnislektüre empfangen, in wenigen Worten: Strindberg „Rates Zimmer“, einzig in seiner Art; Arthur Zapp „Im neuen Sparta“, sehr schöne Arbeit, wahr und treffend; Bleibtreu „Propaganda der That“, neben den varigen schwach, offenbar zu rasch aus dem Handgelenk geschüttelt — und kein sozialer Roman; Erwin Bauer „Naturalismus u. s. w.“ viel Wahres, viel Schiefes.“

C.

Eine „Freie Litterarische Gesellschaft“ ist in Berlin zusammengetreten. Sie will einen Sammelpunkt namentlich jüngerer Schriftsteller sowie anderer Interessenten schaffen und durch Vorträge u. s. w. das litterarische Leben fördern. Anmeldungen sind an Herrn Viktor Ottmann in Friedenau, Fregestraße 20, zu richten.

In München besteht gleichfalls seit einiger Zeit eine ähnliche Gesellschaft, welche unter dem bajuvarisch-bieralogischen Titel „Die Ungespundeten“ (vgl. Conrads „Fantasio“ S. 100, fünf Gespräche der „Ungespundeten“!) die dartigen Vertreter und Freunde der realistischen Richtung aus der Schriftsteller- und Künstlerwelt allwöchentlich zu einer gemütlichen Kneiperei versammelt. Für nächsten Winter haben die „Ungespundeten“ die Veranstaltung öffentlicher Varträge mit Diskussion u. s. w. in Aussicht genommen. Näheres zu erfragen bei Herrn Julius Schaumberger, Herausgeber der illustrierten Wochenschrift „Münchener Kunst“, Müllerstr. 45b I.

Z.

Joseph Kürschners Quartlexikon. Stuttgart, Spemann. Das stattliche und doch ungemein handliche Buch liegt schon seit mehr als Jahresfrist auf meinem Schreibtisch und jetzt erst schreibe ich eine Besprechung darüber. Ein Lexikon kann man ja nicht von Anfang bis zum Ende wie einen Roman durchlesen, der Kritiker muß auf andere Weise sich eine Meinung über Wert und Bedeutung eines Lexikons zu bilden suchen, und zwar dadurch, daß er dasselbe eine Zeitlang fleißig und bei jeder Gelegenheit benutzt. Ich habe Kürschners Lexikon seit mehr als Jahreszeit einer regelmäßigen und strengen Prüfung unterzogen, und muß nun gestehen, daß mir dieses Buch unentbehrlich geworden ist: ein glänzenderes Zeugnis kann man einem Lexikon nicht ausstellen. Joseph Kürschner hat hier wiederum seine ihm eigene Genialität inbezug auf praktische und bequeme Raumausnützung, auf geradezu unübertreffliche Einteilung und Ausgestaltung des riesigen Materials bewiesen. Kürschners Quartlexikon hat bisher auf alle Fragen, die ich ihm stellte, eine ebenso passende, wie kurze, eine deutliche und erschöpfende Antwort zu geben gewußt. Mit diesem Lexikon hat Herr Kürschner wieder ein Meisterstück geliefert und die deutsche Lexikographie zu höchster Ehre gebracht. E. W.

Auch ein radikales Programm. Unsere Lage und unsere Aufgabe in Gesittung, Gesellschaft und Staatswesen von feinem christlich-nationalen Laien. Leipzig F. W. Grunow. 1890.

Wir wollen statt jeder eigenen Kritik lieber eine Besprechung des albernen Machwerks aus der „Volkszeitung“ abdrucken. Man kann dem reaktionären Schwätzer nicht besser heimleuchten als dies hier geschieht.

„Ihre Leser dürfen wirklich nicht verlangen, daß ich etwa mit einer Kritik den zarten, duftigen Schmelz von den Flügeln dieses heiteren Schmetterlings streife. Ich begnüge mich damit, einige markante Stellen hervorzuheben und den Autor selbst vorzuführen, wie er die Pritsche klatschend auf seine besten Teile niedersausen läßt und die Schellenkappe im korybantischen Jubel schüttelt. Wenn die lieben Sächser die Blüte des deutschen Spießbürgertums darstellen, so ist der Leipziger Ordnungsphilister die Blüte der Sächser, und was an Gesinnungstüchtigkeit, Frühschoppenpatriotismus, an Demagogenriecherei und sonstiger Unanständigkeit gegen politische Gegner geleistet werden kann, das wird hier geleistet im „gemietlichen“ Leipzig.

Die letzten Wahlen haben den Kartellhelden auch hier den letzten Rest von Besinnung geraubt, und nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, fingen sie an zu schimpfen wie die Rohrspatzen. Das allgemeine Wahlrecht ward ihnen plötzlich — 1887 war es anders — ein Dorn im Auge, und unser Anonymus zetert dann auch am giftigsten gegen diese infame Einrichtung. „Die Umsturzpassion ist wie ein Verhängnis gewachsen“, zischelt er. „Zu der Verwilderung der Massen kommt der Hochmut der Jugend. Das System des allgemeinen Wahlrechts mit niedrigster Altersgrenze zieht wie ein Treibhaus diesen Hochmut groß ... Das allgemeine Wahlrecht ist nicht blos unvernünftig, sondern auch ungesund und schädlich, denn es verleitet zu ganz falschen Hoffnungen.“ Was für ein Vogel dieser „Laie“ ist, zeigt sein ewiges Gewimmer über den sinkenden Einfluß der Kirche. „Statt das Geld auf den Bau neuer Kirchen und Kapellen, die Vermehrung der Pfarrsprengel und geistlichen Ämter zu verwenden und den hirtenlosen Herden Hirten zu geben, hat man seinen Stolz darin gesetzt, den Schulen Prachtpaläste — zu Ehren der Baumeister — zu errichten,

die Bibliotheken und Kabinette der Schulen mit zum Teil recht problematischen Jugendschriften und kostspieligen Apparaten auszustatten." Man hört den Fuchs so deutlich schleichen .... Kein Wunder, daß der Leipziger Abraham a Sta. Clara einen „Wahlzensus" für den Reichstag fordert; „wer keine oder eine minimale Steuer zahlt, soll ausgeschlossen werden." Und die indirekten Steuern, lieber „Laienbruder", werden sie nicht mitgerechnet? Ja, er will sogar eine Abstufung des Wahlrechts nach der Höhe des Einkommens.

Daß er den alten Kohl über die Sozialdemokratie aufwärmt versteht sich am Rande. Für die Herren Bebel, Liebknecht, Singer wird es pläsierlich zu hören sein, daß er „alle erklärten sozialdemokratischen Agitatoren nach einer afrikanischen Kolonie entfernen" will. Er weiß sich darin eins mit dem kgl. preußischen Geheimrat und „mit-erstem Professor der Volkswirtschaft an der ersten deutschen Hochschule", Herrn Gustav Schmoller, der ja auch die Sozialisten nach Kamerun deportieren will. Doch genügt es dem edlen Leipziger vorläufig, „den Herren Agitatoren den Mund zuzuhalten, damit sie nicht weiter ihr Gift der widerstandslosen Arbeitermasse einträufeln. Man verbiete ihre Presse und erkläre sie für unwählbar. Schweigen, absolutes Schweigen werde ihnen auferlegt, und die Staaten Europas verständigen sich, damit das aufgelegte Stillschweigen möglichst allgemein sei." Ist das ein mildherziger Mann!"

Im Verlage der Buchnerschen Verlagsbuchhandlung in Bamberg ist soeben eine interessante Novität über „Oberammergau und sein Passionsspiel" als 15. Bändchen der im gleichen Verlage herausgegebenen „Bayerischen Bibliothek" erschienen. Text von Dr. Karl Trautmann, illustriert von Peter Halm. Diese Publikation nimmt unter der gesamten Litteratur über die Oberammergauer Festspiele eine ganz hervorragende Stellung ein, sowohl was die vorzügliche Verarbeitung des Stoffes durch eine der bedeutendsten Autoritäten auf dem Gebiete des Theater- und Schauspielwesens anbelangt, als auch in Bezug auf die künstlerische Ausstattung, die so glänzend ist, daß sie auch den durch französische Buchausgaben Verwöhnten zu befriedigen im stande ist. Mit gleicher Liebe, wie die Spiele, würdigt der Verfasser auch den landschaftlichen Charakter des Ammergaus, das jetzige wirtschaftliche Leben im Gaue, die Werkstätten seiner Holzschnitzer und die Typen seiner Bewohner ꝛc., die ja alle so eng mit dem Spiele verbunden sind.

Das Gefühl als Fundament der Weltordnung von F. Ritter v. Feldegg (Wien, Alfred Hölder).

Geschichte der Philosophie nach Ideengehalt und Beweisen. Von Prof. Dr. Baumann (Gotha, Friedr. Andr. Perthes). Eine in philosophischer Absicht verfaßte „Geschichte der Philosophie", welche den Ideengehalt und die Beweise derjenigen Philosophen zur deutlichen Anschauung bringt, die Eigentümliches in der Philosophie gebracht haben und insofern im stande sind, teils philosophischen Sinn überhaupt anzuregen, teils die verschiedenen Richtungen inhaltlicher oder formeller Art herauszustellen, welche in der Philosophie eingeschlagen wurden.

Mehmeds Brautfahrt. Ein Volksepos der südslavischen Mohammedaner. Aufgezeichnet von Dr. Friedr. S. Krauß. Deutsch von Carl Gröber (Wien, Hölder).

Ein Ahasver der Liebe. Die Geständnisse eines Idealisten an den Mond. Novelle von Hans Zimmer (Weimar, Jüngst & Komp.).

Damascus. Eine Dichtung von Hermann Koniecki (Berlin, F. Schneider & Komp.).

Die Sonntagsruhe und die Kirche. Eine Untersuchung auf Grund des Lebens, der Bibel und der Geschichte. Von Bernhard Rische (Leipzig, Georg Böhme Nachf.). — Im gleichen Verlage erschien „Augusta, Kaiserin-Königin", ein Lebensbild von Ludovica Hesekiel, das Wilhelm Johnsen aus ihrem Nachlasse herausgegeben hat.

Zeitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen von M. Charles. Neue Folge. (Leipzig, Roßbergsche Buchhandlung.) Der zweite Band der „Tondichter" bildet als selbständiges Ganzes die Fortsetzung des ersten Teils und entspringt dem Bedürfnisse, im Publikum wie in Künstlerkreisen, den Cyklus der Besprochenen erweitert zu sehen. So bietet der Autor in diesem neuen Buche, welches Professor Max Bruch und Josef Rheinberger, dem Kapellmeister an der Allerheiligen Hofkapelle in München, zugeeignet ist, eine weitere Sammlung biographischer und hauptsächlich kritischer Studien über erste Erscheinungen der Gegenwart. Das Werk kann als völlig autoritativ angesehen werden, weil für den biographischen Teil desselben die besprochenen Meister sämtlich mitgearbeitet haben.

Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. Von Heinrich von Poschinger. Erster Band (Berlin, Paul Hennig).

Maitage in Oberammergau. Eine artistische Pilgerfahrt von V. Wyl. Mit den zum ersten Male veröffentlichten Texte des Passionsdramas, drei Proben aus Dedlers Passionsmusik und den Bildnissen der Hauptdarsteller (Zürich, Cäsar Schmidt).

Das Gretchen von heute. Von Sidonie Grünwald-Zerkowitz (Verfasserin der „Lieder der Mormonin" (Wien, Verlag der Modezeitung „La Mode").

Neue litterarische Volkshefte Nr. 9: Eine litterarische Reise durch Deutschland. Nr. 10: Die Herrschaft der Spekulation in der Litteratur. Litteraturbriefe an einen deutschen Marine-Offizier in Ostafrika (Berlin, Rich. Eckstein Nachf.).

Volkswirtschaftliche Zeitfragen: Heft 89: Die Kosten des Haushalts in alter Zeit. Von Prof. Dr. Heinrich Brugsch (Berlin, Leonhard Simion).

Emile Julliard, Albert Richard. Poéte national suisse. Étude litteraire tirée de la „Nouvelle Revue" (Genève, Librairie Stapelmohr).

Dr. Eduard Maria Schranka, Der neue Demokrit. Bd. I. — Hermann Riegel, Unter dem Strich, Bunte Bilder aus beiden Welten (Berlin, Hans Lüstenöder), zwei Bände Plaudereien, die, flott und anziehend geschrieben, dem Unterhaltungsbedürfnis bestens dienen.

Eine gute Übertragung der Gedichte von Burns ließ Edmund Ruete bei M. Heinsius Nachf. in Bremen erscheinen.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster Teil (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß). Litzmann begnügt sich nicht, uns den Lebensgang Schröders zu erzählen, er will vielmehr ein breitausgeführtes Bild der Litteratur und Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts geben und wie schon dieser erste Band seines Werkes erweist, versteht er es, seine Aufgabe glänzend zu lösen. Wir sehen dem Schlußband des hochbedeutsamen Buches mit Spannung entgegen.

Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur. Von Wilh. Lang. VI. Heft (Stuttgart, Kohlhammer).

Die Schwiegermutter. Ein kulturgeschichtlicher Beitrag zur Ehrenrettung eines angefeindeten Familienmitgliedes. Von Ernst Floeßel (Dresden, Hönsch & Tiesler).

Reise-Schilderungen aus dem Flußgebiet des Dnjepr. Von O. A. G. F. (Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung).

Der Sozialismus und seine Stellung zur Staatsgewalt. Sozialpolitische Studie von Edmund Holemir (Wels, Joh. Haas).

Die Unvereinbarkeit des sozialistischen Zukunftstaates mit der menschlichen Natur. Ungehaltene Rede, der deutschen Sozialdemokratie gewidmet von Dr. W. Schaefer. 5. Auflage (Berlin, Robert Oppenheim).

Adam Smith, der Begründer der modernen Nationalökonomie. Se n Leben und seine Schriften. Von Dr. Karl Walcker (Berlin, Otto Liebmann).

Auf deutschen Hochschulen. II. Geschichte der Universität Leipzig von Dr. Moritz Brasch (Verlag der Akadem. Monatshefte in München).

Bibliotheken und Kataloge. Litterarische Plaudereien eines Bücherliebhabers von G. Kleinstück.

Die Freier der Penelope. Eine populärwissenschaftliche Darstellung nach Homer von St. Wolf (Czernowitz, Schally).

Die Nummern 2681—90 von Reclams bekannter Universalbibliothek enthalten: Kardinal Wiseman, Fabiola oder Die Kirche der Katakomben. Aus dem Englischen von M. von Borch. (2681—84.) Alexander Dumas Sohn, Denise. Schauspiel in vier Aufzügen. Deutsch von Emerich Bukovics. (2685.) Polterabend Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführung in Familienkreisen. Herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Viertes Bändchen. (2686.) Wilhelm Bergsöe, Delila und andere Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. (2687.) Alfred Schmasow, Kasernen-Schwänke. Posse in einem Aufzug. (2688.) D. F. E. Auber, Fra Diavolo. Komische Oper in drei Aufzügen. Dichtung von E. Scribe (Carl Blum). Vollständiges Buch. (2689.) Moritz Reich, An der Grenze. Dorfgeschichten aus Böhmen. (2690.)

In der Kollektion Otto Janke, die sich die Aufgabe gestellt hat, gute zeitgenössische Romane des In- und Auslandes in guten und gleichzeitig wohlfeilen Ausgaben herauszugeben, erschienen neuerdings interessante russische Romane, die von V. A. Hauff ins Deutsche übertragen wurden. Es sind dies: „Der reiche Bräutigam“ und „Hohe Herrschaften“, zwei Romane von A. Th. Pissemski, der Roman „Erniedrigte und Beleidigte“ von F. M. Dostojewski und Graf Leo Tolstoi's „Die Kreutzer-Sonate“ (Berlin, Janke).

Kapitän Marryats Romane „Jakob Ehrlich“ und „Der Kaperschiffer“ bilden den Inhalt der beiden neuesten Bände der schönen Sammlung von Kapitän Marryats Romanen, die bei Carl Zieger Nachf. in Berlin erscheint und auf deren Vorzüge wir unsere Leser schon des öfteren aufmerksam gemacht haben.

Von hohem ethnologischen und kunstwissenschaftlichen Interesse ist eine uns vorliegende Arbeit von Alois Raimund Hein, die derselbe als Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte unter dem Titel

„Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Bornea“ soeben bei Hölder in Wien erscheinen ließ.

Georg Längin, Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Wert (Leipzig, Otto Wigand). Der Verfasser verfügt über ein umfangreiches Material und legt offen und rückhaltslos die Ergebnisse seiner Forschungen dar. Er hat den praktischen Zweck, zu zeigen, wie wenig der in neuerer Zeit von einzelnen kirchlichen Richtungen mit Vorliebe gepflegte Teufelsglauben einen wirklichen Rückhalt in der Bibel hat und wie es endlich an der Zeit wäre, das einfache und leichte Evangelium Jesu von der Verdunkelung und Verunstaltung durch dieses rohe und grausige Stück heidnisch-jüdischen Aberglaubens zu reinigen und zu befreien. — Im gleichen Verlage gab der Prediger an der reformierten Kirche St. Martini zu Bremen Moritz Schwalb eine neue Sammlung von Kanzelreden unter dem Titel „Ziele und Hemmnisse einer kirchlichen Reformbewegung“ heraus, die eine Fülle von Anregung und neuen Gesichtspunkten enthalten und jedem Gebildeten als interessante Lektüre empfohlen werden können. R.

Naturgeschichte des Teufels. Von A. Graf. Vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. med. R. Teuscher. (Jena, Costenoble.) Nicht eine gelehrte philosophische Abhandlung über das ewige Rätsel vom Ursprung des Bösen in der Welt hat der Verfasser dieses Buchs liefern wollen, sondern er verfolgt einfach in allgemein verständlicher Weise das Auftreten dieser Idee durch den Wechsel der Zeiten und bei verschiedenen Völkern bis in die neueste Zeit. Er berücksichtigt dabei besonders den Lauf des Mittelalters, als derjenigen Epoche im Leben der Menschheit, wo der Teufelsglaube und seine schrecklichsten Auswüchse ihre giftigsten Blüten getrieben haben und erläutert an ergötzlichen Beispielen mit liebenswürdigem Humor und erstaunlicher Belesenheit in den Chroniken und Legendenbüchern die Denkungsart jener dunkeln Zeiten.

Wir sehen den Fürsten der Hölle in seiner Majestät wie in seiner Schwäche, als Sieger und Besiegter, gefürchtet und verspottet. Je mehr wir uns der Neuzeit nähern, desto mehr schwindet mit dem Glauben des Volks an ihn seine furchtbare Macht. Wer noch an den Teufel glaubt, den mag der Teufel holen!

Mit wunderbarem Geschick versteht es der Verfasser, diesen düstern Stoff auf höchst fesselnde, geistreiche, humoristische Weise vorzutragen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ehe er die letzte Seite erreicht hat. Aber, aber! Der Verfasser Arthur Graf, Universitätsprofessor in Turin, erklärt, daß er trotz des gegenteiligen Vermerks auf dem deutschen Titelblatte an dieser deutschen Übersetzung ganz und gar unschuldig sei, daß er den Hrn. Dr. Teuscher nicht autorisiert habe, daß mithin von Seite des Herrn Teuscher eine verteufelte Täuschung des Publikums vorliege. Trotzdem, so oder so, Krispinus in Ehren, das Buch ist gut.

X. Y. Z.

Reiseerinnerungen Heinrich Reuß Posthumus aus der Zeit von 1593—1616. Im Auftrage des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Schleiz herausgegeben von Dr. Berthold Schmidt. (Schleiz, Franz Lämmel.)

Ormus und Ahriman. Nachklänge von der Harfe Firdusis. Eine Sammlung von Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. Das Geschenk der Hölle. Von Adolf Teichert. (Berlin, Max Breitkreuz.)

Sinnbildliches aus der Alpenwelt von Heinrich Noé (Klagenfurt, Joh. Leon sen.).

Der Prinz von Homburg. Nach archivalen und anderen Quellen von Joh. Jungfer. Mit zahlreichen Briefen und Aktenstücken. (Berlin, Kurt Brachvogel). Eine gediegene und tüchtige Arbeit, die von dem Fleiße und dem Können des Autors rühmliches Zeugnis ablegt.

Von Ernst Wechsler erscheint demnächst im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig der erste Band der „Berliner Autoren", welche in einzelnen Kapiteln die hervorragendsten Berliner Schriftsteller und die litterarischen Strömungen der Gegenwart schildern. Die „Berliner Autoren" bilden ein Gegenstück zu Ernst Wechslers „Wiener Autoren", beide Werke sollen in ihrer Gegenüberstellung als ein Beitrag zur Charakteristik des nord- und süddeutschen Wesens gelten.

Französische Litteratur.

Guy de Maupassant, „Notre Coeur" (Paris, Ollendorff), „C'est ma clinique à moi ces femmes-là", entgegnet der Romancier Lamarthe, eine der interessantesten Figuren des neuesten Maupassantschen Romans, dem der Autor mit Vorliebe seine eigenen Gedanken in den Mund zu legen pflegt, auf den Vorwurf seiner Freunde, daß er, der geistvolle Mann, seine freie Zeit fast ausschließlich in den faden Salons der „monde" verbringe. Auf diesen Standpunkt stellt sich auch Maupassant der Gesellschaft gegenüber und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet er in dem obengenannten Werke die „femme fin de siècle" in ihrem Milieu.

Egoistin durch und durch, durch Erziehung und die hohe Schule der vie mondaine zur Virtuosin in der Kunst einer raffinierten Koketterie ausgebildet, dazu von der Natur mit körperlichen und geistigen Vorzügen reich ausgestattet, darf Frau de Burne, die Heldin des Romans, als Typus einer modernen Salonlöwin gelten. Michele de Burne treibt die Herzensbrecherei als standesgemäßen Sport, und so fängt sie sich zuguterletzt auch den braven André Mariolle ein, einen Mann, der in ihren Salon verschlagen wurde, ohne indessen recht hinein zupassen. Mariolle ist denn doch viel zu wenig Kompromißnatur, um sich in den frivolen Ton, den diese Gesellschaft verlangt, hineinzufinden, aber gerade dieser Ausnahmemensch reizt das Verlangen Micheles, die kein Mittel unversucht läßt, den einzigen Mann unter ihren Salonmarionetten, für den sie eine Kleinigkeit mehr als für die anderen empfindet, unter ihr Joch zu beugen, und Mariolle, der naiv genug ist, diesem kalten Geschöpf eine tiefere Herzensneigung zuzutrauen, ergiebt sich denn auch bald genug. Hier setzt der Roman ein; der Widerstreit der beiden ungleichartigen Naturen, der wilde Herzenskampf des leidenschaftlich liebenden Mannes, dem es langsam aufzudämmern beginnt, daß er einem unwürdigen Spiel zum Opfer gefallen, die feinen Schachzüge der kaltberechnenden Frau, die voller Sorge, das Opfer könne ihr entrinnen und ihren guten Ruf kompromittieren, alles daransetzt, ihrem Liebhaber den aufkeimenden Verdacht auszureden und ihn nur noch enger in ihre Fesseln zu schmieden: das alles ist mit unvergleichlicher Seelenkunst geschildert. Da es Maupassant nicht darum zu thun war, eine banale Liebesgeschichte zu schreiben, so läßt er Mariolle ruhig in den Netzen der Frau de Burne zappeln und überläßt es dem Leser, sich die Lösung des Konflikts, die bei den gegebenen Verhältnissen nur eine tragische sein kann, selbst auszudenken; ihm war es nur darum zu thun, ein interessantes seelisches Problem aufzustellen und von allen Seiten aus zu beleuchten, und Maupassant's scharfer psychologischer Blick hat sich selten so

glänzend bewährt, wie in dieser meisterhaften Herzensstudie.

Jean Ajalbert, „En Amour“ (Paris, Tresse & Stock). Auch diese Arbeit kennzeichnet sich als eine bedeutende analytische Sittenstudie, gleich ausgezeichnet durch Schärfe der psychologischen Auffassung, wie durch sichere Gestaltung und lebenswahre Wiedergabe. In der charakteristischen Gestalt seiner Heldin zeichnet uns der Verfasser das typische Bild der Pariser Ouvrière und ihres Schicksals. In trefflicher Weise ist der beständige Kampf der besseren Natur mit den zahllosen Versuchungen der Großstadt zum Ausdruck gebracht, mit unerbittlicher Logik das schließliche Erliegen der Unglücklichen geschildert. Ajalbert malt in seiner schlichten Geschichte — er ist unglaublich einfach, der Herzensroman der kleinen Marcelle Bretton — getreu nach der Natur, ohne zur Retouche seine Zuflucht zu nehmen, in Sprache und Charakteristik waltet das ernste Streben vor, realistisch wahr bis zur äußersten Konsequenz zu sein, selbst auf die Gefahr hin, bei einem besonders keusch empfindenden Leser Anstoß und Ärgernis zu erregen. Der Autor hat mit diesem Buche bewiesen — es ist Edmond de Goncourt gewidmet, und die Gabe ist des Meisters würdig — daß der moderne Realismus in ihm einen seiner berufensten Jünger besitzt.

Unter dem verlockenden Titel „Amour defendu“ hat der Vielschreiber Jules Mary bei Kolb in Paris einen Roman erscheinen lassen, der die Durchschnittsmaße der Sensationslitteratur an spannender Handlung und toller Phantastik um ein beträchtliches übersteigt. Es ist eine Kriminalgeschichte schwersten Kalibers mit allem Raffinement eines erfahrenen Routiniers aufgebaut und in jenem bombastischen Kolportagestil geschrieben, der das Entzücken des Feuilleton-Romanlesers letzter Güte bildet. Im übrigen echtes und rechtes Leihbibliotheksfutter, stark gewürzt und für Leser berechnet, die den Wert eines Buches nach der spannenden Handlung allein bemessen, für diese aber auch ein wahrer Leckerbissen.

Als die anspruchslose Gabe eines liebenswürdigen Schriftstellers präsentiert sich das neue Buch, das Charles Leroy unter dem Titel „Madame Flercadet, cantinière“ bei Kolb in Paris erscheinen ließ. Leroy kultiviert mit anerkanntem Geschick das Genre der feinen Militärhumoreske, er ist der Schöpfer der durch ihn populär gewordenen Gestalt des Obersten Ramollot, von dessen Schnurren und Liebesabenteuern er mit köstlichem Humor des öfteren berichtet hat; auch in dem vorliegenden Bande behandelt er sein Lieblingsthema und erzählt in der ihm eigenen pikanten Manier von den komischen Wirrnissen, die durch das Auftreten der verführerischen Kantinenwirtin Flercadet im Regiment Ramollot herbeigeführt werden. Das Buch ist von der Verlagshandlung schmuck ausgestattet und von Clerice mit flott gezeichneten Bildern versehen worden.

Emile Zola's „La Faute de l'Abbé Mouret“ ist als neuester Band der bestbekannten „Collection Guillaume“ bei Marpon & Flammarion in Paris soeben zur Ausgabe gelangt. Wie die übrigen Bände der Kollektion besticht auch der vorliegende wieder durch Reichtum und Eigenartigkeit des Illustrationsschmucks; die mit ihm betrauten Künstler Vieler, Conconi und Gambard haben durch die Art, wie sie ihre Aufgabe zu lösen verstanden, einen glänzenden Beweis ihres Könnens und ihres künstlerischen Feingefühls gegeben. In illustrativer wie typographischer Hinsicht gleich gelungen, bildet diese Ausgabe des Zolaschen Romans ein wahres Schmuckstück der an Erfolgen so reichen „Collection Guillaume“.

Gilbert Augustin-Thierry, „Le Capitaine Sans-Façon (1813). [Paris, A. Colin & Cie.] Die Erzählung, welche Schritt für Schritt der historischen Überlieferung folgt, behandelt eine geheimnisvolle Episode aus der Zeit der Contre-Revolution von 1813, eine Geschichtsepoche, die erst in neuerer Zeit durch die Arbeiten E. Daudets etwas aufgehellt worden ist. Man darf es Augustin-Thierry doppelt Dank wissen, daß er sich gerade diese Geschichtsperiode zum Studienfeld erkor und das Ergebnis seiner emsigen Forschungen in dem vorliegenden historischen Roman niederlegte. Sein Werk empfiehlt sich nicht nur als populäre Geschichtsdarstellung des fast vergessenen Kampfes der Chouans mit den Kaiserlichen, es kennzeichnet sich auch als litterarisch wertvoller Roman, der durch die dramatische Lebendigkeit der Erzählung von fesselndster Wirkung ist.

Unter dem Titel „Sous-Offs en Cour d'Assises" ist bei Tresse & Stock in Paris soeben eine Broschüre erschienen, deren Inhalt für die Beurteilung unserer gegenwärtigen Litteraturverhältnisse von symptomatischer Bedeutung ist. Bekanntlich standen Descaves und seine Verleger wegen des in neuester Zeit vielgenannten Romans jüngst vor den Pariser Geschworenen, die beide indessen von der Anklage, unzüchtige und die französische Armee beschimpfende Schriften verbreitet zu haben, freisprachen. Die Broschüre enthält das gesamte Aktenmaterial, die Plaidoyers des Staatsanwalts und der Verteidiger, vermehrt durch eine an beißenden Ausfällen reiche Vorrede des französischen Romanciers; sie bildet so ein Pendant zu der bei Friedrich in Leipzig erschienenen Broschüre „Der Realismus vor Gericht", die den dem französischen analogen Prozeß gegen die deutschen Schriftsteller Alberti, Conradi, Walloth und deren Verleger behandelt und deren Hauptinhalt den Lesern der „Gesellschaft" aus dem Abdruck im Augusthefte bekannt ist.

Die schöne „Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France", durch deren Herausgabe die rührige „Librairie des Bibliophiles" (D. Jouaust, Paris) sich jeden Geschichtsfreund zu Dank verpflichtet hat, enthält in ihrer neuesten Publikation eines der interessantesten Memoirenwerke des 17. Jahrhunderts: die Aufzeichnungen der Frau de La Fayette (Mémoires de Mme de La Fayette. 1 vol.). Den Inhalt des Bandes bilden die „Histoire d'Henriette d'Angleterre" und die „Mémoires de la Cour de France", die Eugène Asse herausgegeben und mit Einleitungen, Noten, Namen- und Sachregistern versehen hat. Der als gewissenhafter Forscher bestbekannte Gelehrte, dessen Name die Gediegenheit und Trefflichkeit seiner Arbeit genügend verbürgt, hat sich der mühevollen Arbeit unterzogen, den arg korrumpierten Text, den fast alle früheren Ausgaben aufweisen, zu säubern und die zahllosen Irrtümer in den Namensangaben nach den Quellen richtig zu stellen. — Wir verfehlen nicht, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf drei Seenovellen hinzulenken, die Henri Matapo unter dem Titel „Quarts de Nuit" im gleichen Verlage herausgegeben hat. Unter dem Pseudonym Matapo verbirgt sich ein ehemaliger französischer Marineoffizier, der sich mit diesen schlicht erzählten Geschichten aufs glücklichste als Schriftsteller einführt.

John Grand-Carteret, „Bismarck en Caricatures" (Paris, Perrin & Cie). Grand-Carteret hat sich durch seine trefflichen Werke „Les Mœurs et la Caricature" den Ruf eines originellen Kopfes und eines ebenso geistvollen wie interessanten Forschers erworben; diese neueste Hervorbringung seines rastlosen Strebens, mit der er dem Gebäude

seiner „L'Histoire par l'image“ einen weiteren Baustein hinzufügt, läßt seine spezielle Eigenart aufs beste hervortreten, und der große wohlverdiente Erfolg, den das Buch gleich bei seinem Erscheinen gefunden hat, beweist, daß hier eine vortreffliche Idee aufgegriffen und in ansprechender Weise durchgeführt ist. Es war in der That ein glücklicher Gedanke, das Leben und Wirken unseres eisernen Kanzlers im Spiegel der internationalen Karikatur, die ihm auf seiner politischen Laufbahn ja Schritt für Schritt zur Seite geblieben ist, zu betrachten und von diesem originellen Aufnahmestandpunkt aus die verschiedenen Phasen seiner staatsmännischen Wirksamkeit zu verfolgen, und wenn irgend jemand, war Grand-Carteret der rechte Mann dazu, diesen Gedanken in so erschöpfender Weise durchzuführen, wie es in dem vorliegenden Werke geschehen ist. Der Verfasser hat seinem Buche das bezeichnende Motto vorangestellt: „Ce n'est pas en injuriant l'ennemie, c'est en l'appréciant à sa juste valeur qu'on s'honore“. Diesem Leitsatz bleibt er in seiner Darstellung stets getreu, nicht einen Augenblick verliert er die welthistorische Bedeutung Bismarcks aus den Augen, dessen Größe er rückhaltslose Bewunderung zollt; dadurch aber wird sein Buch nicht nur eine durch den Gegenstand und die Darstellung gleich reizvolle Lektüre, es erweitert sich auch zu einer Monographie, die als Beitrag zur politischen Geschichte der Bismarckschen Ära um so wertvoller ist, als sie aus der Feder eines der wenigen Franzosen stammt, die sich für deutsche Angelegenheiten noch einen unbefangenen Blick bewahrt haben. Grand-Carteret hat bei seinem Unternehmen allseitig bereitwilligste Unterstützung gefunden, vor allem von Seiten der Zeichner Willette, Blaß, Regamey u. a. m., die zum Teil sogar Originalzeichnungen beisteuerten; von J. Blaß rührt auch die originelle Zeichnung des Umschlags her, die dem Buche eine so charakteristische Hülle giebt.

Emile Faguet, „Dix-Huitième Siècle“. Études littéraires (Paris, Lecène, Oudin & Cie.). Was diesen Studien über die französischen Klassiker des 18. Jahrhunderts ihren besonderen Wert, ihre Ausnahmestellung in der Hochflut von Sammlungen litterarischer Essays giebt, das sind die völlig neuen Gesichtspunkte, die allenthalben in dem Buche entwickelt werden: hier fällt wirklich einmal ein neues Licht auf das von allen Seiten abgeleuchtete Jahrhundert der Aufklärung. Faguet gehört nicht zu jenen greisenhaften Litteraturprofessoren, die ihr abgestandenes Kathedergewäsch unter dem Deckmantel ihres Namens an den Mann zu bringen suchen; er weiß etwas und hat vor allen Dingen wirklich Neues zu sagen. Wie schon der Titel zeigt, wollen diese Studien mehr sein als zusammenhanglose Aufsätze; in ihrer Gesamtheit betrachtet, bilden sie vielmehr eine Geschichte des französischen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert, der die zeitgenössische Litteraturgeschichtsschreibung nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat, ja wir nehmen keinen Anstand, Faguets Buch einen Ehrenplatz neben dem berühmten Werke unseres Hettner anzuweisen.

Émile Hennequin, „Quelques Écrivains français“ (Paris, Perrin & Cie.). Der Band enthält analytische Studien über Flaubert, Zola, Hugo, Goncourt, Huysmans, die alle bereits früher in Zeitschriften zum Abdruck gelangt sind und nun hier als posthumes Werk in Buchform erscheinen. Der Herausgeber hält es für nötig, sich im Vorwort zu entschuldigen, daß er diese zusammenhanglosen Aufsätze, denen der Autor noch eine besondere Überarbeitung vor der nochmaligen Veröffentlichung zugedacht hatte, zu einem Bande vereint und unter einem beliebigen Kollektivtitel als Buch herausgegeben hat. Es bedarf dieser Entschul-

digung indessen kaum: stehen diese Essays auch nicht alle auf gleicher Höhe, so enthalten sie doch fruchtbarer Gedanken und interessanter Schlaglichter genug und verdienen es auch, als kritische Äußerungen eines Mannes von der Bedeutung Hennequins aufbewahrt und dem Publikum aufs neue unterbreitet zu werden.

Im Rahmen der „Bibliothèque Historique illustrée“ (Paris, Firmin-Didot & Cie.) gelangte neuerdings zum Erscheinen „Les Grands Peintres des Flandres et de la Hollande“, ein Werk, in dem T. de Wyzewa in der ihm eigenen interessanten Manier eine Übersicht über die Hauptphasen der flandrischen und holländischen Malerschule giebt, deren hervorragende Vertreter gleichzeitig kurz aber trefflich charakterisiert werden. T. de Wyzewa hat sich als Kunsthistoriker und Ästhetiker bereits zur Genüge bewährt und erweist sich auch im vorliegenden Werke wieder als tüchtiger und zuverlässiger Forscher, der es zudem auch meisterlich versteht, die Ergebnisse seiner Studien in anziehender Weise vorzutragen: er ist nicht nur der feinsinnige, durch Geist und eigenartiges Wesen bestechende Gelehrte, er ist gleichzeitig auch ein Stilist ersten Ranges, der durch die Schönheit der Darstellung auch den trockensten Gegenstand anziehend zu machen weiß. Die Verlagshandlung hat dem schönen Werke die splendideste Ausstattung gegeben, die zahlreichen Illustrationen, die die Meisterwerke der niederländischen Schule dem Auge des Lesers vorführen, sind nach den Originalen in vortrefflicher Manier reproduziert.

Caran d'Ache, der französische Oberländer, hat bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris eine neue Sammlung seiner groteskkomischen Bilderhumoresken herausgegeben (Album deuxième), die an Verve, phantastischem Humor und tollem Übermut hinter den Darbietungen seines früher erschienenen Albums, das wir an dieser Stelle bereits erwähnten, nicht zurücksteht. An aufrichtigen Freunden und lachlustigen Bewunderern wird es auch der neuesten Schöpfung des liebenswürdigen Künstlers nicht fehlen.

A. G—tze.

Englische Litteratur.

„Prince Dick of Dahomey; or Adventures in the Great dark Land by James Greenwood (Ward and Downey, 1890): Der Roman entwirft ein düsteres Bild afrikanischen Lebens; neben den Greueln von Dahomey enthält er aber auch zahlreiche Ereignisse und Schilderungen, die den letzten Erlebnissen Mr. Stanleys ihr Dasein verdanken (so z. B. Die vergifteten Pfeile, Das Zwergvolk rc.) Prinz Dick ist der Sohn eines Europäers und einer Halbblutnegerin, welche von ihrem schändlichen Gatten samt ihrem Sohne an den König von Dahomey verkauft worden war. Der Knabe wird als Prinz erzogen und gut behandelt, bis seine Mutter in den Verdacht gerät, eine Hexe zu sein. Sie wird zum Tode verurteilt, aber Dick rettet sie und es beginnt nun eine ganze Reihe spannender Abenteuer auf ihrer Flucht durch Zentral-Afrika, die mit viel Geist entwickelt werden und den Leistungen Rider-Haggards auf dem gleichen Gebiete, überaus ähneln. An Spannung und Handlung fehlt es der Geschichte nicht und Liebhaber einer exotischen und sensationellen Lektüre werden vollauf Befriedigung finden.

„Misadventure“ by W. E. Morris (Spenser and Blackett, 3 Bde. 1890). Wie Mr. Morris vor mehreren Monaten erschienener Roman: „Mrs. Fenton“ ist auch dieser eine höchst verwickelte Charakterstudie, wenn er auch das Interesse nicht so ausschließlich auf diesen Punkt vereinigt, als jenes äußerst kunstvolle

Werk. „Misadventure" ist reicher an Handlung und verwebt auch geschickt, allerlei Aktualitäten als Einschlag in seine Fäden, welche die verschiedensten Länder und heterogensten Charaktere umspannen.

„The Queen of the Black Hand" (Die Königin der „schwarzen Hand") von Hugh Coleman Davidson (Trinkler & Co., 1890). Den Inhalt dieses Sensationsromans bildet die spannende Geschichte einer span. Geheimverbindung, durch deren Umtriebe ein englisches Liebespaar in ernstliche Gefahr gerät. Ein junger Engländer, der wegen eines Konflikts mit der Gesellschaft zum Tode bestimmt ist, wird von Estrella, welche als eine der Leiterinnen des Geheimbundes mit der Vollstreckung der Sentenz beauftragt worden war, aus Liebe zu retten gesucht. Hiermit ergeben sich zahlreiche aufregende Verwicklungen und schließlich opfert sich das zwar mißleitete, aber nicht unedle Mädchen für ihren Geliebten. Der Leser muß zwar eine gute Portion von Unwahrscheinlichkeiten, wenn nicht geradezu Unmöglichkeiten mit in den Kauf nehmen, aber die Geschichte ist nicht ohne Geist erzählt und das Interesse hält bis ans Ende vor.

„The Mynns mystery," by George Manville Fenn (Fr. Warne & Co. 1890). Dieser Roman ist mit großer Gewandtheit entworfen und durchgeführt. Der alte Mr. Harrington stirbt und hinterläßt all sein Geld seinem Enkel Georg in Amerika, den er seit Jahren nicht gesehen hat, aber unter der Bedingung, daß er seine Nichte Gertie heirate. Bald nach seinem Tode präsentiert sich ein junger Mann als der fragliche Enkel, bringt auch die nötigen Beweisurkunden bei, tritt den Besitz an und erklärt sich bereit, Gertie zu heiraten. Er ist ein roher, trunksüchtiger Geselle, aber um des Verstorbenen willen wagt sie keine Abweisung. Da tritt plötzlich ein von vornherein weit mehr für sich einnehmender Mann auf und erhebt den Anspruch, der wirkliche Georg Harrington zu sein; zu gleicher Zeit verschwindet der ursprüngliche Prätendent, ohne eine Spur hinter sich zu lassen und dies ist das „Geheimnis", das aufgeklärt werden muß; und wenn Mr. Fenn großes Talent zeigte in der Schürzung dieses Knotens, so beweist er dasselbe nicht weniger in der befriedigenden und überraschenden Lösung, die wir nicht verraten wollen.

„The Heriots" by Sir Henry Stewart Cunningham (Macmillan & Co., 2 Bände, 1890). Verehrer der Romane Sir Henry Cunninghams — und sie sind wohl nicht weniger zahlreich, als seine Leser — werden ein neues Produkt seiner Feder willkommen heißen, besonders, da dasselbe an Geist und Frische hinter seinen früheren Büchern nicht zurück bleibt. In den „Heriots" legt Cunningham nicht wie in den „Chronicles of Dustchpore" und in „The Caeruleans" die Erfahrungen, die er als Richter eines der indischen High-Courts machte in wunderbar präzisen Bildern anglo-indischen Lebens nieder, sondern schaut sich nun nach seiner Rückkehr auch daheim nach Stoffen um und beschenkt seine Landsleute mit einer reizenden englischen Liebesgeschichte, welche sich durch eine treffende Charakterschilderung und glückliche sozial-satirische Züge weit über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt. Die Handlung, welche von sensationellen Zuthaten fast ganz frei ist und deren Spannung dennoch auf das Geistvollste gewahrt ist, hier zu skizzieren, wäre zwecklos.

Die Erzählung ist gut geschrieben, und wenn erst kürzlich ein wohlbekannter englischer Kritiker den Ausspruch that, daß nur wenig englische Schriftsteller englisch schreiben könnten, so gehört Cunningham ganz entschieden zu diesen

wenigen: sein Stil ist ebenso rein und kunstvoll, wie er lebendig und unterhaltend ist. Das Werk vereinigt einen gesunden Realismus mit Witz, Geist und — — Kunst; eine günstige Aufnahme wird ihm nicht fehlen.

„When we were boys" (Als wir Knaben waren). A Word by William O'Brien (Longmans, Green & Co., 1890). Man kann an diesen Roman Mr. O'Briens, das Produkt seiner Mußestunden im Gefängnis, nicht den gewöhnlichen Maßstab für novellistische Produkte anlegen, denn in gewisser Beziehung ist er mehr und in gewisser weniger als ein gewöhnlicher Roman. Der Fortschritt der Erzählung interessiert uns weit weniger als die Persönlichkeit des Autors. Wollte man das Buch rein als Werk der Romangattung betrachten, so müßte man sagen, daß darin weit mehr gesprochen als gehandelt wird, wenn auch das Gesprochene interessant genug und das Geschehende lebhaft dargestellt ist. Der wahre Wert des Buches, das Wahrheit und Dichtung (jedoch mit starker Betonung der ersteren) vereint, liegt darin, daß wir erfahren, was für Männer O'Brien und seine Genossen denn eigentlich sind und wie dieselben sich andern Fragen als der ewigen Landfrage gegenüber stellen. Andrerseits beleuchtet der Roman das irische Leben nach seiner sozialen, religiösen und nationalen Seite in allen Bevölkerungsklassen sozusagen von innen, d. h. das Buch setzt den Leser in den Stand, Mr. O'Brien und seine Landsleute zu sehen, wie sie einander in ihren eigenen Augen erscheinen, und so viel ist sicher, daß nach Lesung des Buches ein jeder Leser, mag seine politische oder religiöse Ansicht sein, welche sie wolle, Irland und die Irländer besser kennen und verstehen wird, denn zuvor; in dieser Hinsicht kommt dem Buche auch, was für den Roman eigentlich einen Fehler bedeutet, die große Anzahl von Individuen, die viel reden, aber wenig handeln, wohl zu statten; sie dienen zur Vervollständigung dieses „Dioramas von Irland".

Zur Browning-Litteratur.

In der Serie der „Great Writers" (Walter Scott, 1890) erschien das Leben Robert Brownings von Mr. William Sharp. Der Verfasser sagt: „es läge in der Natur der Sache, daß an eine abschließende Biographie vor Jahren nicht zu denken sei"; nun, bis dahin wird das vorliegende, gedrängt und interessant geschriebene Buch vollkommen seinen Zweck erfüllen. Es giebt über den Dichter ausführliche Auskunft und schildert auch zur Genüge Charakter und Idee seiner wichtigsten Dichtungen; hervorzuheben sind die anziehenden Kapitel über des Dichters Eltern, Brownings Persönlichkeit und seine Vergleichung mit Shakespeare.

Robert Browning: „Essays and Thoughts" by John T. Nettleship (Elkin Mathews,, 1890). Das Buch besteht größtenteils aus Essays, die vor mehr als 20 Jahren geschrieben, 1868 auch veröffentlicht wurden. Der übrige Teil entstand seit 1882. Es wird immer einen hohen Rang unter den Browning-Studien behaupten und ist nicht nur für den Browningianer sondern auch für diejenigen von hohem Wert, welche nicht geneigt sind, alle Ansichten und Folgerungen des Dichters zu unterschreiben.

„Brownings Message to his time: his religion, Philosophy and Science" by Edward Berdoe (Swan Sonnenschein, 1890) setzt sich aus Artikeln zusammen, die (mit einer Ausnahme) ursprünglich vor der Browninggesellschaft oder einem weitern Publikum gelesen wurden. Wir wünschen dem interessanten und anregenden Werke einen

weiten Leserkreis und bemerken, daß demselben als Schmuck ein vorzügliches Porträt von Browning vorangestellt ist.

Zur Tennyson-Litteratur. „The poetry of Tennyson" by Henry Van Dyke (Elkiu Mathew, 1890). Der Verfasser dieses hervorragenden und wertvollen Buches ist ein New-Yorker Geistlicher; einige Kapitel daraus erschienen schon vorher in Zeitschriften. Doch geht der Verfasser in seiner Verehrung und Wertschätzung des Poet laureate ein großes Stück zu weit, wenn er ihn gleich nach Shakespeare und Milton rangiert; diese Stelle, wenn nicht die zweite, dürfte wohl Lord Byron niemand streitig machen.

Karl Biesendahl.

Italienische Litteratur.

Orazio Grandi, „Tullo Diana" (Torino, Roux). Unter den zahlreichen Novitäten, die die neueste italienische Romanlitteratur aufzuweisen hat und auf welche wir später noch zurückzukommen gedenken, möchten wir den obengenannten Roman Grandis an erster Stelle erwähnen. Orazio Grandi wird nicht nur in seinem Vaterlande als Erzähler hochgeschätzt, sein Name erfreut sich auch im Auslande und ganz besonders in Deutschland eines guten Klangs, ein Grund mehr, um mit einem Werke aus seiner Feder unsere kritischen Berichte zu eröffnen.

In „Tullo Diana" entrollt er uns ein buntbewegtes Bild der römischen Künstlerwelt, deren typische Vertreter in Zeichnung und Charakteristik mit gewohnter Sicherheit vorgeführt werden; es ist bei dem Süjet, das der Autor hier behandelt, sehr erklärlich, daß der Roman, der der „Associazione artistica" in Rom zugeeignet ist, in der italienischen Kunstwelt begeisterte Aufnahme gefunden hat.

Die Handlung selbst ist von anziehendstem Reiz und in ihrer dramatischen Entwickelung von spannendstem Interesse; ebenso gelungen ist, wie wir bereits erwähnten, die Charakterschilderung der handelnden Personen. Der von seiner Kunst begeisterte Maler, der das Mädchen, das ihm seine sterbende Schwester hinterlassen, vergöttert, für sie arbeitet und für ihr Glück selbst das Opfer seiner Liebe bringt, um sie dem zu geben, den sie liebt, diese Nichte selbst als Mädchen, Frau und Mutter, ihr Gatte, sie alle sind mit sicherm Blick geschaut und lebendig dargestellt. Jede einzelne der auftretenden Personen ist mit höchster Naturwahrheit gezeichnet; dies gilt von jedem Einzelnen bis herab zu den Nebenfiguren der Künstler, Freunde oder Gegner Dianas, die einen vom Glück verwöhnt, verhätschelt und gefeiert, die anderen voller Freundlichkeit und Kollegialität, die anderen dagegen wieder heimtückisch und neidisch auf den begünstigteren Rivalen. Die flotte und lebendige Darstellung zeigt uns Grandi von neuem als glänzendsten Erzähler: kurz, das Werk hat viele Schönheiten und wenig Fehler, und diese wenigen sind so geringfügiger Natur, daß sie dem Leser entgehen.

Dante Vaglieri.

Skandinavische Litteratur.

Das rote Zimmer von August Strindberg.*) Zu Weihnachten 1879 sah man im Schaufenster der Seeligmannschen Verlagshandlung zu Stockholm ein neues Buch glänzen, das trug in hellen Scharlachlettern die Aufschrift: „Das rote Zimmer. Schilderungen aus dem Künstler- und Schriftstellerleben von August Strindberg." Jener Tag, er sollte unvergessen bleiben in den Annalen nordischer Litteratur; er war der Geburtstag einer modernen Dichtkunst in Schweden.

*) In deutscher Übertragung von H. Ortenburg bei G. Grimm in Budapest 1889 erschienen.

Das Buch mit dem harmlosen Titel glich einer Trompetenfanfare, die rings im Lande von Wald und Fels wiederhallte. Erschreckt fuhr der Spießbürger in Palast und Hütte, in Schloß und Bürgershaus vom Lager auf und starrte in eine neue Welt hinein. Denn in diesem Buche stak ein scharfes Schwert und das zerhieb all die kunstreichen Vorhänge und staubigen Spinngewebe, welche die Wirklichkeit bisher verhüllt hatten.

Es war eine Zeit der politischen Schlaffheit und der moralischen Versumpfung, die Zeit der Siebzigerjahre in Schweden. Das Land litt unter dem Eindruck zwei großer Enttäuschungen. Der Skandinavismus, der, wie man aus den v. Qvantenschen Publikationen ersieht, nicht bloß ein Traum des beschränkten Unterthanenverstandes gewesen, der Skandinavismus hatte vor der Realpolitik nicht standgehalten; die Dänen hatten sich bei Alsen und Düppel allein geschlagen und die nordischen Brüder, die ihre Begeisterung mit so viel heißem Punsch begossen, saßen beschämt zu Hause in der Mutterstube. Und wie der skandinavische, so war der freiheitliche Rausch in nichts verflogen. Im Jahre 1865 hatte der schwedische Reichstag aufgehört, nach vier Ständen zu beraten; mit dem Zweikammersystem waren die Bauern, die vier Millionen, die Überzahl zur Herrschaft gelangt. Und was hoffte man nicht alles von dem Volk! Der Bauer ist aber nicht aus Buchsbaum gedrechselt. Er hält sich ans Greifbare, er will Sparsamkeit in allen öffentlichen Dingen, er will Ruhe und Wohlstand gesichert, Brauch und Herkommen geachtet — fürs übrige giebt er nicht einen Deut. Die Reformen, die die „Landmannpartei" durchführte, waren daher wesentlich praktische, hatten nichts gemein mit idealen Programmen und die Majorität folgte nur dem konservativen Zug ihres Wesens, wenn sie von Jahr zu Jahr mehr ins Fahrwasser der Reaktion geriet. So wurde die Hoffnung auf eine Fortschrittsära hurtig flügellahm; es sank der Glaube an irgend welches Ideal; man begnügte sich mit dem Augenblick; man freute sich des Emporblühens von Handel und Gewerbe; man genoß der zuströmenden Reichtümer, der vermehrten Zirkulationsmittel, flüchtete sich in irgend ein Amt, versteckte die phrygische Mütze sorgfältig unter der Nachthaube, befahl seine Wohlfahrt der Obrigkeit, seine Seele Gott und war glücklich und zufrieden.

Und die Philosophie, sowie die „schöne" Litteratur war ein getreuer Spiegel dieser Zeit, schwächlich wie sie, ohne Aufschwung, ohne Eigenart, durchtränkt von schaler Gemütlichkeit und aufgeputzt mit verblaßter Romantik.

In diese Zeit, in diese Litteratur brach August Strindberg mit seinem „roten Zimmer" ein. Sein Atem war Revolution. Nicht eine bestimmte Revolution, nicht eine aristokratische, demokratische, sozialistische, anarchistische, — keine Revolution im Namen einer einzigen politischen, philosophischen, ästhetischen Partei, sondern Revolution überhaupt, die Revolution, jede Revolution, Umsturz alles Hergebrachten, Inflammensetzung alles Dürrgewordenen, Vernichtung aller alten Wertmaße, — darüber hinweg aber die Sucht, im Neuen gleich ein zukünftig Altes zu wittern, der Trieb, im Kampfgetümmel stets nach fernen, ferneren Zielen auszuschauen, das Vermögen, schon Gedachtes vom conträren Standpunkt ganz von vorn wieder zu denken, sich immer frisch zu häuten, mit allem Jungen jung zu werden, in allem Neuen neu zu bleiben, alles Werdende zu lieben, allem Seienden zu mißtrauen und alles Überkommene zu hassen.

So ist August Strindberg und als solcher schrieb er die glänzende Satire „Das rote Zimmer", dies große Buch

vom Humbug in der Gesellschaft der Siebzigerjahre. Es geißelt den bureaukratischen Humbug: leere Ämter, hohe Gehalte, Wichtigthuerei und geschäftiger Müßiggang. Den Humbug der Volksvertretung: kleinliche Zeitvertrödelung, vaterländisches Phrasengedresche, läppischer Radikalismus, pedantische Silbenspalterei und mitten drin ein Mann, welchen niemand kennt, dessen keine Zeitung je Erwähnung thut, weil keine Partei sich seiner bedienen kann, — „ein Ehrenmann, der unsträflich seines Weges wandelt und die Klagen der Mißhandelten und Unterdrückten vorbringt, — welche niemand anhört“. — Den Humbug der Religion, welche zur Modesache geworden und zum bequemen Deckmantel schnöder Privatinteressen. Den Humbug der Wohlthätigkeit, die ein Spielzeug für müßige Frauen, ein gutes Geschäft für ordensbedürftige Männer ist. Den Humbug der Aktiengesellschaften, welche auf Puff errichtet und bei denen die kleinen Leute die ewig Betrogenen sind. Den Humbug des Bauschwindels, der Bankengründung, der Wechselreiterei, die ganze Mischung spitzbübischer Prellerei, romanhafter Spekulationssucht und lächerlicher Geschäftsunkenntnis, die so charakteristisch ist für die Zeit des „volkswirtschaftlichen Aufschwungs“. Den Verlegerhumbug, der aus dem Nichts litterarische Größen schafft; den Preßhumbug, welcher niedrige Gesinnungen mit schönen Worten drapiert; den Gelehrtenhumbug mit seiner bornierten Allwisserei und seinen heimlichen Blamagen; den Kunsthumbug, den Parvenühumbug, den Humbug in jeder Gestalt, den Humbug allerorten, den Humbug als zusammenhängendes System, als Prinzip, als Grundlage der ganzen Gesellschaft.

Mitten in diese Welt des Humbugs ist eine redliche Natur, ist Arvid Falk gestellt, ein Kind, ein Enthusiast, der die Wahrheit sucht, die Menschen liebt und das allgemeine Beste will, und dies Buch ist die Geschichte seiner langsamen Loslösung von jeder Illusion. Es ist darin zu lesen, wie er von einem Amt zum anderen ging, weil er etwas leisten wollte, — zuletzt ins „Kollegium für die Ausbezahlung der Beamtengehalte“, — da mußte es ja doch zu thun geben! Von neun Dienern waren zwei anwesend; sie empfingen ihn mit offenem Unwillen und gaben ihm deutlich zu verstehen, wie unpassend es sei, vor ein Uhr im Bureau zu erscheinen. Er wollte sich dem Präsidenten vorstellen: „pst! hieß es, „das Zimmer des Präsidenten betritt niemand, außer wenn er läutet“. Und ob er je läutet, weiß der Diener nicht; er ist erst ein Jahr im Amt. Der Archivar kommt seit fünf Jahren nicht; die Bezahlung schickt man ihm ins Haus; den Dienst versieht der Bibliothekar. Alle Arbeit bleibt den Dienern; sie ordnen die Quittungen alphabetisch, chronologisch, bringen sie zum Buchbinder und stellen sie nach Weisung des Bibliothekars auf ihr Regal. Die Unterbeamten schreiben hie und da, die Oberbeamten lesen Zeitungen — konservative, selbstverständlich; man hält wochenlang Enqueten über die Anschaffung von Bleistift, Tinte, Feder, Messer u. s. w., debattiert über jeden Gegenstand ernst und gründlich, doch nie länger als bis zwei Uhr: die Stunde ist heilig und wer den Brauch nicht achtet, gilt als verdächtig, als revolutionär. Die sinnreiche Verteilung der Arbeitslast macht es den Beamten möglich, in mehreren Kollegien zu fungieren, verschiedene Posten zugleich auszufüllen und so die Zahl der Angestellten auf ein Minimum zu reduzieren — eine Einrichtung, die ich unserer geehrten Reichstagsmajorität zur Vereinfachung unseres bureaukratischen Apparates und zur Verminderung der Kosten aufs wärmste empfehlen kann.

Arvid Falk teilte meine Ansicht über die Vortrefflichkeit dieser Einrichtung

nicht; bitter enttäuscht verließ er das Kollegium, die ganze Beamtenlaufbahn und warf sich vollständig der Litteratur in die Arme. Damit stellte er sich außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft; die Kunst macht in Philisterländern ihre Jünger so lang vogelfrei, bis sie mit Geld und Ehren, mit Schein und Schimmer sich wieder in die Gesellschaft einkaufen können. Er suchte einen Verleger für seine von der Akademie preisgekrönten Gedichte und fiel dabei fast in böse Schlingen; denn Herr Smith verlangt von ihm a) eine Novelle, „Der Schutzengel", 10 S. kl. 8°, in welcher zweimal der „Triton", die Versicherungsgesellschaft, die Smiths Neffe gegründet, vorkommen müsse; b) einen Text von 30 S. gr. 8° zu einem Holzschnitt, der die Königin Elisabeth vorstellte, aber die Königin Ulrika Eleonora vorstellen sollte; c) die Redaktion des Neudruckes eines religiösen Poems von Haqvin Spegel. Arvid, der in seiner schüchternen Bescheidenheit sich jede Sache erst zehnmal ansah, ehe er sich einen redlichen Zorn gestattete, sandte die Arbeit zurück und durfte seines Hungers nun mit innerer Hochfahrt genießen. Er wurde Referent der radikalen Zeitung „Die rote Mütze" — in den Augen der „Gutgesinnten" ein „Skandalschreiber"; sein Bruder Karl Nikolaus, dieses Prachtexemplar eines anmaßend beschränkten Protzen, brach mit ihm, der ihn in Unehren brachte; im Reichstag, in Generalversammlungen, überall, wohin sein Beruf ihn führte, wurde er, der ehemalige Beamte, der zum Radikalen herabgesunken, er, der es wagte, gerade und wahr zu sein, wie ein Auswürfling, ein Verbrecher auf den letzten Platz gesetzt, gemieden und verachtet. Oft wurde er an sich selbst irre; war er verächtlich oder waren es jene? denn er liebte die Menschen und jeder hübsche Zug machte ihn froh und versöhnte ihn wieder. Als er jedoch nach einem Vierteljahr auf der Höhe des Mosebackeparks seine Erfahrungen zusammenfaßte, fühlte er sich alt, müde und gleichgültig. „In all diese Häusermassen drunten hatte er hineingeblickt und es sah alles anders aus, als er es gemeint. Er war in der Welt gewesen und hatte den Menschen in mannigfachen Verhältnissen geschaut, wie ihn nur der Zeitungsreferent und der Armenarzt zu Gesicht bekommt, . . . er hatte den Menschen als Gesellschaftstier in allen möglichen Formen kennen gelernt. Er hatte Reichstagssitzungen, Kirchenmeetings, Generalversammlungen, Wohltätigkeitskomitee-Sitzungen, Polizeikommissionen, Begräbnissen, Festen, Volksversammlungen beigewohnt: überall große Worte, viele Worte, Worte, die man in täglicher Rede niemals gebraucht, eine Art besonderer Worte, die nicht der Ausdruck für irgend einen Gedanken sind, wenigstens nicht für jene, die man aussprechen wollte." Und da er den Menschen nie anders sah denn als „lügenhaftes Gesellschaftstier, das er ja sein muß, nachdem die Civilisation ihm den offenen Krieg verbietet" — (wie man sieht, spricht Strindberg schon 1879 etwas Nietzschesche Gedanken aus) —; da sein Mangel an Umgang ihm nicht auch das andere Tier zeigte, „das in seiner Muschelschale und den vier Wänden ganz liebenswürdig ist, wenn man es nicht reizt, und das sich gern mit all seinen Fehlern und Schwächen darstellt, wenn kein Zeuge zugegen ist"; — so wurde er in seiner Auffassung einseitig und doppelt bitter. Seine Verhältnisse verdüsterten sich. Seine Gedichte waren erschienen und in allen Blättern, die dem Verleger nahestanden, hoch gepriesen worden. Die „gute Gesellschaft" und sein Bruder breiteten ihm wieder die Arme entgegen; er brauchte nur mit seinen Grundsätzen zu brechen, seine alte Carrière wieder aufzunehmen und er war der gefeierte Dichter und die Geldspinde des Großhändlers

Falk stand ihm offen. Es war verlockend ... jedoch in jener Geldspinde häuften sich Schuldverschreibungen, prolongierte Wechsel leichtsinniger Offiziere, geprellter Cavaliere, zugrundegerichtete Würdenträger, welche wie mit unsichtbaren Fäden an das Falksche Haus geknüpft und dessen Gastfreundschaft anzunehmen gezwungen waren, wofür sie sich mit schlechtverhehlter Mißachtung und deutlichen Spottreden rächten. Was er sah und hörte, trieb Arvid vom Tisch des Bruders fort, direkt ins Lager der Ausgebeuteten, derjenigen, die arbeiten, ohne die Früchte der Arbeit zu genießen. Hier mußte Redlichkeit noch zu finden sein, hier Rechtsgefühl; hier wollte er ansetzen und eine neue, bessere Welt aufbauen helfen. Er tritt in die Redaktion der „Arbeiterfahne". Was erwartet ihn da? Ein unwissender Redakteur, der an ihm die Bildung und die weißen Hände haßt, ein Redakteur, der das Volk zum Pöbel erzieht, ein Redakteur, der ihn brutalisiert und den Setzerjungen mißhandelt, mit einem Wort, auch hier der tyrannische Arbeitsgeber, der sich nebenbei an die Reaktion verkauft. Arvid schaudert. Enttäuschung auf Enttäuschung. Alles trügt; auch die Liebe hat ihn betrogen. Wozu kämpfen? Ist nicht oben und unten alles gleich faul? Beherrscht nicht unten die gemeine Notdurft alle Geister sowie oben die feile Genußsucht? Macht die eine nicht bestechlich wie die andere? Verdirbt der Hunger nicht schließlich jedes Gewissen? Und hat der Hunger nicht ein Recht dazu? Ist sein Recht nicht über allem Recht? Nicht das älteste Recht? Nicht das stärkste? Rings um ihn herum predigt man es und schon gewinnt es ihn selbst. Nun ist er reif zum Sinken. „Es ergriff ihn die Verzweiflung wie ein Gerber mit langen Haken und schob ihn hinab, hinab in das Schmutzfaß, in dem er zubereitet werden sollte, ehe das Messer kam und ihm das Fell abschabte, damit er werde wie die anderen Menschen. Und er fühlte nicht Gewissensbisse, nicht Reue über ein verlorenes Leben, sondern ganz einfach Verzweiflung darüber, in seiner Jugend sterben zu müssen, den geistigen Tod zu sterben, ehe er etwas leisten könne" ... In dieser Erniedrigung trifft ihn der Versucher. Er sitzt mit Journalisten ärgster Sorte in einem Branntweinkeller; sie schreiben „über der Menschen Wert und Unwert und zertreten Herzen, wie man Eierschalen zerdrückt". — „Schweigt und schreibt, Jungens; so kriegt ihr Kaffee und Cognac!" — Schon setzt Arvid die Feder an, mit der er die Blume seiner Ehre für Brot hergiebt, — da — ich kann es nicht leugnen — erscheint ein deus ex machina, Dr. Borg, Materialist, Arzt, Naturforscher, ohne Glauben, ohne Enthusiasmus, ohne „schlechtes Gewissen" und ähnliche Beschwersteine, brutal und rücksichtslos, gerade und grob, ein Kraftmensch, der sich seinen Weg durch Dick und Dünn bricht, mit allen Mitteln baut und dennoch nicht schmutzig wird, ein Determinist, ein Nihilist und sehr ungöttlicher Maschinengott, — dieser Dr. Borg kommt und holte sich Arvid halb mit Gewalt; er schleppt ihn auf einen Kutter, wo sein Schützling, der junge Levi, sitzt und lateinisch lernt und dazu belegte Bemmen ißt. „Hier," sagt Borg, „ist der Kutter Uria; der Name ist häßlich, aber das Boot segelt gut; dort sitzt des Schiffes Rheder, der Judenjunge Isaak und liest in der Rabeschen Grammatik; der Thor will Student werden; — Du bist sein Informator und nun fahren wir zu unserem Sommeraufenthalt nach Nämdö. Alle Mann an Bord! Nicht räsonniert! — Klar? — Ab!" — So führt Dr. Borg unseren Arvid mit ins Freie; er füttert ihn gesund und rund und trachtet ihn von seinen Ideen zu heilen. Das mißlingt ihm wohl, aber seinen Ratschlägen schenkt Arvid Falk Gehör. „Er wendet sich wieder der Be-

amtenlaufbahn zu," schreibt Borg, „er kehrt zur Gesellschaft zurück, läßt sich in die Herde einrollieren, wird respektabel, bekommt eine soziale Stellung und hält den Mund — vorläufig, — bis sein Wort Autorität bekommt." — Er verliebt sich wieder und heiratet. Er lebt nur seiner Frau. Er treibt Numismatik und spricht niemals eine Ansicht aus. Sein Charakter hat im Kampf ein leichtes Leck davongetragen; fast wäre er gescheitert. Nun hat er das richtige, ein bescheideneres Maß für seine Kräfte; er weiß, daß sein Untergang im Widerstreite unvermeidlich und völlig nutzlos ist. Er spart sich auf. Es ist ein Reifen des Enthusiasten zum praktischen Mann. Er erwägt die Möglichkeiten: Der Einzelne vermag nichts gegen ein System. Der Druck von außen hat eine harte Rinde um sein Herz gelegt; allein der Druck gerade hält den Feuerkern des Fanatismus flüssig. „Ihr sollt vor diesem Menschen euch in acht nehmen, wenn er einmal fertig wird," sagt Dr. Borg von ihm . . .

— Und „das rote Zimmer"? Wo bleibt es?

Das „rote Zimmer" befindet sich im Bernschen Salon, dem „Junggesellenklub" von Stockholm; es verdankt seinen Namen den roten Möbeln und seinen Ruf den Künstlern und Litteraten, die allabendlich hier zusammen kommen.

— Und warum heißt das Buch nach ihm?

Weil es der Mittelpunkt ist, in welchem die zerstreuten Elemente des Buches sich treffen; weil hier die Bohême sich aufhält, die Zigeuner des Lebens, die nie recht seßhaft werden, die ohne Zwang und Band noch ein Stück Freiheit und Wahrheit und Natürlichkeit bewahrt haben; weil hier eine Oase ist in der Welt des Humbugs, eine Zufluchtsstatt, wo die Gesellschaft sich demaskiert und aller falsche Schein von ihr abfällt und weil Strindberg sich den Mikrokosmus seines Buches vom menschlich freien Standpunkt des „roten Zimmers" aus ansah.

„Das rote Zimmer" ist nicht bloß eine Satire auf die menschliche Gesellschaft, welche ihre Häßlichkeit mit ehrwürdigen Formen und prunkenden Worten zudeckt; nicht bloß die feingezeichnete Entwickelungsgeschichte eines modernen Revolutionärs, der schweigen gelernt und auf die Zukunft wartet, sondern es ist auch ein getreuer Spiegel nordischen Kunstlebens. Es ist nicht bloß verstandesdürre Kritik und Opposition, sondern diese ist ganz durchwachsen und umblüht von dichterischer Darstellungslust, und wenn die Satire einmal Miene macht, die Grenze der Karrikatur zu überschreiten, so winkt das Leben zu verlockend und zieht mit unwiderstehlicher Macht Strindberg zurück in seine weichen, vollen Arme.

Dafür auch welcher Reichtum in der künstlerischen Gestaltung! Dieser prächtige Maler, der „sarkastische" Sellen, welcher alle Widerwärtigkeiten ohne Wimpernzucken und Glück und Erfolg ohne prahlerische Freude mit allzeit gleicher Anmut auf die leichten Achseln nimmt, mit göttlicher Unbekümmertheit seine Weste, des Freundes Stiefel — „was mein, was Dein!" — in die letzten Bettlaken stopft und gegen weiße Farbe umtauscht, der in einem harten Winter seinen Fußboden langsam verbrennt und den Hunger mit Lektüre im Kochbuch wegträgt; Sellen, der malt, wie es sein Genius, nicht wie das Publikum es will, der gegen die Strömung geht und die Strömung schließlich in seine Fußspur zwingt. Der „praktische" Lundell, der den Leuten stets zu Geschmack malt, Kirchenbilder à la Rubens mit recht viel Figuren und Porträts von schmeichelhafter Ähnlichkeit, Bilder, auf welchen der Leinenkrämer geistreich, der Bankdirektor edel aussieht und der Grossierer

eine schlanke Taille sowie glitzernde Ordenszeichen aufweist ... Der lange hagere Ygberg und der kleine dicke Montanus, beide geübte Hungerer und Freunde der Philosophie, welche ersteren zum höheren Standpunkt der Wurschtigkeit aller Ideen und letzteren zur Verlängerung aller Realität außer der Idee führt; unser bekannter Dr. Borg, der die Menschen ansieht wie Mineralien, die bald nach diesem, bald nach jenem Systeme krystallisieren; der liebenswürdige Baron Rehnjelm, den die Gemeinheit seiner Umgebung „fast“ zum Aristokraten macht; der geniale Schauspieler Falander, für den der Erfolg um zehn Jahre zu spät kam, die Inkarnation des Skepticismus, dessen Schärfe alles zerfrißt, was „alt“ und gedankenlos anerkannt ist, — alles, auch die Kunst; der „Judenjunge“ Isaak Levi, der ein „receptiver“ Kopf ist und im Handumdrehen lateinisch, griechisch und manches anderes lernt, was ihn „frech und unangenehm“ macht, welcher dabei aber praktisch bleibt, aus nichts Geld zieht und nächstens ganz Schweden in die Tasche steckt. „Er ist wie ein Aal,“ sagt Borg, „der neun Leben hat und von nichts lebt; er trinkt nicht, er raucht nicht, er hat keine Laster, aber er ist furchtbar.“ Und Borg beginnt in der That diesen Isaak, der bisher mit hündischer Treue an ihm hing, den er sonst gestreichelt und geschlagen hatte, zu fürchten und zu hassen, bis derselbe in einem Zornesausbruch gegen die „Christen“ erzählt, was er als Kind in der Schule, als Soldat beim Exercitium gelitten: „da änderte sich meine Ansicht über ihn und seinen Stamm“. Feiner, wahrer und dabei menschlicher konnte der jüdische Typus im Guten und Bösen nicht gezeichnet werden. Und mit welchem zarten, leichten Farbenauftrag malt Strindberg die Frauen des Buches — obwohl dies Stück „Mensonges“ keinen großen Raum einnimmt, — die spitzbübische Schauspielerin mit den unschuldsvollen Augen, welche Falander, Rehnhjelm und Arvid betrügt, — wie fühlt man dabei ihren Reiz durch! — Die beiden wohlthätigen Damen Falk und Homann, die sich im Vornehmsein beständig überbieten — wie eindrucksvoll die Szene in Hvita Bergen, wo sie ein so „vortreffliches“ Haus finden, voll verwahrloster Kinder, die Jesus nicht kennen und sich für ihn nicht interessieren, dies Haus voll Elend, Gottlosigkeit und Verstocktheit, — Laster, die sich im Notizbuch gut ausnehmen und welche sich im Tischler Eriksson verkörpern, der sie schließlich mit seinen „sozialistischen Rohheiten“ verjagt — „pfui Teufel, wie riecht's nach Eau de Cologne!“ — sagt der Tischler und nimmt eine Prise . . . Jedoch das Meisterstück an Charakteristik bietet Strindberg in seinem Großhändler Falk. Wer kennt ihn nicht, mit seiner großen fetten Gestalt, die macht, daß er so brav mit den Stiefeln knarren kann, mit seinem Anstrich von Wohlwollen und Verachtung gegen alle, die ihm schwächer scheinen, mit seiner Vorliebe für Menschen, auf denen er herumtreten darf, mit seiner Eitelkeit, die beständige Nahrung will, mit seiner Großmut, bei welcher der Beschenkte auch der Betrogene ist, — ob er nun Freunden „schiffbrüchige“ Cigarren anbietet oder einer Krippe 20000 Kronen in „notleidenden“ Aktien giebt. Man lese doch die Szene zwischen den beiden Brüdern Falk, oder das Kapitel „Herren und Hunde“, wo der Großhändler mit seinen Parasiten zecht; es steckt ein etwas bitterer Humor drin, dabei aber echte Freude an der Arbeit; etwas besseres hat keiner der großen angelsächsischen Humoristen geschrieben.

Die Komposition des Romanes ist lose bis zur Nachlässigkeit. Ich weiß nicht, ob dies Absicht, ob es auch ein Stück Opposition ist; das weiß ich aber, daß der Kontour an den Menschen und

Dingen, welche Strindberg schildert, nur um so fester sitzt. Kein Zug, der falsch oder unsicher wäre. Kein Zuviel oder Zuwenig in äußeren Einzelheiten und inneren Entwickelungen. Jeder handelt, wie er muß, jeder spricht, wie er kann, dumm, klug, geistreich, paradox, affektiert, einfach, roh, wie Stand und Art und Stimmung es fordert. Wie viel dies an Künstlerschaft bedeutet, wie selten jemand ein feines Ohr für die Echtheit im Tone hat, das brauche ich nicht erst zu sagen. Und all dies faßt Strindberg in den Rahmen eines Stils, der Stil hat, weil er der volle Ausdruck einer großen selbstsicheren Persönlichkeit ist. So schreibt nur ein Mann, der alle Dinge neu sieht, ein Mann, welcher unter der Einsicht gelitten, in wie hohem Grade wir ein Produkt des Zusammenstoßes ererbter Eigenschaften und äußerer Einflüsse sind, ein Mann, welcher das Bedürfnis fühlt, in dies Bunte Einheit zu bringen und dieser Einheit seinen Stempel aufzudrücken. Und das gelingt ihm. In der wechselvollen Gestaltung seiner sozialpolitischen, philosophischen, ethischen Überzeugungen steht Eines ihm fest: das moderne Dogma von der Einheit aller Naturwesen, der auch der Mensch sich endlich unterwirft, und was daraus hervorgeht, die Zollung ehrfurchtsvollen Gehorsams gegen die Gebote der Natur. Kein Gedanke fließt aus Strindbergs Seele, welcher diesem Dogma sich nicht angepaßt; es ist das Fleisch und Blut seines Denkens und Fühlens worden. Aus ihm schöpft seine Dichtung die Fülle und Neuheit der Gesichtspunkte, die frische Kraft und Wahrheit in der Einzelbildung; es färbt sich ab an seinem Stil, der reich und machtvoll ist wie das Leben in der Natur, das er spiegelt, „und der im Tempo so schwedisch, — hitzig wie das Gemüt der Nation und empfänglich ist wie ein Stahlspiegel.“ (Ola Hansson).

Marie Herzfeld.

Polnische Litteratur.

Die Naturalistin Gabrielle Zapolska, welche mit großer Vorliebe in den Tiefen des Alltagslebens zu wühlen pflegt, nahm sich diesmal vor „das ewig Weibliche“ näher zu bestimmen und sein Wesen zu ergründen. So entstand ihre Novellensammlung u. d. T. One (Sie), die dem Titel aber gar nicht entspricht. Niemand würde darin die geniale Schöpferin der „Mataszka“ und der „Kaśka-Karyatyda“ erkennen.

Wie anders stellt sich uns eine andere Jüngerin der Novellistik vor, die unter dem Pseudonym Ostaja vor einigen Jahren „Skizzen und Bilder“ und dieses Jahr „Novellen“ dem Publikum vorgelegt hat. Was sie am besten charakterisiert, das ist ihr Stil, der, gar nicht weibisch, oft den der besseren von ihren männlichen Kollegen an Kernigkeit übertrifft, das ist ferner die Objektivität der Darstellung, die jeden denkenden Leser zum Nachdenken anregt. Die beste von diesen Novellen, deren acht die Sammlung bilden, ist „Der Brief“.

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu“ könnte man von dem Sujet der neuesten Novelle Łętowskis sagen, die u. d. T. Rywale (Nebenbuhler) jüngst die Presse verließ. Der Autor führt uns zwei Paar Nebenbuhler vor, von denen der eine um die Hand einer Witwe, der andere um die ihrer Tochter wirbt. Die erste bleibt sitzen, da sie einen Freier rundum wegjagt, von dem andern aber bestohlen und verlassen wird. Die Tochter, welche anfangs dem Steinmetzen Felix große Zuneigung gezeigt, verliebt sich endlich in seinen Kameraden Ludwig, der ihr besser zu gefallen weiß, und wird seine Frau. Der arme Felix zieht sich zurück, klagt nicht, obwohl er leidet, ja, als er durch den Tod seiner Tante ein reicher Mann wird, sehn wir ihn der von ihrem leichtsinnigen Mann verlassenen Franziska Hilfe leisten. Endlich

als Ludwig einen elenden Tod stirbt, vermählt er sich mit der Verwitweten und damit schließt das Buch. Ist die Fabel auch nicht neu, so müssen wir an der Novelle doch die interessante Darstellung, die feinste psychologische Motivierung und den kurzen, echt novellistischen Stil loben.

Eine zweite Ausgabe — was bei uns eine rare Sache ist — erlebte binnen 4 Monaten das Novellenbuch Heinrich Sienkiewicz', das nach der besten „Ta trzecia" (Diese Dritte) betitelt ist. Es wäre sehr wünschenswert, daß dem deutschen Publikum, welches die historischen Romane dieses genialen Autors („Mit Feuer und Schwert" und „Die Sündflut") in vortrefflichen Übersetzungen besitzt und bald auch den dritten und letzten dieser Serie (Der kleine Ritter) kennen lernen wird, ermöglicht würde, diese Perle der modernen polnischen Novellistik in sinn- und wortgetreuer Übersetzung kennen zu lernen, da, wie ich schon erwähnte, „Der kleine Ritter" (Pan Wolodyjowski) in deutscher Übertragung erscheinen soll, so will ich hier die Aufmerksamkeit der Leser auf eine kleine, aber sehr interessante Studie des jungen Kritikers Thaddäus Sternal lenken, welcher sich vornahm, das Verhältnis dieses Romanes zur Geschichte zu präzisieren. Die Studie führt den Titel „Belagerung des Kamenz in dem Roman und der Geschichte" und ist dieses Jahr in Lemberg erschienen.

Im Verlage S. Lewentals in Warschau erschien zum erstenmale eine Auswahl von Goethes Schriften, übersetzt von Ludwig Jenike. Der bekannte und verdiente, obwohl nicht der erste Übersetzer von Goethes Faust (I. Teil) bietet uns in dieser Sammlung: lyrische Dichtungen (nicht alle), „Hermann und Dorothea", „Reineke Fuchs" (beide mehr eine Bearbeitung, als wortgetreue Übersetzung), „Egmont", „Iphigenie" in Tauris und Torquato Tasso. Schwankt auch manchmal der Versbau der lyrischen Dichtungen, so muß man jedenfalls für das Gebotene dem Übersetzer Dank wissen, da außer ihm und Professor Zathey nur wenige es wagten, die Lyrik Goethes dem polnischen Lesepublikum zugänglich zu machen. Von Frau Kurtzmann besitzen wir eine andere Übersetzung der Iphygenie in Tauris, die übrigen Werke aber erscheinen im Polnischen zum erstenmale.

Fast in derselben Zeit erschien der I. Band der „Auswahl von Heines Schriften", welcher nebst einer Silhouette des Dichters Übersetzungen von Alexander Kraushaar umfaßt. Nicht immer gelungen sind sie, was wir leider gestehen müssen. Ja viele stehen sogar den Übersetzungen anderer polnischer Dichter, wie Urbańskis, Jankowskis, Konopnickas nach.

Der schon erwähnte Verleger S. Lewental gab auch einen historischen Roman der einst gefeierten Dichterin Deotyma heraus, welcher den Titel „Branki w jassyrze" (Mädchen in Tartarensklaverei) führt. So oft (eigentlich so selten, denn dies geschieht nicht am öftesten, wofür wir ihr Dank wissen) sie den Parnaß verläßt und ihre hochfliegenden Gedanken in gewöhnliche Prosa kleidet, glauben wir uns in die guten alten Zeiten Walter Scotts versetzt.

Vor wenigen Wochen beschenkte das lesende Publikum auch Herr Lubowski, der einst so geschwätzig, in den letzten Jahren aber recht still geworden, mit einer Novellensammlung, die nach der ersten (wie's jetzt à la française bei uns Mode wird) „Kochanek Malgosi" (Gretens Liebhaber) benannt wurde. Über ihren Wert gedenken wir später zu berichten.

Als die größte Neuigkeit gilt die dreibändige Erzählung Boleslaus Prus (Alexander Glowatzki) „Lalka“ (Die Puppe). Lange ersehnt, wurde sie jetzt aus den Feuilletons des „Kuryer codzieuny“ abgedruckt. Wir hoffen, daß sie dem Autor neue Lorbeeren eintragen wird und kommen darauf zurück, sobald es uns gelingen wird, Prus' neueste Schöpfung kennen zu lernen.

Franz Kröel.

Dringende Bitte

an Alle, die Lust tragen, an unserer Zeitschrift mitzuarbeiten, keinerlei Manuskriptsendung an uns gelangen zu lassen, ohne vorherige Anfrage. Wir sind überreich mit Beiträgen versehen.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Aufruf.

Durch Gerichtsspruch wurde das letzte vollendete Werk Hermann Conradis, die Frucht jahrelanger Geistes- und Gemütsarbeit, mit einem Schlage vernichtet.

Der Dichter selbst starb während der Vorverhandlungen dieses so unheilvoll in sein Schaffen eingreifenden Prozesses am 8. März dieses Jahres in Würzburg. Seit langer Zeit im Kampfe mit herbster Not, hätte sein Nachlaß nicht einmal die Mittel gewährt, ihn abseits von den armen Leuten zu bestatten, geschweige ihm eine Grabstätte zu errichten, die seiner Bedeutung für die Erneuerung der vaterländischen Litteratur und der Pietät seiner Freunde entsprochen hätte.

Der geniale Sänger der „Lieder eines Sünders“ gehörte zu denjenigen Naturen, die bei den Zeitgenossen eine mächtige persönliche Reaktion hervorrufen — glühende Begeisterung hier, wütenden Haß dort — das erfährt Jeder, der, selbst eine Natur, je eine Zeile von Conradi gelesen oder mit diesem schrankenlos subjektiven Manne in Verkehr gestanden.

Mögen nun seine Freunde und wer sich dem unglücklichen Heimgegangenen sonst verpflichtet fühlt, ihr Scherflein beitragen zur würdigen Instandsetzung des verödeten Dichtergrabes und Beschaffung eines schlichten Denksteins. Der Überschuß der einlaufenden Spenden — und die Unterzeichner rechnen im Namen der Menschlichkeit auf einen solchen — wird den Eltern des Verstorbenen zur Verfügung gestellt werden. Da die nächsten Bekannten allein nicht genügend helfen können, so ist es Pflicht, nicht zu verschweigen, daß die Familie Hermann Conradis gänzlich verarmt ist. Wenn Vater und Mutter des Dichters nicht äußerstem Jammer preisgegeben werden sollen, muß schnell Hilfe kommen.

Der irdische Ausgang dieses strahlenden Geistes war unsagbar verdüstert. Wer sich jetzt der Kenntnisnahme seiner Werke noch verschließen will, der lese wenigstens seinen „Verlorenen Sohn“ (abgedruckt in den „Deutschen Blättern“) und achte den furchtbaren Schmerz des Kindes, der aus dieser Dichtung spricht und helfe an seinem Teile wenigstens materiell das Gute thun, das der unglückliche Dichter seinem „Mütterlein“ nicht mehr erweisen konnte.

Beiträge nimmt die Redaktion der „Gesellschaft“ entgegen.

Wir bitten freundlich gesinnte Blätter um Weiterverbreitung dieses Aufrufes.

Nach Schluß der Sammlung erfolgt Quittung an dieser Stelle.

Dr. M. G. Conrad, München. — Oskar Hänichen, Würzburg. — Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Verantwortliche Leitung: Dr. M. G. Conrad in München.
Verlag von Wilhelm Friedrich, Druck von C. G. Röder in Leipzig.

